
Princeton University Library
32101 043020708


VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Vigel

Blätter
für
Volksbibliotheken und Lesehallen

Herausgegeben
unter ständiger Mitwirkung zahlreicher Fachgenossen
von

Prof. Dr. E. Liesegang
Direktor der Nassauischen Landesbibliothek in Wiesbaden

Neunzehnter Jahrgang

Leipzig
Otto Harrassowitz
1918

Inhalts-Verzeichnis.

Von Ch. Martin.

Als Beilage findet sich mit besonderer Paginierung ein Blatt „Mitteilungen der Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen" hinter jedem Heft; der Inhalt ist in dem Namen- und Sachregister nicht berücksichtigt.

Namen- und Sachregister.

Bücherschau.*)

A. Bibliographisches, Populärwissenschaft etc.

*) Nur die besprochenen Werke sind aufgeführt.

B. Schöne Literatur.

---

19. Jahrg. Nr. 1 u. 2. **Blätter** Januar-Februar 1918.

für Volksbibliotheken und Lesehallen.

Herausgeber: Professor Dr. Erich Liesegang in Wiesbaden. — Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig. — Preis des Jahrgangs (12 Nrn.) 4 M. Zu beziehen durch jede Buchhandlung und Postanstalt.

Charlotte Niese.

Ein paar Worte zur Anregung.

Von Otto Lerche.

Gerade in dieser Zeit sollte man sie lesen, recht viel und gründlich, sie erfrischt und erheitert, sie versöhnt und beruhigt! Und wie wenig ist sie eigentlich bekannt, die holsteinische Dichterin! Nur ganz wenig hat man im allgemeinen von ihr gelesen. Und dabei hat sie schon ihren 60. Geburtstag gefeiert. Und die 60. Geburtstage sind gewöhnlich die Tage, an denen die deutschen Dichter aus dem Dunkel des Unbekanntseins in das Licht der Berühmtheit treten. Wenn sie dann ihren 70. Geburtstag noch erleben, haben sie geradezu schon die Anwartschaft auf einen Nationalfeiertag. Zwischen 60 und 70 aber bleibt gewöhnlich alles beim Alten. Nur die Tagesberühmtheiten, die die Welt jedes Jahr mit einem neuen Schlager beglücken, machen von dieser Art der deutschen Dichter eine Ausnahme — oder sie gehören garnicht zu der eigentümlichen Sorte Mensch „Deutscher Dichter"? Ganz und gar aber zu dieser Sorte Mensch gehört Charlotte Niese, und es wäre an der Zeit, sich ihr einmal zuzuwenden und ihre frische Art auf weitere Kreise wirken zu lassen.

Auf einer stillen Ostseeinsel ist die Dichterin in dänischer Zeit geboren. In einem lebhaften Pfarrhause hat sie mit einer großen Zahl von Geschwistern eine heitere, sorgenlose Jugend verlebt. Besonders erfreulich sind die in ihren zahlreichen kleinen Skizzen und Erzählungen dargelegten Beziehungen zum Inselvolk in seiner Arbeit, in seiner Weltanschauung und in seinen derben Festen. Noch in die Kindheit der Dichterin fällt die Besitzergreifung der Insel durch die Preußen, und damit findet die auch an den jugendlichen Herzen nicht spurlos vorübergehende, ständige politische Erregung einen harmonischen, wenn auch in dieser Hinsicht zunächst nur äußerlichen Ausklang. Im Vaterhause und noch vielmehr im Hause des Großvaters kommt das Kind schon mit einer stets wechselnden, bunten Schar von Gästen zusammen. Trotz der etwas entlegenen Lage dieses Jugendlandes finden allerlei fröhliche, seltsame, feierliche und sonderbare Gestalten den Weg dorthin, und das lebhafte Kind hat an allem Besuch und seinen Geschicken lebhaften Anteil genommen.

Die Urquelle und der eigentliche Anfang ihrer dichterischen Tätigkeit ist ganz und gar das Elternhaus, der heimatliche Boden und in

weiterem Sinne das nordische Deutschland, die von Sturmes- und Meereswogen umbrandete Nordmark. In ihren kleinen Geschichten und Erzählungen finden wir zum Teil wohl Selbsterlebtes; dann aber enthalten sie vor allen Dingen Schilderungen aus der Natur der Heimat, aus dem Leben der Insel und seiner Bewohner. Die politischen Ereignisse, die nationalen Gegensätze und gelegentliche Regierungseingriffe werden ebenfalls nicht selten gestreift, und sie mögen die Dichterin angeregt haben, sich hier und da einmal mit geschichtlichen Stoffen, die keineswegs immer auf die engere norddeutsche Heimat beschränkt sind, zu beschäftigen. Der frühzeitige, vielseitige Verkehr mit allen möglichen Gesellschaftsklassen findet einen literarischen Niederschlag in mehreren modernen Romanen, die freilich ganz im behaglichen Ton der Erzählung geschrieben sind, aber eine richtige und glückliche Erfassung der sozialen Probleme keineswegs vermissen lassen.

Die kleinen Geschichten und Erzählungen aus der Heimat haben der Dichterin wohl zuerst Freunde und in weiten Kreisen Anerkennung gebracht. Sie sind heute in manchen Sammlungen zusammengefaßt, und es ist garnicht schwer, einen ziemlich starken Band derartigen Stoffes zu bewältigen. Dahin gehören etwa: „Bilder und Skizzen aus Amerika", „Aus dänischer Zeit", Reihe 1 und 2, „Geschichten aus Holstein", „Die braune Marenz", „Allerhand Sommergäste" und andere Geschichten. Der Kreislauf des Jahres, die Witterungsverhältnisse, die großen Festtage bilden den Leitfaden, an dem sich die Ereignisse, die jeweils geschildert werden, wie an einer Perlenschnur aufreihen. Im Sommer kommen die Sommergäste, die von den Kindern je nach dem, ob sie etwas mitbringen oder nicht, ob sie ein besonderes, großes Maß von Artigkeit verlangen oder nicht, mit mehr oder minder gemischten Gefühlen empfangen werden. Dann wird von den Tanten auch ein alter Koffer auf dem Dachboden ausgepackt, und Erinnerungsgegenstände längst vergessener Zeiten geraten in die Hände der Kinder. Dann werden auch Wagenfahrten über Land unternommen, die alles bisher Erlebte verblassen lassen. Im Herbst bringt das stürmische Wetter allerlei interessante Dinge an den Strand, den nun die verwöhnte Großstadt meidet. Der Herbstmarkt bringt die Inselbewohner in die Stadt und für wenige Bankschillinge gibt sich das junge Volk den Freuden des Festes so uneingeschränkt hin, daß in den nächsten Tagen die schwankend gewordene Gesundheit ernste Aufmerksamkeit verlangt. Aber mit dem Herbste kommt auch die Ernte, die immer wieder „man mittelmittel" ist, mit der Ernte kommen die Monarchen, die vorübergehenden Erntearbeiter. Es gibt Rauferei und Totschlag, kurz recht viel für ein Kindergemüt Welterschütterndes. Aber mit der Ernte kommen auch die nahrhaften Zeiten, in denen besonders Großvaters Köchin in ihrem hellsten Glanze erstrahlt. Dann aber kommen herbstliche Tage und lange Nächte. Da ist eine sonst philosophisch-behagliche Unterhaltung mit dem Totengräber Kelling auf dem Friedhofe nicht sehr erwünscht, selbst wenn es sich um „schöne Leichen" und nahrhafte

Leichenschmäuse handelt. Durch die Winternacht aber leuchtet das Weihnachtslicht mit all seinem Glanze. Endlose Wunschzettel werden geschrieben und verworfen, die Weihnachtsgedichte machen viel Sorgen und die Handarbeiten werden auch dies mal nicht fertig. Fraglich ist zudem, ob man bei dem stürmischen Wetter einen richtigen Weihnachtsbaum vom Festlande bekommt oder ob man sich mit einem künstlichen Gestell, das vom Tischler mit nicht ganz einwandfrei beschafften Tannenzweigen umwunden wird, begnügen muß. Kurz vor Weihnachten bringt dann noch das Rummeln einen Hauptspaß für die männliche Jugend, und der sehnlichste Wunsch des kleinen Mädchens ist es, auch einmal mit einem ordentlichen Rummelpott rummeln zu gehen. Neujahr und Fastnacht bringen angenehme Grauslichkeiten; das kleine Städtchen birgt bald mehr Gespenster als lebende Menschen. Dazu bringen Hochzeit und Taufe, Tod und Begräbnis, Geburtstag und andere Familien- und Freundschaftsfeste außerordentlich viel Sorgen und Anregung für ein Kinderherz. Milo, Jürgen und ich — das ist das Geschwisterkleeblatt mit der Dichterin in der Mitte — erleben alles das gewissermaßen in gesteigertem Maße. Mit einer köstlichen, kindlichen Naivität und Ursprünglichkeit, ja mit einer herzlichen, erinnerungsfrohen Andacht und Dankbarkeit sind diese Geschichten und Episoden aus dem Kinderland erzählt. Sie ergreifen den Leser in ihrer schlichten Innigkeit, sie erwärmen durch die goldene Behaglichkeit, und sie haben einen bleibenden Wert durch die reine Lauterkeit des Stoffes und die wie selbstverständliche Anmut der Sprache. Trotz aller scheinbaren Lässigkeit wohnt allen Schilderungen der Dichterin eine starke Kraft inne; Ernst und Heiterkeit des Lebens sind echt und gemütvoll aufgefaßt. Lebensbejahung ist in aller Kleinlichkeit und in aller Sorge des Alltags doch der Leitgedanke.

Aus diesem heimatlichen Mutterboden, dem die Dichterin die Menschen und die Bilder ihrer kleinen trauten Erzählungen entnimmt, sproßt auch die Beschäftigung mit der Geschichte der Heimat. Gelegentlich werden Schilderungen von Seeräuberfahrten gegeben, die Blütezeit der Hansa und die Handelsschiffahrt werden hier und da einmal gestreift. Vor allen Dingen handelt es sich aber doch um die Ereignisse der Nordmark; die Auseinandersetzung zwischen Dänen und Deutschen haben gelegentlich die Dichterin zur Behandlung angeregt. Es sind jedoch selten die großen Momente und noch weniger die glänzenden Persönlichkeiten, die im Vordergrunde der dichterischen Gestaltung stehen. Die mächtige Gestalt Struensees und die unglückliche Königin Karoline z. B. sehen wir nur im glänzenden Hintergrunde, obwohl es ihr Schicksal ist, daß sich vor den Augen der „Minette von Söhlenthal“ abspielt. Diese junge, zaghaft-weltfremde und doch anmutige Hofdame erlebt all das Große und Grausige in nächster Nähe und in einer gewissen abgeklärten Resignation: so sehen wir mit ihren Augen fast unbeteiligt das politische Trauerspiel als das Vergängliche. Die Zeit mit ihren Schwierigkeiten, mit ihrer Gespreiztheit und ihrer Festlichkeit ist gut getroffen. Noch besser aber

liegt der Dichterin die spätere Zeit, die Zeit der französischen Revolution, die in die Elbherzogtümer eine große Anzahl angesehener Franzosen gebracht hat. In dem feinsinnigen Roman „Vergangenheit“ sehen wir den braven, lieben Wandsbecker Boten Matthias Klaudius, vor dem der Vetter Bäckermeister nur wenig Respekt hat. Mit Ehrfurcht wird gelegentlich der Name Klopstock genannt und hier und da einmal hört man eine Ode von dem großen Poeten. Der Magister Pappelius müht sich sein ganzes Leben hindurch, ein paar Verslein von Bedeutung zusammen zu reimen und macht schließlich doch um des Unterhalts willen nur einen lahmen Liebeshymnus für den Bäckermeister. Auch der junge Birkenfeld hat sein Buch „von der Nützlichkeit des Reisens“ nie zu Ende geschrieben: allerlei Widrigkeiten haben ihn daran gehindert. In die hanseatische und kleinstädtische Behaglichkeit, die von dem Geschrei der Welt da draußen nur wenig oder garnicht berührt worden ist, finden sich die z. T. verstörten und unruhigen Gäste aus dem revolutionären Frankreich nur schwer hinein. Die Dichterin hat außerordentlich fein verschiedene Gestalten wiedergegeben, die für bestimmte Emigrantengruppen stehen können. Die Dichterin zeigt, wie nicht nur das kleine Altona, sondern auch die Weltstadt Hamburg in ihren ganzen Lebensgewohnheiten durch die Fremden beeinflußt werden, wie auch die vornehmsten und zurückhaltendsten Kreise der guten Bürgerschaft den Fremden ihre Häuser öffnen und die glänzenden, abenteuerlichen Gestalten an ihren kleinen Vergnügungen und vor allem an ihrem nahrhaften Lebensunterhalt teilnehmen lassen. Dazwischen findet dann wie ein Streiflicht Wiedergabe die Schilderung von einem Gelage der Stolberger und andrer holsteinischer Edlen, die sich literarisch betätigen und deren Namen damals genannt wurden. Noch weiter in die Einzelheiten der Revolution ist die Dichterin in dem „Tagebuch der Ottony von Kelchberg“ eingedrungen. In diesen tagebuchartigen Aufzeichnungen werden wir aus dem behaglichen, überaus vertrottelten Hofleben des Herzogs von Holstein-Plön, der in seinen reichlichen Mußestunden Strümpfe strickte, in die französische Hauptstadt selbst geführt. Aber auch hier werden nicht die großen Persönlichkeiten, die Licht- und Nachtgestalten in Person handelnd vorgestellt. Wie in Minette von Söhlenthal erleben wir die Schrecken der Zeit und den endlichen Abklang in den Aufzeichnungen und Erlebnissen eines armen deutschen Landedelfräuleins, das halb gegen seinen Willen in den Kreis der unglücklichen Tuilerienbewohner gelangt ist und später Marat und Robespierre aus nächster Nähe beobachten muß. Ottony v. Kelchberg muß dann eine recht abwechslungsreiche Ehe durchmachen, sie erlebt die Glanzzeit Josephines und der französischen Kaiserin aus österreichischem Blute; schließlich nach dem Tode des Gatten und des geliebten einzigen Sohnes kehrt sie in die Heimat zurück. Nicht freilich, um nun in stiller Resignation des vergangenen Glanzes und des großen Schmerzes zu gedenken; auch im kleinen Kreise gibts für einen rührigen Geist und ein paar tätige Hände genug Thränen zu

trocknen und Not zu lindern. So verklingen in Arbeit und Frieden die großen Enttäuschungen, die die Zeit und ihre Stürme diesem Leben gebracht haben. In das 17. Jahrhundert führt der Roman „Die Hexe von Mayen“, der für einen historischen Roman schon eine beträchtliche Anzahl von Auflagen erlebt hat. Auch er schildert in erster Linie die Kriegsfahrten holsteinischer Fürsten und Herren, die diesmal im Kampf für die rheinischen Kurfürsten den gallischen Erbfeind abwehren. Die Hexe von Mayen aber ist ein holsteinisches Edelfräulein, das mit großen Schwierigkeiten von der Dichterin unter die Haube gebracht wird, dann sich dort aber zu einer nicht ganz leicht zu nehmenden Hausehre entwickelt.

Wie die kleinen Erzählungen und die historischen Romane Ch. Nieses in erster Linie frisch und anschaulich, ungekünstelt und naiv wirken, so sind auch die Romane aus dem Leben der Gegenwart feine und liebenswürdige Kost, weit entfernt von dem gespreizten Ungeschick und der Ueberspanntheit großstädtischer Literaturfabriken. Freilich, ein Vorwurf wie die große Hamburger Cholerakatastrophe, ist etwas gewagt, und die Gestalten des Buches „Licht und Schatten“ sind nicht recht wahrscheinlich, sie sind zu sehr Typen, eben Großstadtmenschen, die die Dichterin nicht so genau kennt. Die Klabunkerstraße dagegen ist das rechte Lebenselement der Dichterin. Da ist sie mit ihrem Herzen beteiligt, und da schildert sie aus dem reichquellenden Born ihres Erlebens und ihrer Phantasie all die kleinen und die großen Dinge, die ein einfaches Menschenherz in seinen Nöten und seinen Freudenfesten bewegen kann. Und warum soll hier nicht mit einer „fixen Erbschaft“ die Geschichte — nicht etwa zu Ende geführt, sondern vertieft und ausgesponnen werden! Gerade hier berechtigt sich literarisch die Anwendung der oft getadelten Erbschaft als deus ex machina. Ohne eine solche ungeahnte Besserung der wirtschaftlichen Lage hätte sich häufig die ganze Geschichte in eine blasse Sentimentalität auflösen müssen. Nun werden gerade durch die wirtschaftlichen Vorteile die inneren Zwiespälte und entgegengesetzten Momente, die Kräfte der Menschenseele in ihrem Widerspiel mit neuen Mitteln ausgestattet. So ergibt sich eine in der Tat nicht alltägliche Verwicklung, deren Lösung von der Dichterin meisterhaft und zielbewußt durchgeführt ist. — Von ganz besonderer Zartheit und unendlicher Innigkeit ist das dreibändige Lebensbild einer zierlichen, vielgeprüften und hart kämpfenden Frauengestalt. Im „Menschenfrühling“ sehen wir das arme Waislein hin- und hergestoßen. Zwischen Verwandten, die ihm wohl Liebe aber nichts andres, und andren Angehörigen, die ihm wohl alle wirtschaftlichen Grundlagen aber keine Liebe bieten können. Trotz aller Schwierigkeiten weiß sich das kleine Mädchen alle Jugendfreuden in so reichem Maße zu sichern, daß ihm auch die kleinsten Erlebnisse Quellen reichster Befriedigung und inneren Glückes werden. Diese unverdorbene Menschenblüte setzt sich durch gegen allerlei Widerwärtigkeiten, und gegen die herzlose und eigennützige Bevormundung der feinen adligen Pensionsschwestern weiß das Back-

fischlein mit den rechten und natürlichen Mitteln vorzugehen. Auch die unredliche Aufdringlichkeit und den berechnenden Egoismus wehrt sie bescheiden und freundlich, doch bestimmt ab („Sommerzeit“). Bei aller Heiterkeit und der nie getrübten inneren Zufriedenheit ist sie auch schließlich nach einem unsicheren Frühling und nach einem wechselvollen Sommer mit einem nur eingeschränkten äußeren, aber tieferlebten inneren Glück zufrieden („Reifezeit“). Sie muß den Gatten bald verlieren und will aus dem Sohn nicht mehr machen wie einen brauchbaren Menschen. Auch hier finden wir in erster Linie reine Luft, frisches ungekünsteltes Empfinden, naive Natürlichkeit. Kleine, bescheidene Verhältnisse werden geschildert und durch die Anteilnahme, die die Dichterin für ihre Gestalten im Leser erweckt, wird die einfache Fabel ins menschlich Hohe, zuweilen ins Tragische gesteigert. Auch auf diesem Gebiete wählt die Dichterin mit Vorliebe Stoffe, die ihrem ursprünglichen Kreise naheliegen. So werden im Roman „Auf Sandberghof“ die in der Nordmark noch unausgeglichenen Gegensätze zwischen Dänen und Deutschen dargestellt. Einfache ländliche Verhältnisse werden von der Verfasserin mit scharfem Blick und recht greifbar umrissen: das Pfarrhaus mit seinen verschiedenen Insassen, dem wackern Pastor, der selbst mit der Waffe gegen die Dänen gestanden hat, dem eifrigen und klaren Kandidaten David Rissom, der besorgten und verängstigten Pfarrersfrau und der behäbige Hof des Hardesvogtes oder die leidige Wirtschaft der Dänenfreunde. Sehr stark an der Scholle haftet ebenso die sehr plötzlich sich entwickelnde und gut durchgeführte Erzählung „Revenstorfs Tochter“. Diese Geschichte von den vielen Talern, die doch wieder zu Talern müssen, von den Erbschaften und reichlichen Leichenbieren, von starken und herrschaftsbewußten Frauen und schlafmützigen Männern, von der unterdrückten und siegreich überwindenden Liebe wird auf keinen Leser ohne tiefen Eindruck bleiben. Auch da aber sind die starken Wirkungen mit nur ganz einfachen, ja mit bescheidenen und von der modernen Romantechnik gar verworfenen Mitteln hervorgerufen. Landhaus und Pfarrhaus sind so recht eigentlich die Gebiete, in denen sich das von Ch. Niese geschilderte Leben abspielt. Ihr bedeutendster Roman aus diesem Kreise ist unzweifelhaft „Die Alten und die Jungen“. Es ist außerordentlich schwer, aus der Fülle der gebotenen Mannigfaltigkeiten etwas herauszuheben, das in ganz besonderer Weise erwähnenswert ist. Es wird dem Pfarrer nicht leicht gemacht, allen seinen Gemeindegliedern stets den richtigen Weg mit der nötigen Deutlichkeit und zwingenden Schärfe vor Augen zu halten. Unglückliche Derbheit, aufwallende Zornausbrüche, Liederlichkeit und Faulheit, Aberglaube und Krankheit sind in Hütten und in festen Häusern zu bekämpfen und schließlich muß man doch alle Hilfe von dem erwarten, der die Herzen prüft und das Ende absieht. Ich möchte in diesem Buche Ch. Nieses bestes Werk sehen und dem nur wenig nachstellen die „Römischen Pilger“, die freilich ganz andrer Art gestaltet sind. Jedes Jahr kommen um die Osterzeit oder für den Winter viele Fremd-

linge in die ewige Stadt, um dort auf irgend eine Weise ihr Glück zu machen und irgend welche Wünsche zu befriedigen — oder Hoffnungen in den Ruinen zu begraben. Von fehlgeschlagenen Hoffnungen und unerfüllten Träumen ist besonders die Geschichte der deutschen Kolonie in Rom erfüllt. Auch in Ch. Nieses Roman spielen alle diese Dinge eine nicht unwesentliche Rolle. Aber die Resignation, die die vielen römischen Enttäuschungen hervorrufen und die zuweilen überhand zu nehmen scheint, die schwächliche Entsagung, die den Mutlosen und Enttäuschten so nahe liegt, wird glücklich überwunden: Tatkraft und Lebensmut behalten auch hier die Oberhand.

So ist es in allen Büchern Ch. Nieses. Sie behandeln alle die kleinen Dinge dieser, unserer Welt. Es ist das Leben in seiner vielgestaltigen Form, wie wir es alle so oder so täglich erleben. Und darum gehen uns alle diese Dinge in ganz besonderer, eigentlicher Weise recht sehr an. Wir sehen, wie andere mit dem Leben fertig werden: warum sollen wir das nicht? Auch ein kleines Büchlein für die Kriegszeit ist von Ch. Niese erschienen „Von denen die daheim geblieben“. Es sind ganz einfache Erzählungen, keine gewaltigen Geschehnisse werden geschildert. Aber es ist alles eindringlich und anschaulich, klar und wahr. Bei Schilderung aller Behaglichkeit und warmen Glückes weiß die Dichterin stets des Lebens Ernst und seine Schatten zu betonen: aber es ist kein grauser Todesernst, sondern Lebenskraft und Bejahung, die gute Mischung zwischen Humor und Ernst ist wohl nirgends so glücklich getroffen. Ihrem Humor liegt zuweilen das Groteske, das deutlich zeigt, wie gering die Schwierigkeiten dieses Lebens doch an sich bewertet werden müssen, wenn man mit innerer Freiheit über sie lachen oder sich über sie hinwegsetzen kann. Gerade in dieser Zeit mag eine literarische Unterhaltung nicht leicht gefunden werden. Die Bücher Ch. Nieses haben den Vorzug, daß sie nicht nur jedem etwas und vielen vieles bieten, sondern daß sie gerade den unruhigen Geistern der Gegenwart, und wer muß sich nicht dazu rechnen, Ruhe und Ablenkung, Erquickung und Heiterkeit spenden. Und das sollte man der Dichterin recht sehr danken. Zur Beschäftigung mit ihr und ihren zahlreichen Schriften darf darum mit gutem Gewissen gerade jetzt dringend angeregt werden. Zudem sind auch äußere Umstände recht geeignet, die guten und preiswerten Werke der Dichterin zu beschaffen: neue Auflagen sind während des Krieges kaum erschienen, und so bietet der Verlag noch alles in den schmucken, wohlausgestatteten und preiswerten Friedensausgaben.

Annahme von Praktikanten.

Durch Erlasse des Herrn Ministers der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten vom 28. März 1916 (UIK 7256), 22. Mai und 13. Oktober 1917 (UIK 7530 und 8043. 1) ist den in nachstehendem Verzeichnis aufgeführten Bibliotheken die Ermächtigung erteilt, die gemäß § 4 b des Erlasses vom 24. März 1916 — UIK 7290 — betreffend die Diplomprüfung für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken, sowie für den Dienst an Volksbibliotheken geforderte praktische Ausbildung mit der Wirkung zu übernehmen, daß die hierüber ausgestellten Zeugnisse als ausreichende Nachweise im Sinne der genannten Prüfungsordnung gelten. Die Ermächtigung geschieht unter den nachstehenden Bedingungen:

1. Die Zahl der gleichzeitig zu beschäftigenden Praktikanten ist für die einzelne Bibliothek nach Maßgabe der Liste beschränkt. Von dem Eintritt eines Praktikanten ist dem Vorsitzenden des Beirats für Bibliotheksangelegenheiten unter Vorlegung des Lebenslaufs und der Zeugnisse des Anwärters Anzeige zu machen, ebenso von einem etwaigen vorzeitigen Ausscheiden. Die weitergehenden Bestimmungen für die Königliche Bibliothek und die Universitätsbibliotheken (Erlaß vom 30. Dezember 1909) bleiben in Kraft.

2. Die Dauer der Praktikantentätigkeit beträgt sowohl im Dienst an wissenschaftlichen wie an Volksbibliotheken ein Jahr, die Zahl der wöchentlichen Dienststunden nicht unter dreißig. Auf Krankheiten und Militärdienst darf nicht mehr als acht Wochen, auf Urlaub nicht mehr als vier Wochen angerechnet werden. Bei Ueberschreitung dieser Zeit ist der Praktikantendienst entsprechend zu verlängern.

3. Die Beschäftigung der Praktikanten ist so einzurichten, daß sie mit sämtlichen Arbeiten, die für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken bezw. für den Dienst an Volksbibliotheken in Betracht kommen, bekannt werden.

4. Ueber den Erfolg der praktischen Tätigkeit in den einzelnen Dienstzweigen und über das dienstliche und außerdienstliche Verhalten ist vom Vorstand der Bibliothek ein Zeugnis auszustellen. Praktikanten, die sich als ungeeignet erweisen, sind alsbald zu entlassen.

Liste der zur Annahme von Praktikanten berechtigten Bibliotheken.

Ort	Name der Bibliothek	Praktikantenstellen für den Dienst an wissensch. Biblioth.	Volksbiblioth.
Berlin	Königliche Bibliothek	6	.
„	Universitätsbibliothek	4	.
„	Bibliothek d. Technischen Hochschule	1	.
„	„ des Reichstages	1	.
„	„ des Abgeordnetenhauses .	1	.
„	„ des Kaiserl. Patentamts .	1	.
„	Stadtbibliothek	.	5
„	Lesehalle d. Gesellsch. f. ethische Kultur	.	1
B.-Charlottenburg	Städtische Volksbibliothek	.	4
B.-Neukölln . .	Städtische Volksbücherei u. Lesehalle	.	1
B.-Schöneberg .	Städtische Volksbibliothek	.	1
Bielefeld . . .	Oeffentliche Bibliothek	.	1
Bonn	Universitätsbibliothek	2	.
Breslau . . .	Königliche und Universitätsbibliothek	2	.
„	Stadtbibliothek	1	.
„	Städt. Lesehallen u. Volksbibliotheken	.	3
Bromberg . . .	Stadtbibliothek	1	.

Ort	Name der Bibliothek	Praktikantenstellen für den Dienst an wissensch. Biblioth.	Volksbiblioth.
Bromberg . . .	Städtische Volksbibliothek	.	1
Cassel	Landesbibliothek	1	.
„	Murhardsche Bibliothek der Stadt .	1	.
Cöln	Stadtbibliothek	1	.
„	Städtische Volksbibliotheken . . .	.	2
Danzig	Bücherei der Technischen Hochschule	1	.
„	Stadtbibliothek	1	.
„	Städtische Volksbücherei	.	1
Dortmund . . .	Stadtbibliothek	1	.
Düsseldorf . .	Landes- und Stadtbibliothek . . .	1	.
„ . . .	Lesehalle und Bibliothek des Volksbildungsvereins	.	1
„ . . .	Städtische Bücher- und Lesehallen .	.	2
Duisburg . . .	Städtische Bücherei	.	1
Elberfeld . . .	Stadtbücherei	.	2
Elbing	Stadtbibliothek	.	1
Erfurt	Stadtbücherei	1	.
„	Städtische Volksbücherei	.	1
Essen	Stadtbibliothek	.	2
Frankfurt a/M. .	Stadtbibliothek	1	.
„ .	Rothschildsche Bibliothek	1	.
„ .	Senckenbergische Bibliothek . . .	1	.
„ .	Freibibliothek und Lesehallen . . .	.	2
Gleiwitz . . .	Verband Oberschles. Volksbüchereien	.	3
Görlitz	Städtische Volksbücherei	.	2
Göttingen . . .	Universitätsbibliothek	2	.
Greifswald . .	Universitätsbibliothek	2	.
Hagen	Städtische Bücherei und Lesehalle .	.	1
Halberstadt . .	Stadtbücherei und Lesehalle . . .	.	1
Halle	Universitätsbibliothek	2	.
„	Volksbibliothek	.	1
Hannover . . .	Königl. und Provinzialbibliothek . .	1	.
Hildesheim . .	Stadtbücherei	.	1
Kiel	Universitätsbibliothek	2	.
Königsberg . .	Königl. und Universitätsbibliothek .	2	.
„ . .	Stadtbibliothek	1	.
Magdeburg . .	Stadtbibliothek und Volksbüchereien	1	2
Marburg . . .	Universitätsbibliothek . . . . , . .	2	.
Münster . . .	Universitätsbibliothek	2	.
Osnabrück . .	Städtische Bücherei und Lesehalle .	.	1
Posen	Kaiser-Wilhelms-Bibliothek . . .	1	.
Stettin	Stadtbibliothek	.	3
Trier	Stadtbibliothek	1	.
Wiesbaden . .	Landesbibliothek	1	.

Amerikanische Feldbüchereien.

Von Dr. Ernst Schultze.

In einem Lande, das sich eines so reich ausgebildeten Volksbibliothekswesens erfreut wie die Vereinigten Staaten, war von vornherein zu erwarten, daß für die Versorgung der nun für den Krieg ausgehobenen Soldaten mit guten Büchern umfassende Fürsorge getroffen würde. Diese Erwartung hat sich durchaus erfüllt.

Schon im Bürgerkriege (1861—65) hatte man in Nordamerika reichlich für das Lesebedürfnis der Truppen gesorgt. Es war wohl der erste große Krieg der Weltgeschichte, der eine so eifrige Fürsorge in dieser Richtung mit sich brachte. Freilich geschah dies im wesentlichen nur von Seiten der Nordstaaten, die überhaupt wesentlich mehr an organisatorischer Hilfsarbeit leisteten, als es den Südstaaten möglich war, deren Absichten durch Geldmangel, Schwierigkeit der Verbindungen und andere Umstände behindert wurden.

Im Norden hatte sich schon zu Beginn des Jahres 1861 eine gemeinnützige Körperschaft gebildet, die unter dem Namen „Sanitätskommission" („Sanitary Commission" oder eigentlich „United States Sanitary Commission") jenen Aufgaben diente, die seit der Begründung des Roten Kreuzes (1863) letzterem zufallen. Schon am 9. Juni 1861 war die Sanitätskommission durch den Kriegsminister und den Präsidenten Lincoln anerkannt worden. Zum Generalsekretär wurde ein Mann gewählt, der als vortrefflicher Organisator bekannt war: Frederick Law Olmsted, Direktor des Zentralparkes in der Stadt New York. Olmsted bereiste die Truppenlager und die Front und stellte in seinem 1862 gedruckten Bericht einen „starken Bedarf nach Büchern und Zeitschriften" fest.

Da die „Sanitary Commission" sich zunächst auf die Fürsorge für die Verwundeten beschränkte, übernahm es die „United States Christian Commission", eine zweite große für Zwecke der Kriegsfürsorge geschaffene Körperschaft, den Wünschen für die Gesunden Rechnung zu tragen. Sie verteilte unentgeltlich 460000 Bibeln, Testamente oder einzelne Teile der Bibel, wozu ihr die „Amerikanische Bibelgesellschaft" (American Bible Society) Hilfe leistete; 8000000 Tornisterbücher, wie beispielsweise Newmann Halls „Come to Jesus"; mehr als 1000000 Gesang- und Psalmbücher; 18000000 Nummern religiöser Zeitschriften und 39000000 Seiten Traktate.

Allein man beschränkte sich nicht auf die Verteilung religiöser Literatur. Vielmehr richtete die „Christian Commission" in den Truppenlagern unentgeltliche Leseräume ein; man erinnere sich, daß damals die Unentgeltlichkeit von Leseanstalten durchaus noch nicht allgemein anerkannter Grundsatz war. Hier wurden Zeitungen aller Art den Soldaten zu freier Benutzung zur Verfügug gestellt. Wie eifrig gelesen wurde, wird von vielen Schriftstellern jener Tage (beispielsweise von dem Dichter Lowell in seinem Buche „My study Windows" S. 152) ausdrücklich erwähnt. Ferner waren die Leseräume mit unentgeltlichen Schreibtischen (Soldiers Free Writing Tables) ausgestattet, wo man nicht nur Briefpapier und Umschläge, sondern auch Briefmarken umsonst erhalten konnte, da die Unentgeltlichkeit der Feldpost ebenfalls noch nicht als Grundsatz feststand.

Ueber die Menge der verteilten nichtreligiösen Bücher ist nichts zu erfahren; offenbar blieb sie verhältnismäßig klein. — Insgesamt flossen der „Christian Commission" für ihre gesamte Tätigkeit, die sich ferner auf die Versorgung der Soldaten mit Nahrungsmitteln, auf den Betrieb von Wagen zur Austeilung warmen Kaffes und ähnliches erstreckte, in den Jahren 1862—65 6291000 Dollars ein, also eine Summe von über 25000000 Mark.[1])

---

1) James Ford Rhodes: History of the United States from the Comprise of 1850 to the final Restoration of Home Rule at the South in 1877. New York: The Macmillan Company, 1909, Band 5, S. 261 f.

Seit den Tagen des Bürgerkrieges hat sich das Bibliothekswesen in Nordamerika zu außerordentlicher Blüte entfaltet. Fast jede größere Stadt nicht nur, sondern selbst die kleinsten Orte haben in vielen Einzelstaaten eine „Oeffentliche Bücherei (Public Library)", die auf Grund einer besonderen Bibliothekssteuer erhalten wird, während ihr reiche Gaben von gemeinnützig denkenden Männern und Frauen zuzufließen pflegen; nicht selten äußert sich dieser gemeinnützige Sinn in der Schenkung bedeutender Kapitalsummen, um namentlich Bibliotheksgebäude davon zu errichten. Viele andere Landesteile dagegen, namentlich auch der Süden, der ja nicht wünscht, daß die Schwarzen Gelegenheit zur Bildung erhalten, sind im Bibliothekswesen zurückgeblieben. Im ganzen jedoch ist die Versorgung mit freien öffentlichen Leseanstalten in keinem Lande der Welt so großartig durchgeführt, wie in der nordamerikanischen Union. Unter den verschiedenen Landesteilen ist die nötige Verbindung zwecks Austauschs der Erfahrungen und Sammlung neuer Anregungen namentlich hergestellt durch die „**Amerikanische Bibliotheksgesellschaft** (American Library Association)", meist nur mit ihren Anfangsbuchstaben als A. L. A. bezeichnet.

Diese Gesellschaft hat nun auf ihrer diesjährigen Tagung, die im Juni 1917 in Louisville (Kentucky) stattfand, die Frage der **Feldbüchereien** theoretisch behandelt und zur praktischen Durchführung einen **Kriegsausschuß** eingesetzt. Vorsitzender dieses Ausschusses, in dessen Händen die gesamte weitere Arbeit liegt, ist Dr. Herbert Putnam, Direktor der großen Kongreßbibliothek in Washington. Der Ausschuß hat seine Tätigkeit sofort begonnen und erstattet darüber regelmäßig in seinen „Bulletins" Bericht. Er ist zunächst an der Arbeit, in den 16 hauptsächlichsten Truppenlagern des neu zu schaffenden Heeres und in anderen Lagern, gleichgültig in welchen Landesteilen, Büchereien zu schaffen, deren Gesamtwert etwa $^1/_2$ Million Dollars (2 Millionen Mark) betragen soll. Täglich hält der Ausschuß eine Sitzung ab. Bevor er Bücher hinaussandte, beriet er zunächst einen Organisationsplan, um die Arbeit so zweckmäßig einzurichten wie möglich und alle Körperschaften und Privatpersonen, die dazu bereit und geeignet sind, zur Mitarbeit heranzuziehen. Insbesondere wünscht er zusammen zu arbeiten mit dem Roten Kreuz, der Y. M. C. A. (Young Men's Christian Association) und den „Knights of Columbus".

Um überstürzte Arbeit zu vermeiden, warnte der Ausschuß, zu früh damit zu beginnen. Im übrigen gliederte er die Arbeit so, daß sie verschiedenen Unterausschüssen übertragen wurde. Eine der ersten Aufgaben war die Zusammenstellung eines „**Krieghandbuches**" für Bibliotheken, das den vorhandenen Büchereien, die alle gern mithelfen möchten, zeigt, wie sie dies am besten tun könnten und was sie andererseits zweckmäßig unterließen. Auch ein Grundplan für die Bibliotheksgebäude in den Truppenlagern wurde aufgestellt.

Besonderen Augenmerk richtete der Ausschuß auf die Verteilung **guter Bücher über die Ersparung von Lebensmitteln**. Hat doch die Teuerung in den Vereinigten Staaten so großen Umfang angenommen, daß man dringend darauf bedacht sein muß, sie nicht noch weiter steigen zu lassen. Zufällig stehen einige der begeistertsten Bibliothekare und Bibliothekarinnen, die dem Kriegsausschuß der A. L. A. angehören, in Beziehungen zu dem Landwirtschaftsministerium (United States Departement of Agriculture) in Washington, den landwirtschaftlichen Abteilungen einzelner Universitäten oder endlich dem Lebensmittel-Aufklärungsausschuß (Committee on the Distribution of Food Information). Eine unter dem Vorsitz von Miss C. R. Barnett vom Landwirtschaftsministerium stehende Körperschaft setzt alle Hebel in Bewegung, um den Bibliotheken die besten Schriften über Konservierung, Nutzbarmachung und Ersparnis von Lebensmitteln zu nennen und die Oeffentlichkeit dafür zu interessieren, diese Schriften auch wirklich zu lesen.

Die **Truppenbibliotheken** werden unter der Aufsicht des „**Ausschusses für Feldbüchereien** (Committee on Camp Libraries)" errichtet,

der unter dem Vorsitz von Edwin H. Anderson, Direktor der Public Library von New York, arbeitet. Der Grundplan für jedes Gebäude bemißt die Länge auf 120, die Breite auf 40 Fuß. Der Hauptteil wird von einem Bücherraum, in den die Leser freien Zutritt haben, eingenommen, die Bücherbretter sind auf etwa 6000 Bände berechnet. Da man annimmt, daß mindestens 40% des Bücherbestandes ausgeliehen sein werden, können also im ganzen rund 10000 Bücher in jedem Gebäude untergebracht werden.

Das ergibt für die 16 großen Truppenlager einen erforderlichen Bestand von 160000 Bänden, zu denen die Bedürfnisse der kleineren Lager und Stationen hinzutreten. Die Kosten werden daher einschließlich der Ausstattungs- und der Verwaltungsarbeit auf ungefähr 250000 Dollars berechnet — worin die Baukosten der Gebäude nicht eingeschlossen sind.

Nach deutschem Vorbild war für den September eine Kriegsbuchwoche in Aussicht genommen.

Berichte über Bibliotheken einzelner Städte.

Der Jahresbericht der Stadtbibliothek Bromberg für 1916 (Bromberg, Rich. Krahl 1917) enthält anhangsweise auch den der dortigen Volksbibliothek, die derselben Leitung untersteht. Diese letztere ezielte bisher mit ihren 5—6000 Bänden im Jahr 1914 nur 18700 Entleihungen und war in vieler Hinsicht rückständig. Damit ist nunmehr gründlich Wandel geschaffen. Die neuen Ausleiheräume an einer belebten Straße, Herstellung eines gedruckten Katalogs, ein modernes Leihverfahren (Buch- und Leihkartensystem), Vermehrung der Ausleihestunden (von 7 auf 18 wöchentlich), Abschaffung der Leihgebühr, alle diese Reformen bewirkten eine Steigerung der Ausgabe auf 73000 Bände. Weitere Verbesserungen sind in die Wege geleitet; so hat der Herr Oberpräsident die ansehnliche Summe von 5000 M. zur Vervollständigung der Bücherbestände bewilligt. „Je vollkommener die Einrichtung der Volksbibliothek und je ausgedehnter ihre Wirksamkeit wird, desto deutlicher läßt sich erkennen, daß auf keinem Gebiet die Grenzen zwischen der Stadt- und der Volksbibliothek vollständig scharf zu ziehen sind. Die Aufgaben und die Ziele sind hier wie dort wesentlich dieselben: Belehrung und edle Unterhaltung — wobei der Stadtbibliothek noch außerdem die Aufgabe zufällt, der wissenschaftlichen Forschung dienstbar zu sein — und auch die Benutzerkreise sind schon heute vielfach die gleichen . . . Die Volksbibliothek mit ihren bequemen Einrichtungen zieht viele auch wohlhabendere Leser an und wird dies noch stärker tun, wenn die neuen Ausleiheräume bezogen sein werden. So bildet sich immer klarer die Notwendigkeit eines noch engeren Zusammenschlusses der beiden Anstalten heraus."

Der Bericht über die Stadtbücherei Duisburg (für das Verwaltungsjahr 1916/17) ist zum erstenmal von Herrn Direktor Dr. V. Sallentien abgestattet, der am 1. September 1916 sein neues Amt angetreten hat. Aus diesen Mitteilungen geht hervor, daß man trotz des Kriegs in der werdenden Großstadt den Entschluß zu einer zeitgemäßen Reform des dortigen Bibliothekswesens fand. Vom Beginn des Rechnungsjahrs 1916 an sollten die 3 städtischen Büchereien, die bisher für sich verwaltet wurden, der einheitlichen Bildung durch einen wissenschaftlich gebildeten Fachmann unterstellt werden. Zur Durchführung der geplanten Arbeit war vor allem die Mitwirkung einer Anzahl geschulter Beamtinnen erforderlich, für die in diesem und dem laufenden Rechnungsjahr Stellen angefordert wurden. Nach dem Beschluß des Magistrats soll die bisherige Volksbücherei und Lesehalle nach der wissenschaftlichen Seite hin ausgebaut und in eine Einheitsbibliothek unter dem Namen Stadt-

bücherei verwandelt werden. Die Büchereien in Duisburg-Meiderich und Duisburg-Ruhrort aber erhielten die Bezeichnung „Zweigstellen“. Dadurch ward es nötig, die einzelnen Vorstände zu vereinigen, doch bleiben die Vorstände für Duisburg-Meiderich und Duisburg-Ruhrort zur Beratung der nur diese Zweigstellen betreffenden Fragen bestehen. Die neue Benutzungsordnung gestattet die Ausgabe von nur zwei Unterhaltungsbüchern in der Woche, um der „sinnlosen Vielleserei“ zu steuern. Die Arbeiten an der inneren Neugestaltung beschränkten sich zunächst auf die Alt-Duisburger Bücherei. Seitdem diese ihre wissenschaftlichen Bestände erheblich vermehrt, bleibt den Büchersammlungen der höheren Schulen lediglich die Aufgabe die Handbibliotheken zu erweitern. Mit Befriedigung liest man, daß die Kuratorien der 7 höheren Lehranstalten ihre Zustimmung dazu gaben, daß der im Verhältnis zu anderen Industriestädten ziemlich hohe Betrag der höheren Lehranstalten um ein Drittel gekürzt werde. Für die so ersparte Summe von 1365 M. werden Bücher, über deren Auswahl die Direktoren der Schulen im Einverständnis mit dem Leiter der Bibliothek bestimmen, für letztere angeschafft. Auch sollen entbehrliche Bestände aus den Büchereien der Schulen ebendorthin abgeführt werden. Auch andere Behörden ließen sich zur Ueberweisung geeigneter Werke bereit finden. Die Benutzung war trotz der erwähnten Einschränkung sehr rege. Es wurden 98506 Bände ausgeliehen, den Lesesaal besuchten 8900 Personen. Auch die Zweigstellen haben sich gut entwickelt. Die in Meiderich erzielte 40932 Entleihungen und der Lesesaal wurde von 9041 Lesern besucht. Die entsprechenden Zahlen für Ruhrort sind 42089 Bände und 6883 Personen. Am Schluß des Berichts ist die neue Benutzungsordnung abgedruckt. Die „Blätter“ werden im Lauf der Zeit auf diese vielversprechende der Stadt zur Ehre reichende Neuordnung noch ausführlicher eingehen.

Dem Fürther Volksbildungsverein ist bekanntlich das Berolzheimerianum von der Stadt Fürth zur Verwaltung übergeben. Der hierüber abgeschlossene Vertrag war am 1. Mai 1916 abgelaufen, wurde aber auf 10 weitere Jahre erneuert. Am 7. Juni 1916 waren 10 Jahre seit der Eröffnung der Bibliothek verflossen. In dieser Zeit sind insgesamt 1099849 Bände ausgeliehen, die Zahl der eingeschriebenen Leser betrug 17745. Das sind, wie der Bericht für das Vereinsjahr 1916 (Fürth i. B., Albr. Schröder 1917) mit Recht hervorhebt, gewaltige Zahlen: „Wieviel tausend Fürther Familien haben im Laufe der Jahre diese segensreiche Einrichtung dankbar genossen und aus den gediegenen Bücherschätzen Erholung, Anregung und Belehrung geschöpft!“ Im Jahr 1916 wurden an 305 Tagen 108772 Bände ausgeliehen, im Vorjahr 97911, das bedeutet ein Mehr von 10862 oder einen Tagesdurchschnitt von 357 gegen 322 Bände in 1915. Der Bücherbestand stieg im Berichtjahr auf 18524 Bände. Die Zahl der eingeschriebenen Bibliotheksbenutzer belief sich auf 4685 (gegen 4531) davon waren 46,36% (im Vorjahr 50,66%) Leser und 53,64% (49,34%) Leserinnen. Der Lesesaal wurde im Verwaltungsjahr von Militär benutzt.

Der handschriftliche Jahresbericht der Volksbücherei Stolp in Pommern für die Zeit bis zum 31. März 1917 macht darauf aufmerksam, daß unter den 296 neuaufgenommenen Lesern, nicht weniger als 31, also über 10% Soldaten sind. Vor dem Kriege wurde die Bibliothek höchstens von den Angehörigen einiger Unteroffiziere der Garnison benutzt. — Der Bücherbestand wuchs von 4109 auf 4456 Bände, besonders ließ man sich die Beschaffung der Kriegsliteratur angelegen sein, die dem Fach der Geschichte eingereiht wurde. Im übrigen kommen auf Unterhaltungsliteratur 2781 Bände oder $^5/_8$ des ganzen Bestandes. Ausgeliehen wurden 33982 Bände gegen 29865 im Vorjahr. Davon waren Unterhaltungsschriften 82,78% und 17,22% belehrenden Inhalts. Die Steigerung der Benutzung gegen das Vorjahr belief sich also auf 4117 Bände oder 13,78%. In der Liste der im letzten Halbjahr meist ausgeliehenen

Werke kommen mehrere Schriften Wilh. Buschs (mit je 20 mal) an erster Stelle, es folgen zwei Romane Sohnreys (19 und 17 mal) und dann mit je 16 mal G. Reuter „Das neue Land“ und Marx Möller „Im lachenden Land“. In der Liste für das ganze Jahr steht wieder eine Schrift von Busch mit 31 mal allen voran, dann folgen Bartsch „Der Flieger“ (30 mal), Schlicht „Kaisermanöver“ (29), Abeg „Bubenstreiche“, Blomberg „Dornröschen“, Busch „50 Bilderbogen“, Schlicht „Der höfliche Meldereiter“ mit je 28 mal.

Der Bericht des Volksbildungsvereins zu Wiesbaden für das Vereinsjahr 1916 (bis zum 31. März 1917) teilt mit, daß die fünf von ihm verwalteten Volksbüchereien diesmal 79617 Bände verliehen haben. Die Volkslesehalle zog, wie schon gemeldet, anfangs 1916 in die schönen Räume im städtischen Schulgebäude am Boseplatz, wo für über 100 Personen bequeme Sitzgelegenheit ist. Trotz der infolge Kohlenmangels eintretenden schlechten Heizung wurde sie von 33166 Lesern (im Vorjahr 31782) besucht. — Die Wiesbadener Volksbücher wurden fortgeführt und waren am Schluß des Jahres bis auf 189 Nummern gekommen. An unsere Feldgrauen im Feld, im Lazarett und Gefangenenlager wurden in 172 Sendungen 2707 Bändchen unentgeltlich abgegeben. Verkauft sind diesmal 1322286 Hefte; seit dem Erscheinen beläuft sich der Absatz auf 8545815 Bändchen. Die drei Kinderlesehallen wurden am 4. Nov. 1916 eröffnet und am 31. März 1917 wieder geschlossen. Auch hier mußten wegen Kohlenmangels mehrere Nachmittage ausfallen. Die älteren Knaben lasen am liebsten Kriegsgeschichten und zeichneten, malten oder verfertigten mit Knetgummi vorzugsweise Schützengräben, Kanonen, Kriegergräber, Schiffe, Leuchttürme und dergleichen.

Sonstige Mitteilungen.

Ein Aufsatz „aus den städtischen Bibliotheken Heidelbergs“ in den „Heidelberger Neuesten Nachrichten“ Nr. 132 dem Jahre 1917 gibt Mitteilungen über die Entwicklung der dortigen Volkslesehalle und des ihr angegliederten Sekretariats für Volksbildungswesen. Der Krieg, der die Einziehung des Leiters brachte, hat manche Hinderungen im Gefolge gehabt. Die Dienststunden des Sekretariats wurden in diesem 13. Betriebsjahr der Volkslesehalle von den Vormittagen auf den Nachmittag verlegt, damit um so leichter Auskunft über Bücherauswahl gegeben und das Nachschlagen in den Bücherlisten erleichtert werden kann. Dadurch sollen die abendlichen Ausleihen entlastet werden, da sich jedermann vorher über seine Wünsche und deren Erfüll- und Nichterfüllbarkeit zu unterrichten vermag. Der ganze Betrieb wird sich vereinfachen, sobald erst die längst vorbereitete Drucklegung des neuen Katalogs beendet sein wird.

Ueber die Kurse, die die Zentrale des Borromäusvereins neuerdings in Köln und Bonn veranstaltet, berichtet die „Kölnische Volkszeitung“ (Nr. 834 vom 24 Oktober 1917). An der Tagung in Köln beteiligten sich 250 Personen und an dem Kursus für Leiter von Volksbüchereien und ihre Mitarbeiter im Borromäushaus zu Bonn vom 15. bis 18. Oktober insgesamt 213. Trug die Kölner Veranstaltung mehr örtlichen Charakter, so fanden sich in Bonn als Teilnehmer, namentlich Geistliche und Lehrer, aus 116 verschiedenen Städten und Ortschaften ein. Aus Baden, Pommern, Mecklenburg waren Besucher herbeigeeilt, besonders stark aber war das rheinisch-westfälische Industriegebiet vertreten. Programmatischen Charakter hatte das Referat „unsere Volksbibliotheken, ihr augenblicklicher Stand und ihre Auf-

gaben in der Zukunft“ von Dr. Karl Hoeber und das von Acker, dem Verfasser eines literarischen Ratgebers, „Buch und Jugend“. Daran anschließend handelte Generalsekretär Braun (Bonn) über den „neuen Roman“ (seit 1880) und über die „ländliche Volksbibliothek, ihren Bücherbestand und ihre Verwaltung“, wobei er namentlich auch auf den Unterschied in der Auswahl für ländliche und städtische Büchereien einging. Die daran sich anschließende lebhafte Aussprache zeigt, von welchem Interesse dies Thema ist. Aber auch die mehr die „technische Seite der Bibliotheksfrage“ behandelnden Referate über die Ordnung der Bücher, über Ausleihe und Statistik fanden allgemeinen Beifall. Der Wunsch nach Zusammenfassung der verschiedenen lokalen Bibliotheken zu größeren Bezirks- und Diözesenorganisationen machte sich aus der Versammlung heraus wiederholt geltend. Für den November wurde alsdann ein ähnlicher Kursus für Essen in Aussicht genommen.

Für Praktikantinnen, die nach dem Ministerialerlaß vom 24. März 1916 beim Verband der oberschlesischen Volksbüchereien ihr praktisches Jahr abzulegen haben, hat Herr Verbandsbibliothekar Kaisig in Oppeln in den Monaten Januar bis September 1917 Fortbildungsstunden meist an einem Wochentag von 9 – 11 veranstaltet. Auch Mitarbeiter und Gäste wurden auf Wunsch zugelassen, so daß schließlich zehn Teilnehmerinnen da waren. Außer Wiederholungen zur neueren Literaturgeschichte wurden einzelne Gegenstände besonders behandelt. Es waren die folgenden: Der geschichtliche Roman. Gute und schlechte geschichtliche Romane. — Die Dorfgeschichte. — Schriftstellerinnen der Neuzeit. — Heimatschriftsteller nach Landschaften geordnet. — Schlesische und oberschlesische Schriftsteller. — Der Entwicklungsroman. — Volksschriftsteller. — Mundartliche Dichter (Vergleich von Reuter und Groth). — Stille feine Dichter. — Klassiker und Romantiker. — Gute und schlechte humoristische Schriftsteller. — Kindergeschichten. — Roman und Novelle. — Die Schicksalstragödie von Zacharias Werner bis Ibsen. — Geschichte und Wesen des Naturalismus. — Symbolismus und Neuromantik, Neuklassizismus. — Geschichte des Romans. — Es wurden ferner Gedichte hervorragendster neuerer deutscher Schriftsteller gelesen. Andere Uebungen galten der „Aesthetik und Phonetik“ und wieder andere der „Theorie und Technik des volkstümlichen Büchereiwesens“. Dem Veranstalter war es mehr darum zu tun anzuregen als einen abgerundeten Lehrgang zu bieten. In zwangloser Weise wurden die einzelnen Themen in Rede und Gegenrede erörtert. Die Volksbücherei in Oberschlesien, Heft 5/6 1917.

Neue Eingänge bei der Schriftleitung.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingehender, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen.

Bachems Volks- und Jugenderzählungen. Köln, J. P. Bachem, 1917. Jeder Band geb. 1,30 M.

Von dieser empfehlenswerten Sammlung liegen die beiden den Weltkrieg behandelnden Bändchen vor: Bd. 76: Wilhelm Lennemann, „Vergeßt sie nicht, die große Zeit“; Bd. 77: Heinr. Tiaden, „Das eiserne Geschlecht“.

Cotta'sche Handbibliothek. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta, 1917.

Von dieser bekannten billigen Sammlung liegen vor: Nr. 192: J. C. Heer, Martin Hächlers Erlebnisse. (124 S.) 0,80 M.; Nr. 193: Joh. Häffner, Das Ende des Girolamo Minotto. (46 S.) 0,40 M.; Nr. 194: W. v. Molo, Der große Fritz im Krieg. (56 S.) 0,40 M.; Nr. 195: K. E. Franzos, Die braune Rosa. (175 S) 1 M.; Nr. 196: Ad. Wilbrandt, Die Rothenburger. (229 S.) 1 M.

Deutschland-Vaterland. Berlin-Zehlendorf, Fritz Heyder, 1917. (64 und 64 S.) Geb. 3,50 M.

Das vorliegende schmucke Quartbändchen zerfällt in zwei Teile, von denen der erste folgenden Titel hat: „Du mein Deutschland. Heimatbilder deutscher Künstler. Deutsche Gedichte. Mit einem Geleitwort von Hans Thoma." Der zweite Teil heißt: „Du mein Vaterland. Heimatbilder deutscher Künstler. Deutsche Gedichte". Ueber der Auswahl sowohl der Bilder als auch der Gedichte hat ein guter Stern gewaltet, beide halten sich weit über der gewöhnlichen Höhe und weisen nur gute Namen auf, wenn natürlich auch nicht alle feinen Künstler und Dichter vertreten sein können. Bedauern möchte man, daß einige Maler mit einer ganzen Reihe von Bildern auftreten, während bei den Dichtern nur einige der Aelteren (Eichendorff und Hebbel) je viermal vorkommen. Das Buch macht im Ganzen einen so erfreulichen Eindruck und ist in seinen Teilen mit so überlegenem Geschmack zusammengestellt, daß man ihm die weiteste Verbreitung wünschen möchte. Es mag noch bemerkt werden, daß mehrere der Gedichte aus „Du mein Vaterland" sich auf den Weltkrieg beziehen oder unter seinem Eindruck entstanden sind.

Droysen, Joh. Gust., Geschichte Alexanders des Großen. Mit Vorwort von Sven Hedin und Einleitung von A. Rosenberg. Berlin, R. v. Decker, 1917. (619 S.) 3 M., geb. 4 M.

Die erste Auflage Alexanders des Großen erschien 1833 und noch jetzt wird das packend geschriebene Buch ebenso wie die York-Biographie desselben Verfassers immer wieder aufgelegt. Lebhafte Auffassung historischer Charaktere und eine seltene Kunst der Vergegenwärtigung früherer Zustände, das sind zwei Gaben, die Droysen in ungewöhnlichem Maße zur Verfügung standen, und deshalb wird sich auch sein Alexanderbuch noch auf Generationen hinaus halten, einerlei ob inzwischen die Forschung andere Wege einschlägt und dem Herrscher einen Teil des persönlichen Ruhms nimmt, mit dem Sage und Ueberlieferung ihn nur allzu freigiebig geschmückt hatten. Wer sich über diese strittigen Fragen unterrichten will, der findet dazu in der gehaltvollen Einleitung Gelegenheit, die ein jüngerer Gelehrter hinzufügte. Ebenso sehr aber werden die Bemerkungen Sven Hedins im Vorwort interessieren, der die Gegenden genau kennt, durch die damals der Welteroberer bis Indien vordrang. Die Ausstattung ist gediegen und der klassischen Schrift würdig; der Preis wurde so niedrig gestellt, daß auch mittlere Bildungsbibliotheken das Buch, das durch die in Mesopotamien ausgefochtenen Kämpfe besonderen Reiz bekommt, mit gutem Gewissen erwerben können. L.

Engelbrecht, Kurt, Das große Friedensziel. Ein Wort, das nicht überhört werden darf. Halle, R. Mühlmann (Große), 1917. (87 S.) 1 M.

Gute mahnende Worte, die eine Verinnerlichung des deutschen Volks erstreben.

Federer, Heinrich, Patria! Eine Erzählung aus der irischen Heldenzeit. Freiburg i. B., Herder, 1916. (92 S.) Geb. 1 M.

Derselbe, Eine Nacht in den Abruzzen. Ebend. (64 S.) Geb. 1 M.

Unter den Schweizerdichtern der Gegenwart tritt Heinrich Federer mehr und mehr in den Vordergrund. Als Meister der historischen Erzählung erweist er sich wiederum in den beiden vorliegenden Büchern, deren erste zumal die Gegenwart interessieren wird. Die zweite führt uns nach Umbrien und behandelt die Farcisiuslegende. Da demnächst Federer in einem besonderen Aufsatz unseren Lesern näher gebracht werden soll, mag diesmal ein empfehlender Hinweis genügen.

Franzos, K. E., Geschichten aus Halbasien. Hausbücherei der Deutschen-Dichter-Gedächtnis-Stiftung Bd. 54. Hamburg-Großborstel, 1916. (134 S.) Geb. 1 M.

Aus Franzos' berühmter Skizzensammlung „Aus Halbasien" sind hier einige der besten Stücke ausgewählt, da aller Augen jetzt nach den Gegenden gerichtet sind, die der Verfasser mit so viel Mitgefühl zu schildern wußte. Lob verdienen die 8 Zeichnungen von Ludw. Berwald, die dem Bändchen beigegeben sind.

Grabowski, E., Ich hab' mein Eisen geschmiedet. Breslau, F. Goerlich, 1916. (85 S.) 0,60 M., geb. in Leinb. 1,15 M.

Diese Erzählung bildet Band 47 von Wogwods Volks- und Jugendbibliothek. Die Erzählung spielt in einem schlesischen Dorf an der Ostgrenze in der unheimlichen Zeit unmittelbar vor Ausbruch des Weltkriegs. Die Verfasserin versteht es die Jugend für Heimat und Vaterland zu begeistern.

Hesselbacher, Karl, Sieger über die Not. Erzählungen und Betrachtungen aus dem Weltkrieg. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1917. (231 S.) Geb. 2,50 M.

Echte volkstümliche Betrachtungen über die Not des Leibes und des Lebens und der Seele in der bitteren Zeit des Weltkriegs werden hier aus gläubigen Herzen heraus dargeboten. Voller Freude und Kraft streitet der durch manche gute Volksschrift bekannte Verfasser gegen den Kleinmut, der sich wohl hier und da geltend macht. Seine Beispiele wählt er aus dem praktischen Leben, dessen Schwierigkeiten während der Kriegszeit er zu erklären weiß und mit gutem Humor zu überwinden lehrt.

Von Hause. Ein Paketchen Humor aus den Werken von Paul **Keller**. Breslau, Bergstadtverlag, 1917. (220 S.) Geb. 3 M.

„Von Hause sende ich Euch ein Feldpaketchen, Ihr getreuen Brüder, ein Bündelchen Humor, wie ich es aus meinen Büchern für Euch zusammensuchte". Mit diesen Worten bezeichnet der Verf. den Zweck und die Aufgabe des vorliegenden geschmackvoll ausgestatteten Büchleins, das in seinem bequemen Format sich bei den Feldgrauen draußen gewiß einschmeicheln wird. Er meint dann weiter, daß es in diesem hungrigen Jahr schwer wäre etwas zum Rauchen oder zum Essen zu schicken, neben Wasser und Luft sei daher der Humor so ziemlich das Einzige, was noch nicht beschlagnahmt sei, grade er aber ist für einen Kriegsmann sehr wohl zu gebrauchen. „Nicht grelle Witze und beißende Satiren, sondern stille Geschichtlein, die ich in friedlichen Stunden schrieb. Es sind lauter Heimatklänge; und wenn sie in Euch widerklingen sollten, findet Ihr wohl, daß die Glocken zu Hause hängen — in Euerer eigenen Jugend."

Kriegs- und Heimat-Chronik von Dr. Friedrich Naumann u. Dr. Gertrud Bäumer. Band 2. Berlin, Georg Reimer, 1917. (531 S. in Groß 8°) 7 M., geb. 9 M.

In welcher Weise die beiden Herausgeber sich in ihre Arbeit teilen, wurde bereits bei der Besprechung des ersten Bandes des vorliegenden Werks in den „Blättern" mitgeteilt. Diese Fortsetzung umfaßt das zweite Kriegsjahr und reicht also vom August 1915 bis Ende Juli 1916. Die Vorgänge im Felde und in der Heimat, über die diesmal berichtet wird, sind im Allgemeinen weniger spannend aber dennoch für unsere Erinnerung ebenso belangreich. 180000 qkm feindlichen Gebiets hatten wir an jenem Zeitpunkt besetzt, während nur 11000 qkm, abgesehen von den Kolonien, in den Händen der Gegner sich befanden. Aber damals sind wir mitten im Siegeszug im Osten begriffen, die Einnahme von Warschau, Iwangorod und der anderen Zwingburgen Rußlands in Mitteleuropa erfolgt in jenem gesegneten August, während andererseits die Sorgen um die Ernährung, die jetzt nach zwei weiteren Jahren im Vordergrund stehen, im Herbst 1915 erst ganz allmählich sich fühlbar machen. „Heute, so erfahren wir aus der Heimatchronik unter dem 23. August, ist in Berlin das Amt — oder wie man es nennen will — zur Ueberwachung der Preisbildung ins Leben getreten. In Dresden wird Aehnliches geschaffen werden." Dann erfährt man im November von der Einführung fleischloser Tage und von der Wirkung dieser und ähnlicher Maßnahmen. Einige Monate später aber — nachdem inzwischen Serbien und Montenegro unter Mitwirkung des neuen bulgarischen Bundesgenossen niedergeworfen sind — hört man, daß die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft ihr Institut für Biologie eröffnet und daß bei dem Anlaß Harnack einen Vortrag hält über „Wehrkraft und Wissenschaft". Dann kommt die frohe Kunde von Kut-El-Amara und von dem großen Sieg der Flotte am Skagerak, aber auch die Nachricht von der Abwehr der Angriffe auf Verdun, die sich die Franzosen

als großen Sieg anrechnen, und die von der Brussilowschen Offensive, die störend in unsere Pläne im Westen eingreift. Da der eine der beiden Autoren, Naumann, durch längere Reisen ins Kriegsgebiet der Heimat fern bleibt, übernimmt ein Stellvertreter zeitweise für ihn die regelmäßige Berichterstattung. Inzwischen ist die russische Vorwärtsbewegung zum Stehen gekommen, aber die Sommeschlacht, die am Ende des zweiten Kriegsjahrs einsetzt, zeigt, daß die Kraft der Entente, der bald darauf in Rumänien ein neuer Bundesgenosse erwächst, noch ungebrochen ist. E. L.

Müller-Rüdersdorf, Wilh., Wenn am Baum die Lichter brennen. Ein fröhliches Buch von der Weihnacht für unsere Jugend. München, Fr. Seybold, 1916. (110 S.) Geb 2 M.

Eine Auswahl in Prosa und Vers aus unseren besten Volkserzählern (Rosegger, Blüthgen, Ch. Niese, Frida Schanz) in deren Mittelpunkt das Weihnachtsfest steht. Für Erwachsene mag es schwer sein in so ernster Zeit sich harmloser Fröhlichkeit hinzugeben, in den Händen der Kinder aber möchte man dies mit gutem Geschmack zusammengestellte Buch gern sehen.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung gemeinverständlicher Darstellungen. Leipzig, B. G. Teubner, 1916. Jeder Band geb. jetzt 1,50 M.

Von dieser vorzüglichen für jede Volksbibliothek notwendigen Sammlung liegen diesmal neu oder in neuen Auflagen vor: Bd. 17: Leo Graetz, Das Licht und die Farben (Einführung in die Optik), A. 4; Bd. 40: Fel. Auerbach, Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. Einführung in die Physik. A. 4; Bd. 118: M. G. Schmidt, Geschichte des Welthandels. A. 3; Bd. 518: Eug. Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche; Bd. 538: K. Baisch, Gesundheitslehre für Frauen.

Die Nordmark. Ein Heimatbuch f. Schleswig-Holstein, Hamburg u. Lübeck. Herausg. v. J. Schmarje u. J. Henningsen. Leipzig, F. Brandstetter, o. J. (389 S.) Geb. 3 M.

Die rote Erde. Herausg. v. W. Uhlmann-Biesterheide. Aufl. 2. Ebenda. (383 S.) Geb. 4 M.

Niedersachsen. Herausg. v. B. Flemes. Eb. (372 S.) Geb. 4 M.

Die Rheinlande. Herausg. v. Karl d'Ester. Eb. (364 S.) Geb. 4 M.

Unsere märkische Heimat. Eine Anthologie f. Berlin u. Brandenburg v. R. Nordhausen. Eb. (520 S.) 4 M.

Eine ganze Reihe von Heimatbüchern wichtiger und in ihrer Eigenart charakteristischer deutscher Landschaften hat der rührige Leipziger Verlag alle in derselben gediegenen Ausstattung und mit gut ausgewähltem Bilderschmuck in der letzten Zeit erscheinen lassen. Allen liegt derselbe Plan zu Grunde, nicht eine schulbuchartige Bearbeitung des geographischen und kulturhistorischen Stoffs wird dargeboten, vielmehr kommen die Schriftsteller und Dichter der Vergangenheit und Gegenwart selber zu Worte mit Stücken aus ihren Werken, die mit der Heimat im Zusammenhang stehen. Daß diese Proben andrerseits auch für die Autoren selbst charakteristisch sein müssen, ist eigentlich eine selbstverständliche Forderung. Innerhalb dieses allgemeinen Rahmens finden sich dann manche kleinen Abweichungen in der Anordnung des Stoffs. Meist beginnen die Heimatbücher mit einem Flug oder Gang durch das Land; dann folgen Bilder aus der weiteren und näheren Vergangenheit, während der dritte Teil das Volk aufsucht und es in seiner Stammesart veranschaulichen will. Wo Städte oder Einzellandschaften besonders hervortreten (Hamburg, Berlin, die Seitentäler des Rheins usw.), da sind diesen besondere Abschnitte gewidmet. Bei der Auswahl ist die Verschiedenheit naturgemäß eine größere. Einige Heimatbücher beschränken sich mehr auf das bewährte Alte, während andere Herausgeber mit Vorliebe neuere und neueste Autoren zu Worte kommen lassen und hier und da auch auf Künstler und Dichter hinweisen, die noch nicht den Befähigungsnachweis ganz erbracht haben. Alles in Allem aber liegt hier gewissenhafte und tüchtige Arbeit vor, so daß man diese Heimatbücher nur empfehlen kann. L.

Pantenius, Th. H., Geschichte Rußlands von der Entstehung des russischen Reiches bis zur Zeit vor dem Weltkriege. A. 2. Leipzig, R. Voigtländer, 1917. (421 S.) 7,50 M.

Daß die im Jahre 1908 herausgekommene kurze Geschichte Rußlands jetzt in neuer Auflage erscheint, wird man mit Befriedigung in einer Zeit begrüßen, da die großen Geschehnisse der Gegenwart erneut unsere Blicke auf das Riesenreich im Osten lenken, dessen Weiterentwicklung auch für Mitteleuropa von entscheidender Wichtigkeit ist. Leider war es dem Verf. nicht mehr vergönnt die Drucklegung zu leiten, aber fertig hat er die Niederschrift noch für die zweite Auflage gemacht, die er mit gutem Bedacht nach manchen Seiten hin erweiterte. Für eine sichere Darstellung der Stimmungen, Zustände und Begebenheiten, die Rußland in den Weltkrieg geführt haben, meint er, sei es noch viel zu früh; und in der Tat zeigen die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit, wie schwer es ist, die Geschichte der Gegenwart zu ergründen, geschweige denn die der Zukunft vorauszuahnen. Gewiß wird das gewandt geschriebene Buch auch in der neuen Auflage viele interessierte Leser finden. E. Kr.

Perthes' Kleine Völker- und Länderkunde. Bd. 3: Fritz **Arnheim**, Schweden. Gotha, F. A. Perthes, 1917. (208 S. u. 2 Kart.) Geb. 4 M.

Als dritter Band dieser durchaus zeitgemäßen Sammlung ist Arnheims Schweden erschienen, dessen politische, wirtschaftliche und soziale Entwicklung von den ältesten Zeiten bis zur jüngsten Gegenwart noch niemals von einem deutschen Historiker in fortlaufender Darstellung geschildert wurde. An jeder Seite merkt man, wie der Verfasser den ihm seit Jahrzehnten durch selbständige Forschungen vertrauten Stoff beherrscht. Ein kurzes einleitendes Kapitel handelt über Land und Leute, dann verfolgt man das Emporsteigen Schwedens von der Periode der Reformation an zur europäischen Großmacht und seinen Verfall in der Zeit der unumschränkten Ständeherrschaft. Ein besonderer Abschnitt ist dem Gustavianischen und dem Napoleonischen Zeitalter gewidmet; das letzte und umfänglichste Kapitel mit der Ueberschrift „während und nach der schwedisch-norwegischen Unionszeit“ umreißt die jüngste schwedische Geschichte in allen ihren politischen und kulturellen Strömungen bis an die Schwelle des Weltkriegs. Jedem, der sich ein gerechtes Urteil über die Haltung des Volks und der Parteien bilden will, sei namentlich dieser Teil empfohlen, der von eindringlichem Verständnis zeugt. Reiche Literaturangaben, die in richtiger Weise das Wertvollste als solches hervorheben, vervollständigen den Wert des Buchs, das der ganzen Sammlung zur Zierde gereicht. L.

Peter, Joh., Volksedelinge. Ein Heldenbuch für die deutsche Jugend. München, Lucas-Verlag, 1917. (133 S.) Geb. 2,20 M.

Der bekannte Darsteller des Böhmerwalds und seiner Bewohner will diesmal der heranwachsenden namentlich österreichischen Jugend die Größe des Heldenkampfs an einzelnen Charakterzügen zu Gemüt führen. Das wohlgelungene Buch hat durch 17 Bleistiftzeichnungen von Alb. Reich einen angemessenen Schmuck empfangen.

Schützengraben-Bücher für das deutsche Volk. Berlin, Karl Siegismund, 1917. Jedes 3 Bogen starke Heftchen in klein 8° 0,20 M.

Auf diese treffliche Sammlung wurde bereits im Jahrgang 1916 S. 215 hingewiesen und ihre Bedeutung namentlich bei der langen Dauer des Kriegs eingehend gewürdigt. Die 24 damals aufgeführten Heftchen sind inzwischen in zahlreichen neuen Ausgaben erschienen. Man bekommt eine Vorstellung von der außerordentlichen Verbreitung, wenn man sich vergegenwärtigt, daß alle diese Bändchen in mindestens 100000 manchmal fast in 150000 Exemplaren abgesetzt sind. Inzwischen sind viele neue Bändchen kerausgekommen, deren Titel hier aus Mangel an Raum nur gekürzt wiedergegeben werden können: H. 26: H. **Dade**, Zurück aufs Land; 27: **Korthaus**, Förderung der Erwerbstätigkeit zurückgekehrter Kriegsteilnehmer; 28: A. **Salomon**, Frauendienst im Kriege; 29: Freiherr von **Zedlitz u. Neukirch**, Reichs- und Staats-

finanzen im Kriege; 30: Klaußmann, Krieg als Erzieher; 31: Brandt, Industrie während des Kriegs; 32: Graf E. zu Reventlow, Der deutsche „Militarismus"; 33: Möglich, Ländliche Kriegerheimstätten usw.; 34: Kuczynski, Wohnungsfrage; 35: Warncke, Weltkrieg im Spiegel von Humor und Sitte; 36: H. Oncken, Friedenspolitik Kaiser Wilhelms II.; 37: Plate: Fürsorge für das deutsche Handwerk; 38: Strecker, Deutsche Erfinderkraft während des Kriegs; 39: J. Neuberg, Das Recht der Kriegsteilnehmer; 40: Pfeiffer, Durchhalten!; 41: Unsere Flotte im Weltkrieg; 42: Fischer, Italien unter unseren Gegnern; 43: Boehm, Die deutschen Balten; 44: Naumann, Oesterreich-Ungarn; 45: Korthaus, Der deutsche Mittelstand; 46, Döhring, Heer und Heimat; 47: Sinn, Kriegsziele unserer Feinde; 48: Hötzsch, Polen; 49: Küntzel, Feindschaft Frankreichs; 50: W. v. Blume, Der Weltkrieg bis Ende 1916; 51: Neuberg, Krieg als Förderer des Rechts; 52: Freiherr von Forstner, Vom U-Boot zum Unterstand; 53: Skobrotz, Rumänien; 54: Moll, Vor dem Balkanzuge; 55: H. Schuhmacher, Deutschlands und Englands finanzielle Kraft; 56: Ostwald, Was kriegen die Soldaten zu essen?; 57: Marquardsen, Unsere Kolonien; 58: J. Wiese, Naturwissenschaften im Kriege; 59: Bauer, Englands wahres Gesicht; 60: Bulgarien; 61: Jostes, Aus Alt-Flandern, 62: Friedberger, Kriegsseuchen; 63: Braun, Freiwilligenarmee des Roten Kreuzes; 64: Negenborn, Deutschland als Staat; 65: Junck, Hilfsdienstgesetz; 66: Kaliski, Stadt und Land; 67: Brendicke, Was lehrt uns der Weltkrieg?; 68: Ostwald, Kriegsfürsorge der Landes-Versicherungsanstalten; 69: Uckeley, Sinn des Lebens; 70: v. Olberg, Wie stehen wir bei Beginn des 4. Kriegsjahres?

Speckmann, D., Heidehof Lohe. Erzählung. 61.—72. Tausend. Berlin, M. Warneck, 1917. (386 S.) 3 M.

Der vorliegende Roman, dessen Bedeutung die „Blätter" (Jahrg. 8 S. 180) gleich nach seinem Erscheinen würdigten, hat seither seinen Siegeszug angetreten. Man kann sich darüber nur freuen, denn er gehört auch jetzt noch, nachdem Speckmann inzwischen manches andere gute Buch gelungen ist, zu den gediegensten und empfehlenswertesten seiner Schriften, die alle Gesundheit und Kraft atmen, sich frei halten von jeder Effekthascherei und daher als beste Kost allen Bildungsbibliotheken angelegentlich empfohlen werden können. L.

Steinkopf's Bücherei. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1916. Jedes Heftchen im Umfang von 2—3 Bogen je 20 Pfennig.

Von dieser Sammlung gehalt- und gemütvoller Geschichten, die sich besonders für kleine ländliche Büchereien und für Kinder eignen, liegen Heft 16—30 vor. Die Verfasser sind E. Frommel, N. Fries, der 9 mal vertreten ist, L. Josephsen, K. Stöber, von dem zwei Hefte herrühren, G. Weitbrecht und E. Boeckh-Arnold.

Umbreit, Paul, Die deutschen Gewerkschaften im Weltkriege. Berlin, Verl. f. Sozialwissenschaft, 1917. (123 S.) 1,50 M.

Verf. als Herausgeber einer gewerkschaftlichen Zeitschrift beherrscht seinen Gegenstand aufs beste, wenn er auch die Verhältnisse vor dem Krieg etwas zu sehr durch die Brille seiner Partei sieht. Dieser selbst bot den Gewerkschaften ein reiches Feld nützlichster Betätigung in der Fürsorge für Kriegerfamilien, Arbeitslose, Kriegsbeschädigte usw. Zum Schluß dieser inhaltreichen und interessanten Schrift wagt U. einen Ausblick auf die Entwicklung der Gewerkschaften nach dem Kriege, wo neue und schwierige Aufgaben ihrer warten, die ihnen aber gewiß dadurch erleichtert werden, daß sie sich in großer Zeit als staatserhaltende Organisationen bewährt haben.

Voigtländer Quellenbücher. Bd. 77: Alfr. Miller, Die Jesuiten. Ordensleben und Schicksale. Leipzig, R. Voigtländer, 1917. (149 S.) Brosch. 1,20 M.

Wie immer in dieser Quellensammlung handelt es sich nicht um Urteile, sondern um Quellen, die mit Umsicht und Objektivität ausgewählt zu sein scheinen. Den Hauptbestand machen die Regeln, Examina etc. der Ordensbrüder aus.

Bücherschau und Besprechungen.

A. Bibliographisches, Populärwissenschaft etc.

Beucker, H., Die Entscheidungsschlacht des europäischen Krieges am Birkenbaume oder Birgt die westfälische prophetische Sage in sich Wahrheit und Wert? Dortmund, Fr. W. Ruhfus, 1917. (IV, 224 S.) 4,50 M., geb. 5,50 M.

Ohne weiteres gibt der Verf. zu, daß die Birkenbaum-Sage „keine Andeutung auf den jetzt tobenden Völkerkrieg enthalten will und kann". Aber ihr Grundgedanke, daß Deutschland unter einem kraftvollen frommen Kaiser zu hohen Dingen in der Welt berufen ist, sei lebendig geblieben. Zur Kennzeichnung dieser Weltmachtstellung Deutschlands zieht B. aus der in- und ausländischen Literatur besonders der letzten Kriegsjahre Zeugnisse in einer solchen Breite heran, daß dadurch eigentlich Inhalt und Charakter seines Buches völlig bestimmt wird. Die Untersuchungen über Herkunft und Beschaffenheit der Lage selbst nehmen dem gegenüber nur einen bescheidenen Raum ein. So ist das Buch mehr eine Propagandaschrift für den Ausbau eines starken deutschen Kaiserhauses als eine nüchterne sagengeschichtliche Untersuchung geworden. G. K.

Bey Oghlu, Türkische Frauen. Ihr Leben im Harem und im Spiegel türkischer Erzählungen. Mit 18 Abb. München, Delphin-Verlag, 1916. (128 S.) 1,50 M., geb. 2,80 M.

Die Schilderungen O's machen, indem sie alle Unterstreichungen und Zuspitzungen vermeiden, durchaus den Eindruck des Zuverlässigen. Licht und Schatten scheinen so in dem für Fernerstehende immer fremdartigen Bilde unparteiisch und sachlich verteilt zu sein. Das Buch wird deshalb vielen, die Näheres über Leben und Denken unserer türkischen Freunde wissen wollen, von Nutzen sein können. G. K.

Das Buch der Reformation. Geschrieben v. Mitlebenden, Hrsg. v. Karl Kaulfuß-Diesch. Aufl. 2. Leipzig, R. Voigtländer, 1917. (523 S.) 5 M., geb. 6,50 M.

Das vorliegende mit 139 Bildern meist nach Meistern des Reformationszeitalters geschmückte Werk soll ein Erinnerungsbuch an die vierte Säkularfeier des 31. Oktober 1517, den Tag des Anschlags der Lutherschen Thesen sein. Sehr richtig bemerkt das Vorwort, daß die Tatsache der Reformation der Geschichte angehört, daß wir Protestanten aber die geistige Freiheit, die uns Luther erschlossen hat, als unverlierbares Heiligtum im Herzen tragen. Von jener großen Zeit soll hier eine getreue Anschauung gegeben werden an der Hand von Berichten der Zeitgenossen, deren sorgfältige Auswahl wir Herrn Prof. Otto Clemen-Zwickau verdanken. Die Gliederung des Stoffs nach Teilen (Das Zeitalter Kaiser Maximilians; Die Reformation; Im Reiche Karls des Fünften) sowie die Herstellung der ein- und überleitenden Texte hat der Herausgeber besorgt. Bemerkt sei noch, daß durchaus nicht nur Freunde, sondern auch Gegner Luthers zu Worte kommen, was auch durchaus erforderlich war, wenn wirklich an ein Spiegelbild jener Epoche gedacht wurde. Die meisten Illustrationen, die übrigens wirkungsvoll und gut herauskommen, gehen auf die Originale in der Zwickauer Ratsschulbibliothek zurück. Auch hier verdient die geschickte Auswahl, die in der Tat ein geschlossenes Bild gibt, alle Anerkennung. Erst das Quellenverzeichnis zum Schluß ermöglicht eine bequeme Uebersicht und gewährt einen Einblick in die große Stoffmenge, die hier in überlegter und eindrucksvoller Weise vor dem Leser ausgebreitet wird. L.

Dick, C., Das Kreuzergeschwader, sein Werden, Sieg und Untergang. Mit zahlreichen Abb. und Gefechtsplänen. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1917. (233 S.) Geb. 6 M.

Der hohe jedes deutsche Herz ergreifende Gegenstand hat hier einen Bearbeiter gefunden der solcher Aufgabe wert war! Keine Mühe hat der Verfasser, Admiral Dick, gescheut, das Material für seine Darstellung zusammenzubekommen. Zahlreiche Tagebücher, Briefe und sonstige Aufzeichnungen wurden ihm von Offizieren, Beamten und sonstigen Beteiligten so reichlich zur Verfügung gestellt, daß er mit dem beruhigenden Gedanken an seine Aufgabe herantreten konnte, mit „allen wesentlichen Bestandteilen des zu zeichnenden Bildes bekannt geworden zu sein". An jeder Zeile merkt man, daß die Liebe für die früheren Kameraden und die deutsche Flotte dem Verfasser den Griffel geführt hat. Nur so konnten so wunderschöne Charakteristiken entstehen, wie die des Geschwaderchefs, des Grafen Spee, des Ritters ohne Furcht und Tadel, dessen Gedächtnis unserer Marine und uns allen immerdar unvergeßlich bleiben wird! Wo es sich um Beschreibung tatsächlicher Vorgänge handelt, haben wir hier ein Muster klarer und überzeugender Erzählung vor uns. Wo es gilt, die Erwägungen des Feindes zu ergründen, freut man sich über die vorsichtigen und meist wohl den Nagel auf den Kopf treffenden Kombinationen, die auch dem Feinde und seiner Eigenart in ritterlicher Weise gerecht zu werden suchen. Wo endlich große Aktionen in Frage kommen, wie in dem „geschichtlichen Augenblick" zu Beginn der Schlacht bei Coronel, da glaubt man mitten unter unseren Helden zu weilen: „Auf allen Gesichtern lag freudige Entschlossenheit, und noch nie hatten die bekannten Klänge von Trommel und Horn einen solchen Eifer erzeugt." Noch ergreifender aber wirkt der „Nibelungenkampf des Grafen und seiner Heldenschar bei den Falklandsinseln". Es mag zum Schluß noch erwähnt werden, daß auf dem Panzerkreuzer Scharnhorst ein Sohn des Verfassers zu Grunde ging. So hat in dem vorliegenden herrlichen Buche der Vater seiner Waffe zugleich und seinem Kinde ein Ehrenmal errichtet, wie man es schöner und würdiger sich kaum zu denken vermag. E. L.

Engelbrecht, Kurt, Die Seele deines Volkes. Ein deutscher Charakterspiegel. Halle (Saale), Richard Mühlmann, 1916. (249 S.). Geb. 3 M.

Dies eigenartige Werk ist wohl als eine Art Erziehungsbuch gedacht; aber nicht recht klar bin ich darüber, in welche Hände es der Verfasser in erster Linie gelegt sehen möchte. Die vier Hauptabschnitte wenden sich der Reihe nach an Knaben und Mädchen, an Jünglinge und Jungfrauen, an die Erwachsenen, an solche, die den Tod nahe vor Augen sehen. Aber vieles, ja das meiste auch in den beiden ersten Teilen ist doch nur für die Erzieher und Leiter der Jugend recht geeignet. Ernst und schön ist das meiste, was Engelbrecht seinen Lesern ans Herz legt, wohl geeignet zum Nachdenken anzuregen und innerlich zu fördern, befruchtet durch eine gute Kenntnis nicht nur der religiösen, sondern auch der edlen weltlichen Literatur. Aber das Streben im christlichen Sinne zu wirken — wie gern zugestanden sei im Dienste eines ernsten und niemals kleinlichen Christentums — führt leider nicht selten zu Schiefheiten, wohl auch zu künstlichen Deutungen und zu Urteilen von übertriebener Schärfe. Dies beeinträchtigt gelegentlich auch den Eindruck sonst vortrefflicher Einzelabschnitte wie etwa III, 1: Laß dich des Lebens Grau nicht schrecken! (S. 130ff.) Besonders hoch stehen nach meinem Empfinden einige Kapitel des Schlußteils, so nahe auch mancherlei Einwendungen dagegen liegen. Das Buch hat nicht die starke Ueberzeugungskraft, auch Menschen andrer Denkungsart machtvoll in seinen Bann zu ziehen; aber es ist erfüllt von deutschem Ernst und wahrer Frömmigkeit und kann manchem ernst Ringenden und Strebenden ein wertvoller Führer werden. E. La.

Erdmann, Karl O., Besinnliches zum Fremdwörterstreit. (165. Flugschrift des Dürerbundes.) München, Callwey, 1917. (23 S.) 0,50 M.

Daß die Sprache nicht nur Dinge als solche bezeichnet, sondern auch, und noch viel mehr, unsere Auffassung von ihnen, also ein Ding auf mehrerlei

Weise (Pferd, Roß, Gaul); daß sie ferner, da es in ihr mehrere Stile gibt, für dieselbe Sache verschiedene Ausdrücke hat, deren jeder einem besonderen Ausdrucksstil angehört (Aar, Adler): diese Grundtatsachen des Sprachlebens verkennen manche Eiferer und meinen, ein Fremdwort sei entbehrlich, wenn ein deutsches die selbe Sache „bezeichne". Einzelne gehen noch weiter und sagen: lieber eine arme aber reine Sprache als eine reiche mit Fremdgut. Diesem Standpunkt gegenüber vertritt Erdmann den der Mäßigung mit einleuchtenden Gründen und treffenden Beispielen in dem ersten Teil des Schriftchens, der unter dem Titel: „Der besondere Sinn der Fremdwörter und ihre Entbehrlichkeit" zuerst in den Preußischen Jahrbüchern erschienen ist. Ein zweiter Teil „Der schlechteste Grund in der Fremdwörterbekämpfung" widerlegt die törichte Behauptung: „die" Fremdwörter seien unklar und vieldeutig, durch schlagende Gegenbeispiele rein deutscher Wörter. — Neben den Ausführungen Friedrich Seilers in der Einleitung zum ersten Bande seines klassischen Werks: Die deutsche Kultur im Spiegel des Lehnwortes, das jede größere Volksbibliothek besitzen sollte, gehört diese kleine Schrift Erdmanns zum Besten und Besonnensten, das ich über das Grundsätzliche der Fremdwortfrage kenne. C. Nbg.

Hartnacke, Das Problem der Auslese der Tüchtigen. Einige Gedanken und Vorschläge zur Organisation des Schulwesens nach dem Kriege. 2. Aufl. Leipzig, Quelle u. Meyer, 1916. (VIII, 71 S.) 1 M.

Der Verfasser, Schulinspektor in Bremen, kann auf Grund reicher Erfahrungen wirklich sachlich über die vielumstrittene Schulreformfrage reden. Dazu kommt, daß er nicht — wie das gerade in dieser Frage so oft geschieht — dekretiert und andere Ansichten schroff abweist. Vorsichtig das Für und Wider prüfend, wendet er sich gegen die extremen Bestrebungen von links und rechts. Die radikale Form der Einheitsschule mit Unentgeltlichkeit und staatlicher Verpflichtung der Auslese und Ausbildung aller Begabten verwirft er, da sie eine völlig andere soziale Struktur voraussetzt. Dagegen tritt er warm dafür ein, die Untüchtigen immer mehr aus den höheren Schulen zu entlassen, und den begabteren Schülern der unbemittelteren Stände den Zugang zu diesen zu erleichtern. Viel verspricht H. sich von der Reform des Einjährigenwesens. Er möchte die Berechtigung zur einjährigen Dienstzeit den Militärbehörden zuweisen, die sie auf Grund wissenschaftlicher, handwerklicher, kaufmännischer Zeugnisse im Lauf des Militärdienstes zugleich mit der Ernennung zum Offizieranwärter erteilen sollen. Durch diese Neuordnung, deren Einzelheiten hier nicht wiedergegeben werden können, hofft H. die höheren Schulen zu entlasten, die Mittelschulen zu heben usf.

G. K.

Hettner, Alfr., Englands Weltherrschaft und ihre Krisis. Leipzig, B. G. Teubner, 1917. (296 S.) 4,20 M., geb. 5 M.

Tönnies, Ferd., Der englische Staat und der deutsche Staat. Eine Studie. Berlin, Karl Curtius, 1917. (211 S.) 3,30 M.

Das zuerst aufgeführte Buch ist die 3. umgearbeitete und erweiterte Auflage des Werks „Englands Weltherrschaft und der Krieg", das früher eingehend und seiner großen Bedeutung entsprechend besprochen wurde (Jahrg. 16, S. 196). Namentlich bei der Behandlung der Kolonien, Verkehrswege sowie der wirtschaftlichen und politischen Beziehungen ist H. jetzt mehr auf Einzelheiten eingegangen, ohne die Hauptgedanken zu verdecken. Als besonders gelungen mag auf das Schlußkapitel „Englands Weltherrschaft und ihre Zukunft" als ein Muster leidenschaftsloser und würdiger Erörterung hingewiesen werden. Die Tragik Frankreichs bestand darin, daß es den Verlust seiner Vorherrschaft auf dem europäischen Kontinent nicht zu überwinden vermochte. Dürfen wir in England, nachdem das Volk die hysterische Periode des Kriegs überwunden hat, auf eine bessere Einsicht rechnen, wenn es die Weltherrschaft opfern muß, aber dennoch in der Lage bleibt, sich eine „große

Weltbetätigung und Weltmacht" zu bewahren? Diese Frage eines ernsten Gelehrten, der trotz aller trüben Erfahrungen an der Verwandtschaft zwischen uns und der Welt der Angelsachsen festhält, läßt sich heute noch nicht beantworten, wohl aber sollten wir versuchen, uns ein klares Bild von dem englischen Volk und seinem Staat zu machen und auch die seiner Söhne zu achten, die geglaubt haben, wie F. Tönnies es in seiner vortrefflichen Schrift ausdrückt, um ihres Weltreiches willen ein Bündnis mit Rußland, Frankreich und Genossen gegen die deutsche Macht abschließen zu müssen. Gerade für Bildungszwecke ist diese zweite Schrift bestimmt, die die Ergebnisse deutscher und englischer Forschung über das Wesen des englischen Staats in volkstümlicher Form weiteren Kreisen zugänglich macht. Daß der Verf. hierbei, soweit es möglich ist, zur Erklärung auf die entsprechenden Zustände des Deutschen Reichs und der größeren Einzelstaaten zurückgreift, wird reiferen Lesern, die allein für diese Lektüre in Betracht kommen, das Verständnis erleichtern. In glücklicher Weise hat T. die Ergebnisse seiner Betrachtungen in einem letzten Kapitel zu Leitsätzen zusammengefaßt. Nach unserer Auffassung ist Vieles in England rückständig, aber auch bei uns hat der Krieg den einen oder den anderen wunden Punkt offenbart. Von ganzem Herzen möchte man daher dem Endurteil des Verfassers beipflichten: „Der stärkste und gesundeste Staat der Gegenwart wird den stärksten und den gesundesten Staat der Zukunft hervorbringen, und die Geburt wird um so leichter sein, je weniger sie unter Veränderungen der Verfassung geschieht, je mehr durch williges und einsichtiges Zusammenwirken der Organe die innerhalb der Verfassung tätig sind." Möge es unserem Volk, das sich so herrlich in Not und Tod, auf dem Schlachtfeld draußen und drinnen in der Heimat, bewährt hat, beschieden sein, diesen stärksten und gesundesten Staat der Zukunft zu schaffen! E. L.

Immanuel, Fr., 20 Monate Krieg. Volkstümliche Darstellung des Weltkrieges von August 1914 bis März 1916. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1917. (186 S., 5 Karten und 34 Zeichn.) 3 M., geb. 4 M.

Der Verfasser legt hier die 10. Aufl. seines seiner Zeit hier eingehend gewürdigten Werkes „Ein Jahr Krieg" vor. Nicht nur zeitlich hat er seine so überaus klare und sachliche aber leider nur die Hauptereignisse hervorhebende Darstellung bis zum März des vorigen Jahres weitergeführt, vielmehr merkt man überall die nachbessernde Hand bei den Teilen des Buches die die inzwischen bekannt gewordenen Quellen sorgfältig berücksichtigt. Auf die Vorgeschichte des Krieges wird nicht eingegangen, wohl aber sind die politischen Momente, die fortdauernd auf den Verlauf des Weltkriegs einwirkten, ausgiebig berücksichtigt. Vorzüglich ist es Immanuel gelungen, den großen Zusammenhang der Dinge überzeugend zur Anschauung zu bringen. Im Interesse der Erwerber des Buches wäre zu wünschen, daß der Verfasser sich entschließt, die weitere Geschichte des großen Ringens, das hoffentlich in nicht zu ferner Zukunft ein Ende findet, in einem neuen Werke darzubieten, so daß die Besitzer des vorliegenden Teils, die doch die treusten Freunde des Autors sind, in der Lage wären, sich ohne besondere Unkosten das Ganze anschaffen zu können. E. L.

Kindermann, Karl, Des deutschen Volkes Meisterjahre. Der letzte Wille der Gefallenen. A. 3. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 1917. (299 S.) 3 M., geb. 3,50 M.

Der Gegenstand, den der Verfasser hier behandelt, ist wahrhaft zeitgemäß und daher auch schon von Anderen in ähnlichem Sinne erörtert worden. Den zahlreichen Freunden aber, namentlich in Süd- und Westdeutschland, die sich Kindermann durch seine volkswissenschaftlichen und populärpolitischen Schriften gewonnen hat, wird daran liegen, gerade seine Gedanken darüber zu hören. Aber auch solche Leser, die ihn noch nicht kennen, werden sich durch seine frische Art und seinen unbefangenen Blick allen den Problemen vor, während und nach dem Krieg gegenüber angezogen fühlen und auch da,

wo sie anders und vielleicht tiefer empfinden und eine noch feinere Form der Darstellung gewohnt sind, ihm ihren Beifall nicht versagen. Denn wenn es je nötig war, so ist es jetzt erforderlich, alles Scheidende bei Seite zu lassen und sich an dem vielen Tüchtigen und Gemeinsamen zu erfreuen, das uns Deutsche, mögen wir nun von diesen oder jenen Lieblingsvorstellungen ausgegangen sein, am letzten Ende doch zusammenhält und im Lauf der Zeit, so Gott will, immer enger aneinanderschließen wird. L.

Kohut, Adolph, Christoph Martin Wieland als Dichter und Denker. Lichtstrahlen und goldene Worte aus seinen sämtlichen Werken und Briefen. Leipzig, Walt. Markgraf, 1914. (X, 203 S.) 2,50 M.

K. ist der „Ueberzeugung, daß es nur eines wirksamen Hinweises auf den unendlichen Gedankenreichtum und den ungeheuren Geistesschatz" in Wielands Werken bedürfe, um den alten Dichter wieder bei den Zeitgenossen aufleben zu lassen. Diese Hoffnung dürfte indessen wohl reichlich hochgespannt sein. Die Empfänglichkeit für die bei aller liebenswürdigen Form doch allzu behäbige und satte Weltauffassung Wielands fehlt den heutigen Menschen im allgemeinen, und ihnen fehlt auch die Vorliebe einer älteren Zeit für anthologische Sammlungen von allerlei Gedanken-Ausschnitten, — ganz abgesehen davon, daß der Reiz gerade der Wielandschen Dichtung am allerwenigsten durch ein paar mit der Scheere gefaßte Gedankensplitter zu vermitteln ist. — Immerhin mag der eine oder andere, dem nicht der bändereiche alte Dichter selbst zur Hand ist, aus Kohuts Buch, das „das Schönste, Interessanteste, Eigenartigste und Bleibendste nach großen Gesichtspunkten geordnet" vorlegt, gelegentlich einen guten Ausspruch zur Belebung des eigenen Denkens und Handelns nach Hause nehmen. G. K.

Körner, Fr. Th., Mit den Badensern von Mühlhausen bis in die Champagne. München, C. H. Beck, 1917. (116 S.) Geb. 2.80 M.

Rutz, Ottm., Bayernkämpfe. Einmarsch in Frankreich usw. Ebenda. (114 S.) Geb. 2,80 M.

Die deutschen Stämme, die sich früher nur wenig kannten und aus diesem Gefühl der Fremdheit heraus sich nicht immer genügend schätzten, lernen in diesem Weltkrieg, wie sehr sie aufeinander angewiesen sind und wie sehr sie sich auf die nie versagende Tapferkeit ihrer Brüder verlassen können. Die beiden vorliegenden Bücher zeigen, wie Bayern und Badenser Schulter an Schulter in der großen Schlacht zwischen Saarburg und Metz kämpfen und sich nachher auf dem blutgetränkten Boden Nordfrankreichs wieder begegnen. Beide Schriften sind gut geschrieben, die von Körner ergeht sich in behaglicher Erzählung und wirkt intimer; die zweite berichtet in kurzen Sätzen und knapper Darstellung über die endlosen Ereignisse, die sich im ersten Kriegsjahr zutrugen. Rutz hat seinem Buche 8 Abbildungen beigefügt, die zumeist die Ruinen belgischer und französischer Dörfer aufweisen. Beide Autoren geben einen Einblick in die ganze Art der Kriegsführung, in die Verhältnisse des Heeres und die Zustände in der Etappe. Sie zeigen, von welchem herrlichen, einheitlichen Sinn der Kameradschaft und Pflichttreue das deutsche Volksheer erfüllt ist, dem in diesem gigantischen Ringen die größte Aufgabe gestellt wurde, die jemals eine Armee zu erfüllen hatte.
E. L.

Schulte, Wilhelm, Die Gedankenwelt des Orients. Lebensweisheit und Weltanschauung der Dichter und Denker des nahen und fernen Ostens. Berlin, Haude & Spener (Max Paschke) 1917. (XII, 279 S.) Geb. 5 M.

Die Ewigkeitsworte der Dichtung charakterisieren die Welt des Ostens um so stärker, als die große Kunst dem privaten und staatlichen Leben fern steht und uns in Form der Architektur einen Teil des religiösen Lebens wiedergibt. — Das Morgenland ist reich an Sprichwörtern; sie ersetzen dort teilweise unser Volkslied; epische, hymnische und märchenhafte Erzeugnisse

wiegen vor. Aus allen diesen Geistesrichtungen gibt obiges Werk eine Reihe von Ausschnitten; außer türkischen, persischen auch chinesische, indische usw. Vielleicht wäre es eine dankenswerte Aufgabe des im Entstehen begriffenen Deutschen Hauses in Stambul, west-östliche Austausch-Abende einzurichten. B. Laquer.

Sohnrey, Heinrich, Osterfeuer. Mit Unterstützung des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege und unter Mithilfe von Bode . . . angezündet. Ein Ostergruß für Heimat und Heer. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung, 1917. (98 S.) 1 M.

Auf eine Nachricht aus seiner hannöverschen Heimat hin, daß seit Kriegsausbruch das Osterfeuer nicht mehr gebrannt habe, hat S. sich mit einigen Freunden zusammengetan, um mit einem volkstümlichen Büchlein für die Erhaltung der ehrwürdigen Ostersitte zu wirken und so zugleich in besonderer Weise ein Osterfeuer anzuzünden. Das auf diese Weise entstandene Buch bringt volkskundliche Betrachtungen und kleine auf das Osterfest bezügliche Erzählungen und Dichtungen. Die Beiträge sind auf dem Boden starken Heimatgefühls entstanden und werden auch ihr Teil zur Belebung echten Heimatgefühls und guter alter Sitte beisteuern können. G. K.

Turmlirz, Otto, Aus dem Kriegstagebuche eines Glückskindes. Stimmungen und Erlebnisse eines österreichischen Reserveoffiziers. Berlin, Concordia 1917. (272 S.) 2,50 M.

Es ist nicht immer leicht für uns Norddeutsche, uns in die Seele des Oesterreichers hinein zu versetzen, und ich kann mir denken, daß der Verfasser des vorliegenden Buchs, der sich harmlos und ohne Zurückhaltung gibt, auf manchen Leser zunächst nicht sympathisch wirkt. Wer aber den ernsten Willen des Mitempfindens und Verstehens hat, wird bald den echt menschlichen Kern herausfinden und mit steigendem Interesse den vielen Erlebnissen des jungen Dr. phil. und Reserveleutnants und seiner tapferen Kameraden im serbischen Feldzug und später in Rußland und Galizien folgen, bis schon im Spätherbst 1914 eine schwere Krankheit ihn ins Lazarett und die schöne steirische Heimat zurückführt. Mit ihm zusammen fährt der treue Bursche, ein schwäbischer Bauernjunge aus Ungarn, zurück, ihn aber rafft auf der Reise der Typhus hinweg, so daß er seine junge Frau nicht wiedersieht. Will man den Verfasser lieb gewinnen, so lese man die Worte nach, die er diesem anhänglichen Menschen widmet, sie ehren den Kompagnieführer nicht minder wie den Burschen: sie Beide haben das Herz auf dem rechten Fleck, und voll Stolz dürfen wir auf diese beiden österreichischen Waffenbrüder blicken. E. L.

Waldmann, Emil, Albrecht Dürer. Leipzig, Insel-Verlag 1916. (94 S. und 80 Vollbilder) Geb. 3,50 M.

Die vorliegende Schrift behandelt einen bedeutenden Gegenstand, wendet sich an den weiten Kreis der Gebildeten und hat die für solchen Zweck geeignete Form gefunden. Die Absicht sollte sein, „ein einfaches und schlichtes Buch über Dürer für heutige Bedürfnisse zu schreiben, mit klarer Trennung der Lebensgeschichte und der Kunstbetrachtung“. Dieser erste Band enthält die Lebenserzählung und die gut wiedergegebenen Abbildungen der Gemälde. Ein zweiter Teil, der eine Auswahl der schönsten Kupferstiche und Holzschnitte bringen wird, soll sich mit dem Wesen der Kunst des Meisters befassen, während ein dritter an der Hand vieler Zeichnungen über seinen Stil zu handeln hat. — Man möchte diesem trefflichen Plan Verwirklichung gönnen und ebenso den Lieblingswunsch des Autors erfüllt wissen, die eigene Dürerliebe auf den Leser übertragen zu sehen. Dieser seinerseits würde einige Literaturangaben gern hinzugefügt haben, andererseits aber auf kleine Bemerkungen (wie z. B. S. 85 „auf die Dörfer gehen“) als stilwidrig gern verzichten! Andere kleine Entgleisungen, wie das Wort „Amateur“ (S. 26), lassen sich in der Neuauflage, die nicht lange auf sich warten lassen wird, leicht verbessern. L.

Zitelmann, Katharina, Als die Welt noch offen war. Studien und Skizzen aus den Ländern des Ostens. Berlin, Ver. d. Bücherfreunde, 1916. (340 S.) 4 M.

Die Verfasserin beschreibt mit offenem Blick und klugem Sinn nicht nur Landschaften, Völker und Altertümer der bereisten Gegenden (Hrz. Kambodja, Vorderindien, China, Japan, Kleinasien), sondern insbesondere auch die deutschen Schulen, die Missionen und deren Wirksamkeit im fernen Osten; für den Neuaufbau der dem Deutschtum dienenden Einrichtungen nach dem Kriege sind manche Winke recht beachtenswert. Vortrefflich ist die Beschreibung von Travancorl an der westlichen Malabarküste Ostindiens; hier schildert die Verf. Neuland für Ethnographen und Religionsforscher; von großem Interesse ist auch das Schlußkapitel über die schöne Literatur Chinas: wie alles in dem Werke weit über dem Durchschnitt der sonstigen Reisebeschreibungen. B. Laquer.

B. Schöne Literatur.

Barthel, Max, Verse aus den Argonnen. Jena, Eugen Diederichs, 1916. (71 S.) 1 M., geb. 1,50 M.

Wie Lulu von Strauß in ihrem einführenden Geleitwort sagt, ist Max Barthel vor dem Kriege ein schlichter Arbeiter gewesen. der nach der Volksschule getreulich an seiner Maschine stand, aber auch auf der Walze mit leuchtenden Augen ein Stück Weltschönheit, bis Rom herunter, kennen lernte, und aus eigener Kraft und mit eisernem Willen sich jene Bildung erwarb, die ihn zu einer großzügigen, geistig feinen Persönlichkeit stempelte. Dann, als feldgrauem Musketier, erwuchsen ihm die „Verse aus den Argonnen." Jede Zeile erlebt in Schauer und Hoffnung, jede Stimmung selbst durchkostet. Es ist nicht eigentlich ein volkstümliches Buch, die Bilder sind zu mächtig und kunstvoll, die Gedanken zu weltweit. Lulu von Strauß schreibt: „Nicht Kampfzorn und Waffenfreude reden aus diesen Versen, sondern tiefstes Leid um die verblutende Menschheit und ein heißes Ringen, dieses Leid innerlich zu überwinden, die freie Höhe darüber zu erfliegen." — Ein wirklicher Dichter, und auch ein ganzer, tapferer Mann goß in all dem blutigen Kriegserleben seine Seele in Worte, die wohl über diese Zeit hinaus bestehn und bleiben werden. E. Kr.

Dose, Johannes, Der blanke Hans. Erzählung vom Untergange Nordstrands. Leipzig, E. Ungleich, 1917. (342 S.) 4,20 M., geb. 5 M.

Groß angelegte Naturen hat von je der Kampf mit den Elementen gereizt, und dieses Sich-Stellen auf Leben und Tod ist wiederum eines der dankbarsten dichterischen Vorwürfe, vorausgesetzt, daß dem Autor die nötige Darstellungskraft und Wucht eignet. — Johannes Dose, der sein Können bereits in manchen früheren Romanen bewährte, schuf nun hier in der historischen Erzählung vom Untergang der Nordlands-Insel ein prachtvolles Gemälde aus der Zeit der großen Wassersnot um 1634 mit Natur- und Kulturschilderungen, die in ihrer Echtheit jeden Leser fesseln müssen, und mit einer Ausarbeitung der friesischen Eisencharaktere, die vielfach dramatische Höhepunkte erreicht. Freilich sein Deichgraf Bleick Bleicken, der größte, den Friesland je gesehen, endet verkannt und ruhmlos, und das Buch, das so viel herbe, gedrungene Schönheit in sich birgt, klingt ein wenig matt und lau aus. Wenn man aber von diesem Schlusse, und einigen Weitschweifigkeiten und Inkonsequenzen im Laufe der Erzählung absieht, so darf der „blanke Hans", (wie der Volksmund die gewaltigen Springfluten nennt), als seines Verfassers bestes und reifstes Werk gewertet werden. E. Kr.

Enking, Ottomar, Daemon Mutter. Roman. Dresden, C. Reisner, 1917. (223 S.) 3 M.

Dieser Roman gehört zu den frühesten Dichtungen E.'s. Er ist schon 1897 in einem anderen Verlage unter dem Titel „Nis Nielsen" erschienen.

Die Hauptgestalt der Dichtung, der Pastorensohn Nis Nilsen, ist eine Persönlichkeit, die bei Enking in verschiedenen Schattierungen immer wiederkehrt. Erblich einigermaßen belastet, durch Erziehung — besonders durch den unheilvollen Einfluß der Mutter — und durch die Umgebung von jeder freien Entwicklung zurückgehalten, versumpft und versandet so ein Menschenkind wie dieser Nils immer mehr in enger und kleiner Philisterhaftigkeit, bis das jämmerliche kleine Ich schließlich keinen Inhalt und Wert mehr hat. Kann man sich für derartige Helden auch nicht erwärmen, so wird man doch der Schilderungskunst des Dichters mit Interesse folgen müssen.

G. K.

Friedemann, Wald., Glück und Glas. Fünf Novellen. München, Max Steinebach, 1915. (202 S.) 4 M.

Es findet sich gar mancherlei in diesem Buche, was erfreulich wirkt; aber in der Hauptsache legt man es enttäuscht bei Seite. Der Grund liegt vor allem darin, daß Voraussetzungen, Begründung oder Durchführung der Handlung, bisweilen auch mehreres zugleich, in diesen Novellen leider meist starke Bedenken erregen. Dies gilt gleich bei der ersten Novelle „Schülerselbstmord“ vor allem gegenüber dem zweiten darin behandelten Fall, namentlich für die vorübergehende Untreue der jugendlichen Braut; das raubt der zweiten „Streik“, so Gutes sie im einzelnen bietet, jede überzeugende Wirkung. In der dritten sehen wir gern das von Gefahren umdrohte Leben der Fischer am Meeresstrande mit packender Lebendigkeit geschildert; aber was Fritz Ohm, der den Gefahren des Meeres so kühn die Stirn bot, als Soldaten zur Fahnenflucht und in den Tod treibt, das verstehen wir nicht. Diese Beispiele müssen genügen. Auch die sprachliche Gestaltung erweckt manche Bedenken. Indes haben wir wohl einen Anfänger vor uns und dann bleibt begründete Hoffnung, daß er bald gereiftere Leistungen bieten wird. E. La.

Guillaumin, Emile, Ein Kampf um die Scholle. Jena, Eugen Diederichs, 1916. (233 S.) 3,60 M. geb. 4,80 M.

In der, von Jean Paul von Ardeschah, herausgegebenen Bauernspiegel-Sammlung, Quellen zur zeitgenössischen Völkerkunde, erschien nach dem rühmlich bekannten Kulturroman der „polnischen Bauern“ von W. S. Reymont als zweites Werk Emile Guillaumins „Ein Kampf um die Scholle“, das die einschlägigen oekonomisch-politischen Probleme Frankreichs berührt. Wie der Herausgeber und Uebersetzer in einem Geleitwort voranschickt, hätte bisher kein französischer Autor den Landarbeiter des eigenen Volkes psychologisch und politisch richtig dargestellt, denn alle sahen ihn nur aus der Entfernung ihres bürgerlichen Gesichtspunktes. Hier aber kommt ein Proletarier vom Lande zu Wort, der mit seinem Herzblut all die Unterdrückungen und Sorgen, Hoffnungen und Enttäuschungen seines Standes niederschrieb. Und in und über den beruflichen Verhältnissen spricht sich auch der Mensch Emile Guillaumin aus, dieser Kleinbauer, der neben der zähesten Arbeit ums tägliche Brot sich durch hochfliegende Pläne zur Gründung eines Syndikats dem Allgemeinwohl opfern wollte, um schließlich doch nur bekennen zu müssen, daß „seine Persönlichkeit ausgelöscht und er nichts mehr ist als ein Bauer der Hochebene des schweren Bodens, der viel arbeitet, bedachtsam lebt, und zum Schlusse des Jahres die beiden Enden mühselig zusammen bringt.“ — In trübem Pessimismus über menschliche Stumpfheit und Interesselosigkeit klingt so eine Arbeit aus, die — halb in Romanform, halb wohl Selbstbiographie — ehrlich, schlicht und kraftvoll, auch in poetischer Beziehung hochstehend, nachdenklicheren Lesern manches zu denken geben wird. E. Kr.

Harbou, Thea v. Die Flucht der Beate Hoyermann. 2.—8. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta, 1916. (391 S.) 3 M., geb. 4,50 M.

Etwas abenteuerlich geht es in der vorliegenden Erzählung zu, die darüber berichtet, wie ein deutsches Ehepaar — der Mann ist höherer

Kolonialbeamter in Deutschostafrika — bei einem Aufenthalt in Japan vom Weltkrieg überrascht wird. Mit Hilfe des befreundeten schwedischen Konsuls entkommen beide der Aufmerksamkeit der dortigen Polizei und gelangen als Heizer und Stewardeß auf einem englischen Schiff bis zum Suezkanal. Als dieses schiffbrüchig wird, trennen sich ihre Wege. Beate findet zunächst in der Familie eines russischen Gutsbesitzers einen Unterschlupf, bis der Pöbel sie entdeckt. Als Spionin verhaftet, lernt sie die Schrecken eines russischen Gefängnisses genügend kennen. Indessen gelingt es ihrem russischen Freund, sie zu befreien und mit einem Flugzeug nach Deutschland zu retten. Dann trifft sie als Rote-Kreuz-Schwester irgendwo an der Front mit ihrem Mann zusammen, der nach glücklich bewerkstelligter Flucht bei seinem alten Regiment eingetreten ist. Eine Fülle bunter Bilder und lebhafter Schilderungen zieht am Auge des Lesers vorüber, der sich der wackern nationalen Gesinnung dieser beiden Menschen freut, die sich in einer glücklichen Ehe völlig ineinander eingelebt haben. L.

Heitefuß, Clara, Lebendige Opfer. Erzählung. Barmen, E. Biermann, 1916. (332 S.) 3,50 M., geb. 4 M.

Aus der Flut der Kriegsromane ragt diese Erzählung wie eine sturmumtoste Felseninsel empor. So schwer auch die Opfer sind, die der blutigste der Kriege von den Bewohnern des rheinischen Dorfes Tiefenbach fordert, so unerschütterlich fest bleibt doch das Gottvertrauen der Hartgeprüften, und als siegreiche Heldin offenbart sich die Fabrikantentochter Elisabeth, die als Schwester im Osten Schweres erlebt und dem kriegsblinden Pfarrerssohn als seine Gattin Führerin sein will auf seinen dunklen Lebenspfaden. Verfasserin, eine evangelische Pastorenfrau, hat, wie auch ihre weiteren Erzählungen dartun, eine köstliche Gabe zu erzählen und schwankenden Gemütern in unserer Zeit der Rätsel des Lebens und Sterbens einen Halt in den Tröstungen der Religion zu bieten. Bb.

Hutten, Marie v., Der Erbe. 1.—3. Aufl. Breslau, Bergstadtverlag W. G. Korn, 1915. (358 S.) 4 M., geb. 5 M.

Der Erbe, ein angehender adliger Majoratsherr, ist der Sohn eines früh verstorbenen, wenig glücklichen Ehepaars, der mehr von der nervösen Mutter als von dem starkrassigen Vater mitbekommen hat. Die Verfasserin schildert seine Entwicklung von der Kindheit bis zum frühen Ende des Lazaretthelfers in den Weltkriegkämpfen. Das ganze Lebensbild ist ziemlich grau in grau gehalten; von Zügen und Taten einer starken Persönlichkeit ist keine Rede. Um erziehend zu sein, müßte nun das Bild wenigstens die Hand eines sicher und stark schaffenden Künstlers erkennen lassen. Aber auch daran fehlt es. Die Charakterlinien gehen nicht recht zusammen; der bisweilen als geistig und körperlich rege hingestellte Held ist dann wieder von unwahrscheinlicher Kraftlosigkeit, und auch sonst geht die Beobachtung nicht sehr in die Tiefe. Der Roman gehört doch alles in allem zu den Dichtungen, von denen viele, allzu viele gedruckt werden. G. K.

Kraft, Zdenko v., Die Stimme von Helgoland. Roman. Leipzig, Grethlein u. Co., 1916. (272 S.) 2,50 M., geb. 4 M.

Der Roman, dessen erster Teil in die Zeit der Deutschwerdung Helgolands und dessen zweiter Teil schon in den Weltkrieg hineingreift, benutzt die jetzigen Zeitverhältnisse, um ziemlich starke patriotische Töne anzuschlagen. Ganz glaubhaft will mir aber das, was die alten Helgoländer Männer und Frauen — z. T. mit biblischen Prophezeiungen — von Deutschlands Größe reden, nicht vorkommen, und auch was der Verfasser sonst diesen einfachen Menschen an Rede und Empfindung beilegt, verträgt keine schärfere Prüfung. Da auch die Erfindung und der ganze Inhalt des Romans dürftig sind, kann man kaum zur Lektüre des Buches raten. G. K.

Kraue, Anna Freiin von, Der Friedensfürst. Neue Christus-Erzählungen. Köln, J. P. Bachem, 1915. (152 S.) 2,40 M., geb. 3 M.

Für erbauliche Zwecke mögen diese z. T. legendenartige Gedichte von Jesus, seinen Jüngern und Anverwandten Wert haben. Eine künstlerische Durchdringung des Stoffs kann ich nicht erkennen. Sie ist bei diesem Stoff auch nicht ganz leicht. Der mittelmäßige Dichter wird immer sentimentale, triviale und sonst falsche Töne in die Bilder von der Heiligen Familie hineinbringen. G. K.

Much, Hans, Zwei Tage vor Damaskus. Ein Drama in erzählender Form. Leipzig, C. Ungleich, 1914. (167 S.) 2,20 M., geb. 2,80 M.

Das Problem der plötzlichen Bekehrung des Paulus kann wohl einen Dichter zur Darstellung reizen. Auch der Muchschen Darstellung merkt man an, daß der Verfascer den Stoff mit Eifer angefaßt hat und daß er versucht hat, dem Allgemeinmenschlichen des Problems starken Ausdruck zu geben. Macht man sich einigermaßen von der Vorstellung des biblischen Paulus und seiner Umwelt frei, in die philosophische Begriffe wie Unbewußtsein, Lebenslüge u. v. a. nicht hineinpassen, so kann man dem Versuch M.'s immerhin mit Interesse folgen. G. K.

Müller-Guttenbrunn, Adam, Barmherziger Kaiser! Leipzig, L. Staackmann, 1916. (325 S.) 4 M. geb. 5 M.

Skizzen aus dem privaten und öffentlichen Leben des Kaisers Joseph hat der Verfasser hier zu einem Ganzen zusammengebunden, dem vorläufig noch der Abschluß fehlt. Nach dem Tode des Vaters wird der Sohn zum Mitregenten Maria Theresias erhoben, tritt eine Reise durch die weiten Länder seines Reiches an, beobachtet mit scharfem Auge die vielen Schäden und Schwächen des alten patriarchalischen Regiments, kommt aber bald in herben Konflikt mit seiner kaiserlichen Mutter, die allen seinen Reformversuchen ein böses Ende voraussagt. Wer da schärfer gesehen und wessen Regenteigenschaft die größere war, darüber hat die Geschichte längst entschieden. Dem Leser aber prägt sich tief die Gestalt des freundlichen jungen Monarchen ein, dessen Vorbild der schreckliche Gegner seiner Mutter, der große Preußenkönig ist: ein barmherziger Kaiser, voll der edelsten Absichten, aber nicht aus dem Holz genommen, aus dem die Gewaltigen dieser Welt geschnitzt sein müssen. Der Leser bei uns im Reich erfährt zugleich mancherlei Interessantes über die Völker, Sitten und Zustände Oesterreichs sowohl wie namentlich auch Ungarns, dem deutsche Kolonisten aus Württemberg und Baden damals in hellen Haufen zuziehen. E. L.

Müller-Guttenbrunn, Adam, Joseph der Deutsche. Leipzig, L. Staackmann, 1917. (378 S.) 4,50 M. geb. 6 M.

Dem „Barmherzigen Kaiser“, der die Anfänge der politischen Tätigkeit Kaiser Josephs an der Seite seiner edlen aber auf ihre Macht eifersüchtigen Mutter darstellt, folgt jetzt der zweite Teil, den der Verfasser ganz bezeichnend einen „Staatsroman“ nennt, da darin vornehmlich von Haupt- und Staatsaktionen und von Regierungssachen gehandelt wird. Die, wie immer bei dem Verfasser, sorgfältig stilisierte Erzählung setzt ein bei dem Ausgang des sog. Kartoffelkriegs, durch den Friedrich der Große den Anschlag seines Gegners auf Bayern siegreich abwehrt. Kaiser Joseph ist erbittert über den Widerstand, den er in seinem Unternehmen bei seiner eigenen Mutter und dem Staatskanzler Kaunitz gefunden hat und wird nur mit Mühe in seinem Entschluß wankend gemacht, Oesterreich Oesterreich sein zu lassen und sich auf seine Würde als deutscher Schattenkaiser zu beschränken, der etwa in der alten Krönungsstadt Aachen seinen Sitz nehmen könnte. So lange Maria Theresia noch lebt, muß ihr Sohn sich in seinen Neuerungen beschränken, er sucht der deutschen Sprache auf Kosten der französischen den ihr gebührenden Platz zu erstreiten, sowie deutsche Dichter und Musiker für Wien zu gewinnen.

Nach ihrem Tode aber beginnt ein fieberhaftes Treiben, der alte patriarchalisch geleitete Kaiserstaat wird von Grund aus reformiert, mit alten Bräuchen und Privilegien wird aufgeräumt, die rigoros gehandhabte Bücherzensur wird aufgehoben, die Macht der Kirche wird eingeschränkt: ein sparsamer zentralisierter Beamtenstaat verdrängt die alte Gemütlichkeit. Ueberall fährt der Kaiser selbst durch seine weiten Lande und fast scheint es, als ob ein erfrischender Frühlingssturm mit ihm geht. Aber bald organisieren sich die Kräfte des Widerstands bis hinein in die Kreise der höchstgestellten Freunde und der Verwandten. Aufstände treten hinzu, und der gütige Monarch, dem Müller-Guttenbrunn hier ein schönes Denkmal gesetzt hat, stirbt in dem bedrückenden Gefühl, dem die Geschichte nicht beipflichten wird, daß alle seine Pläne gescheitert seien. E. L.

Oeser, Hermann, Sonnenwärts. Erzählungen. Heilbronn, E. Salzer, 1916. (106 S.) Geb. 1 M.

Schon mehrfach sind in den Blättern Werke, Erzählungen u. a. des vor wenig Jahren verstorbenen Sohnes von Rudolf Oeser empfohlen worden, des unter dem Decknamen O. Glaubrecht allbekannten Mitbegründers der Volkserzählung. Auch die in diesem Büchlein von seiner Witwe herausgegebenen Erzählungen aus den Jahren 1894 bis 1906 reihen sich den besten würdig an. Das, was wir bei ihnen besonders hervorhoben: die Lebenswahrheit, der tiefe Gehalt der Erzählung, zeichnet auch diese aus. Es ist Lesestoff für „besinnliche Leute", um ein von Hermann Oeser selbst geprägtes Wort zu gebrauchen, d. h. die wundervoll über dem Ganzen ausgebreitete Stimmung regt den Leser an über das Gelesene nachzudenken. Am besten gefallen wird wohl die mit köstlichem Humor erzählte Liebesgeschichte, deren Ueberschrift das Eheprogramm verkündet: „Schön, jung, reich, aus guter Familie, gescheit und um keinen Preis fromm." Noack-Darmstadt.

Rosner, Karl, Der deutsche Traum. Ein Wiener Roman aus der Revolutionszeit. Stuttgart, J. G. Cotta, 1916. (436 S.) 4,50 M., geb. 5,50 M.

Das gärende, drängende Jahr der Wiener Revolution nahm Rosner zum Hintergrund seines neuen Werkes, und man sollte meinen, das Zeitkolorit allein schon hätte alle seine Kräfte anspannen, den Stil beflügeln müssen. Wer sich an derartige Aufgaben wagt, muß vor allem die Grenzen und Tiefen seines Könnens ermessen. Statt des Gluthauchs der Geschichte wird hier dem Leser ein breit und bürgerlich angelegter Roman geboten, in dem einzelne Szenen wohl wirkungsvoll und fleißig heraus gearbeitet sind, der des weiteren eine weitgehende Ortskenntnis und Heimatliebe bekundet, aber doch in der Hauptsache durch die sehr großen Längen und die Verschwommenheit der führenden Charaktere beeinträchtigt wird. Was für Möglichkeiten lagen in der Zeichnung des kaiserlich vormärzlichen Regimes, des Begeisterungssturms der Wiener Jugend, der Barrikadenkämpfe, Volksschwankungen, und schließlich der Einnahme und furchtbaren Strafe der rebellischen Hauptstadt! Statt dessen spricht der Autor von dem alten, schwarzgelben Oesterreich als dem Lande der halben Helden, die nach den Sternen greifen und dabei ein klein wenig lächerlich zugrunde gehn, — und dieses sein eigenes Urteil ließe sich leider auch auf seine eigene Arbeit anwenden! E. Kr.

Salus, Hugo, Sommerabend. Novellen. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1916. (151 S.) 3 M. geb. 4 M.

Im Jahre seines fünfzigsten Geburtstages hat der österreichische Dichter abermals ein Novellenbändchen in die Welt hinaus gehen lassen, das wiederum den Stempel seiner feinsinnigen Persönlichkeit trägt. — Ist Hugo Salus niemals ein Erkorener der Masse gewesen, so werden auch diese Erzählungen dem großen Publikum weniger zu sagen haben. Dazu sind sie zu innerlich und still, der Gedankengang ist manchmal, z. B. in der Beethoven-Symphonie,

recht schwierig, und auch das Ausschöpfen melancholischer Stimmungen befriedigt wohl nicht jeden Leser. Anderes dagegen — fester in die herkömmlichen Formen der Novelle gefaßt — zeigt auf durchaus realistischer Basis in der Anlage, Fortführung und Entwicklung den anerkannten Meister psychologischer Menschenschilderung, dessen knappe, treffsichere und farbige Sprache nicht den kleinsten seiner Vorzüge bildet. E. Kr.

Schreckenbach, Paul, Markgraf Gero. Ein Roman aus der Gründungszeit des alten deutschen Reichs. Leipzigs, L. Staackmann, 1917. (306 S.) 4 M.

Schreckenbach gehört nicht zu den Großmeistern des historischen Romans; aber er verfügt über ein erfreuliches Talent, große Gestalten und wichtige Ereignisse aus der Vergangenheit unseres Volkes in Romanform lebendig vor uns erstehen zu lassen, und mit Markgraf Gero, den er in den Mittelpunkt seines neuesten Werkes gestellt hat, ist ihm dies nach meinem Empfinden besonders gut gelungen. Kaiser Otto, der in seiner gewaltigen Herrschergröße und Tatkraft, in seinem Zornesmut gegen Verräter, wie in seiner Milde gegen Reumütige uns so eindrucksvoll entgegentritt, konnte keinen besseren Helfer haben gegen die wilden, zu Tücke und Verrat geneigten Slaven, als diesen erprobten Kriegsmann von unbedingter Treue. Und Gero tritt uns auch rein menschlich so nahe nicht nur durch die Liebe zu seinen Söhnen, sondern auch durch die heiße, ihn in erschütternde Konflikte hineinführende Leidenschaft für die hochgemute edle Sachsenjungfrau Hathui. Daß diese beiden großangelegten Menschen sich angehören möchten für Leben und Tod trotz allem, was solchem Bunde im Wege steht, verstehen wir ebensogut wie die schwerwiegenden Gründe ihres Verzichts; und daß Gero, nachdem er der Welt schon so gut wie entsagt hat, als helfender Retter im schwersten Slavenkrieg die Todeswunde empfängt, aber Hathui im letzten Augenblicke noch einmal sehen kann, gibt einen ergreifenden und versöhnenden Ausklang. Gerade für den Leser der Volksbibliotheken sei der Roman warm empfohlen; sie gewinnen dadurch ein lebendiges Bild aus einer großen Zeit der deutschen Geschichte. E. La.

Winkelglück. Ein fröhliches Buch in ernster Zeit. Leipzig, Quelle & Meyer, 1916. (XI, 227 S.) Geb. 2,40 M.

Ja das ist wirklich ein fröhliches Buch. Etwas von dem stillzufriedenen Geiste Leberecht Hühnchens lebt darin, nur ist dieser sein Nachfahr viel moderner und besitzt genau gesehen doch nicht die gleiche Fähigkeit, sich bei bescheidenstem Besitz wirklich glücklich zu fühlen. Ob man „Schiebewurst“ liest, worin Befriedigung durch leise verschleierte Selbsttäuschung gewonnen wird, oder „Landsturm-Musterung“, bei der es „so wundervoll gemenschelt hat“, oder von dem Umsturz, den „Maruschka die Kriegsgans“ in dem schön gepflegten Garten des ganz feinen Berliner Vororts zu wege bringt; ob man den satirischen Humor des „Kriegsporträts“ oder den zartmenschlichen „Vorfrühling im deutschen Walde“ auf sich wirken läßt; ob man endlich mit heiterem Lächeln die entzückende Selbstverspottung in der „Lieben Sparsamkeit“ und den beiden letzten, damit verwandten Stücken genießt, — innere Erquickung, Ablenkung von dem Schweren, das auf uns lastet, wahre Freude an Menschen, die nie im Leben reich werden werden, die aber dafür die viel wertvollere Gabe ihr eigen nennen, glücklich zu sein und glücklich zu machen, empfindet man überall. Gegen dieses Kriegsbuch werden unsere Feldgrauen wahrlich nichts haben; man sollte es recht vielen senden. Es führt uns in eine Oase des Friedens; es will nicht hinwegtäuschen über den Ernst der Zeit, aber für Stunden uns leise davon hinwegführen. Dankbar möchte ich dem unbekannten Verfasser die Hand drücken und vielen Lesern, meine ich, wird es ebenso gehen. E. La.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (S.).

19. Jahrg. Nr. 3 u. 4. **Blätter** März-April 1918.

für Volksbibliotheken und Lesehallen.

Herausgeber: Professor Dr. Erich Liesegang in Wiesbaden. — Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig. — Preis des Jahrgangs (12 Nrn.) 4 M. Zu beziehen durch jede Buchhandlung und Postanstalt.

Ueber eine zweckmäßige Einrichtung kleinerer Büchereibetriebe.

Von Dr. phil. E. Goecke, Duisburg-Ruhrort.

Auf den folgenden Seiten soll in Kürze ein Verfahren geschildert werden, das ich im Laufe des Winters 1915/16 zur technischen Ausgestaltung kleinerer Büchereibetriebe (Filialen einer Hauptzentrale) ausgedacht habe. Maßgebend war für mich dabei der Gesichtspunkt, daß gegenwärtig der Geldkosten wegen überall an Personal gespart wird und deshalb außer einigen freiwilligen Helfern (Bücherjungen) nur mit einer besoldeten Verwalterin gerechnet werden darf. Zugrunde lege ich den Präsenzbuchkartenapparat Frl. Bona Peisers mit der doppelten Buchkarte; nur ersetze ich die pädagogischen Hilfen W. Hofmanns auf der feststehenden Karte dadurch, daß ich diesen Karten eine ganz bestimmte Farbe zuerteile. Das in Elberfeld eingeführte System der bunten Karten baue ich mithin nach pädagogischen Gesichtspunkten weiter aus; der hierbei zustandekommende zwölf Farben umfassende Buchkartenapparat setzt sich zusammen wie folgt:

A. Jugendschriften, vier Farben: 1. Knabenbücher, z. B. die Gute Kamerad-Bibliothek, Robinson, Sigismund Rüstig usw. 2. Märchen- und Mädchenbücher, die „Meister des Märchens" z. B. 3. Schriften für die reifere Jugend, die „Lebensbücher der Jugend", die 3 Mark-Bde von Bachem und Scholz z. B. Endlich 4. Belehrende Jugendschriften, etwa die Sammlungen von Pätel oder A. Janßens „Wissenschaftliche Volksbücher". Farben: 1. hellblau, 2. rosa, 3. schwach grau, 4. schwach gelb. Die kürzlich in hiesiger Gegend ausgesprochene Meinung, in Zukunft nur noch solche Jugendbücher zu bevorzugen, in denen etwas von Luftschiffahrt, Dampfmaschine, Elektrizität vorkommt, lehne ich ab, schließe mich dagegen den Ausführungen von E. Ackerknecht in den „Büchereifragen" (1914) voll und ganz an, wonach die Jugendschrift in erster Linie auf das Gemüt, nicht nur auf den Verstand zu wirken hat. Rationalisierungsbestrebungen wie die Wolgasts, Naumanns usw. kann ich im Gegensatze zu W. Hofmann nicht gutheißen.

B. Schöne Literatur, sechs Farben: 5. Alle Bücher, die der reiferen Jugend — ich denke an die Schüler unserer höheren Lehranstalten — in die Hand gegeben werden dürfen: Die Klassiker, Novellenschätze (die von O. Hellinghaus oder das „Siebengestirn" z. B.), die Volksausgabe der Erzählungen Wilhelm Raabes, Romane von Willibald Alexis, J. Spillmann, S. J. usw. Das Buch von F. Johannesson

„Was sollen unsere Jungen lesen?“ (1912) kann hier beratend mitwirken. 6. Alle gute Volksliteratur neutralen Charakters, die den „proletarischen“ Lesern W. Hofmanns (s. u.) unbedenklich vorgesetzt werden darf; gewiß die am meisten benutzte Farbe auf dem Gebiet der Novelle und des Romans, Beispiele zu nennen ist hier überflüssig. 7. Konfessionelle Literatur von ausgesprochen protestantischem oder katholischem Charakter. Beispiele: Helene Christaller, Nathanael Jünger, Isabelle Kaiser, Ferd. von Brackel. Diese „christlichen“ Bücher werden von Männern vielfach zurückgewiesen, von Frauen dagegen gerne mitgenommen. 8. Nur für reife Leser: Roseggers Gottsucher oder Jakob der Letzte, W. Raabes Abu Telfan, Enrika von Handel-Mazzettis Stephana Schwertner, Aage Madelungs Die Gezeichneten als Beispiele. 9. sog. „Gefährliche“ Bücher wie Stilgebauers Götz Kraft, Bierbaums Prinz Kuckuck, Sudermanns Hohes Lied z. B., die Farbe ist nicht oft zu verwenden. J. Lauffs „Kevelaer“ gehört eigentlich auch hierher; man kann es aber auch machen wie in jener Stadt am Mittelrhein, die zwar Werke von Lauff führt und auch ausleiht, sie aber mit Rücksicht auf die Oeffentlichkeit nicht im Druckkatalog erscheinen läßt. Endlich 10. Ausgesprochene Dialektbücher und Humoristisches. Wieviele Menschen können oder **wollen** keinen Dialekt lesen!? Es sind dies meist die „Europäer“, die internationalen Weltbürger und sog. Kulturmenschen unserer oberen Zehntausend, die den Sinn für die engere Heimat und deren Sprache verloren zu haben scheinen. Enrika von Handel-Mazzetti hat bei uns infolge des Dialektes leider weniger Leser als sie verdient. Sie gehört aber darum doch nicht in diese Abteilung (s. oben unter 8). Ludwig Thoma und Augustin Wibbelt gehören dagegen hierher, ebenso die bekannten Kriegsbücher „Grande bouche und Lausikoff“, um nur einiges zu nennen, schließlich alle im praktischen Ausleihebetriebe so oft geforderten „Witzbücher“. Farbe 9 und 10 dürften in der Schönen Literatur am seltensten vertreten sein. Die Farben sind: 5. orange, 6. braun, 7. rot, 8. mauve, 9. grün, 10. gelb.

C. **Wissenschaftliche Werke**: Im Grunde sind hier nur zwei Farben nötig: 11. (tiefgrau) Werke für solche Leser, die keine Vorkenntnisse besitzen und 12. (tiefblau) Werke für genügend vorgebildete Leser. Je nachdem es sich um eine Fabrikbücherei, in der Arbeiter das Hauptlesepublikum darstellen, handelt, oder um eine Stadtbücherei, wird Farbe 11 oder 12 in den Beständen überwiegen. „Land und Leute“ von Velhagen und Klasing würde ich z. B. der Kategorie 11 überweisen; Erich Brandenburgs „Reichsgründung“ (2 Bde 1916) oder die Anfang 1916 erschienenen zweibändigen Ausgaben der Werke Friedrichs des Großen gehören in die Kategorie 12. Nur einige kleine Ausnahmen seien hier erwähnt. Alle medizinische Literatur (Werke über bestimmte Krankheiten) oder juristische Literatur, die nicht in Jedermanns Hände gehört (Forensische Psychiatrie, Sittlichkeitsgesetzgebung), überweise ich der Farbe 9 (s. o.), da diese in der Belletristik doch nicht allzu stark verbraucht wird. Es gilt dann also die einfache Dienstanweisung: **Werke auf grünen Buchkarten**

werden nur durch den Leiter der Bücherei selbst, nicht durch Hilfskräfte (Laufjungen) ausgegeben. Werke, die nur für den Bibliothekar und seine Mitarbeiter bestimmt sind (Bibliothekswesen) könnten vielleicht auch noch in dieser Rubrik untergebracht werden. Da nun auch Farbe 10 (s. o) nicht allzu stark in Anspruch genommen sein wird, so setze ich alle technische Fachliteratur, um deren willen Plate[1]) die Freihand besonders gerne durchgeführt sehen möchte, auf gelbe Zettel. Auf Rheinstahlwerk habe ich s. Z. viele Leser persönlich hinsichtlich der gewünschten Fachliteratur beraten können, da ich von Hause aus Naturwissenschaftler bin.[2]) Für die Abteilung Memoiren und Briefwechsel endlich setze ich solche Werke, deren Lektüre ich besonders fördern will (Lily Braun, Im Schatten des Titanen, Bismarcks Briefe an Braut und Gattin, Moltkes Briefe, Kaiser Wilhelm I. Briefe (ed. Brandenburg) als Beispiele auf Karten der Farbe 8, behandle sie also wie Belletristik für gebildete Leser. Nach Ladewig gehört bekanntlich Martin Luther nicht unter Theologie, sondern unter die deutschen Klassiker. Von den Lebenserinnerungen gehören diejenigen von Werner von Siemens, dann Karl Schorn (1898) und neuerdings Li Hung Schang (1915) hierher, nicht aber z. B. die von Abeken, Keudell oder H. v. Helmholtz (Königsbergers Biographie), die auf Farbe 12 zu setzen sind. „Gabriele von Bülow, Tochter W. v. Humboldts", gehört entschieden zu Farbe 8, die hochinteressanten Lebenserinnerungen Hermann Hüffers dagegen wieder zu Farbe 12. Doch damit genug der Einzelheiten!

D. Allgemeines: Der hier beschriebene Buchkartenapparat, in Format der Karten der „Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur" angefertigt, stellt alphabetisch geordnet zunächst ein Durcheinander bunter Karten dar. Ich brauche hier nicht nochmals die Vorzüge des Präsenzsystems vor der losen Buchkarte, die der Buchkartentasche des Buches einverleibt wird, hervorzuheben; auch Ladewig zollt in den „Büchereifragen" dieser Einrichtung seine Anerkennung, es gibt eben auch hier kein absolut vollkommenes System. Meine Privatbücherei von heute rund 1500 Bden habe ich zunächst einmal zur Probe auf bunten Zetteln aufgenommen; das Auge, obwohl mit scharfer Brille bewaffnet, wurde durch den häufigen Farbenwechsel selbst bei Lampenlicht in keiner Weise angestrengt. Ich hatte im Gegenteil ein Gefühl der Entlastung; ich weiß, ohne einen Titel ganz genau angesehen zu

1) Bl. f. Volksbibl. 1916 XVII 73. Wie mir Frl. Otten mitteilt, ist die Freihand in Lübeck noch nicht durchgeführt.

2) In den Katalogen vom Rheinstahlwerk a. d. Jahren 1907, 1909 und 1910 ist deshalb dem Ausbau der Abteilung N (Naturwissenschaft, Gesundheitslehre, Technik, Handel und Gewerbe) eine besondere Vorliebe gewidmet worden. Vergl. auch Goecke, Techn. Monatshefte 1911, S. 93 ff., 1916/17 S. 241 ff. Würde ich noch einmal neu einzurichten haben, so würde ich den zur ersten Orientierung so geschätzten großen wie kleinen Graetz in je 6 Exemplaren einstellen; alle anderen elektrotechnischen Werke (E. Bermbach, R. Blochmann, J. Herrmann, A. Holtzt, Th. Middel, R. Rinkel, Th. Schwartze, A. Thomälen, A. Wilke, H. Zipp) zum mindesten gleich in Doppelexemplaren.

haben, durch die Farbe der Buchkarte sofort, mit was für einer Art Buch ich zu tun habe. Für kleinere Filialen mit Standbüchereien bis zu 3000 Bdn denke ich mir nun die Ausführung dieses farbigen Buchkartonapparates in doppelter Form nach Hofmann äußerst bequem. Da das Ganze alphabetisch geordnet ist, kann ich gleichzeitig auf der festen Buchkarte den ganzen alphabetischen Verfasserkatalog nach Lüdicke und Pieths Vorschriften aufnehmen; die betreffende Filiale kombiniert auf diese Weise ihren Buchkartenapparat mit dem Verfasserkatalog. Hofmanns mannigfache, z. T. übertriebene schriftliche Anweisungen auf den festen Karten fallen hier weg, die Farbe führt eine stumme Sprache; es ist auf alle Fälle das System der bunten Karten bequemer zu handhaben als s. Z. Lausbergs[1]) Gliederung der Schönen Literatur. Auch unausgebildete Hilfskräfte lernen leicht damit umgehen, es muß nur der Grundsatz bestehen bleiben: Von Farbe 8—12 keine eigenmächtige Bücherausgabe durch unteres Personal. Dem hier geschilderten Buchkartenapparat stelle ich bei der Ausleihe einen Leserkartenapparat von 8 Farben gegenüber, der die Leser durch die Farbe ihrer Leihkarte stumm aber deutlich charakterisiert. Der Ausdruck „Proletarischer Leser“, den Hofmann W. Sombarts düsterer Studie entlehnt, widerspricht meinem sozialen Gefühl; als Arbeiterbibliothekar a. D. liebe ich das Wort als Sammelname für unsere gesamte deutsche Arbeiterschaft nicht. Es ist aber nicht das schlechteste Ergebnis der Hofmannschen Untersuchung in Jahrgang I des Volksbildungsarchivs, daß es in geistiger Beziehung nicht einfach den Arbeiter, wie bei Sombart in wirtschaftlicher, gibt. Mich haben wenigstens Hofmanns statistische Arbeiten dauernd zum Nachdenken angeregt und zu praktischen Nachprüfungen in meinem damaligen Betriebe veranlaßt.

Neuere Literatur über den Weltkrieg und damit zusammenhängende Fragen.

Vielleicht ist diese Uebersicht über die Literatur, die der Weltkrieg hervorgebracht hat, die letzte, denn es mehren sich doch allgemach wenigstens die Schriften, die die Bedingungen und Voraussetzungen erörtern, unter denen der Menschheit ein Friede zurückgegeben werden kann, der allen den Staaten Spielraum für eine zukünftige Entwicklung läßt, die ihre Daseinsfähigkeit während dieser Sturmzeit sondergleichen erwiesen haben.

Zu der Literatur dieser Art kann man in gewissem Sinne auch das Buch des bekannten englischen Kolonialbeamten und Afrikakenners Harry Johnston rechnen, das kurz vor Kriegsausbruch (Neujahr 1913) in London herauskam und jetzt in ansprechender Uebersetzung vorliegt. Im Vorwort weist der Kolonialpolitiker Ernst Vohsen, dem wir die sehr erwünschte Verdeutschung verdanken, darauf hin, daß der Verfasser in jenen Tagen, von denen uns jetzt eine Welt von Ereignissen trennt, die ehrliche Absicht hatte, zu ermitteln, wie ein Ausgleich der Endziele der englischen Kolonialpolitik mit den berechtigten Bestrebungen anderer Nationen und besonders der

1) Bl. f. Volksbibl. 1908 IX, 81, 117, 157.

deutschen gefunden werden könne. Das für Johnston die britischen Belange die gegebenen und durch die göttliche Weltordnung vorgesehenen sind, versteht sich für einen Engländer von selbst, das hindert ihn aber keineswegs, ohne Voreingenommenheit gegen andere Völker, von denen er vielleicht nur das französische mit seiner besonderen Sympathie beehrt, die Erde in der Weise aufzuteilen und in Interessensphären zu zerlegen, wie es im Hinblick auf das britische Imperium wünschenswert erscheint. Leider hat der „gesunde Menschenverstand",[1]) zu dem sich der Verfasser damals noch bekannte (inzwischen scheint auch mit ihm die Kriegsleidenschaft durchgegangen zu sein), den leitenden Staatsmännern seines Landes nicht als Richtschnur gedient, so daß sie ohne zwingende Not einen Weltbrand entfesselt haben, der — wie auch der Friede ausfallen mag — für Englands Ansehen äußerst nachteilig werden muß, da der Staat, dessen steigende Macht man mit der Waffe in der Hand niederkämpfen wollte, sich glorreich gegen eine Welt von Feinden behauptet hat, so ehrenvoll und so einzig, wie vordem nur der große Preußenkönig in dem Kriege der sieben Jahre, der seinem Reiche, das diesmal kein Dorf und keinen Landstrich heimbrachte, doch erst den Rang einer Großmacht im vollen und eigentlichen Sinne des Worts verschaffte. Johnston weist nun der deutschen Kolonialpolitik ihr vornehmstes Betätigungsfeld in Zentralafrika zu, wo sie sich namentlich auf Kosten der Hauptteile des Kongostaates und der beiden südafrikanischen Kolonien Portugals arrondieren möge. Auch durch Austausch mit britischen Besitzungen (Caprivizipfel) ließen sich hier und da bessere und zweckmäßigere Grenzen erreichen. Der Erwerb des französischen Kongo, der ein geschlossenes — nur durch einen Streifen französischen und englischen Besitzes (für die Verbindung zwischen Kapland und Aegypten) unterbrochenes — Riesenreich von Ozean zu Ozean ergeben würde, wird freilich von der Rückgabe von Metz und des französischen Bezirks von Deutsch-Lothringen, also von einer nach unseren Begriffen völlig unmöglichen Voraussetzung, abhängig gemacht. Aber auch die zweite Vorbedingung eines Ausgleichs englischer und mitteleuropäischer Interessen im nahen Orient ist für uns Deutsche vom Standpunkt der Ehre und Bundestreue aus ebenso hinfällig, da Johnston uns über Anatolien und die übrigen Restteile der Türkei, soweit sie nicht an Rußland und Bulgarien, an England und Frankreich fallen sollen, ein Protektorat einräumen will, wie es Großbritannien über Aegypten zu erlangen gewußt hat. Ein Zusammenschluß ferner Mitteleuropas unter unserer Führung, den die angelsächsischen Staatsmänner jetzt als Schreckgespenst hinzustellen belieben — wobei schwer zu sagen ist, ob und wieweit sie dabei aufrichtig sind — erscheint Johnston als etwas durchaus natürliches und sogar im Interesse seines Vaterlandes erwünschtes. Denn für ihn ist trotz der Verständigung zwischen britischen und russischen Interessen, die 1908 begann und die eine der Hauptursachen des Weltkriegs werden sollte, der Gegensatz zwischen den beiden Riesenimperien noch keineswegs behoben; vielmehr bedrückt ihn die kräftige und zahlreiche russische Rasse wegen ihrer ungeheuren Vermehrung, dergegenüber England nur mit Hilfe Japans, der amerikanischen Angelsachsen und seiner Flotte eine Störung des Gleichgewichts in Asien werde verhindern können. „Die einzige Gefahr, die unser Reich bedrohen könnte, wäre die Besetzung von Konstantinopel und Kleinasien durch die Russen und die Erleichterungen, welche dadurch einen russischen Einfall in Syrien und Aegypten — der Wespentaille des britischen Reichs — entstehen würden." Da nun die Türkei diesem ungeheuren Andrang nicht gewachsen sei, „ist das einzige Bollwerk gegen die Russifizierung des Orients die Zulassung unserer deutschen Brüder nach Kleinasien und Mesopotamien (und vielleicht ein französischer Einfluß in Syrien), um die Ueberreste des byzantinischen Reiches der westlichen Kultur zurückzu-

1) „Gesunder Menschenverstand in der auswärtigen Politik". Uebertrag. v. E. Du Bois-Reymond. Berlin, Dietr. Reimer, 1917. (132 S. u. 7 farb. Kart.) Geb. 5 M.

gewinnen." Die Stunde wird dermaleinst kommen und vielleicht ist sie näher als man denkt, da die Herren Grey, Asquith, und Lloyd George — um von Verstorbenen wie Kitchner nicht zu reden — vor ihrem Volk die Verantwortung für ihre dem „gesunden Menschenverstand" und füge ich hinzu der Humanität zuwiderlaufende Politik zu tragen haben werden. —

Bei der Unkenntnis der Amerikaner und ihres Präsidenten mit den Zuständen und Verhältnissen des europäischen Kontinents, soweit er nicht englisch ist, muß es freilich dahingestellt bleiben, ob Wilson tatsächlich in dem Zusammenschluß Zentraleuropas eine Bedrohung der Vereinigten Staaten hat sehen können. Ueber diese Frage und die anderen Motive, die diese letzte so unerwartete und unerfreuliche Erweiterung des Kriegstheaters bewirkt haben, spricht sich neuerdings wieder eine Schrift aus, die man aufmerksamer Beachtung empfehlen möchte. Die Leser der „Blätter" werden sich noch des trefflichen Buchs von E Kühnemann „Deutschland und Amerika"[1]) erinnern, mit ihm muß man unwillkürlich das vorliegende Werk von M. Julius Bonn[2]) in München vergleichen, der ganz ebenso wie sein Breslauer Kollege sich vom August 1914 an bis zum Jahre 1917 in den Vereinigten Staaten aufhielt, um in Schrift und Wort dem deutschen Standpunkt im Weltkrieg zur Anerkennung zu verhelfen. Gewiß hatte der Verfasser — ebenso wie Kühnemann — hierbei Gelegenheit, die Stimmung der verschiedensten rein amerikanischen Kreise in den einzelnen Landesteilen gründlich kennen zu lernen, und da in der Politik alles darauf ankommt, die Dinge so zu sehen wie sie sind, wird man ihm für seine Mitteilungen zum Dank verpflichtet sein. Wenn er nun aber bei Darlegung des amerikanischen Standpunkts auf jede Kritik verzichtet mit der Begründung, daß er seine Einwendungen in Amerika, vor amerikanischen Gegnern vorgebracht habe, so hat er sich durch diese Resignation um das schöne Vorrecht des Autors gebracht, unmittelbar auf seinen Leser einzuwirken und die geistige Fühlung mit ihm aufrecht zu erhalten. Zudem schädigt Bonn sich selbst durch dieses Verfahren, da er aus lauter Objektivität sich dazu verleiten läßt, mosaikartig Grund an Grund zu reihen, so daß man über der Fülle des Kleinen und Kleinlichen die großen Linien nicht zu erkennen vermag und schließlich weder aus noch ein weiß. Im Gegensatz zu Kühnemann und zu der Ansicht des klugen amerikanischen Berichterstatters der Kölnischen Zeitung, der erst in diesen Tagen — Ende Januar 1918 — in die Heimat zurückgekehrt ist, meint der Verfasser, daß Wilson nicht von vorn herein die Absicht gehabt habe, dann für England einzutreten, wenn es zu unterliegen scheine. Nach der Auffassung der beiden genannten Gewährsmänner war der Augenblick gekommen, als der amerikanische Botschafter Gerard Ende 1917 von Berlin zurückkehrte und den Präsidenten davon überzeugte, daß Deutschland ohne Frage siegen werde, wofern ihm nicht ein neuer Feind erstehe. Nach Bonn hingegen ist der Präsident erst durch eine Fülle von kleineren Vorgängen und völlig verschiedener Motive in den Krieg getrieben worden, vor allem auch durch den an sich begreiflichen Wunsch, durch die Kriegserklärung das Recht auf Teilnahme an den Friedensverhandlungen zu erlangen, die die zukünftige Gestaltung der Welt bestimmen würden. Wie dem nun auch sei, man kann sich dem Eindruck nicht entziehen, daß niemals in frevelhafterer Weise ein großes Kulturvolk dem anderen den Daseinskampf angesagt hat. Gerade, wenn Bonns Endurteil richtig sein sollte, daß die Vorstellung der politischen — das soll in dem Zusammenhang heißen demokratischen — Kulturgemeinschaft Amerika ins Lager von Deutschlands Feinden geführt habe, so würde darin eine Bankerotterklärung des demokratischen Gedankens liegen, der in seinem intoleranten Propagandafanatismus jede Moral und Humanität mit Füßen tritt! —

Denn wie außerordentlich kompliziert und widerspruchsvoll alle scheinbar noch so einfachen Aufgaben eines sich in freiheitlichem Sinne entwickelnden

---

1) Vergl. Jahrgang 1917 S. 199.
2) Amerika als Feind. München, Georg Müller, 1918. (107 S.) 1 M.

Völkerdaseins und Völkerrechts sind, zeigt wie an einem Schulbeispiel F. Stier-Somlo, der[1]) in der vorliegenden Schrift vor dem Schlagwort der Meeresfreiheit warnt, das viele deutschen Patrioten jetzt dauernd im Munde führen. Von der Ueberzeugung erfüllt, daß wir nur für solche Friedensziele uns einsetzen dürfen, die erreichbar sind und unseren ureigensten Belangen entsprechen, fragt der Bonner Gelehrte voller Besorgnis: „sind wir auf dem richtigen Wege, wenn wir die Meeresfreiheit auch für den Kriegsfall als notwendig verkünden und erstreben? . . . Erfordert wirklich unsere politische Stellung in der Welt, die Meeresfreiheit für die Kulturgemeinschaft der Erde durchzusetzen? Ist sie eine Staatsnotwendigkeit für uns oder sind umgekehrt, was man in Deutschland noch gar nicht bedacht hat, Erwägungen denkbar, die jenen Grundsatz als gefährlich erscheinen lassen? Kann am Ende, wenn die Formel auch für die Kriegszeit als Völkerrechtssatz anerkannt wird, dies dem deutschen Reich unermeßlichen Schaden bringen?"

Es ist, wie man begreifen wird. kaum möglich auf dem beschränkten Raum, der hier verfügbar ist, einen Begriff von dem Gang der vorliegenden Untersuchung zu geben, die sich auf breiter historischer Grundlage aufbaut. Nur auf einen Punkt soll hingewiesen werden, der für jeden Deutschen augenblicklich im Vordergrund steht. Wir alle empfinden die Erklärung der Lebensmittelzufuhr für die nichtkriegerische Bevölkerung unseres Landes für Konterbande von Seiten Englands als einen empörenden Bruch des Völkerrechts, den wir diesem gehässigsten unserer Feinde auch nach dem Kriege auf lange Zeit hinaus ebenso wenig verzeihen werden wie den Verläumdungsfeldzug, den die Machthaber an der Themse um so wirkungsvoller führen konnten, da alle Seekabel in ihrem Besitz oder ihrer Kontrolle waren.

Dieser durchaus berechtigten Auffassung gegenüber macht nun Stier-Somlo geltend, daß durch die ganze Art der jetzigen Kriegsführung der bisherige Zustand tatsächlich sich verschoben hat. Der gegenwärtige Kampf spielt sich ab zwischen den Massen der beiderseitigen Volksgenossen, von denen eine immer größere Anzahl durch Arbeit in den Munitionsfabriken und auf dem Wege des Hilfsdienstes den Kriegszielen dienstbar gemacht wird. Infolgedessen könne man Maßnahmen des Feindes, die gegen den überwiegenden Teil der zivilen Bevölkerung gerichtet sind, wie die Aushungerung eines ganzen Volks, nicht mehr als unbedingt unzulässig bezeichnen. Vermutlich werde in Zukunft kein Staat, der dazu in der Lage ist, auf dieses furchtbare Kriegsmittel verzichten. Vielleicht kann man dem Verfasser in dieser Meinung theoretisch zustimmen, jedenfalls sind wir aber zu unserer Empörung berechtigt, da uns gegenüber zum erstenmal im Verlauf der Weltgeschichte diese Brutalität angewandt ist. Und das von einem Gegner, der nicht um sein Dasein ringt, sondern einen Präventivkrieg führt und in frivoler Weise erklärt hat, es sei für ihn ja ziemlich gleichgültig, ob er sich am Krieg beteilige oder nicht! Wenn dann der Verfasser darauf hinweist, daß dadurch ja auch Deutschland gezwungen sei, von der scharfen und unbarmherzigen Waffe des Unterseebootkriegs Gebrauch zu machen, so darf man an die Wutausbrüche der Engländer und an die mit Ueberlegung ausgeführten Unmenschlichkeiten den wehrlosen Mannschaften unserer U-Boote gegenüber erinnern. Mag nun die Forderung der Freiheit der Meere für Friedenszeiten noch so berechtigt sein, sie für den Kriegsfall unter allen Umständen und in vollem Umfang erreichen zu wollen, ist nach der Meinung Stier-Somlos eine bare Unmöglichkeit und würde eine Beseitigung des Seekriegs überhaupt bedeuten. Anstatt also einem utopischen Kriegsziel nachzujagen, dessen Erfüllung vielleicht unübersehbare böse Folgen auch für uns nach sich ziehen würde, müßten wir auf ein Weltgleichgewichtssystem hinarbeiten, das allein eine erträgliche Handhabung der Freiheit der Meere auch für den Kriegszustand zu gewährleisten vermag. Wie England durch den Ausgang des Kriegs darüber belehrt

1) Die Freiheit der Meere und das Völkerrecht. Leipzig, Veit & Comp. 1917. (170 S.) 3,50 M., geb. 5 M.

werden wird oder vielleicht bereits belehrt ist, daß eine Vernichtung Deutschlands ein Unding ist, ebenso wäre es für uns abwegig, eine völlige Niederringung dieses hartnäckigsten Gegners zu betreiben oder eine so überragende Stellung zur See zu erstreben, daß wir den Widerspruch jedes anderen Staats zum Schweigen zu bringen vermöchten. „Die Zukunft der Welt, so schließt der Verfasser, ruht in dem festen Willen aller Völker und Staaten, sich gegenseitig Leben, Entwicklung, Freiheit und Kultur zu verbürgen." —

Eine wie furchtbare Gefahr aber gerade der Nimbus der unbestrittenen Seeherrschaft für alle Gegner Großbritanniens bislang gewesen ist, darüber hat das durch die Einkreisungspolitik König Eduards und seiner Nachfahren charakterisierte Jahrzehnt vor dem Krieg aller Welt die Augen geöffnet. Man ist nicht müde geworden, die deutsche Politik etwa seit der Reichskanzlerschaft des Fürsten Bülow mit unnachsichtiger Strenge zu tadeln und fern sei es, die vielen Fehler dieses Vielgewandten zu beschönigen; die Hauptschuld an unseren Mißerfolgen schreibt aber selbst ein so scharfer Kritiker wie Graf E. zu Reventlow[1]) der Tatsache der unvergleichlichen Ueberlegenheit der englischen Flotte zu. Sobald Großbritannien, das zu Bismarcks Zeiten die Lücke in der Rüstung des Dreibunds, die in dessen Flottenlosigkeit bestand, durch seine Hinneigung zu Italien verdeckt hatte, sich der Entente zuwandte, mußten sich in dem Fundamente Risse zeigen. Und schon vor Jahrzehnten hat ein kluger italienischer Staatsmann gesagt, daß die Uebergewalt Englands zur See für Italien jede Unabhängigkeit zur Illusion mache. Jedenfalls hielt schon in der Periode vor dem gegenwärtigen Krieg Großbritannien mit der Glorie seines maritimen Uebergewichts die europäische und mittelbar auch die transatlantische Welt gegen das deutsche Reich zusammen. Ohne diese Hilfe, so bemerkt der Verfasser sehr richtig, hätte keine einzelne europäische Macht und auch keine Mächtegruppe sich gegen uns vorgewagt: „Hinter allen Feldzugsplänen und Vergleichen der Wehrkräfte zu Lande stand immer die Annahme, Großbritannien werde ja die Deutschen von den Ozeanen absperren und ihnen damit die Kampffähigkeit schnell nehmen." Jedenfalls aber werde kein Küstenstaat Europas es wagen, in einem solchen Kriege auf Deutschlands Seite zu treten. Mit diesen Erörterungen hebt die großzügige Darstellung des Grafen Reventlow an, mit der sich jeder Patriot und Politiker um so mehr vertraut machen sollte, da gerade die mangelhafte Kenntnis unserer Staatsmänner von den Wirkungen der Seemacht unsere äußere Politik und ihre Ziele auf das ungünstigste beeinflußt hat. So eifrig wir nun auch auf die Stärkung unserer maritimen Rüstung bedacht waren, um das Mißverhältnis zwischen ihr und der englischen auszugleichen, mit den ungünstigen Veränderungen der Weltlage konnte ihre Entwicklung nicht Schritt halten. Immerhin waren wir nach der Ansicht des Verfassers schon so weit gediehen, daß etwa sechs Jahre später die deutsche Hochseeflotte auch einer erheblich überlegenen Streitmacht gewachsen gewesen wäre.

Wie die Dinge nun waren, ergab sich die Lage in der Nordsee, die wir kennen, und die vom Anfang des Krieges an ungefähr dieselbe blieb. Die englische Flotte verzichtete, da wir von vornherein klugerweise unsere Hauptstärke in der deutschen Bucht zusammenhielten, auf die Ausführung der prahlerischen Drohungen eines Ueberfalls unserer Seekräfte und ihrer Stützpunkte, sondern beschränkte sich darauf, den westlichen und den nördlichen Zugang der Nordsee für unsere Schiffahrt abzusperren und für den neutralen Handel zu kontrollieren. Bei dieser wohlerwogenen und vorsichtigen Zurückhaltung, die mit dem Einsatz eines geringen Risikos immerhin große Erfolge erzielte, blieb die englische Admiralität, trotz des populären Widerstands im eigenen Lande und der stürmischen Vorstellungen der Ententegenossen, die es bitter empfanden, daß die an Zahl, Stärke und Schnelligkeit so weit unterlegenen deutschen Kriegsschiffe von der unüberwindlichen Armada nicht von der See fortgefegt, in ihren Schlupfwinkeln aufgesucht und vernichtet würden.

1) Der Einfluß der Seemacht im Großen Kriege. Berlin, E. S. Mittler & Sohn 1918. (XXII, 278 S.) Geb. 10 M.

Andererseits aber war unsere erst im Werden begriffene Flotte doch nicht stark genug, um der englisch-russischen Kombination gegenüber auch in der Ostsee sofort mit einem machtvollen Unternehmen zu beginnen. Hier waren es die Aalandsinseln, die die Brücke zwischen Finnland und Schweden bilden, und die damals noch so gut wie gar keine Befestigungen aufwiesen, die einen großen Erfolg in Aussicht zu stellen schienen. Ein glücklicher Handstreich auf diese Inselgruppe hätte uns die Herrschaft über den Bottnischen Meerbusen verschafft: „die Stellung der deutschen Macht zur See dort wäre nicht nur rein maritim von hoher Bedeutung gewesen", sondern hätte auch die Durchfuhr der Entente durch Schweden nach Rußland äußerst erschwert.

Die ersten Kapitel des Reventlow'schen Buches, die diese Darlegungen enthalten, sind ruhig gehalten und überzeugen: sie lesen sich wie eine Fortführung seines trefflichen Buchs „Deutschlands auswärtige Politik 1888 bis 1914", das namentlich in den neueren Auflagen sich zu dem Ernste und der Sachlichkeit einer großen historischen Darstellung erhoben hat. In der Folge bespricht dann der Verfasser die Lage und Haltung unserer Seemacht im Mittelländischen Meer und auf den Ozeanen, um alsbald auf die englische Handelssperre und auf die wirksame Gegenmaßregel überzugehen, die wir in der Unterseebootwaffe gegen den Aushungerungsplan dieser Insulaner gefunden haben. Bei der Beurteilung unserer äußeren Politik beliebt nun aber Graf Reventlow Licht und Schatten recht ungleich zu verteilen; alle Handlungen des großen Organisators der deutschen Flotte sieht er im hellsten Licht, während er über die deutschen Diplomaten und ihre Ungeschicklichkeit unbesehen die Schale seines Zornes ausgießt. Ohne daß hier auf Einzelheiten eingegangen werden soll und kann, muß doch gesagt werden, daß man bei diesen Darlegungen häufig nicht einen Historiker, sondern den temperamentvollen Schriftleiter der „Deutschen Tageszeitung" zu hören glaubt, dessen Auffassung sich z. B. durchaus nicht mit der des Vizeadmirals Galster vereinigen läßt, der gerade dem Großadmiral von Tirpitz gegenüber die undankbare Rolle des Befürworters der Ubootwaffe in einer Zeit auf sich genommen hatte, da hierzu noch ein ungewöhnliches Maß von Mut gehörte!

Damit soll nun keineswegs der Ausbau der Schlachtschiffe, der uns im tiefsten Grunde doch die Feindschaft Englands zugezogen hat, als verfehlt hingestellt werden; vielmehr wird man dem letzten Kapitel Reventlows, das anschaulich und schwungvoll die großartige Wirkung schildert, die von der Hochseeflotte während des gegenwärtigen Krieges ausstrahlte, durchaus beipflichten können und dennoch die gerügten Einseitigkeiten ablehnen dürfen. Das Hauptstück nun dieses Schlusses ist die Betrachtung über die Schlacht vor dem Skagerrak, die sich als großer Erfolg der deutschen Seemacht ansprechen läßt und die Tatsache offenkundig macht, daß die Nordsee mitsamt dem Zugang zur Ostsee der englischen Seegeltung fortan entzogen ist. Gewiß wird diese Verteidigungsstellung in der Helgoländer Bucht durch die geographische Lage unterstützt, die indessen auf der anderen Seite eine Offensive ungünstig beeinflußt und unsere Absperrung durch die englische Seekraft im Kanal und an den Orkneyinseln außerordentlich erleichtert. Diese Erwägung gibt dem Verfasser Gelegenheit, zu guterletzt noch auf die Frage einzugehen, die er schon in einer besonderen Schrift (Verlag E. S. Mittler & Sohn) und seither wieder in zahlreichen Leitartikeln der „Deutschen Tageszeitung" behandelt hat: „Warum brauchen wir die flandrische Küste?" Fehlt uns auf dem rechten Flügel unserer maritimem Position in der deutschen Bucht eine mehr nördlich vorgeschobene Flottenbasis etwa an dem äußersten Punkt Jütlands (Skagen), so entbehren wir auf dem linken Flügel dem Aermelkanal und der Themsemündung gegenüber ebensosehr eines Kraftzentrums, um uns aus der Enge des Nordseewinkels zu befreien und unsererseits die Möglichkeit zu erlangen, die gesamten Großbritannischen Inseln zu umfassen. Kein Zweifel, daß der dauernde Besitz von Ostende und Seebrügge, die bereits mit Brügge durch Kanäle verbunden sind, aber ohne große Mühe auch durch einen Großschiffahrtsweg, der holländisches Gebiet nicht berührt, sich mit Antwerpen verbinden ließen, unsere strategische Lage außerordentlich ver-

bessern und uns die Möglichkeit verschaffen würde, von der Waffe des Schwächeren, dem U-Boot, einen ausgiebigeren Gebrauch zu machen. Wie nun auch beim Frieden die Entscheidung fallen möge — denn nur auf Grund der Kriegskarte sollte man über Friedensbedingungen sich aussprechen — wir müssen uns dessen bewußt bleiben, einen wie großen Trumpf England gegenüber wir mit dem Verzicht auf die flandrische Küste aufgeben würden. Unter allen Umständen aber gebietet es die Pflicht der Selbsterhaltung zu verhindern, daß unser Hauptfeind die Gelegenheit erhält, in einem zukünftigen Kriege, sich hier in unserer Flanke festzusetzen und unsere maritime Streitmacht noch mehr einzuengen, als es durch die unglückliche Gestaltung der deutschen Küste schon so wie so geschieht. Auch hier ist es wieder die gewichtige Autorität der Vizeadmirals Galster, die dem Verfasser entgegentritt und die Bedeutung von Seebrügge und Ostende wesentlich geringer einschätzt; im vorliegenden Fall aber sind die besseren und tieferen Gründe auf Seite des Grafen Reventlow und dankbar wollen wir ihm wie für sein Buch in seiner Ganzheit, so auch dafür sein, daß er unerschrocken und unermüdlich für diese große Zukunftsfrage in die Schranken tritt. —

Mit welchem Ernst übrigens auch das weite Publikum sich über den Gang des Krieges zu unterrichten sucht, das zeigt der geradezu beispiellose Erfolg des Buches von H. Stegemann, dessen zweiter Band kurz vor Weihnachten erschienen ist. Noch jetzt aber ist die Nachfrage eine so rege, daß der Buchbinder kaum in der Lage ist, die erforderliche Anzahl von Exemplaren zur Stelle zu schaffen Wie wir uns erinnern, (Vergl. Jahrg. 1917 S 205) behandelt der erste Teil die kriegerischen Ereignisse auf dem westlichen und östlichen Kriegsschauplatz bis zum Herbst 1914. Die Erzählung des zweiten Bandes, der dem ersten, man möchte sagen, mindestens ebenbürtig ist, setzt ein mit dem Rückzuge der deutschen Heere nach der Marneschlacht, dessen geschickte Durchführung die ausschweifenden Hoffnungen des Feindes zu schanden macht. Zu den Gegenmaßregeln, die unsererseits gegen die französischen Umfassungsversuche des rechten Flügels getroffen wurden, kann man auch die Belagerung von Antwerpen rechnen, deren ruhmvoller Verlauf erst den Rücken des deutschen Heeres sicherte. Mit der Schilderung der sich daran anreihenden erbitterten Kämpfe in Flandern, die mit der Erstarrung der Front enden, schließt der erste Teil der Darstellung und es folgen in zwei besonderen Kapiteln die beiden Feldzüge im Osten. Zunächst handelt es sich um den mit ungenügenden Kräften unternommenen Vormarsch der Verbündeten gegen Weichsel und San, dem dann der russische Gegenstoß folgt, der auf der ganzen weiten Front mit ungeheuren Schlachthaufen vollführt, aber durch den unvermuteten Anfall Hindenburgs von Thorn aus nach Nordpolen empfindlich gestört wird. Diese dramatisch bewegten Kampfhandlungen, in denen der russische Großfürst und Oberkommandierende sich als kluger und entschlossener Gegner erweist, wenn er auch Hindenburg, Ludendorff und Hötzendorf keineswegs gewachsen ist, lesen sich in Stegemanns[1]) Erzählung wie ein spannender Roman, während bei der Darstellung in den nächsten Kapiteln, die den Stellungskämpfen im Westen während des Winters 1914/15 gilt, mangels einer großen einheitlichen Aktion das Interesse des Lesers etwas zerflattert. Der Schlußteil berichtet über die unentschieden hin- und herwogenden Kämpfe auf dem ungeheuren Kriegsschauplatz zwischen Niemen und Karpathen Aus ihnen ragt als ein Höhepunkt strategischer Leistung die Winterschlacht an den Masurischen Seen hervor, die so recht zeigt, wie der Geist des Feldherrn, der sich auf ein Heer verlassen darf, in dem Hingabe, Intelligenz und Pflichttreue sich zu einem Kranze höchster soldatischer Tugenden vereinigen, den Sieg davonträgt über die rohe Kraft. Zum ersten Mal, so urteilt Stegemann, riß diese Katastrophe eine Lücke in die schier unerschöpflichen Bestände der Russen an Mannschaften und Kriegs-

1) Geschichte des Krieges. 2. Band. Mit vier farbigen Kriegskarten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1918. (504 S.) Geb. 15 M.

gerät, die nicht wieder mit ebenbürtigem Material ausgefüllt werden konnte. Jetzt erst offenbarte sich, daß die Entente bei aller Ueberlegenheit nicht im stande war die Mittelmächte militärisch niederzuringen. Höchstens auf den erschlaffenden Einfluß des Hungers und der Entbehrungen konnte man fortan als Bundesgenossen rechnen. Um aber Angesichts der ungeheuren Opfer an Gut und Blut ihre Völker bei Stimmung zu halten, greifen nunmehr die Feinde — da die Zeiten für Religions- und Rassenkriege vorüber sind — zu den vergifteten Waffen der Verleumdung und Lüge. Im Namen der „Freiheit und Gerechtigkeit", so reden sie der kritiklosen Menge ein, kämpfen sie fortan gegen den preußischen Militarismus und seine Tyrannei. —

Auch das früher besprochene Buch des Freiherrn von Freytag-Loringhoven (Vergl. Jahrg. 1917, S. 20 ·) hat ungemeine Verbreitung gefunden, so daß hier seine neuere Schrift „Geschultes Volksheer oder Miliz?, Kriegslehren aus Vergangenheit und Gegenwart,"[1]) die die „Folgerungen aus dem Weltkrieg" ergänzen soll, gleichfalls wenigstens in Kürze erwähnt werden mag. Der Verfasser geht von der Tatsache aus, daß bei den ungeheuren Dimensionen, die der Weltkrieg annahm, auf allen Seiten sehr bald Ersatzmannschaften zu beschaffen waren, die oft schon nach flüchtiger Schulung an den Feind gebracht werden mußten. Das war bekanntlich bei der deutschen Armee in sehr viel größerem Umfang erforderlich als etwa bei der französischen, die schon im Frieden die ganze auch nur einigermaßen brauchbare Volkskraft eingestellt hatte. Demgegenüber verfügte England anfänglich nur über eine geringe Feldarmee, die zwar bald verdoppelt und dann verzehnfacht wurde, aber erst durch Einführung der allgemeinen Dienstpflicht im Januar 1916 zu ihrer vollen Stärke anwuchs. Obwohl man sich nach englischer Art Zeit ließ, geht das allgemeine Urteil dahin, daß die unzureichende Schulung namentlich der Offiziere trotz der Tapferkeit und dem Opfermut der Mannschaften durchschlagende Erfolge verhinderte. Zu demselben Ergebnis kommt man aber auch bei der Betrachtung der Haltung des russischen Heeres, das trotz der ungeheuren Verluste zwar immer mehr anschwoll, aber ebenso sehr an innerer Festigkeit und Kraft verlor. Jedenfalls hat der Weltkrieg die Auffassung bestätigt, die man bisher an der Hand der Lehren der Kriegsgeschichte gewonnen hatte: daß nur „ein fest gegliedertes, gut durchgebildetes Volksheer hohen kriegerischen Leistungen gewachsen ist, daß hingegen milizartige Gebilde versagen". Gewiß vermag steigende Schulbildung und Jugendpflege dem Heere vorzuarbeiten, aber die Dienstzeit bei der Truppe kann dadurch nicht ersetzt werden. Nach den Freiheitskriegen, als der Gewaltige zu Boden geschlagen war, brach eine längere Friedensära an, und da mochte man es ungestraft wagen, mit dem Milizgedanken zu spielen, nach den Erfahrungen, die wir gemacht haben und bei den ungeheuren und stets steigenden weltpolitischen Interessen, verbürgt uns nur ein festgefügtes, geschultes Volksheer Schutz gegen zukünftige Gefahren. —

Wie aber muß der Friede aussehen, der es uns ermöglichen soll, unser Haus wieder behaglich einzurichten und der uns zugleich Schutz gegen die Erneuerung einer Katastrophe gewähren kann, wie sie so verderblich und folgenschwer noch niemals die leidende Menschheit getroffen hat? Diese Frage sucht der Geograph Alfred Hettner, der den Lesern der Blätter als Verfasser zweier vorzüglicher Monographien über Rußland und Großbritannien (Vergl. Jahrg. 1917 S. 144) bekannt ist, in einem Buch[2]) zu beantworten, dem man seines besonnenen Urteils und seines gediegenen Inhalts wegen weiteste Verbreitung, namentlich unter den Rufern im Streit auf beiden Seiten, wünschen möchte, die sei es nun für einen annexionslosen, sei es für einen sogenannten Deutschen oder Machtfrieden unentwegt eintreten. Der Verfasser beginnt mit einer eindringlichen Mahnung zur Zurückhaltung dem Friedensproblem

1) Berlin, E. S. Mittler & Sohn 1918. (116 S.) 2,50 M.

2) Der Friede und die deutsche Zukunft. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1918. (244 S.) 3,50 M.

gegenüber, über dessen überaus komplizierte politische, militärische und wirtschaftliche Voraussetzungen nur sehr wenige unserer obersten Heerführer und unserer Staatsmänner einen wirklichen Ueberblick besitzen „Es ist verderblich, wenn die Parteien oder einzelne, die dieser vollen Kenntnis entbehren, sich trotzdem anmaßen, den Verantwortlichen ins Handwerk zu pfuschen, ihnen Anweisungen für ihre Entschlüsse zu geben oder auch nur jede politische Handlung mit lauter, harter Kritik zu begleiten. Selbst wenn die Kritik berechtigt ist, kann sie leicht schädlich wirken, weil sie Uneinigkeit erzeugt und nach außen offenbar macht; vielfach aber ist die starke Kritik ungerecht, weil sie von falscher Würdigung der Sachlage ausgeht und dem wirklichen Stand des Krieges zu wenig Rechnung trägt." Von solcher Ueberhebung will sich Hettner freihalten und ebenso ist er sich bewußt, daß seine Gedanken nicht durchweg neu sind. Sein Eigentum aber ist die straffe Zusammenfassung unter einheitlichem geographischen Gesichtspunkt: „Dadurch hoffe ich zum Verständnis des furchtbaren Kampfes beizutragen . . ., denn das können wir uns nicht verhehlen, der kommende Friede wird eine der größten Entscheidungen im Kampfe um die Erde sein und namentlich die Entscheidung über die Zukunft unseres Vaterlandes bedeuten."

Wer Verständnis für den Frieden gewinnen will, der unter allen Umständen ein guter werden muß und soll, hat nun aber die Pflicht die Ursachen des Kriegs zu ergründen, und das geschieht auch von Seiten Hettners, ohne daß wir ihm hier folgen wollen, da es sich um Dinge handelt, die schon des Zusammenhangs wegen so ziemlich in jeder Schrift über den Krieg erörtert werden. Nur das sei hervorgehoben, daß der Verfasser gegen die weitverbreitete lächerliche Vorstellung Verwahrung einlegt, als ob das formlose Auftreten der Deutschen im Ausland, ihr Lodenanzug, ihr lautes Wesen, der Reserveleutenantston und die angeblich daraus entspringende Unbeliebtheit von irgend welchem Einfluß gewesen seien. Die Motive unserer größeren Gegner sind bekannt genug, bei den kleineren und den Mitläufern war es vor allem die Habgier, die sie auf die Seite der Entente führte, die sie für die Stärkere hielten. Das trifft auf Japan, auf Italien und Rumänien zu, während die anderen durch die Seeherrschaft Großbritanniens und später der Vereinigten Staaten, wie wir schon sahen, zum Beitritt gezwungen wurden. Hettner bespricht nun nach einander die Lebensinteressen Deutschlands, wie auch die seiner Verbündeten; denn gemeinsam, wie wir mit Oesterreich-Ungarn in den Krieg eingetreten sind, wollen wir auch mit ihm und den beiden anderen Mächten, die es wagten, sich zu uns zu schlagen, aus ihm hervorgehen: „das erfordert die Treue; das ist aber auch ein Gebot der politischen Klugheit". Hiernach legt der Verfasser die ungefähren Richtlinien fest, an die die einzelnen Glieder des Vierverbandes sich beim Friedensschluß mit Rußland, den feindlchen Balkanstaaten, Italien, Frankreich, Belgien und England zu halten hätten. So klug und überlegt Hettner hierbei verfährt, die unerhörten Wechselfälle des gegenwärtigen Krieges bringen es gleichwohl mit sich, daß bereits jetzt — wenige Wochen nach der Drucklegung — sich die Grundtatsachen in manchen Fällen wesentlich verschoben haben. Während man ohne Prophet zu sein, schon heute mit ziemlicher Bestimmtheit die zukünftige politische Gestaltung des Balkans voraussagen kann, wäre es z. B. vermessen, darüber etwas Bestimmtes aussagen zu wollen, welche endgültige staatliche Daseinsform die ungeheuren Ländermassen annehmen werden, die den Machtbereich des ehemaligen Zaren umfassen. Was ferner Italien anbelangt, so merkt man es dem Text an, daß er noch vor der großen siegreichen Offensive der Mittelmächte abgefaßt wurde, sonst würden die ins Auge gefaßten Bedingungen für einen möglichen Frieden doch wohl härter lauten. Denn mit der Aufgabe Valonas und dem ehrlichen Verzicht auf seine politischen Aspirationen auf Triest und die illyrische Küste dürfte der Verrat der treulosen Bundesgenossen doch zu leicht gesühnt sein, selbst wenn man sich hier, wie stets, an das von Hettner zitierte Werk Bismarcks erinnert, daß der Sieger kein Racheamt auszuüben habe.

Mit erfreulicher Offenheit und ohne die leider bei diesem Schürer des

Brandes herkömmliche Sentimentalität behandelt Hettner unser Verhältnis zu Frankreich. Diese frühere Stimmung „dürfte im Verlauf des Krieges, unter dem Eindrucke der geradezu sadistischen Grausamkeit, mit der die Franzosen unsere Gefangenen quälen, . . . ziemlich verflogen sein". Wenn wir auch auf ausgedehnte im Interesse der Landesverteidigung erwünschte Grenzregulierungen verzichten werden, so ist es für uns doch eine Lebensnotwendigkeit angesichts unseres zusammenschmelzenden Erzvorrats auf die sich an der lothringischen Grenze hinziehenden Erzreviere die Hand zu legen, zumal nach den Ergebnissen neuerer Schürfungen in der Normandie Frankreich uns auch nach diesem Verlust auf dem Gebiet weit überlegen bleibt. Im übrigen ist es, da gerade Frankreichs unersättlicher Kolonialhunger der unseren Handel aus Marokko verdrängen wollte, ein Hauptanlaß zu dem Weltkonflikt werden sollte, nur eine Forderung der Gerechtigkeit, daß wir uns an dem französischen Kolonialreich im Kongobecken schadlos halten. Den Brennpunkt freilich der ganzen Friedensfrage bildet naturgemäß unsere Auseinandersetzung mit England in Europa und Uebersee. Noch verwickelter aber werden die zwischen den beiden Hauptfeinden schwebenden Fragen durch die damit zusammenhängende Entscheidung über Belgien. Gewiß ließe sich auch hierüber schon jetzt ein für beide Teile erträgliches Einvernehmen erzielen, wenn England, das unüberlegt und in der Meinung, den Rivalen mit leichter Mühe niederboxen zu können, sich in den Krieg gestürzt hat, bereits zu der klaren Erkenntnis durchgedrungen wäre, daß es auf Sieg nicht mehr rechnen kann und daß ihm also nichts anderes übrig bleibt, als die Anerkennung eines ebenbürtigen und gleichberechtigten Deutschlands. Wenn das in loyaler Weise noch vor Wiederbeginn der großen Kriegshandlungen geschehen sollte, so würde man sich auch über Belgien in der Weise einigen können, daß dieses Land völlig neutralisiert und durch die Zerlegung in die beiden Staaten Vlamland und Wallonien dem beherrschenden einseitigen Einfluß **einer** Macht oder **einer** Mächtegruppe entzogen würde. Die Unabhängigkeitserklärung des Rats von Flandern, die Hettner bei Abfassung seines Buchs noch nicht bekannt war, hat hier eine neue Tatsache geschaffen, die sich nicht wieder so leicht beseitigen läßt. Wie aber schon früher — bei Besprechung des Reventlowschen Buchs (oben S. 41) — dargelegt, mutet ein solcher Verzicht unsererseits auf den Ausbau der flandrischen Häfen zu Basen für unsere so furchtbar eingeengte Marine uns ein ungeheures Opfer zu, zu dem sich Deutschland nur nach Herausgabe unserer Kolonien, die in Afrika angemessen zu vergrößern wären, und nach Herausgabe der hauptsächlichsten Eroberungen verstehen könnte, die Großbritannien in Mesopotamien, Syrien, Palästina und Arabien auf Kosten der Türkei geglückt sind. Es wird indessen wohl noch mancher trüben Erfahrungen bedürfen, ehe die Machthaber an der Themse zu einem Verständigungsfrieden der Art, wie ihn Hettner in seiner feinen und jeder Uebertreibung abholden Weise hier näher skizziert, den mitteleuropäischen Mächten die Hände reichen werden! —

An letzter Stelle mag hier noch eines Buchs von **Ludwig v. Sybel** gedacht werden, dessen Titel „Durch Krieg zum Frieden"[1]) hoffentlich von guter Vorbedeutung ist. Pietätvolle Sohnesliebe hat es der Erinnerung an den hundertjährigen Geburtstag des Vaters, Heinrichs von Sybel, am 2. Dez. 1917 geweiht mit den Worten: „Dem Geschichtschreiber der Begründung des deutschen Reiches ein Gruß aus des Reiches Feuerprobe." In der Tat um eine Feuerprobe im höchsten Sinne handelt es sich im gegenwärtiges Krieg, in dem die Reichsgründung und ihre Morgengabe, die den Franzosen wieder entrissene alte deutsche Grenzmark nochmals gegen den Revanchewillen des Erbfeindes behauptet werden muß. Verbunden hatte sich damit der Eroberungswille Rußlands, der, wie wir jetzt wissen, die Aufmerksamkeit der Unzufriedenen von den Fragen innerer Politik ablenken sollte, sowie endlich der Weltherrschaftswille Englands, dessen Prophet, der Carlyle-Schüler Seeley,

---

1) Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchh., 1917. (91 S.) 1,50 M.

schon vor langen Jahren bekannt hatte, daß die Begründer des Größeren Britanniens sich durch moralische Skrupel niemals beunruhigt gefühlt hätten: „Wehe dem Schwachen, dessen Land auf der Briten Wege liegt; wehe dem, der seine Unabhängigkeit wahrend, seine Eifersucht reizt." Glauben diese Insulaner einer Macht zu begegnen, die ihrer Weltmeeresherrschaft gefährlich werden kann, so ist ihre Politik, wie L. v. Sybel kräftig aber wahr es ausdrückt, „rücksichtslos durchgreifend, gewissenlos bis zur Ruchlosigkeit, verlogen und scheinheilig."

So lag eine schwüle Spannung über Europa, seit König Eduard die Einkreisung Deutschlands begonnen hatte und seine Nachfahren auf seiner Bahn weiter geschritten waren. „Als nun der unwandelbar kreisende Zeiger der Wel geschichte auf Serajewo sprang, als Rußland nun seine Stunde gekommen glaubte, und an Frankreich der Ruf erging zu ernten, was es gesät hatte, da mußte auch England die letzten Folgerungen seiner imperialistischen Politik ziehen: es trat in den Kampf, um mit seiner Flotte seine unumschränkte Seeherrschaft zu behaupten, um in Frankreich sein Interesse am europäischen Gleichgewicht zu verteidigen, und um in Belgien sein Glacis sicherzustellen ... Die Kugel war aus dem Lauf und nahm ihren Weg ins Herz Europas"

Eine Skizze des Verlaufs des ungeheuren Kampfes und seiner Methoden, wie sie im Handels-, Aushungerungs- und Industriekrieg sowie im Verleumdungsfeldzug immer widerwärtiger und niedriger hervortraten, je mehr die Hoffnung dahinsank, den deutschen Heerbann und den der Verbündeten niederzuringen, bildet das Mittelstück der vorliegenden Schrift. Der letzte und bedeutendste Teil aber gibt einen Ausblick auf den Frieden, den alle Völker ersehnen, nachdem Millionen von Menschen getötet und verkrüppelt, nachdem „die Schätze der Mutter Erde verschleudert und im Gastmahl des Kriegsgottes verpraßt sind". Aber bei aller noch so verständlichen Sehnsucht nach einer Beendigung des Kriegszustandes glaubt Sybel doch eindringlich vor den „falschen Wegen" warnen zu sollen, den wohlwollende Friedensfreunde von Beruf uns führen möchten. „Indem gewisse dieser deutschen Idealisten — hypnotisiert von dem Wahne, dem Frieden eine Gasse bahnen zu können — im neutralen Ausland in ausländischen ja in ausgesprochen deutschfeindlichen Blättern zum Gehör unserer Gegner wider ihr Vaterland schreiben und der unwahren Verdächtigung Nahrung geben, als ob wir den Kriegsausbruch verschuldet und nur durch unsere Besserung den Weltfrieden wiederherstellen könnten, erreichen sie das Gegenteil von dem, was sie beabsichtigen, denn sie nähren die Kriegswut unserer Feinde und hindern sie, die unfähig sind, die Wahrheit zu sehen, sich endlich zur Selbsterkenntnis durchzuringen. Dieselben Pazifisten, die so entrüstet über die angeblich deutsche, doch höchstens alldeutsche Weltbedrohung zu reden wissen, decken andrerseits den Mantel christlicher Liebe über die Chauvins und Revanchisten ... Und das bei der Tatsache, daß die Alldeutschen nicht in der Regierung, sondern in der Opposition stehen, während in allen Ententeländern die Imperialisten am Ruder sind. Damit aber verschweigen diese Pazifisten die wirklichen Ursachen der Spannung, des Kriegsausbruchs, der Kriegsverlängerung: den feindlichen Imperialismus. Diese felsenschwere, felsenharte Tatsache ist für diese Pazifisten nicht vorhanden. Auch dies Verschweigen ist eine Fälschung des Tatbestandes." Das sind mannhafte und ehrliche Worte, die sich die Friedensfreunde aus Idealismus in unserem Vaterland gesagt sein lassen müßten. Sehr viel schlimmer aber und geradezu verächtlich ist jene andere Gruppe nordamerikanischer Großpazifisten, die auf eigenem Schiff übers Meer nach Stockholm fuhren, um auf eigene Rechnung eine Friedenskonferenz einzusetzen. „Kaum war das Büro gebildet, da riefen gewisse Nachrichten [den betreffenden Herrn] nach Hause. Das amerikanische Geschäft setzte nicht auf Frieden, sondern auf Krieg." Ich habe den Namen absichtlich nicht genannt und nenne auch die Kollegen nicht und ebenso wenig führe ich die anderen Beispiele eigenartiger Friedensliebe an, die man in der Sybelschen Schrift nachlesen kann, denn auch der schlichteste Arbeitsmann in Deutschland weiß längst, was er von den Friedensbotschaften

der großen Republik jenseits des Ozeans und von ihrem Präsidenten zu halten hat. Vielmehr sollen die letzten Worte, die hier noch der Raum gestattet, der ergreifenden Mahnung zur inneren Einheit gelten, die Sybel an den wundervollen Dank anknüpft, den der große Führer dieses Weltkriegs, den Hindenburg für die allgemeine Teilnahme an seinem siebzigsten Geburtstag seinen Gratulanten in Form einer Bitte ausgesprochen hat: „Wir haben dem übermächtigen Ansturm unserer Gegner mit Gottes Hilfe durch deutsche Kraft widerstanden, weil wir einig waren, weil jeder freudig alles gab. So muß es bleiben bis zum letzten ‚Nun danket alle Gott‘. Vertraut, daß Deutschland erreichen wird was es braucht, um für alle Zeiten gesichert dazustehen, vertraut, daß der deutschen Eiche Luft und Licht geschaffen werden wird zur freien Entfaltung.“ Wenn wir grundsätzlich über dies Kriegsziel einig sind, können und dürfen wir, ganz wie es der gegenwärtige Reichskanzler in seiner Rede vor dem Ausschuß des Reichstags gesagt hat, getrost abwarten, bis bei unseren Feinden die Rückkehr zur Besonnenheit und Ruhe insoweit erfolgt ist, daß wir ohne unserer Ehre etwas zu vergeben, uns mit ihnen an den Friedenstisch setzen können. Dann wird sich schon bei beiderseitigem Nachgeben ein gerechter und billiger Ausgleich vollziehen, der einigermaßen dem wirklichen Kraftverhältnis der großen Nationen entspricht, aber auch den Bedürfnissen der Kleineren tunlichst Rechnung trägt und der sich demgemäß als Grundlage für eine neue Weltordnung bewähren kann. Diesen schönen Schlußdarlegungen, die ihrem ganzen Geist und Inhalt nach merkwürdig mit den Gedankengängen Alfred Hettners übereinstimmen, die wir vorhin kennen lernten, hat Sybel als Motto einen Ausspruch seines Vaters vorangestellt, mit dem wir hier schließen wollen: „Möge, wenn einmal wieder die Gefahr an die Tür des Hauses klopft, unsere Stärke einig, unsere Einigkeit stark sein; möge jeder mit Demuth an die eigenen Fehler, mit Achtung an den Werth der Genossen, mit Stolz an den Ruhm des Vaterlandes denken!“

Erich Liesegang.

„Lehrgang für Leiter und Freunde volkstümlicher Büchereien“ in Danzig.

Die „Beratungsstelle für das Volksbüchereiwesen der Provinz Westpreußen“ veranstaltete vom 18.—20. Oktober 1917 zu Danzig einen Lehrgang für Leiter und Freunde volkstümlicher Büchereien. Nach feierlicher Eröffnung durch Vertreter der öffentlichen Behörden hielt der Direktor der Stettiner Stadtbibliothek, Dr. Ackerknecht, den ersten Vortrag über „die Bedeutung des Volksbüchereiwesens für die Gegenwart und für die Zeit nach dem Kriege“. Den gänzlichen Mangel an einheitlicher Organisation bezeichnete er als Hauptgrund für das Versagen der Volksbüchereien im Kriege. Um so mehr sind auf dem wichtigen Gebiete des Volksbildungswesens öffentliche Beratungsstellen erforderlich. Die Errichtung einer Zentrale für Beratung der Volksbüchereien in allen Verwaltungsfragen und für Buchkritik ist mit Freuden zu begrüßen. Zweigstellen in den Provinzen sind dringend notwendig. Die Leiter und Leiterinnen der Volksbüchereien müssen Vertrauensleute des Volkes sein, und sie müssen als solche von den Behörden anerkannt werden. Der Volksbücherei erwachsen nach dem Kriege natürlich neue große Aufgaben. Soll sie imstande sein, all' diesen Anforderungen gerecht zu werden, dann muß sie zweckentsprechend ausgestaltet werden. Dann sprach Rektor a. D. Hensel, der Geschäftsführer der „Beratungsstelle für die Volksbüchereien der Provinz Westpreußen“, über die Organisation der Kreiswanderbüchereien in Westpreußen. Die Provinz Westpreußen verfügt über sehr viel geringere Mittel, als sie z. B. Posen und Schlesien zur Verfügung stehen. Von einer Provinzialwanderbücherei mußte deshalb abgesehen werden. Die Kreiswanderbüchereien haben sich in ihrer bisherigen Form bewährt. Nach einer Verfügung des Oberpräsidenten muß

in jedem Kreise eine Volksbücherei eingerichtet werden. Für die Verwaltung wird ein Vorstand gewählt, dem der Landrat, der Kreisschulinspektor und der Leiter der Kreisbücherei angehören. In den einzelnen Gemeinden sind die Lehrer im allgemeinen die Büchereiverwalter. Die Bücher werden von den Kreisbüchereien aus an die Gemeinden versandt. Als Zentralstelle für die Provinz wurde die „Beratungsstelle für die Volksbüchereien der Provinz Westpreußen" gegründet. Ihr fallen folgende Aufgaben zu: 1. Anregung und Ratschläge für die Einrichtung von Volksbüchereien, 2. Herstellung von Musterkatalogen, 3. Verteilung staatlicher Mittel, 4. Beschaffung von statistischem Material. Die „Beratungsstelle . . ." ist zugleich Lichtbild- und Vortragszentrale für Westpreußen. — Es folgte ein Vortrag des Herrn Dr. Ladewig über „Katalogführung in der Volksbücherei", der die Notwendigkeit einer grundsätzlichen Anlehnung der Katalogisierung in der Volksbücherei an die Katalogisierung in der wissenschaftlichen Bibliothek betonte. Da viele von den zahlreichen Paragraphen der „Instruktion . . ." für die Verzettelung in der Volksbücherei nicht in Betracht kommen, müssen wesentliche Vereinfachungen vorgenommen werden. Er empfiehlt, möglichst viele Personen vom geschulten Personal zu den Katalogisierungsarbeiten heranzuziehen, weil diese Arbeiten den Beamten die nötige Fühlung mit dem Buche geben. Bei der Herstellung der Kataloge, die für das Publikum bestimmt sind, muß natürlich der Standpunkt der Leser der Ausgangspunkt der Katalogisierungsarbeit sein.

Am 19. Oktober nach Besichtigung der Technischen Hochschule und ihrer Bücherei sprach Dr. Ackerknecht über „die Jugendschrift in der kleinen Volksbücherei". Der jugendliche Leser verlangt spannende Handlung und hat eine starke Neigung zur Heldenverehrung. Diesen Forderungen muß der Bibliothekar bei der Auswahl der Jugendlektüre gerecht werden. Es gibt nur zwei Einwände gegen eine Jugendschrift, sie darf nicht langweilig und nicht gefühlsunrein sein. Zur Schundliteratur sind nur solche Erzählungen zu rechnen, die auf die niederen Instinkte eines normalen Kindes aufreizend wirken. Bei der Auswahl der Mädchenlektüre hüte man sich vor den Backfischbüchern.

Im Anschluß an diesen Vortrag fand die Besichtigung einer Ausstellung von Jugendschriften statt, die von dem „Ortsausschuß für Jugendschriften" des „Danziger Lehrervereins" veranstaltet war. — Am Nachmittage wurden die Städtische Volksbücherei am Jakobstor unter Führung von Frl. Anspach und dann die Stadtbibliothek unter Führung von Herrn Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Günther besichtigt.

Darauf hielt Dr. Dannenberg, der Vorsitzende des Dürerbundes, Ortsgruppe Zoppot, einen Vortrag über „Das nationale Ziel der Volksbücherei und die Bücherauswahl", und dann sprach Dr. Ladewig auf besondere Bitten über „Deutsche Bildungspflege", als eine wichtige Aufgabe des Staates. Die wirksamsten Pflegestätten der Volksbildung sind: die Volksbücherei, Unterhaltungsabende, das Kino, das Museum. Die Volksbücherei muß das Volk zu ihrer Benutzung heranziehen, indem sie jedem Leser das Gefühl gibt, auf heimischem Boden zu stehen. Die Wege zum Buche müssen dem Volke geebnet werden. Der Volksbibliothekar soll der Führer und Berater des Volkes sein, der auf die Leser einwirken muß und sie zu überzeugen hat, ohne sie durch Schulmeisterei abzuschrecken. Nur Berufenen sollte deshalb diese Arbeit anvertraut werden. Es gilt vor allem, das Vertrauen des Volkes zu gewinnen und ein Zentralinstitut für Bildungspflege zu schaffen, das den Verdacht der Ausübung eines Zwanges nicht aufkommen läßt. Das „Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht" kann all' diesen großen Aufgaben gerecht werden. Es wird den dringend notwendigen Zusammenhang herstellen.

Am letzten Tag des Lehrganges hielt Druckereibesitzer Stadtverordneter Siebenfreund einen Vortrag über deutsche Buchkunst, der mit dem Hinweis auf die jetzige hohe Entwicklungsstufe und die führende Stellung der deutschen Buchkunst schloß. Zuletzt sprach dann nochmals Dr. Ladewig über „Die Ausleihe".

Vierzig Herren und Damen haben an dem Lehrgange teilgenommen. Aus ihren Aeußerungen wurde ersichtlich, daß alle den reichen Anregungen mit lebhaftem Interesse gefolgt sind. Der hoffnungsfrohe Ausblick in eine bessere Zukunft auch unserer östlichen Volksbüchereien mußte in jedem, der es ernst mit unserm schönen Berufe meint, neue Hoffnungen erwecken.

Danzig. Clara Anspach.

Berichte über Bibliotheken einzelner Städte.

Die „Allgemeinen Bibliotheken" (Freie städtische Bibliothek und Volksbibliotheken) zu Basel (Basel, Schweighauserische Buchdruckerei 1917) haben die Aufwärtsbewegung des Jahres 1915 auch 1916 fortgesetzt. Die Zahl der Leser der Freien städtischen Bibliotheken stieg von 5835 auf 6536; die der ausgeliehenen Bände von 121350 auf 138625. Vermutlich sind es die Kriegsereignisse, die ein vermehrtes Bedürfnis nach Ablenkung von den unerfreulichen Verhältnissen der Gegenwart hervorgerufen haben. Ebenso mag das Nachlassen der geselligen Veranstaltungen in den vielen Vereinen den Mitgliedern größere Muße zum Lesen verschaffen. Die Nachfrage nach Unterhaltungslektüre war so lebhaft, daß man beschloß, durch Einstellung mehrerer Exemplare guter Bücher dem Bedürfnis entgegenzukommen. Immerhin bleibt das Verhältnis von 6500 Lesern zu 13000 Bänden ungesund, zumal ein nicht unerheblicher Anteil dieses Bestands der weniger begehrten gelehrten Literatur angehört. Dieses Mißverhältnis steigert sich, wenn man erfährt, daß im Berichtjahr die Zahl der Leser um 701, der der Bücher um 326 zugenommen hat! Dabei ist zu bedenken, daß durch den außerordentlichen Gebrauch die Abnützung schnell fortschreitet. Unter diesen Umständen ist es bedauerlich, daß man bei sinkenden Einnahmen bei der Anschaffung neuer Bücher und dem Ersatz der alten äußerst sparen mußte. Da auf besondere Geschenke und Legate nicht gerechnet werden kann, so sah man sich im wesentlichen auf den Zuschuß der guten und gemeinnützigen Gesellschaft angewiesen. Die Besucherzahl des Lesesaals ging zurück, da er meist von Männern benutzt wurde, unter denen sich stets sehr viele Ausländer befanden. Die Volksbibliotheken zeigen gleichfalls eine Steigerung der Leser und der Ausleihe, die diesmal um rund 11000 Bände zunahm. Wie bei der Freien städtischen Bibliothek machte sich auch hier das Mißverhältnis zwischen Bücherschatz und Lesebedürfnis störend geltend.

Der handschriftliche von dem Leiter Herrn W. Paulus erstattete Bericht der Volksbücherei zu Berlin-Tempelhof für 1917 blickt mit einiger Befriedigung auf das Verwaltungsjahr zurück, obwohl die Zahl der Leser um 380 zurückgegangen und die Zahl der ausgeliehenen Bände sich um 4741 verringert hat. Immerhin wurden 36550 Bücher an 2034 Leser ausgeliehen; auch wurde die Ausleihezahl des ersten Kriegsjahrs um 4209 Bücher übertroffen. Wieder wurden viele Leser zum Heeresdienst eingezogen, andere mögen bei der Not der jetzigen Zeit weniger zum Lesen gekommen sein. Bei den hohen Preisen des Drucks und des Papiers wurde von dem sehr nötigen Neudruck des (aus dem Jahr 1911 stammenden) Bücherkatalogs abgesehen und statt dessen behalf man sich mit mehreren handschriftlichen Verzeichnissen. Neueingestellt wurden 575 Bände, davon waren 98 Ersatz. Die Ausleihe fand an 145 Abenden immer 3 Stunden (von 6—9) hindurch statt; es kommen auf den Abend durchschnittlich 252 ausgeliehene Bücher. Die Gemeindevertretung bewilligte auch diesmal 3200 M., außerdem standen 500 M. zur Erneuerung unbrauchbar gewordener Werke und namentlich von Jugendschriften zur Verfügung.

Der von Dr. P. Dinse als Vorsitzenden erstattete lehrreiche Bericht der „Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde zu Kiel“ über das Betriebsjahr 1916/17 der dortigen Oeffentlichen Bücherei und Lesehalle stellt eine gewaltige und für jetzt nicht erwartete Zunahme in der Benutzung fest. An 5023 Leser wurden 114 221 Bände verliehen, d. h. 17 581 mehr als im Vorjahr. Die Zahl der Entleihungen stieg auf 824 Bände an einem Tag. Die Tabelle 7, die die Entleihungen der einzelnen Berufsgruppen nach den verschiedenen Literaturgebieten aufweist, zeigt, daß die Bibliothek einem steigenden Bedürfnis weitester Volksschichten entgegenkommt. „Der Weltkrieg hat das Verlangen nach Literatur über militärische, wirtschaftliche, politische und erdkundliche Fragen oder nach Berichten über Vorgänge und Erlebnisse auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen geweckt, anderseits auch den Wunsch erregt, über manche Stunde der Sorge und Angst durch den Genuß eines guten Buches hinwegzukommen.“ Wie schon im Vorjahr berichtet, wurde die Bücherei in starkem Maß von Militärpersonen aller Dienstgrade benutzt, so daß diese Leserkategorie mit 1201 die stärkste war und mit 13492 Bänden die höchste Zahl der Entleihungen erzielte. Da sich infolge der Zunahme der Benutzung die Abfertigung verzögerte, suchte man durch Erweiterung der Ausgabezeit um zwei Vormittagsstunden täglich Abhilfe zu schaffen. Hierdurch ermöglichte sich eine merkliche Entlastung der Abendausleihe. Der Bestand vermehrte sich um 740 Bände und stieg auf 14 029. Diese Werke entstammen etwa zur Hälfte den früheren Volksbibliotheken und waren vielfach so stark abgenutzt, daß ein großer Teil der für Bücheranschaffungen verfügbaren Mittel für den Ersatz aufgewandt werden mußte. Auch die Buchreparatur erforderte bei der ungeheuren Steigerung der Rohstoffe ungewöhnlich große Mittel. Das Bücherverzeichnis ist seit zwei Jahren vergriffen, doch hat die Verwaltung für Ausleihe und Lesehalle eine Reihe von Exemplaren zurückbehalten. Für Drucklegung und Bearbeitung einer neuen Auflage fehlt es vorläufig an Mitteln und Hilfskräften. Die Ausgaben beliefen sich auf rund 17 278 M., davon kamen 6288 auf Gehälter, 4366 auf Bücheranschaffungen, 1859 auf die Buchbinderei, 844 auf Zeitungsabonnement; es blieb ein Kassenbestand von 1523 M.

Sonstige Mitteilungen.

In der Schrift von Brepohl und Hickmann „Aus der Arbeit für die deutschen Kriegsgefangenen“ (Bad Nassau, Selbstverlag d. Evang. Blättervereinigung) wird über die Versorgung der Kriegsgefangenen mit religiösem und sonstigem Lesestoff durch die „Evangelische Blättervereinigung“ ausgiebig berichtet. Die Zahl der Lagerbüchereien in Frankreich ist nunmehr von 100 auf 172 gestiegen. Büchereien für Italien sind auf der k. und k. österreich.-ungarischen Gesandtschaft in Rom zusammengestellt. Hierzu stiftete die Vereinigung 2000 M., für die 5953 Reklam-Bändchen erworben wurden. Außer religiösen Schriften läßt sich die Vereinigung vor allem die Heimatpflege durch Ueberweisung geeigneter Literatur angelegen sein. Man sandte an einzelne Gefangene Bücherpakete im Buchhändlerwert von 10—15 M. als Geschenk und suchte sie mit Rücksicht auf Bildungsstand und Heimat zusammenzustellen. Um dies durchführen zu können, ermittelte man z. B., welche unter den Gefangenen Akademiker seien. Um der Post ihre Aufgabe zu erleichtern, führt die Geschäftsstelle die postalischen Ausnahmebücher für Paquete selber und beklebt die Pakete wie die Paketanschriften mit eigenen Nummern. Abgesehen von den Büchergaben gingen bei der Blättervereinigung 91 553 M. ein. Etwa 9000 Gefangene schrieben oder sandten Dankkarten. Um die Arbeit in vollem Umfang fortzusetzen, bedarf man für 1918 der Summe von rund 157 160 M.

Heft 20 der „Volksbildung" für 1917 enthält den Jahresbericht der „Gesellschaft für Volksbildung" für 1917, also für das dritte Kriegsjahr. Die Hauptstelle versandte an die Truppen im Felde und in den Lazaretten diesmal 3000 Bücherpakete und -Ballen mit 403858 Büchern. Seit Beginn des Kriegs aber sind es bereits 749060 Bücher, für die in vielen tausenden Briefen gedankt wurde. Auch durch Vorträge in Lazaretten und Genesungsheimen suchte man Licht und Freude in das Leben der Verwundeten zu bringen. Alles in allem hatte die Arbeit denselben Umfang wie in Friedenszeiten, so daß die Ausgaben rund 501000 M. betrugen wie im Jahre 1912. Unmittelbar für Kriegsbüchereien wurden 121466 M. verausgabt. Auf dem Gebiete der Volksbücherei konnten die Leistungen des Friedens nicht erreicht werden. Viele kleine Vereine, die Büchereien unterhielten, stellten ihre Tätigkeit ein. Während z. B. 1913 2261 Wanderbibliotheken mit 98980 Bänden von der Gesellschaft abgegeben wurden, gingen 1916 nur 898 Wanderbibliotheken mit 34818 Bänden hinaus. Zahlreiche Wanderbüchereien die sonst ausgetauscht worden wären, blieben vorläufig am Ort und wurden weiterbenutzt. — Die Rickertstiftung zur Unterstützung der Volksbüchereien hat für 1916 eine Zusammenstellung von Büchern zur Verfügung gestellt und daraus 4315 Bücher zum Ladenpreis an 351 Büchereien abgegeben. Ein Teil der Bücher konnte besonders billig erworben werden, auch kam eine wertvolle Bücherschenkung mit zur Verwendung.

Zeitschriftenschau usw.

Ueber Volksbibliotheken in Lippe handelt ein Aufsatz von E. Anemüller (Lippischer Dorfkalender 1918), dem man wegen seiner glücklichen Form und werbenden Kraft weitere Verbreitung wünschen möchte. Die schlechte Literatur, über deren Ueberhandnehmen wir so viele Klagen hören, kann nur in sehr unvollkommener Weise durch politische Gebote bekämpft werden. „Auf Schleichwegen dringt sie doch immer wieder ein und vergiftet die Seelen unserer Jugend. Nur ein Heilmittel gibt es gegen diese Krankheit, aber ein unfehlbares: gebt dem Volke gute Bücher!" Unter Geben aber versteht A., daß diese guten und geeigneten Bücher ohne Umstände und Weitschweifigkeiten stets hilfbereit und freundlich Jedermann dargeboten werden: „gebt sie ihm aus der gut ausgestatteten Volksbibliothek, die heutzutage jeder Ort, auch der kleinste haben sollte!" Eine solche ausreichende Bibliothek braucht gar nicht einmal groß zu sein, aber sie muß den Bedürfnissen der Einwohner genügen und eine mit Rücksicht darauf sorgsam ausgewählte Zahl von Büchern enthalten. Dem Einwand, daß die Verwirklichung eines so weitreichenden Plans am Kostenpunkt scheitern werde, tritt der Verfasser mit dem Hinweis auf die billige Beschaffung von Wanderbibliotheken wirksam entgegen, um dann auf die Organisation solcher Büchereien in Lippe zu kommen, die im Jahre 1912 in Angriff genommen wurden (vgl. Blätter Jahrg. 1912 S. 111). Eine Zentrale entstand damals im Anschluß an die Landesbibliothek und von ihr wurden im ersten Jahr 22 im zweiten aber schon 55 und im dritten bereits 70 Dorfschaften mit Büchern versehen. Dann kam der Krieg und störte den Fortgang nur allzuhäufig, da viele der örtlichen Leiter eingezogen oder durch steigende Berufsgeschäfte zu sehr in Anspruch genommen waren. Inzwischen wachsen in der Zentrale die langen Reihen der Bücher, welche die Wanderbibliothek bilden, so daß im Sommer 1917 schon die Zahl von 12000 Bänden erreicht war. Besonders die Abteilung Jugendschriften ist reich vertreten ebenso natürlich auch die Literatur über den Weltkrieg. Aber auch sonst ist versucht, das Beste und Lesenswerteste aus den geläufigeren Wissensgebieten heranzuholen: „Sache der Gemeinden

und ihrer Vorsteher, ihrer Geistlichen und Lehrer ist es nun," so schließt diese beachtenswerte Mahnung, „jene angesammelten Bücherschätze ihren Leuten, Erwachsenen sowohl wie Kindern und der schulentlassenen Jugend, darzubieten und in geeigneter Weise nutzbar zu machen. Dann werden diese Wanderbibliotheken mithelfen zu der Arbeit an dem großen Ziele, das uns allen vorschweben soll, zu der Veredelung der geistigen, sittlichen und religiösen Förderung unseres deutschen Volkes".

In Heft 10/11 von Jahrgang 1917 der „Lehrerfortbildung" findet sich ein Aufsatz von Walter Thielemann, der auch als Sonderabdruck erschienen ist, über Mittel und Wege zur Bekämpfung der Kriegsschundliteratur, auf den hier hingewiesen werden mag. Der Verfasser rühmt die Tätigkeit der Jugendschriftenprüfungsausschüsse, die aber auch aufbauend gewirkt haben. Nach längerer Unterbrechung nahmen Anfang 1917 auch die österreichischen Prüfungsausschüsse — 39 an der Zahl — ihre Arbeit wieder auf. Namentlich war es Sache der stellvertretenden Generalkommandos, zu der fraglichen Literatur Stellung zu nehmen und vielfach erließen sie Verkaufsverbote, bei deren Durchführung sie von den Zivilbehörden unterstützt wurden. Verleger und Verkäufer der verbotenen Hefte fühlten sich nun in ihrem Gewerbe geschädigt und griffen jene Maßnahmen scharf an. So wurde zur selben Zeit, da in Berlin eine Versammlung zur Bekämpfung der Schundliteratur tagte, ebendort der „Verein der Verleger für Volksliteratur" begründet, an dessen Spitze der Druckereibesitzer und Verlagsbuchhändler Theodor Remert, Inhaber des Dresdner Romanverlags, gegen den sich die Angriffe z. B. auf einer Versammlung in Essen hauptsächlich gerichtet, stand. In ihrem Organ „Der Buch- und Zeitschriftenhandel" erklärt die neue Vereinigung es für ihre Hauptaufgabe, im Einvernehmen mit den Behörden und den Vertretern der Jugendschutzbewegung Auswüchse zu bekämpfen und Kriminal- und Detektivromane in Zukunft von der Veröffentlichung auszuschließen. Wie schwierig es übrigens ist, den Begriff der Schundliteratur einwandfrei festzustellen, zeigen gewisse Unstimmigkeiten, die sich ergaben, als der Sachverständige des Berliner Polizeipräsidiums die von dem Generalkommando der Marken erlassene Verbotsliste als Normalliste betrachtet wissen wollte. Als vorbildlich für die Bekämpfung der Schundliteratur bezeichnet Thielemann die Arbeitsgemeinschaft „Jugendschutz gegen Schundbücher" in München, Rosental 7, die „Hauptstelle zur Bekämpfung des Schundes in Wort und Bild" in Dresden und die „Allgemeine Jugendschriftenvereinigung" in Essen. Jede dieser Organisationen umfaßt wieder so und so viele Untervereine usw., die bei der negativ und positiv gerichteten Tätigkeit mit Hand anlegen. So gab z. B. die Arbeitsgemeinschaft in München im Juli 1916 ein 16 Seiten umfassendes „Verzeichnis billiger Bücher" für die Jugend heraus. Der ungemein inhaltreiche Aufsatz bespricht zum Schluß den Zustand nach Beendigung des Kriegs, wenn die mächtige Bundesgenossenschaft der Generalkommandos fortfällt. Vor allem von der Schule verspricht sich der Verfasser eine weitgehende Wirkung. Deren erste Erziehungsmaßnahme muß es sein, die Leser von der Wertlosigkeit und Schundhaftigkeit ihres bisherigen Lesestoffs zu überzeugen. Dann aber müssen der Jugend durch die Klassenbücherei und Kinderlesestuben gute Bücher zugänglich gemacht werden. Auch darauf ist hinzuarbeiten, daß die Eltern den Kindern bei geeignetem Anlaß solche Werke schenken, bei deren Auswahl die Lehrer sehr gern die Berater sein werden. Daß man hierbei vor allem auf die Eigenart der jugendlichen Leser Rücksicht nehmen sollte, versteht sich eigentlich von selbst, kann aber nicht genug eingeschärft werden.

Neue Eingänge bei der Schriftleitung.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingehender, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen.

Betsch, Rob., Flinz und Flügge, eine Aviatiade in 8 Nummern. Breslau, Bergstadt-Verlag. 1917. (112 S.) Geb. 1,50 M.

Dies heitere Werk verrät in seinen Knüttelversen den Einfluß von Buschs „Max und Moritz"; es ist „bebildert" von Georg Schütz und auch dieser lehnt sich an die köstlichen Zeichnungen an, mit denen Wilh. Busch seine Werke zu schmücken pflegte. Inwieweit die humoristischen Einzelheiten der Wirklichkeit des Fliegerlebens abgelauscht sind, ist für einen Laien schwer zu entscheiden, jedenfalls aber haben die Fliegerkreise mit ihrem Lob für das schöne Werk nicht gekargt.

Bracht, Rich., Unter Hindenburg von Tannenberg bis Warschau. Berlin, E. S. Mittler und Sohn, 1917. (82 S.) 1,80 M.

Der Verfasser dieses schmucken mit 3 Karten und 4 Bildertafeln versehenen Büchleins hat anfangs als Batteriechef später als Bataillonskommandeur im Osten gefochten und sowohl an der großen Schlacht bei Tannenberg, wie auch an den darauf folgenden siebentägigen Kämpfen vor Warschau teilgenommen, an die sich der meisterhafte strategische Rückzug unseres großen Feldherrn anschloß. Die Darstellung fesselt durch die persönliche Note und vergegenwärtigt uns namentlich in ihrem zweiten Teil eine Episode, die auch nach den späteren größeren Ereignissen dieses ungeheuren Ringens nicht vergessen werden sollte.

Bülow, Fürst v., Deutsche Politik. Volksausgabe 1.—20. Tausend. Berlin. Reimar Hobbing, 1917. (303 S.) Geb. 3,50 M.

Ueber die große Ausgabe dieses bedeutsamen Buchs ist seiner Zeit ausführlich berichtet worden (Jahrg. 1916 S. 200), jetzt liegt eine gut ausgestattete mit dem Porträt des Fürsten in Buntdruck geschmückte Volksausgabe vor, die ihm eine noch weit größere Verbreitung verschaffen wird. Mit Recht hat der Verfasser an seinem Text, der im Mai 1916 abgeschlossen wurde, auf Grund der seitherigen Erfahrungen auf dem Feld des militärischen und politischen Geschehens nichts mehr geändert. Hoffentlich aber wird er das nachholen, wenn erst der Friede wieder eingezogen ist und sich das Ergebnis unseres Existenzkampfes wird übersehen lassen. Daß wir es hier nicht mit einer objektiven Darstellung, sondern mit einem Plädoyer in eigener Sache zu tun haben, fällt jedem einsichtigen Leser in die Augen. Das tut dem Wert dieser großen und geschickt angelegten Rechtfertigungsschrift aber nur geringen Abbruch; namentlich die eindringliche Warnung des erfahrenen Staatsmanns vor der Uebertreibung des Fraktions- und Parteiwesens sollte überall gehört und beherzigt werden! L.

Federer, Heinr., In Franzens Poetenstube. Umbrische Reisegeschichtlein. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsh., 1918. (VI, 90 S.) In Pappb. 1,20 M.
Ders., Gebt mir meine Wildnis wieder. Ebend. (VI, 90 S.) In Pappb. 1,20 M.

Stimmungsvolle Natur- und Landschaftsbilder aus Umbrien, dem abgeschlossenen Bergrevier, in dem der heilige Franz so „brüderlich" mit der Tierwelt verkehrte, bietet der Verfasser in seiner feinen, künstlerischen Weise dem stets sich erweiternden Kreis seiner Leser dar. Er will und sagt es ausdrücklich im Vorwort, daß er unsere Sympathien erwecken oder erhalten will für das harmlose und naive Volk jener Gegenden, das er mit so viel Liebe zu schildern weiß, und das gewiß den Krieg gegen uns nicht gewollt, ja das den letzten Bissen Brot mit dem Wanderer geteilt hätte aus unserer Heimat, der sich in ihre Felseneinöde verirrte. Der Verfasser wird zugeben müssen, daß es für uns schwer ist im gegenwärtigen Augenblick solchen Worten und Mahnungen zugänglich zu sein, andererseits sind deutsche Leser viel zu verständig, um sich durch äußere Umstände die Freude an diesen liebenswürdigen Schöpfungen eines feinen Dichtergemüts verkümmern zu lassen.

Die Leser der „Blätter“ wissen zudem, wie hoch die Kunst Federers einzuschätzen ist und es mag in aller Kürze gesagt werden, daß beide Sammlungen seiner in jeder Beziehung würdig sind. E. L.

Im Flammenglanz der großen Zeit. Erlebnisse von Kriegsteilnehmern, herausgegeben v. K. Hesselbacher. 3. u. 4. Bändchen. Stuttgart, Evang. Gesellschaft, 1917. (160 und 152 S.) Geb. je 1,60 M.

Auch diese neuen Bändchen enthalten eine Fülle interessanter Schilderungen aus dem gegenwärtigen Weltkrieg, aus der Feder von Offizieren und Soldaten, die auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen mitgekämpft haben.

Flex, Walter, Im Felde zwischen Nacht und Tag. München, C. H. Beck, 1917. (67 S.) Geb. 2,50 M.

„Komm! Kamerad! Wir können schlafen gehen, Der Tag ist da!“, so beginnt das erste Gedicht dieser prachtvollen letzten Sammlung dieses Dichters, der so viel versprach und der so früh vollendete und der doch vor seinem Heldentod auf dem fernen Ostseeeiland seinen Lieblingswunsch erfüllt sah, daß er den Morgenstern des deutschen Friedens ahnend erschaute. Der herrliche Ausgang aber dieser reifsten Gabe seiner Kriegsgesänge ist doch das den Band abschließende „Gebet um Kraft“. Der heldenhafte Sohn des grünen Thüringerlands bekennt darin, daß auch sein Alltagsleben nicht frei gewesen sei von erbärmlichen Stunden, sein Gebet aber, das ein gnädiges Geschick nur allzubald erfüllen sollte, geht dahin, daß er nicht im Stande der Schwachheit aus dieser Welt hinweggenommen werde! „Gott, du hast mir noch immer die matten und schlaffen Stunden zum würdigen Leben umgeschaffen. — Laß mich vom Brot des Todes nicht feige und unwürdig essen, Laß in der heiligen Wandlung mich alle durchlittene Schwachheit vergessen!“ E. L.

Gruhn, Erwin, Im Strom, Erzählung. München, Parcus & Co., 1917. (160 S.) 2 M., geb. 2,80 M.

Die Geschichte einer Jugendliebe in abgerissenen Sätzen. Suchen, Finden und Entsagen. Träumen und Erwachen. Bibliotheken verzichten. Bb.

Guggenberger, Karl, Die deutschen Päpste. Ihr Leben und ihre geschichtliche Bedeutung. Köln, J. P. Bachem, 1917. (157 S.) 3,50 M. geb. 4,60 M.

Der Verfasser will das Leben und Wirken der deutschen Päpste, von denen seine Glaubensgenossen nur selten etwas wissen, dem Dunkel der Vergessenheit entreißen. „Sie verdienen unter den Großen, die wir mit Stolz die Unsrigen nennen und deren wir in unserer großen Zeit mehr denn je mit Verehrung gedenken, einen Ehrenplatz.“ G. hat sich dieser Aufgabe mit Liebe gewidmet, sein Buch ist gut und populär geschrieben. Zwölf Abbildungen im Text und das bekannte Porträt Hadrians VI. von J. Scorel werden den Lesern willkommen sein.

Homer, Odyssee. Neu übertragen v. Rud. Alex. Schröder. Leipzig, Insel-Verlag, 1918. (420 S.) Geb. 3,50 M.

Diese prachtvolle Uebersetzung der Odyssee von einem Sprachkünstler und geschmackvollen Schriftsteller verdient besondere Beachtung gerade bei den Bildungsbibliotheken, die das Beste der Weltliteratur ihren Lesern vermitteln wollen. Wohlklingend und ebenmäßig strömen die Verse dahin und nur selten nimmt man an einer Neuprägung Anstoß, so z. B. an dem 2. Vers des 9. Gesangs der in der vorliegenden Uebertragung meinem Gefühl nach etwas maniriert klingt und folgendermaßen lautet: „O Alkinoos, Herre, Gezeichneter unter den Völkern.“

Junge, E., Unsere Ernährung. Nahrungsmittellehre im Kriege. Berlin, O. Salle, 1917. (94 S.) 1,50 M.

Eine kurze für die reifere Jugend recht geschickt zusammengestellte, einfach verständliche Darstellung der Ernährungsgrundlagen mit manchen guten Ratschlägen. B. Laquer.

Keppler, Paul Wilh. v., Mehr Freude. Volksausgabe. 100 000 bis 125 000. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandl., 1917. (160 S.) Karton. 1,75, in Pappb. 2,20 M.

Dies Buch, das einige Jahre vor Ausbruch des Weltkriegs seinen Siegeslauf antrat, wird jetzt doppelt willkommen sein zumal in der billigen Volksausgabe. Wie unser großer Heerführer verkündet hat, kommt außerordentlich viel darauf an, daß wir die Nerven nicht verlieren, das aber geschieht, wenn man den inneren Halt und die Lebensfreude abhanden kommen läßt. Dem wirkt die treffliche Schrift des Bischofs von Rothenburg entgegen, die freilich ihre Beispiele zum großen Teil aus der Geschichte der Heiligen wählt und also vor allem sich für katholische Leser eignet. E. K.

Kirchner, Joh, Das U-Boot bei der Arbeit. Seine Technik und Wirkungsweise in Wort und Bild. Aufl. 3. Berlin, E. S. Mittler und Sohn, 1917. (86 S.) 1,80 M.

Kein Tag vergeht, an dem nicht die frohe Kunde von den glänzenden Erfolgen unserer U-Boote zu uns dringt und uns in der festen Zuversicht bestärkt, daß auch bei unserem zähsten Feind schließlich die Ueberzeugung durchdringen wird, daß es angesichts dieser furchtbaren Verluste besser ist, Frieden zu machen und dem jüngeren und kräftigeren Mitbewerber den verlangten Platz an der Sonne zu gönnen. Ein Buch, das uns kurz und bündig, aber gemeinverständlich über die technischen Fragen der Unterseebootswaffe aufklärt, kann daher auf weitestes Interesse rechnen. Der Verfasser, Marine-Oberingenieur, versteht es, den Leser durch seine klare Darstellung zu fesseln; die Schrift sei daher zumal der reiferen männlichen Jugend bestens empfohlen.

Kreipe, Gust. und Aug. Siegmann, Unsere Flucht aus französischer Kriegsgefangenschaft. A. 2. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1918. (86 S.) 1,50 M.

Zwei Niedersachsen sind es, denen unter tollkühnen Wagnissen und Gefahren die Flucht aus einem Gefangenenlager im Innern Frankreichs gelingt. Nach zwanzigtägigen Märschen und Verfolgungen erreichen sie selbstdritt die rettende Grenze der Schweiz in triefenden, zerfetzten, abgerissenen, schmutzigen Kleidern, ungewaschen und ungekämmt, abgemagert und bis auf den Tod ermattet. In rührender Weise nehmen sich in der Schweiz gute Seelen der Flüchtlinge an, die über Konstanz wieder in die geliebte Heimat gelangen, die ihren Opfermut zu schätzen weiß und ihn mit hoher militärischer Auszeichnung belohnt. E. K.

Mogk, Eug., Deutsche Heldensage. Hilfsbüchlein für den Unterricht in den oberen Klassen der höheren Lehranstalten. Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. (48 S.) 0,60 M.

Dies ansprechende Büchlein ist ein Teil einer deutschkundlichen Bücherei. Der Verfasser versteht die reifere Jugend mit Begeisterung für die deutsche Heldensage zu erfüllen, deren Entwicklung bei den verschiedenen Stämmen und Stammesverbänden er kurz und anschaulich schildert.

Müller, Albert, und **Schumm**, Felix, Bürgerkunde für Preußen. Stuttgart, C. Grüningen, 1916. (244 S.) 1,80 M.

Der interessante Versuch des würtemberg. Rechtsanwalts an der Hand eines dem Leben entnommenen Typus an den polizei-, verwaltungs- und rechts-technischen Schicksalen eines bei uns eingewanderten italienischen Arbeiters in dreißig Abschnitten Bürgerkunde und Bürgersinn aufzuzeigen, ist recht gelungen. Wie Jeder von uns sich täglich mit den uns umgebenden uns schützenden aber auch uns bedrängenden Normen und Gewalten gesetzlich abzufinden hat, lehrt das Werk; wir finden den Zweck dieses Büchleins völlig erreicht und empfehlen es angelegentlich. B. Laquer-Wiesbaden.

Niemann. Hans, Hindenburgs Siegeszug gegen Rußland. Kurzgefaßte volkstümliche Darstellung seiner Feldzüge. Berlin, Mittler u. Sohn, 1917. (82 S.) 2 M.

Die vorliegende Schrift schildert echt volkstümlich die Siegeslaufbahn unseres großen Heerführers gegen Rußland bis zum ereignisreichen Sommer

1915. Der Verfasser, der durch eine Reihe vorzüglicher Kriegsbücher sich bereits einen Namen gemacht hat, schreibt auf Grund sorgfältiger Studien. Zahlreiche Kartenskizzen im Text und auf Tafeln erleichtern die Lektüre.

Oertzen, E. v., geb. v. Thadden, Die ollen vielen Jungs und andere hinterpommersche Geschichten. 3.—5. Tausend. Berlin, M. Warneck, 1917. (175 S.) 2,50 M., geb. 3,50 M.

Sieben kurze Geschichten, die alle in hinterpommerschen Gutsbezirken, und fast durchweg in Tagelöhnerkreisen spielen. Diese Landmenschen machen nach Fühl- und Sprechweise den Eindruck voller ungefärbter Echtheit: offenbar kennt die Verfasserin ihre Leute genau; sie weiß sie bei ihren eigentlichsten Freuden und Leiden zu finden und stellt sie ohne Sentimentalität, oft mit gutem Humor hin. Mir scheint, solche richtige ländliche Literatur sollte gerade in städtischen, besonders in großstädtischen Büchereien gepflegt werden. C. Nbg.

Pistorius, Fritz, Neue Geschichten von Dr. Fuchs und seiner Tertia. A. 3. Berlin, Trowitzsch & Sohn, 1917. (235 S.) 3.60 M.

Unter etwas verändertem Titel erscheint jetzt in neuer Auflage das bekannte humorvolle Buch von Pistorius „Von Jungen die werden". Es handelt sich um Jungen, die so zu sagen in den Flegeljahren stehen, denen man aber keineswegs gram sein kann, vielmehr kommt Einem ordentlich die Sehnsucht nach jener ungebundenen Zeit, da die wirklichen Schwierigkeiten des Lebens noch fern lagen und man im Haus und in der Schule von sorgender Liebe umgeben war.

Reuter, Wilh., Literaturkunde enthaltender Abriß der Poetik und Geschichte der deutschen Poesie. A. 20 und 21 bearb. v. Lor. Lüttcken. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsh., 1914. (350 S.) Geb. 2,80 M.

Die vorliegende weit verbreitete deutsche Literaturgeschichte ist zunächst für höhere Lehranstalten, Lehrerbildungsanstalten, höhere Mädchenschulen aber auch zum Selbstunterricht bestimmt, eignet sich aber naturgemäß auch für kleinere Bildungsbibliotheken. Man merkt es dem Buch an, daß von Auflage zu Auflage der Text gefeilt ist und daß kleine Ergänzungen hinzugekommen sind. Ein Anhang behandelt kurz eine Anzahl von Dichtern, die in der Literaturkunde gelegentlich erwähnt werden. Gleichwohl mag der Wunsch ausgesprochen werden, daß in Zukunft die „neuere und neueste" Zeit noch eingehender berücksichtigt werden. Es müßte dann auch die „siebte Periode", die jetzt von 1832 bis zur Gegenwart reicht, noch mehr gegliedert werden.

Das deutsche Schwert. Kriegserlebnisse deutscher Oberlehrer. Zweite Folge. Herausg. v. Paul Hildebrandt. Leipzig, Quelle & Meyer, 1918. (150 S.) Geb. 3,20 M.

Wie dem ersten Bande dieses Werks möchten wir auch dieser zweiten Folge ein freundliches Geleitwort gönnen. Der Herausgeber macht mit vollem Rechte auf den herrlichen Geist aufmerksam, der aus allen den mitgeteilten Stücken uns entgegentritt. Ist auch der Stellungskrieg fast auf allen Kriegstheatern an die Stelle des rastlosen Vorwärtsstürmens getreten, auch im festen Behaupten gegen die Uebermacht an Menschen und Material zeigt sich deutscher Heldenmut. „So sind die Schilderungen auf den Grundton festen Siegesvertrauens gestimmt; oft erheben sie sich über das Geschehen selbst zu tieferem Schauen, zu innerlicherem Erfassen. Ueberall rauscht in ihnen der Strom heißer, durch Schmerzen und Leiden wissender Vaterlandsliebe." Welche höhere Schule, so sagt P. Hildebrandt. hätte nicht den Verlust eines Lehrers zu beklagen? Von den wenigen Mitarbeitern am ersten Band sind bereits zwei dahingegangen, im ganzen aber sind schon über 2000 Angehörige des höheren Lehramts auf dem Felde der Ehre gefallen. Mögen die Ueberlebenden das Vermächtnis ihrer Freunde und Kollegen treu verwalten und die heranwachsende Jugend mit unauslöschlicher Liebe zum Vaterlande und mit Dankbarkeit für alle diese Opfer erfüllen! E. L.

Sperl, Aug., Die Söhne des Herrn Budiwoj. Der Gesamtausgabe 15. bis 18. Tausend. München. C. H. Beck, 1917. (586 S.) Geb. 6 M.

Will man die wirklich guten und bleibenden historischen Romane des deutschen Schrifttums aufzählen, so darf auch das vorliegende Meisterwerk Aug. Sperls nicht fehlen, das jetzt zu dritten Mal in der einbändigen Volksausgabe erscheint. Der Verfasser versetzt uns mitten hinein in die Geschichte Böhmens und schildert, wie bereits im 13. Jahrhundert daselbst Tschechen- und Deutschtum um den entscheidenden Einfluß ringen. Es war Rudolf von Habsburg vorbehalten, mit Erfolg König Ottokars Uebergewicht entgegen zu wirken; aber nachdem diese Vorkämpfer ihrer beiden Nationen von der Schaubühne abgetreten sind, zeigt sich in den nächsten Generationen, daß keiner von ihnen ein endgültiger Sieg über die andere beschieden sein kann. Es bildet sich allgemach der Zustand heraus, der noch im gegenwärtigen Weltkrieg zu so unliebsamen Vorkommnissen Veranlassung gab. Es wird großer staatsmännischer Geschicklichkeit und Entsagung beider Parteien bedürfen, in der Zukunft den Riß zu heilen, der sich vor unseren Augen auftat, und ein Zusammenwirken anzubahnen, bei dem das kleinere Volk naturgemäß das größere Opfer seiner Ansprüche bringen muß! Wer dem Ursprung dieser Vorgänge nachgehen will, dem sei das vorliegende Buch empfohlen, das in edler Sprache den Leser auf das beste in ein belangreiches Stück deutscher Geschichte einführt. L.

Wissenschaft und Bildung. Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. Jeder Bd. 1 M., in Lein. 1,25 M.

Trotz des Weltkriegs erscheint diese gehaltvolle Sammlung in neuen Auflagen und Bänden weiter. Es liegen diesmal vor: Bd. 13: P. Eversheim, Die Elektrizität als Licht- und Kraftquelle. A. 2; Bd. 40: Herm. Fischer, Grundzüge der deutschen Altertumskunde. A. 2; Bd. 60: L. Sütterlin, Die Lehre von der Lautbildung. A. 2; Bd. 89: G. Steinhausen, Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter. A. 2; Bd. 140: O. Lauffer, Niederdeutsche Volkskunde; Bd 141: G. Braun, Mitteleuropa und seine Grenzmarken; Bd 150: F. Lienhard, Deutsche Dichtung in ihren geschichtlichen Grundzügen.

Wrobel, H., Acht Kriegsmonate in der asiatischen Türkei. Aufl. 2. Berlin, E. S. Mittler und Sohn, 1917. (91 S.) 1,50 M.

Die fesselnd geschriebenen Aufzeichnungen und Erlebnisse einer deutschen Kraftwagen-Abteilung führen uns tief in den Orient hinein. Der Verfasser versteht es zu beobachten und zu schildern, namentlich seine Berichte über Erkundungen in der Wüste Sinai, in Palästina und der syrischen Küste werden einen weiten Leserkreis interessieren.

Bücherschau und Besprechungen.

A. Bibliographisches, Populärwissenschaft etc.

Bartels, Adolf, Volk und Vaterland. Deutschvölkisches Dichterbuch. Band 1. 2. Halle, Rich. Mühlmann, 1917. (XCI, 525, 484 S.) Kart. 12,50 M., geb. 15 M.

Das vorliegende Werk des unermüdlichen Literaturhistorikers soll ein Gegenstück sein zu dem deutschchristlichen Dichterbuch „Eine feste Burg ist unser Gott“ (1916), das seiner Zeit in den „Blättern“ gewürdigt wurde. Von einem deutschchristlichen Dichterbuch fordert B. vor allem, daß es ein Buch des Bekenntnisses zum deutschen Volkstum sein müsse, nur dann kann es als Erziehungsbuch wirken. Und zwar kommt es dem Verfasser nicht auf spätere Verherrlichung der vornehmsten Ereignisse deutscher Geschichte an, sondern auf das Gleichzeitige und Unmittelbare. Ganz streng läßt sich dieser

Grundsatz nun freilich nicht durchführen, aber auch die spätere Widerspiegelung will er gelten lassen, wofern es sich wie bei Alexissens „Fridericus Rex“ gleichsam um eine Neubelebung alten Geistes handelt. Von dieser Idee erfüllt, durchschreitet Bartels nun zunächst in einer äußerst interessanten Einleitung die langen Jahrhunderte deutschen Schrifttums, darauf beginnt die Sammlung, anhebend mit einer Reihe von Gedichten Walters von der Vogelweide. Das erste „Im alten Reich“ benannte Buch schließt dann ab mit „Prinz Eugenius“. Das zweite Buch „Aus der Klassikerzeit“ reicht bis ins 19. Jahrhundert hinein und hebt sich nicht scharf ab gegen das dritte: „Freiheitskriegdichtung“, während das vierte den ersten Band abschließende Buch die „Politische Lyrik“ darbieten soll. Die drei folgenden Bücher nennen sich: „Zur deutschen Einigung“; „Im neuen Reich“; „Der Weltkrieg“. Sehr willkommen ist ein „Verzeichnis der Dichter“ und ein ebensolches der „Gedichtanfänge“. Wie so oft, bedauert man auch hier wieder, aus Raummangel nicht näher auf den Inhalt eingehen zu können, doch soll gesagt werden, daß die Auswahl — wie bei der Belesenheit des Verfassers und seiner besonderen Eignung für diesen Gegenstand nicht anders zu erwarten — eine vorzügliche ist. Man möchte daher das verhältnismäßig billige Werk namentlich größeren Bibliotheken angelegentlich empfehlen. L.

Becker, C. H., Das türkische Bildungsproblem. Bonn, F. Cohen, 1916. (36 S.) 1 50 M.

Der Verfasser, früher Islamist der Bonner Hochschule, führt folgendes aus. Der Orient habe eine alte selbständige Kultur scholastisch-mittelalterlicher Art: der Uebergang derselben zur Neuzeit vollzieht sich vor unseren Augen. Können überhaupt oder sollen die 15 Millionen Islambekenner in der Türkei, ja die 20 Mill. Muhamedaner überhaupt moderne Menschen werden und wenn überhaupt, auf welchen Wegen? Spätes Griechentum, iranisch-persische und jüdisch-christliche Gegenströmungen, allenfalls buddhistische Einflüsse waren bei der Bildung des alten Islam tätig: das zuerst genannte Element am stärksten, insbesondere dessen Intellektualismus. Das griechische Gelehrtentum in alexandrinischer Einseitigkeit und Bindung und das religiöse Gebot, im Koran verankert, bilden die Mittelpunkte. Die islamische Pflichtenlehre (Scheria — das religiöse Gesetz) und die Mystik unter ihr Dogmatik und Philosophie, beherrschen aber noch heute die Welt des Ostens etwa wie bei uns in den vorlutherischen Zeiten. Aus diesen imanenten Widerständen kann man die Langsamkeit des Eindringens abendländischer Einflüsse in dem Osten in alter und neuerer Zeit erklären und aus ihnen die Prognose stellen und die Schwierigkeiten der Zukunftswege ermessen. In neuerer Zeit tritt der türkische Nationalismus als Gegensatz auf (Turanismus): Zurück zur völkischen Literatur! Die Wissenschaft des Abendlandes klärte den Osten über seine eigene große Vergangenheit auf. Daß die Selbständigkeit und Arbeit des Einzelmenschen den Europäer aufwärts getrieben, daß wir uns staatlich und religiös ungehener differenzierten und entwickelten, übersieht der Orientale dabei. Er neigt auch dazu, die augenblicklichen großen militärischen und politischen Erfolge seines Volkes zu überschätzen in ihrer Bedeutung für die geistige Hebung der Massen welche nur durch jahrzehntelange phantasiefreie, stetige Binnenarbeit zu schaffen ist.

B. Laquer.

Brandt, Otto, England und die Napoleonische Weltpolitik 1800—1803. A. 2. Heidelberg, Karl Winter, 1916. (282 S.) Geb. 6 M.

Die Verhältnisse der Gegenwart bewirken, daß wir die Napoleonischen Kämpfe mit etwas andern Augen ansehen, als es ehedem der Fall war. Nicht reine Eroberungssucht hat Napoleon bestimmt, worauf schon vor langen Jahrzehnten Leopold v. Ranke hinwies, vielmehr fühlte er sich als Nachfolger Ludwigs XIV., der die alte Rivalität zwischen Frankreich und England zu einem für sein Vaterland günstigen Austrag bringen wollte. „Sein Streben mußte auf eine Vorherrschaft Frankreichs in Europa und auf eine der eng-

lischen die Wage haltende Expansion gerichtet sein, auf friedlichem, oder wenn anders nicht, auf kriegerischem Wege, während für England die Vernichtung des Uebergewichts Frankreichs wie jeder anderen emporstrebenden Macht auf dem Kontinent und in der Welt ein immanenter Grundsatz seiner Politik war." Die vorliegende Untersuchung greift eine Kernfrage dieses Problems heraus, behandelt sie auf Grund ausgedehnter anschaulicher Forschungen in guter gemeinverständlicher Darstellung, so daß das Buch auch für ernstere Leser größerer Bibliotheken von Interesse sein kann. E. Kr.

Fabre, J. H., Die Schmalbiene und ihr Erbfeind und andere Bilder aus der Insektenwelt. Stuttgart, Kosmos, 1914. (104 S.) Geb. 2 M.

Das vorliegende mit zahlreichen Abbildungen versehene Buch stellt die vierte Reihe der „Bilder aus der Insektenwelt" dar und entstammt wie die anderen Reihen dem zehnbändigen Werke „Souvenirs entomologiques" des Franzosen J. H. Fabre, der sich (wenn er noch lebt, jetzt weit über 90 Jahre alt), bei seinen Landsleuten wie in anderen Ländern eines wohlbegründeten Rufs als feiner Beobachter und Meister der volkstümlich-wissenschaftlichen Darstellung erfreut. Die Uebersetzung ist, wie ich mich durch Vergleich mit der französischen Ausgabe überzeugt habe, im ganzen wohlgelungen, der Plauderton, der einen besonderen Reiz ausmacht, gut getroffen. Wo nötig, hat der Uebersetzer durch eigene Anmerkungen dem Verständnis des deutschen Lesers nachgeholfen. Manche Abschnitte sind spannend wie Kriminalgeschichten, und der Spürsinn, womit der Verfasser den vielfach „verbrecherischen" Neigungen und Gewohnheiten der Kerbtiere nachging, kann zuweilen an die Taten des weiland hochberühmten Sherlock Holmes erinnern. P. H.

Hauser, O., Der Mensch vor 100000 Jahren. Mit 96 Abbildungen und 3 Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1917. (142 S.) 3 M., geb. 4 M.

Ehemals war man äußerst sparsam in der Bemessung vergangener Zeiträume, und man glaubte, die Entwicklung des Weltalls in ein paar Jahrtausende einspannen zu müssen. Ewigkeiten suchte man nur in der Zukunft. Heutzutage ist man nicht mehr so ängstlich, und die Scheu vor den großen Zahlen hat sich merklich verringert. Friedrich Albert Lange hat gezeigt, daß für einen Entwicklungsvorgang an sich nicht das niedrigere, sondern das höhere Zeitmaß das wahrscheinlichere ist, und daß das erstere daher mit den bündigsten Beweisen dargetan werden muß. So sind uns jetzt 100000 Jahre in der Erdentwicklung nur noch eine kurze Spanne, verglichen mit den Jahrmillionen, womit sie zu rechnen pflegt. Trotzdem können wir uns auch heute noch eines gewissen Gefühls staunender Verwunderung nicht entschlagen, wenn wir erfahren, daß nach den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung das Alter des Menschen allein nach Hunderttausenden von Jahren zu bemessen ist. Und wenn der Erdboden dem Forscher menschliche Ueberreste ausliefert, die er 100000 und mehr Jahre geborgen hat, so ist das ein Ereignis nicht bloß für die Männer der Wissenschaft. Wir müssen dem Verfasser dankbar sein, daß er die unfreiwillige Muße, die der Krieg ihm durch die Unterbrechung seiner Arbeiten auferlegt hat, dazu benutzte, seine bisher nur in wissenschaftlichen Werken niedergelegten Funde allgemeiner bekannt zu machen. Die Gabe volkstümlicher Darstellung ist ihm eigen, und mit Spannung verfolgen wir die Schilderung seiner entsagungsvollen Arbeit in den weltabgeschiedenen Tälern des südwestlichen Frankreich. Es ist ein Buch, das Lust machen kann, selbst Hacke und Spaten in die Hand zu nehmen, und es enthält ein Schlußkapitel: „Die Kunst der Ausgrabung", das gerade für solche angehenden Forscher geschrieben ist. Zahlreiche Lichtbilder verdeutlichen den Schauplatz und die Eigenart der Funde, auch Kärtchen und sorgfältiges Register fehlen nicht. Lehrreich und zweckmäßig ist eine Entwicklungstafel der Menschheit während des letztverflossenen geologischen Zeitraums. P. H.

Herz, Hermann, Alban Stolz. (Sammlung von Zeit- und Lebensbildern. 16. Heft). M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag, 1916. (87 S.) 1,20 M.

Nach einer ziemlich eingehenden Darstellung der badischen Kirchen- und Staatsverhältnisse um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gibt H. eine Skizze des äußeren Lebenslaufs seines Helden, um dann in weiteren Kapiteln seine besondere Art als Volksschriftsteller, als Volksfreund, als Politiker und als dichterisch veranlagter Mensch zu charakterisieren. Ein paar gute Proben aus Stolz' Werken, die der Lebensbeschreibung angehängt sind, verdeutlichen noch schärfer das Bild des ungemein kraftvoll und echt volkstümlich schreibenden Freiburger Theologieprofessors. So dürfte das kleine Buch mit seiner im ganzen leidlich unbefangenen Beurteilung des viel angefeindeten und oft eigenwilligen Verteidigers der katholischen Rechtgläubigheit in Büchereien mit katholischen Lesern einen Platz verdienen. Protestantischen Lesern steht der eifrige Kirchenkämpfer, dessen Schriften schon in die Jahre 1842—1884 reichen, allerdings heute ziemlich fern. G. K.

Kaufmann, Paul, Was dankt das kämpfende Deutschland seiner sozialen Fürsorge. Berlin, F. Vahlen, 1917. (24 S.) 0,50 M.

Der Verfasser, Präsident des Reichsversicherungsamtes, hat sein so verantwortungsvolles Amt vor einem Jahrzehnt mit der Absicht angetreten, die quantitative Einschätzung und Zielsetzung des Arbeiterversicherungswesens, welche fast zur Jagd nach dem Record auszuarten drohte, ins Qualitative zurückzubiegen. Gerade von dieser volks- und militärhygienischen Seite handelt die vorliegende im April 1917 in Warschau gehaltene Rede, die die im gleichen Verlage erschienenen früheren Abhandlungen und Vorträge in erwünschter Weise ergänzt. Von besonderem Wert ist die Darstellung der Beratungsstellen für Geschlechtskranke, deren Zahl sich zur Zeit auf rund 80 stellt. B. Laquer.

Luther-Anekdoten. Lebensbilder, Anekdoten, Kernsprüche. Hrsg. von Adolf Saager. (Anekdotenbibliothek Bd. 22.) Stuttgart, Lutz. 1917. (253 S.) 2,50 M., geb. 3,50 M.

Just zur rechten Zeit, zum Reformationsjubiläum ist diese kernige Sammlung erschienen. Sie gilt ganz und gar der Persönlichkeit des Löwen Luther. Eng um die einzelnen Lebensstufen dieses Feuergeistes gliedern sich diese kurzen Erzählungen und Aussprüche. Nichts ist schief dargestellt, weder das scheinbar Sympathische noch das scheinbar Unsympathische im Wesen des gewaltigen Mannes, sondern es wird stets in rechte Beziehung zu seinem Charakter zu stellen sein; äußerste Objektivität ist sorgsam gewahrt. Das Gesamtbild der oft scheinbar einander widerstreitenden Züge unseres Glaubensstreiters ist das eines „zwar verwickelten doch einheitlichen Charakters", eben eines Kämpfers, des bewußten gewaltigen Reformators, der keine Hemmungen auf seinem bedeutsamen Wege kennt. Die vorliegende Sammlung erreicht dieses Darstellungsziel aufs glücklichste. Pieth.

Peters, Karl, Zum Weltkrieg. Hamburg, Rüsch'sche Verlagsh., 1917. (239 S.) 5 M.

Die vorliegende Sammlung von Aufsätzen, die in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften etwa vom Beginn des neuen Jahrhunderts an erschienen, bilden ein geschlossenes Ganze und beschäftigen sich fast durchweg mit unseren und unserer Kolonien Verhältnis zu England und dem britischen Imperium. Der Verf. gehört bekanntlich zu den Publizisten, die niemals an die Erfolge der Versöhnungspolitik geglaubt und eine große kriegerische Auseinandersetzung zwischen uns und der weltbeherrschenden Seemacht stets als unvermeidlich angesehen haben. Es liegt auf der Hand, daß das Studium solcher Aeußerungen aus allen diesen Jahren und bei den verschiedensten Veranlassungen gegenwärtig vom höchsten Interesse ist. Namentlich denen, die einem wohlwollenden Frieden mit England und Frankreich, womöglich

auf Grund des status quo das Wort reden, möchte man den Aufsatz „der Friede und sein ‚Drum und Dran' und andere Aeußerungen ähnlichen Inhalts dringend zur Beachtung empfehlen. Bei dem kaum faßlichen Dünkel der beiden Westmächte, zu dem infolge der vielen Fehlschläge noch ein geradezu fanatischer Haß getreten ist, würde eine unzeitige Milde nur das Gefühl verstärken, daß sie es mit „moralischen Feiglingen" zu tun hätten und ihren Mut zu weiterem Widerstand entflammen. Es gereicht Peters, der England und die Engländer aus langsjährigem Verkehr genau kennt, nur zum Ruhme, daß er uns die nüchterne, schreckliche Wahrheit zeigt und das deutsche Volk vor Illusionen warnt, die dermaleinst durch neue Ströme edlen Blutes gesühnt werden müßten. Das alles mag man als Mensch herzlich bedauern, aber mit reinem Gewissen können wir sagen, daß nicht wir es gewesen sind, die dieses entsetzliche Unheil über die europäische Kultur heraufbeschworen haben.

E. L.

Die Niederwerfung Rumäniens. Dargestellt auf Grund der amtlichen Veröffentlichungen. Mit 8 Zeichn. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1917. (77 S.) 2 M.

Die vorliegende Geschichte des Feldzugs gegen Rumänien zeichnet sich durch so ungewöhnliche Darstellungsgabe aus, daß man nur ungern auf den Namen des Verfassers verzichtet. Trotz aller Kürze beleben Einzelzüge die Erzählung, wie z. B. die kurze Angabe über den Heldentod des Prinzen von Hessen, die Beschreibung der kopflosen Flucht der rumänischen Offiziere, das Eingreifen der Kosacken, die mit ihren Peitschen die Flut der Fliehenden aufzuhalten suchen, und endlich die stimmungsvollen Landschaftsschilderungen. Die Beurteilung der militärischen Vorgänge ist klar und gemeinverständlich. So entstand ein Buch, dem man die weiteste Verbreitung wünschen möchte und das auch nach dem Friedensschluß eine bleibende Erinnerung bleiben wird an diese ruhmreiche Kriegstat, in der unter Mackensens bewährter Leitung die verbündeten Völker Mitteleuropas die Grundlage zu der Neugestaltung der politischen Zustände auf der Balkanhalbinsel in treuer Waffengemeinschaft schufen.

E. K.

Siebert, Klara, Marie Ellenrieder als Künstlerin und Frau. Mit 12 Bildern. (Aus der Sammlung „Frauenleben".) Freiburg i. B., Herder, 1916. (X, 122 S.) 2 M., geb. 2,80 M.

Mit liebevollstem Verständnis und offenbar auf Grund eingehender Studien gibt die Verfasserin uns in diesem erfreulichen Buche ein lebendiges Bild von der künstlerischen und menschlichen Eigenart Marie Ellenrieders (1791—1863). Wohl mit Recht nennt sie sie die bedeutendste deutsche Malerin ihrer Zeit und die innere Wärme, mit der sie die seltene Reinheit und Feinheit ihres menschlichen Wesens, ihre tiefe Frömmigkeit katholischer Färbung uns vor Augen führt, wird jeden Leser wohltuend berühren. Alle leidenschaftlichen Kämpfe fehlen in dem harmonischen, aber auch eng begrenzten Dasein dieser Künstlerin. Ihre Bilder sind Zeugnisse eines erfreulichen Talents und des treuesten Fleißes, aber jeder schöpferisch-geniale Zug fehlt ihnen. Kampflos kann sie — in Konstanz in behaglich bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen — ihrer Neigung zur Malerei folgen; kampflos geht sie von der klassizistischen Richtung ihrer ersten Werke (meist Bildnisse) aus ihrer Münchener Zeit seit ihrem ersten Aufenthalt in Rom zur Schule der Nazarener und zu Overbeck über; immer ausschließlicher wendet sie sich religiöser Malerei (Madonnen, Christusbilder, Engel, Apostel, Heilige) zu; ihre Kunst stellt sie mehr und mehr in den Dienst Gottes. In frommem Gebet wendet sie sich zu Gott, zu Maria oder einem Heiligen, ehe sie ein neues Werk beginnt. Auch einfache und reine weltliche Freuden versagt sie sich mehr und mehr; in ihren Anforderungen an sich wird sie immer strenger und bleibt dabei doch stets liebenswürdig und fern von allem, was an Fanatismus auch nur erinnert. Diese innere Entwicklung schädigt den künstlerischen Wert ihrer letzten Bilder; aber wir begreifen sie als innerlich notwendig.

Mit warmem Danke werden auch Leser ganz anderer Geistesrichtung, als sie dieser Künstlerin und Frau eigen war, das Buch aus der Hand legen.
E. La.

Veltzé, Alois, Unsere Kämpfe im Süden. Episoden aus den Kämpfen der österreichisch-ungarischen Wehrmacht im Weltkrieg 1914/17. Hrsg. v. K. u. K. Kriegsarchiv. U. Mitarbeit von Fr. Antonius, R. H. Bartsch . . . Stef. Zweig. Wien, Manz, 1917. (IV. 237 S.) 4 M., geb. 5,30 M.

Das gut ausgestattete, mit reichem Bilderschmuck versehene Buch bringt über hundert Schilderungen besonders namhafter und an opferungsfreudiger Taten einzelner österreichischer Offiziere und Mannschaften. Zu grunde gelegen haben diesen Erzählungen die dienstlichen Belohnungsanträge; man hat es also mit einem durchweg ungeschminkten Tatsachenmaterial zu tun. Natürlich hätte sich an der Hand der Berichte noch eine weit größere Zahl von Heldentaten zusammenstellen lassen, auch von solchen, die den hier mitgeteilten in keiner Weise nachstehen würden. Aber den Zweck, wirklich einen unmittelbaren Einblick in die Heldenarbeit eines ganzen Volks zu gewähren und wirklich die Fernstehenden an die einzelnen Helden und ihre Umgebung heranzuführen, erfüllt das Buch in reichem Maße, so daß man ihm gern einen großen Leserkreis wünschen möchte. G. K.

B. Schöne Literatur.

Busse, Karl, Sturmvögel. Kriegsnovellen. Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. (250 S.) Geb. 3,60 M.

Unter dem passenden Titel „Sturmvögel" hat Busse eine Anzahl von Erzählungen zusammengefaßt, die mit wenigen Ausnahmen während der letzten schweren Jahre entstanden sind und die sich zumeist auf den Weltkrieg beziehen. Einige davon haben bereits ihre Geschichte gehabt, vor allem die tiefergreifende kleine Geschichte, die früher „Schusterchen" hieß und später in „Trittchen" umgetauft wurde. In zahllosen Nachdrucken und Flugblättern ist sie verbreitet, der Verfasser glaubt, daß die Zahl der in deutscher Sprache vertriebenen Exemplare weit in die zweite Million hineingeht. „Predigten wurden über Trittchen gehalten und Soldaten zogen in Schlacht und Tod mit ihm." Daß eine so fromme und ernst gehaltene Erzählung, die sich den besten religiösen Geschichten Tolstois an die Seite stellen läßt, der Liebling unserer Feldgrauen wurde, spricht für den hohen sittlichen Geist von dem unser Volksheer — alt wie jung — erfüllt ist. Die vorliegende Sammlung selbst aber, in der außer der „Bremsfliege", die nicht recht hineinpaßt, man kaum einer Niete begegnet, möchte man den Leitern der Volks- und Bildungsbibliotheken als eine köstliche und reife Frucht der letzten schweren Schicksalszeit an das Herz legen. L.

Christ, Lena, Die Rumplhanni. Eine Erzählung. München, Alb. Langen, 1916. (280 S.) 4 M., geb. 6 M.

Die Rumplhanni ist eine gesundderbe, tüchtige und gescheite bayrische Bauernmagd, die sich in den Kopf gesetzt hat, den Sohn ihres Bauern zu heiraten, um selbst einmal Herrin auf dem schönen Hofe zu werden. Ihr Ehrgeiz verführt die brave Hanni aber zu allerlei Winkelzügen und Unredlichkeiten gegenüber dem Gehöftserben, der, bevor der Weltkrieg ihn zu den Fahnen gerufen, sich in eine mehr oder weniger ernste Liebelei mit der Hanni eingelassen hatte. Und dieser Ehrgeiz macht die Hanni blind gegenüber vorteilhaften Angeboten andrer angesehener Heiratskanditaten im Dorf. So verspielt sie schließlich alles, und so hat sie auch bald ihre Rolle im Dorf ausgespielt. In der Stadt, in München, sucht sie einen neuen Dienst. Nach allerlei anfänglicher Not erreicht sie dort endlich als Gattin eines biederen Metzgermeisters und Bräukellerinhabers das Ziel ihres Strebens. —

Man sieht, es sind keine hohen Dinge, von denen die Dichterin erzählt. Aber ihre Kunst ist doch eine hohe. Unter reichlicher Verwendung der prächtigen bayerischen Mundart gibt L. Christ Kulturbilder aus dem Volksleben, wie sie echter und vollsaftiger gar nicht gedacht werden können, und alles was in diesen Menschen lebt und vorgeht, versteht sie mit einer Einfühlungskraft und mit einer künstlerischen Lebhaftigkeit zu gestalten, die in Erstaunen versetzen. Die Lektüre des Buchs wird gewiß vielen Freude machen.

G. K.

Coster, Charles de, Flämische Mären. Leipzig, Insel-Verlag, 1916 (260 S.) Geb. in Lein. 3,50 M.

Ders., Brabanter Geschichten. Ebend., 1917. (220 S.) Geb. in Lein. 3,50 M.

Der Insel-Verlag erwirbt sich ein großes Verdienst dadurch, daß er neben dem „Uilenspiegel“ und der „Hochzeitsreise“ auch die kleineren Dichtungen Costers in der flüssigen Uebersetzung Albert Wesselskis dem deutschen Publikum zugänglich macht. Die beiden vorliegenden Bände geben ein Bild von der Vielseitigkeit dieses vlämischen Klassikers, der seine Werke bekanntlich in französischer Sprache erscheinen ließ. In den „Flämischen Mären“ finden wir vier Stücke vereint, die de Coster fast im Lauf eines kurzen Jahres niedergeschrieben hat, darunter Perlen ausgelassenen ursprünglichen Humors, wie etwa die „Brüder vom guten Weingericht“, oder die Geschichte von „Herr Halewyn“, die an Feinheit und dichterischem Gehalt den besten Erzählungen Gottfried Kellers fast ebenbürtig erscheinen. — Die „Brabanter Geschichten“ (Contes brabançons) — zuerst 1861 veröffentlicht — bieten, wie der Herausgeber und Uebersetzer mit Recht bemerkt, gleichsam „eine Sammlung von Dokumenten“ zur Entwicklungsgeschichte De Costers, zumal die Entstehung sich über ein Dutzend Jahre und mehr verteilt. Alle darin enthaltenen Stücke wird man als wertvoll anerkennen müssen, weitere Verbreitung aber verdienen vor allem die drei Novellen „Braf der Prophet“, „Christus“ und „Ser Huygs“, die in klassischer Form Erlebnisse aus dem flinnesfrohen Treiben des kraftstrotzenden und im innersten Kern gesunden flämischen Volks erzählen. Kaum glaublich will es erscheinen, daß der Verfasser, als er die Novelle „Ser Huygs“ schrieb, die er bei der ersten Abfassung „Mohamed“ nannte und die als sein ältestes gedrucktes Werk gelten darf, kaum 20 Jahr alt war, so farbenprächtig und reif mutet dieses (bereits 1848 entstandene) Werkchen auch den Leser von heute noch an. E. L.

Esselborn, Helma, Treue Kameraden. Erlebtes und Erlauschtes aus dem Kinder- und Tierleben, mit Federzeichnungen von H. Getrost. Darmstadt, Falken-Verlag, 1917. (71 S.) 1,20 M.

Hermann Oeser, der vortreffliche Erzähler und Meister des Aphorismus — nebenbei sei erwähnt, daß er der Sohn von Rudolf Oeser ist, der unter dem Decknamen O. Glaubrecht als einer der Väter der Volkserzählung bekannt ist — hat vor Jahren eine Geschichte „Die Midaskinder“ geschrieben. Darin schildert er die Midaskinder seiner Phantasie, als herrliche Seelen, die vor Lust am Schönen „nicht Zeit dazu haben, das Unschöne zu sehen,“ denen sich alles zu Golde wandelt, wohin ihr Blick fällt. Solch ein Midaskind ist die Verfasserin obigen Büchleins, eine treusorgende Mutter ihrer 5 Kinder. Sie hat nun trotzdem die nötige Muße und Muse gefunden, die Erlebnisse in der Kinderstube in das Gold der Dichtung zu verwandeln. Es ist ihr nicht restlos gelungen, beim Kinderlärm schweigen manchmal auch die Musen. Man wird das bei einer schriftstellerischen Anfängerin begreiflich finden. Trotzdem werden gewiß alle Geschichten von sinnigen Lesern und namentlich Leserinnen gern gelesen werden. Dem Schreiber dieser Zeilen wenigstens ging es so. Am besten gefallen hat mir der „Teddybär“. Es sind keine am Schreibtisch ersonnenen, aus den Fingern gesogenen, innerlich unwahren Erzählungen für die Kleinen. Jedermann kann sie lesen und wird, wenn er das Herz auf dem rechten Fleck hat, sie mit Entzücken in sich auf-

nehmen und spüren, daß er etwas davon für sein inneres Leben hat. Wir hoffen bald wieder etwas aus der Feder dieser neuen Schriftstellerin geschenkt zu erhalten. Wir wünschen dem jungen, mutigen Verlag Glück zu dieser Erwerbung. K. Noack-Darmstadt.

Krane, Anna von, Seine Vielgetreuen. Erzählungen. Köln, J. P. Bachem, 1916. (279 S.) 4 M. geb. 5 M.

Weit zurück in die Legendenzeit der ersten Christen führt uns die Verfasserin, wie es sie in früheren Büchern oft schon reizte, und wiederum tut sie es mit so viel liebevollem Versenken, so viel Kraft und historischem Gefühl, daß auch diese Sammlung einen ungetrübten Genuß bereitet. Da ist nichts von aufdringlich äußerer Frömmelei, kein Haschen nach billigen Effekten, und auch kein Schwelgen in verworrenen Symbolen. Die heiligen Gestalten der Schrift läßt Anna von Krane menschlich schlicht erstehen und weiß als kluge Könnerin den Eindruck doch auch sehr wohl zu steigern in dem sie all die Wundertaten Jesu, nach dem Evangelium zeitlich geordnet, bis hinauf zu seinem Todeskampfe vergegenwärtigt und in der „Stunde der Entscheidung" ein Bild von großartiger Wirkung und tiefer, dichterischer Schönheit schafft. Nach dem dunklen Karfreitag klingen die Auferstehungstöne und erwecken, abschließend, beim Leser das Gefühl reiner, innerlicher Versöhnung und Befriedigung. Allen religiös empfindenden Lesern sei dies nach Inhalt und Form ausgezeichnete Buch angelegentlich empfohlen.

E. Kr.

Raithel, Hans, Der Stieglhupfer. Leipzig, C. F. Amelang, 1917. (150 S.) Geb. 3,50 M.

Nur selten und immer nur, wenn er wirklich etwas zu sagen hat, erfreut uns Raithel mit einer seiner Bauerngeschichten aus dem Fichtelgebirge. Wie auch sonst ist es, ohne daß das Historische besonders betont wird, wiederum der Anfang des vorigen Jahrhunderts, in dem seine Geschichte spielt. Noch ist das Dorf die engbegrenzte Welt der Bewohner und weh' dem fremden Burschen, der es wagt, auf eine Erbtochter daselbst sein Auge zu werfen. Der Konflikt, der sich daraus ergibt, daß der Hans dennoch mit der Lies, deren Mutter vorläufig noch den Hof bewirtschaftet, in ein Liebesverhältnis tritt, wird mit realistischer Schärfe aber mit gutem Humor durchgeführt. Der Ausgang ist versöhnend, nachdem die beiden Rivalen sich bei einer Rauferei gegenseitig fast bis zu Tode gebracht haben. Es fehlen diesem großen Bauerndarsteller, den man wohl mit Recht sogar mit Jeremias Gotthelf verglichen hat, leider die hellen Farben auf der Palette, die einem Volksschriftsteller erst die Wirkung in die Tiefe sichern. Möchte es ihm bei seinem Fleiß und seinem unleugbaren Talent gelingen, endlich auch Gestalten mit reicherem Innenleben zu schaffen, die dem Leser, wie etwa Uli der Knecht und sein Vreneli, ewig unvergeßlich bleiben! E. L.

Steinhausen, Heinrich, Von stillem Leiden und bescheidenem Glück. Leipzig, E. Ungleich, 1916. (195 S.) 2,50 M. geb. 3,75 M.

Die literarische Gabe, mit der uns Heinrch Steinhausen nach langem Schweigen zu seinem achtzigsten Geburtstage überrascht, bringt vier Erzählungen, in denen seine große Gabe, Menschen aus kleinen, bescheidenen Verhältnissen in ihrem Erleben, Fühlen und Denken aus echtestem Mitempfinden und Dichtersinn, gelegentlich auch mit halb freundlichem, halb wehmütigem Humor zu schildern, noch einmal erfreulich zur Geltung kommt. „Der Rosenobel" vor allem, eine Volkserzählung im allerbesten Sinn, wird diesem echt deutschen Erzähler neue Freude gewinnen; die einleitenden Mitteilungen aus seinem Leben würde man gern weiter ausgeführt sehen; der den Schluß des Buches bildende Bericht über die Schwierigkeiten und mancherlei Zwischenfälle, unter denen seine „Irmela" entstand, wird allen Freunden dieser Geschichte hochwillkommen sein. E. La.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (S.).

19. Jahrg. Nr. 5 u. 6. Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. Mai-Juni 1918.

Herausgeber: Professor Dr. Erich Liesegang in Wiesbaden. — Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig. — Preis des Jahrgangs (12 Nrn.) 4 M. Zu beziehen durch jede Buchhandlung und Postanstalt.

Nochmals Büchereifragen.

Von Dr. Arthur Ritter von Vincenti.

Gegen meine Besprechung des Buches: „Büchereifragen“ in den Blättern für Volksbibliotheken und Lesehallen Jg. 1917, S. 122 ff. hat Herr Walter Hofmann eine Schrift veröffentlicht: „Von alten und neuen Richtungen,“ Leipzig: Zentralstelle 1917, die mich zu folgenden sachlichen Bemerkungen veranlaßt; auf den von ihm angeschlagenen Ton beabsichtige ich nicht einzugehen, da meiner Meinung nach alles Persönliche und Polemische von untergeordneter Bedeutung ist.

Im Zusammenhange mit meiner Bekämpfung glaubte Herr Hofmann auch die „Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen“ angreifen zu sollen, da deren Herausgeber seine Entgegnung in der von ihm beliebten Form nicht hatte aufnehmen wollen. Hofmann behauptet nämlich: „Wir haben in Deutschland ja noch kein wirkliches Fachblatt für das volkstümliche Büchereiwesen, das von Volksbibliothekaren aus dem Erlebens- und Erfahrungskreise der volkstümlichen Bücherei unmittelbar gestaltet würde“ (Die Bücherhalle Jg. 1. H. 1. S. 1). —

Man kann auch darüber zur Tagesordnung übergehen, im Hinblick auf die gehaltvollen Original-Aufsätze aus der Feder der bedeutendsten, noch jetzt im Amte stehenden Volksbibliothekare, die seit zwei Jahrzehnten in „den Blättern“ zu Worte gekommen sind.

Um nun gleich zur Sache selbst zu kommen, so enthält die Hofmannsche Gegenschrift in der Hauptsache nichts weiter als eine Gegenüberstellung des zahlenmäßigen Bücherbestandes des Leipziger Bücherverzeichnisses „Schöne Literatur I“ mit dem Magdeburger Katalog der Nordfront-Bücherei; Hofmann sucht damit zu beweisen, daß meine Behauptung der das Maß überschreitenden, fast überwiegenden Pflege der ausländischen Literatur in Leipzig irrig sei.

Es liegt ein gewisser Humor darin, daß Hofmann das neue Leipziger Bücherverzeichnis von 1914 ausgerechnet dem Magdeburger Katalog der ältesten, im Jahre 1900 gegründeten Volksbücherei Nordfront, gegenüberstellt, das allerdings in neuer Auflage im Jahre 1914 erschien, also 1913 bereits gedruckt wurde. Dabei bemerkt Hofmann aber S. 9 ganz richtig: „Dr. v. Vincenti sind die Magdeburger Büchereien seit 1911 unterstellt, erst in seiner Eigenschaft als zweiter Bibliothekar, seit 1913 als Stadtbibliothekar.“

Er hätte sich sagen können, daß es im Jahre 1913 nicht meine Aufgabe sein konnte, den seit 1900 in der Nordfront-Bücherei an-

gesammelten älteren, bezw. veralteten oder ungeeigneten Bestand einfach auszusondern; ich konnte, um mit Hofmann (Buch u. Volk S. 10) zu reden, nicht „auf die Abstoßung des ihr Fremden, auf die Herausarbeitung eines eigenen Gesichts“ bedacht sein. In meiner Eigenschaft als Leiter der wissenschaftlichen Stadtbibliothek und der 5 großen, über je 10 000 Bde umfassenden Volksbüchereien war ich mir vollauf bewußt, bei Antritt meiner leitenden Tätigkeit noch keine Musterverzeichnisse liefern zu können.

Wenn Hofmann also den Magdeburger Katalog mit einem überwiegenden Bestande aus der Zeit nach 1900 mit seinem neuesten Musterverzeichnis von 1914 vergleicht, daraus Schlüsse zieht und daran ironische Bemerkungen knüpft, wie „difficile est, satiram non scribere“, so gönne ich ihm diese Freude und — freue mich mit ihm.

Doch was soll nun die vergleichende Darstellung des alten Magdeburger mit dem neuen Leipziger Verzeichnis? H. Hofmann hat ausgerechnet, daß im Jahre 1914 Magdeburg 23,93 %, Leipzig 31,26 % ausländische Unterhaltungsliteratur besitzt; — die von Hofmann ebenfalls angeführten Zahlen des Leipziger Bestandes von 1916 verglichen mit dem Magdeburger Bestand von 1914 ergeben ein schiefes Bild, kommen also gar nicht in Betracht.

Die Hofmannsche Rechnung ist richtig unter Zugrundelegung des Bestandes an Büchern in nur einem Exemplare (Stücke); sie wird aber ganz anders, wenn man die Doppelstücke, Mehrstücke — (Hofmann sagt für Doublette „Wiederholungsstücke!“) — berücksichtigt, die in Leipzig „in zehn-, zwanzig- und vierzigfacher Wiederholung vertreten sind“ (Hofmann S. 13), die ich doch wohl auch für die guten ausländischen Autoren in der Leipziger Bücherhalle annehmen darf, gegenüber den drei, höchstens sechs Doppelstücken der Magdeburger Büchereien. Doch bleiben wir bei den 31,26 % der Leipziger Bücherhalle stehen, so machen diese allerdings zwar nicht einen „fast überwiegenden“, immerhin aber doch einen das Maß übersteigenden Prozentsatz an ausländischer Literatur aus, den ich bei einem Musterverzeichnis nicht für gut heißen kann. Wenn Hofmann von anderer Seite vorgeworfen wurde, daß er die ausländische Literatur zu wenig berücksichtigt hätte, so daß also dann tatsächlich ein fast überwiegender Bestand an ausländischer Literatur bestehen würde, so kann ich einer solchen Ansicht nicht beipflichten. Das bereits jetzt vorhandene starke Hervortreten ausländischer Schriftstellernamen auf vielen Seiten des Leipziger Bücherverzeichnisses hatte sich mir, ebenso wie anderen, bereits unangenehm bemerkbar gemacht und zu meiner Schlußfolgerung Veranlassung gegeben.

Herr Hofmann hat mit seiner zahlenmäßigen Beweisführung aber nur einen geringen Bruchteil meiner Ausführungen zu widerlegen versucht, ist auf den Kern gar nicht eingegangen, den er mit den Worten (S. 14) abtun zu können glaubt: „alles, was in dem Vincentischen Artikel, was in den Kampfesschriften der alten Richtung über den Aesthetizismus, den Intellektualismus, die soziale Absperrungspolitik,

die Bevormundung und Beeinflussung, den Hinauflesewahnsinn der neuen Richtung bisher gesagt worden ist, — es läßt sich nicht so einfach und zahlenmäßig greifbar in seinem wahren Werte aufweisen, aber es steht auf genau so festen Füßen, wie die Behauptung von der Ausländerei in den Städtischen Bücherhallen zu Leipzig." —

Hier bleibt uns also Hofmann den Beweis schuldig. Um jedoch diese seine Verallgemeinerung sofort als unberechtigt zu kennzeichnen, möchte ich nur zwei meiner Behauptungen in dem Aufsatz „Büchereifragen" wieder auf feste Füße stellen. Es möge mir gestattet sein, sie mit Hofmanns eigenen Worten zu stützen, und zwar auch aus der Schrift, die Hofmann als grundlegend für seine Ansicht bewertet wissen will: „Buch und Volk und die volkstümliche Bücherei." —

Ich hatte Hofmann zum Vorwurf gemacht, daß er nicht nur durch die allzu starke Berücksichtigung der ausländischen Literatur, sondern auch durch die Ablehnung der deutschen Schriftsteller dritten und vierten Grads, wie Stratz und Zobeltitz usw., den Besuchern der Bücherhallen zu Leipzig unzureichende Einblicke in die deutsche Literatur gewährt.

Ueber diese Frage läßt sich Hofmann folgendermaßen aus in seiner Schrift: „Die städtischen Bücherhallen zu Leipzig" S. 10: „Es wäre gewiß falsch und lächerlich, die geborene Marlitt- oder Stratz- oder Zobeltitz-Leserin zur Gottfried Keller-Verehrerin und den Karl May-Schwärmer zu einem andächtigen Faust-Leser erziehen zu wollen... Es ist nicht angebracht, diese Literatur und diese Bedürfnisse noch einmal in der modernen Bücherhalle unter bedeutendem Aufwande öffentlicher Mittel zu fördern und zu unterstützen." Ebenso S. 11 unten: „Darüber hinaus aber noch einmal Scharen von Marlitt-, Stratz- und Karl May-Lesern heranzuziehen, das sollte uns die Rücksicht ... verbieten."

Gegen Stratz spricht sich Hofmann ferner in seinem „Buch und Volk" S. 26 aus mit den Worten: „Wenn fünfzigtausend Leser auf den neuen Stratz-Roman tatsächlich mit Spannung warten" ...

Damit habe ich wohl den Beweis erbracht, daß Hofmann Stratz und Zobeltitz, die er in dieser Zusammenstellung auf dieselbe Stufe wie Karl May zu setzen scheint, sowie andere Schriftsteller aus der Bücherei verbannt.

Wenn ich auch im Gegensatze zu den Vertretern der alten Richtung (vgl. bereits meinen Aufsatz „Büchereifragen") die Karl May-Literatur ablehne, so ist m. A. nach kein zwingender Grund vorhanden, Schriftsteller wie Stratz, Zobeltitz, Herzog u. a. völlig von der Bücherei fernzuhalten. Diese Schriftsteller richten nicht nur keinen Schaden an, sind vielmehr auch geeignet, die große Masse zu befriedigen, die sich sonst leicht der Schundliteratur zuwenden würde. —

Ich forderte in Uebereinstimmung mit Sulz ferner, daß entgegen Hofmanns Ansicht eine Volksbücherei grundsätzlich eine Bevölkerungsschicht, und sei es auch eine geistig tiefstehende (— abgesehen von Analphabeten —) von vornherein nicht ausschließen darf.

Wenn Hofmann auch dieses zu bestreiten sucht, so möchte ich ihn an seine Worte erinnern (Buch und Volk ... S. 29): „Was wir ... sicher wissen, ist zunächst doch nur das, daß große Massen unseres Volkes, die soziologisch und staatsbürgerlich betrachtet, zu dem Kundenkreise der volkstümlichen Bücherei gehören, gegenüber der Literatur, die wir durch die volkstümliche Bücherei verbreitet sehen möchten, versagen, daß ihnen also die „Bibliothekreife", wie wir an Stelle von Göthereife wohl besser sagen, fehlt, und daß keine Darreichung „guter Bücher" an diese Massen ihnen die Bibliothekreife jemals geben wird." . . .

„Gleich daneben steht aber die andere Frage, ob denn der Kundenkreis der volkstümlichen Bücherei" überhaupt nach äußeren soziologischen und staatsbürgerlichen Merkmalen, oder ob er nach dem inneren Merkmale eben der „Bibliothekreife" bestimmt wird."

Und in Verfolgung dieser Ausführungen sagt Hofmann ebenda S. 33: „Dieses Gesetz, daß alle diese Volksbildungsveranstaltungen ihren Maßstab in sich selbst tragen, muß nun unter allen Umständen zu einer Begrenzung des Benutzerkreises und damit zum Widerspruch gegen den staatsbürgerlichen Grundsatz vom gleichen Recht für alle führen." Ferner: „Die spezifischen Bildungsmittel können nur in denen lebendig und fruchtbar werden, die für diese spezifischen Bildungsmittel empfänglich sind." Diese „wenigen Betroffenen" sollen dann wirklich Geförderte werden, die dann „in die Massen der Vielen hineingestellt werden, um von hier aus auf ihre Umwelt zu wirken". Dazu auch S. 36: „Die Tatsache der mangelnden Göthe- oder Bibliothekreife der Masse kann uns nun nicht mehr bange machen, da wir uns direkt ja gar nicht mehr an die Masse, sondern an die Wenigen wenden wollen."

Und in seiner Selbstanzeige im Volksbildungsarchiv Bd. 5, S. 115 sagt Hofmann: „Die allgemeine kulturpolitische Bedeutung dieser Büchereipolitik beruht darin, daß nun diese Geförderten, die immer in der Minderzahl bleiben werden, in die Masse hineingestellt werden und durch ihr erhöhtes, befestigtes und geklärtes Menschentum [sic! —] auf ihre Umgebung, auf die Masse zurückwirken." —

Dies alles heißt doch nur, daß Hofmann theoretisch eben diejenige Bevölkerungsschicht, die nicht die von ihm verlangte Bibliothekreife besitzt, von der Bücherei von vornherein ausschließt, und das ist nach ihm ein sehr hoher Prozentsatz.

Nach Hofmann sollen wir also „sicher wissen, daß keine Darreichung „guter Bücher" an diese Massen ihnen die Bibliothekreife jemals geben wird". Dem widerspricht aber, daß nun einige wenige „Geförderte in die Masse hineingestellt werden und durch ihr erhöhtes . . . Menschentum auf . . . die Masse zurückwirken" sollen. — Während Hofmann also die unmittelbare Förderung der Masse durch die Bücherei für fast aussichtslos hält, verspricht er sich viel von einer mittelbaren Beeinflussung durch einige wenige dritte Personen. Soll das der Zweck der deutschen „Volks"-Bücherei sein?

Wenn Hofmann nur bibliothekreife Leser voraussetzt, so ist es von seinem Standpunkt aus konsequent, wenn er bei der Zusammensetzung des Bücherbestandes nur die Schriftsteller ersten und zweiten Grads berücksichtigt, dagegen die dritten und vierten Grads ausschließt, die eben für die große Masse in Betracht kommen. Man vergleiche dazu auch „Buch und Volk“ S. 41: „Auswahl schafft für den Kreis der Empfänglichen den Bestand der ihnen gemäßen Bücher,“ dazu S. 42: „Die Auswahl der Bücher schafft die Auswahl der Leser, das heißt, sie schafft die zahlenmäßige Begrenzung des Leserkreises.“ — Soll eine Bücherei nur bibliothekreifen Lesern, die sich ohnehin zu helfen wissen, dienen?

Dies dürfte genügen, um Hofmanns Erwiderungen in seiner Schrift: „Von alten und neuen Richtungen“ zu widerlegen und die von mir behaupteten Tatsachen unwiderruflich fest zu verankern.

Auf andere Punkte einzugehen, würde den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten.

Wenn in den Anschauungen Hofmanns inzwischen nach der einen oder anderen Richtung oder in der Praxis ein Wandel eingetreten sein sollte, so ist dies mit Freuden zu begrüßen. An unhaltbaren Dogmen lediglich in starrköpfiger Weise festhalten zu wollen, hieße der Trotzkischen Methode auch in dem Büchereiwesen Eingang verschaffen.

Damit ist für mich die literarische Fehde beendet. Ich kann nur wünschen, daß auch zwischen alter und neuer Richtung das Kriegsbeil begraben wird, und daß bibliothekarische Streitfragen, wenn überhaupt, doch nur in rein sachlicher Weise erledigt werden.

Ich habe nach Möglichkeit jede Schärfe vermieden, um von vornherein Regungen zum Entgegenkommen nicht zu ersticken. Wenn man auch nicht ein Einfühlen in die Wesenheit des anderen erwarten kann, so sollte doch wenigstens ein Verständigungsfrieden auf den Hauptgebieten erzielt werden.

Glücklicherweise geht es ja auch nicht um Sein oder Nichtsein der ganzen deutschen Bücherhallenbewegung. Haben die Kampfschriften der beiden Richtungen das Gute im Gefolge, daß das Haltlose in ihren Theorien erkannt und fallen gelassen wird, so wollen wir uns des Fortschrittes freuen, den unsere Bücherhallenbewegung dadurch erfährt. Alle Arbeit sollte nun zu einheitlichem Wirken, zu positiver Arbeit zusammengefaßt werden. Die tut uns vor allem in der Zeit nach dem Kriege not.

So dürfen wir wohl auch im Büchereiwesen voll Zuversicht in die Zukunft blicken, eingedenk der Lehre Heraklits, daß der Streit „der Vater aller Dinge ist“, das künftige also als das Ergebnis der sich bekämpfenden Gegensätze anzusehen ist.

Aus Peter Roseggers Philosophen- und Dichterwerkstatt.

Von Bibliothekar Dr. Pieth-Charlottenburg.

Ueber den völkerverhetzenden Chauvinismus hinweg finden sich die Herzen der Völker in den Werken der großen Dichter und Denker aller Nationen. Ja, wir sehen sogar nicht selten überraschend lebendige und wahre Würdigungen ihrer Werke oder ihrer ganzen Persönlichkeit aus der Feder von Männern fremder Nationalität. Der Vorteil einer solchen Darstellung ist unverkennbar: literarisch vorurteilslos, ohne einen bestimmten Parteistandpunkt zu vertreten, kann eine solche Charakteristik an ihre große Aufgabe herantreten. Dieser Vorsprung mancher Biographie ausländischer Dichter aus deutscher Feder kommt auch einem umfassenden Werke zu gute, das der Franzose A. Vulliod über Peter Rosegger im Vorjahre des Weltkrieges hat erscheinen lassen.[1]) Daß den Franzosen dieser Vorwurf reizte, ist nicht verwunderlich. Der Realismus, freilich der recht verstandene Realismus, ist der Urgrund der großen Dichtergabe Peter Roseggers. Er ist eine bewußte Weiterführung des Aufzeichnens der materiellen Wirklichkeit, ein Höherführen zu einem vom Idealismus beherrschten Realismus. Die Wahrheit der Schilderung mit der Tendenz des Idealismus verbrämen, heißt nach Peter Rosegger wahre Dichtkunst. Dieser weit höhere Standpunkt als der der Naturalisten ist klar zu Tage liegend. Rosegger hat sich über ihn mehrfach in seinen Schriften geäußert, so schreibt er in „Höhenfeuer“ S. 374: „Die Volksmassen mit dem Laster vertraut machen, ist niemals gut; das Laster hat auf die meisten Menschen nicht eine abschreckende, sondern eine anreizende Wirkung. Wie kann man sich erdreisten, zu behaupten, die Schlechtigkeit im Drama, in der Erzählung nach der heutigen Art dargestellt, werde erschüttern, reinigen, erheben!“ und an anderer Stelle (Allerlei Menschliches S. 417): „Das moralisch Schlechte kann garnicht krass genug gezeichnet werden, um den richtigen Abscheu davor einzuflößen. Wenn nur auch gezeigt wird, wie furchtbar die Schuld sich rächt, und wenn als Gegengewicht nur auch das Versöhnende, Erhebende nicht fehlt.“ In dieser idealistisch-realistischen Darstellung erhebt sich Rosegger gerade über seine Vorbilder, man denke nur an die typischen stilisierten Bauernfiguren Berthold Auerbachs. Wie die Leute seiner Heimat wirklich leben und sich bewegen, ihr Lieben und Hassen, das sind die Stoffe seiner Werke, die aus dem Herzen des Volkes schöpfen, wie seine ganze Kunst seinem lebendigen Herzen entspringt. Da ist nichts Gekünsteltes, nichts Unwahres. Ein echter Volksdichter ist er bewußt, und dieses Amt ist ihm ein heiliges Amt: „ein echter Volksdichter muß ganz mitten drin im Volke stehen, selber Volk sein. Seine Kunst liegt im Herzen. Das Volk ist unbeholfen im Gefühlsausdruck, der Dichter ist sein Mund, durch den es flucht oder betet, lehrt oder spottet. Das Volk ist ein Baum, der Dichter ist seine Blüte.“ Dazu gehört aber für ihn, daß der Dichter ganz mit der Volksseele vertraut sei, er muß aus ihr geboren sein, um sie zeichnen zu können „wie sie ist, die tapfere schalkhafte, spottende, jauchzende und sündenheiße Bauernseele“. Sie sind ja seines Blutes die Holzfäller und Sennerinnen und Bauern. „Man muß“ schreibt er in „Allerlei Menschliches“ S. 58, „den Bauern kennen lernen als Pfarrer und Lehrer, als Hausvater und Knecht, als Wirt und Krämer, als Rekrut und Landstreicher; man muß ihn sehen als Kind und Jüngling, Mann und Greis, man muß mit ihm eine Taufe und eine

---

1) A. Vulliod: Peter Rosegger. Sein Leben und seine Werke. Deutsche Ausgabe von Dr. Moritz Necker. 6 M., geb. 7 M. (412 S.) Leipzig, Stackmann. Ein gediegenes Werk von größter Gründlichkeit, zu dem Dr. M. Necker eine sprachlich formvollendete und dem deutschen Publikum angepaßte Uebersetzung geschaffen hat. Das Werk sei Bibliotheken und allen Freunden Roseggerscher Dichtung warm empfohlen. Der Verlag von L. Stackmann, der i. J. 1898 Roseggers Werke aufkaufte, hat sich mit diesem Werke um Rosegger und die deutsche Dichtung ein neues großes Verdienst erworben.

Hochzeit, eine Bestattung, einen Hausbau und eine Feuersbrunst durchgemacht haben, man muß ein Weihnachten, ein Ostern, eine Kirchweih mit ihm gelebt haben". Wer dächte da nicht an Luthers Worte, wie man allein recht für das Volk schreiben könne? Wer aber wäre nach Herkunft und Lebensaufbau mehr prädestiniert gewesen, der echte Bauerndichter zu sein als Rosegger? Aus seiner Kindheit unerschöpflichem Brunnen sprudeln ihm die Vorwürfe seiner Geschichten in unermeßlicher Zahl. Das Vergangene ist ihm nie das Verlorene, „unser vergangenes Leben ist erst recht unser Besitz, der freilich nur durch ein gutes Gedächtnis und glückliche Seelenstimmung vermittelt wird" (Allerlei Menschliches S. 250). Der Sinn für die Vergangenheit ist bei Rosegger besonders stark entwickelt; es ist ihm ein leichtes und bedarf keines besonderen Anstoßes, um in ihm lange Verklungenes neu erklingen zu lassen. „Eine Welt von Schönheit und ein Anschauen dieses Taufarbenspiels ist die Stimmung meiner Kindheit in mir. Und manchmal deucht mir, die ganze Natur sei voller Erinnerungstafeln an unsere Vergangenheit und vieles an ihr geht uns vielleicht nur darum so zu Herzen, weil es verloren geglaubtes, inneres Leben wieder erweckt" (Ewiges Licht S. 155).

Schon in seinen ersten Versuchen tritt eine andere Seite seiner dichterischen Wirkung ans Licht, wenn sie auch hier wohl erst ganz instinktmäßig sich zeigt, ich meine die Tendenz zu bessern, zu reformieren, die wir in seinen späteren großen Werken — ich erinnere nur an die „Bergpredigten", das „Ewige Licht", die „Schriften des Waldschulmeisters", „Erdsegen", „Lasset uns von Liebe reden" — bewußt angewandt sehen. Schon im Jahre 1881 hatte er ja in der kurzen Selbstbiographie zur ersten Gesamtausgabe seiner Werke erklärt: „Ich gestehe, daß meine schriftstellerische Tätigkeit längst nicht mehr ohne Absicht ist; ich will mitarbeiten an der sittlichen Klärung unserer Zeit". Was zu diesem hohen Ziele nötig ist, weiß der Dichter gar wohl: „Ein Dichter soll weder zu hochmütig noch zu demütig sein, er möge nun über oder unter der Menge stehen. Er spricht nicht zur Menge sondern zu Menschen. Wenn er ihr Herz gewinnen will, muß er das seine geben. Er muß seine Freuden und seine Leiden künstlerisch oder einfach offenbaren, damit ihnen also ihr eigenes Glück und Weh gegenständlich werde. Will er ethisch auf sie wirken, so muß er ihnen seine Schwächen, seine Fehler zeigen, damit sie wissen, daß er auch die ihren sieht und begreift, er muß ihnen sein Streben nach Edlerem kundgeben — — —" (Allerlei Menschliches S. 195).

Dabei aber will er kein Umstürzler in sittlichen Fragen sein, es gibt für ihn keine „doppelte Moral", sondern nur die Moral, die im Begriff der Verpflichtung durch das Gute begründet ist. Darum ist ihm nur „jene Religion die wahre, welche ins Menschengemüt Frieden, Ergebung und Zuversicht legt" (Allerlei Menschliches S. 110). Wie seine gesamte Kindheit in ihm stets greifbare Gestalt behalten hat, so ist auch in seinem Gottesglauben die Schlichtheit geblieben: „Auf meinem Lebenswege" lesen wir in „Hoch vom Dachstein" S. 118, „bin ich schon an vielen Altären vorübergewandelt. An Altären der Liebe und des Hasses, an Altären des Mammons und des Ruhmes — ich habe jedem geopfert. Aber mein Herz, mein ganzes Herz habe ich nur an jenem Altar niedergelegt, der einst in der armen Stube des Waldhauses gestanden. Und wenn ich weltmüde dermaleinsten die Himmelstüre suche, wo kann sie zu finden sein als in dem dämmernden Waldwinkel über dem Tische, wo das kleine hölzerne Kruzifix gestanden? Kreuze habe ich gesehen aus Gold und an Ehren reich, Kreuze aus Elfenbein, geschmückt mit Diamanten, Kreuze, an welchen Weihe und Ablaß hing — bei keinem habe ich je Gnade gefunden. Das arme Kreuz in meinem Vaterhause wird mich erlösen." Dieser Gott der Liebe, von dem so viele seiner Schriften ihre Weihe erhalten haben, lebt und webt ihm in der ganzen Natur: „Die Blume, der Sturm, der Sternenhimmel, die Gebirgswelt, das Meer, die ganze Wesenheit der Welt spricht: Ein Gott, ein ewiges Leben" (Mein Himmelreich S. 3). Des Vogels Sang ist ihm die Sprache Gottes, die Blume des Herrgottes Auge. Nur wer diese Innerlichkeit besitzt, hat nach Rosegger Sinn für die Schönheit

der Welt, für „die große Natur ringsum, in die man seine Seele gießt, wie in ein kostbares Gefäß, aus dem man in heiligen, tiefen Zügen sich dann selber wieder heraustrinkt“ (Wildlinge S. 17).

Der Urgrund des menschlichen Herzens ist dem Optimisten Rosegger die Liebe. Wohl begegnen wir auch in seinen Werken mehr als einmal der blinden Leidenschaft, von der der Dichter selber sagt: „Wer sein höchstes Glück in der sinnlichen Liebe sucht, der ist furchtbar betrogen. Keine Freude verlischt so plötzlich als diese, keine macht in so vielen Fällen unabsehbaren Enttäuschungen, Schmerzen, Verirrungen und sogar Verbrechen Platz, als die Liebe bei dem, der sie nur nach der Sinnlichkeit bemißt (Allerlei Menschl. S. 175). Aber als wahre Liebe gilt ihm doch nur jene Liebe, die frei ist von Egoismus, die wahre innerliche Herzensneigung, die in der Treue ihr selbstverständliches Korrelat hat. In der Treue liegt die ganze Stabilität der Beziehungen von Mensch zu Mensch, von Herz zu Herz.

Ueber das Rein-menschliche hinaus predigt der Dichter die Treue aber auch in weiterem Sinne: die Treue will er auch bewahrt sehen dem alten Alpenbauerntum, das in Gefahr ist, abzubröckeln unter dem Einfluß der Moderne. Wir verstehen den Weheruf des Alpenbauerndichters: „Wer in den Alpen wandert, stößt von Stunde zu Stunde auf verfallene Höfe, auf Ruinen von Häusern und Hütten, an deren verwitterndem Gemäuer das Unkraut wuchert und die Eidechse rieselt. In vielen Gegenden, wo vor wenigen Jahren noch fruchtbare Felder, üppige Wiesen und blühende Weiden waren, belebt von starken, arbeitsamen, heiteren und glücklichen Menschen, ist jetzt Wildnis und verlorene Oede.“ „Das Weltgift“ ist ihm Schuld an diesem Verfall. Wir begegnen hier Rousseauschen und Ruskinschen Gedanken. Rosegger aber bleibt der Idealist der Freude, dem das Vertrauen nicht verloren geht, dem sich wohl im Laufe der Zeiten Wandlungen offenbaren, der aber voller Zuversicht in seinen „Spaziergängen in der Heimat“ (S. 52) ausruft: „Was war, kann wiederkommen. Aber wenn dem Menschen der Sinn für Naturschönheiten jemals wieder verloren gehen sollte, dann wüßte ich nicht, was an seine Stelle treten müßte als Ersatz. Einst war die Religion dafür da, das Sich-abwenden von dem Irdischen, das Hinneigen nach einer idealen Welt, die man sich aufstellte nach Mitteln und Wünschen. Kommt das wieder? Wenn die Phantasie wieder zu ihrem Rechte kommt und zu ihrer schöpferischen Kraft, wenn sie so lebhaft wirken kann, daß der sinnliche Mensch an sie glauben muß, dann ist voller Ersatz, und mehr als das vorhanden für den Sinn, der die Schönheiten der Natur genießt. Bleiben wird es nicht wie es heute ist, aber Gott wird es so einrichten, daß seine Menschenkinder immer etwas haben zur Freude und Erhebung!“ Dieser starke Glaube an eine gütige Weltordnung, deren Urkraft die Liebe ist, spricht aus Roseggers gesamtem Schaffen.

Die Liebe und die Reinheit des Herzens sind ihm Eins, sie sind „das ewige Licht“; für sie ficht er in seinen poetischen Werken wie in seinen Streitschriften manch harten Strauß. Haß ist niedriger als Liebe; Haß ist ihm etwas Untüchtiges: „Es geht die Meinung um,“ schreibt er in „Allerlei Menschliches“ und trifft damit besonders unsere Zeit, „daß der Haß etwas Tüchtiges, Männliches, Mutvolles, ja sogar, daß er etwas der Ehre, dem Patriotismus oder Nationalismus Angehöriges sei, daß es zum öffentlichen Gewissen gehöre, die Gegner glühend zu hassen, eine erfahrene Unbill stramm zu rächen. Vielleicht ists Ueberhebung, wenn ich glaube, stark genug zu sein, selbst meinem größten Feinde die Hand zu reichen, sollte er ihrer bedürfen zu seiner Rettung in höchster Not“. Ein Mann von solcher Herzensbildung konnte es unternehmen, ohne den Schein der Ueberhebung über seine Mitmenschen zu erwecken, seinem Volke die „Bergpredigten“ zu halten, die allem Hohlen und Unwahren, das aus der Aengstlichkeit und Ohnmacht, dem geistigen und materiellen Protzentum enspringt, zu Leibe gehen. Solche Worte konnte nur der rechte „Heimgärtner“ finden, der unbekümmert um Anfeindungen seinen geraden Weg vorwärts geht und alles Unkraut ausjätet, um die köstliche Frucht zu retten. Wie er sich niemals in seinem Leben

einer bestimmten Partei zurechnete, stellte er sich im Streite der Meinungen stets über die Parteien. Nur wer den Mut der Wahrheit besitzt, ist sein Mann: „Für Generationen und Reiche sind Parteien herrschend; was wir wollen und lehren, es ist die Reinheit des Herzens. Von Moses bis Christus, von Spinoza bis Schiller klingt das göttliche Doppellied: Recht und Liebe.“ So lautet seine Ansicht in seinem „Offenen Schreiben an junge Antisemiten in Wien“.

Wir besitzen in diesen persönlichsten Kundgebungen und freimütigen Aeußerungen Roseggers einen wertvollen Kommentar zu seinen poetischen Schriften; der Dichter ist bestrebt, seine sozialpolitischen Pläne durch sie zu wirksamerer Durchführung zu bringen. Er ist sich dessen klar bewußt, daß diese Offenheit seiner ungeschminkten harten Wahrheiten ihm die Liebe seines Volkes — und darunter versteht er längst das ganze deutsche Volk — immer mehr befestigt.

Rosegger hat von jeher das Bedürfnis empfunden, seine innersten Empfindungen mit dem Leser auszutauschen, sich ihm so persönlich wie möglich zu geben. Hatte er schon früher sorgfältigst über alles, was ihn anregte, ein Tagebuch geführt, das er vor fünf Jahren als besonderen Band „Heimgärtners Tagebuch“ hat erscheinen lassen, so richtete er in seinem „Heimgarten“ im Jahre 1906 ein besonderes ständiges Kapitel als „Das Tagebuch des Heimgärtners“ ein, das dem Leser an seinen gelegentlichen Aufzeichnungen und Einfällen regen Anteil gewährt und ihn in des Dichters Werkstatt hineinschauen läßt wie kaum je bei einem andern.

Neue Wege im Literaturunterricht.

Von Herm. L. Köster-Hamburg.

Was das Neue ist, das Rüttgers und Jensen und Lamßus in ihren gleich anzuführenden Schriften in die Jugendschriftenfrage oder besser in die literarische Erziehung der Jugend hineingebracht haben, das ist in Kürze gesagt dieses: Sie wollen die literarische Erziehung auf die eigene selbständige Arbeit des Schülers gründen. Es ist das Prinzip der Arbeitsschule, angewendet auf die Erziehung zur Literatur.

Natürlich ist es nicht möglich, an dieser Stelle mehr als Andeutungen zu geben. Wer sich eingehender mit der Frage beschäftigen will, muß schon die betreffenden Bücher selber lesen. Es kommen vornehmlich in Frage:

Rüttgers, Ueber die literarische Erziehung als ein Problem der Arbeitsschule. Leipzig, Teubner. 1,50 M.

Jensen und Lamßus, Unser Schulaufsatz ein verkappter Schundliterat. Hamburg, Janßen. 2 M.

Der Weg zum eigenen Stil. Ebenda 3 M.

Die Poesie in Not. Hamburg, Senger. 1,80 M.

Es handelt sich bei ihnen zunächst darum, die Kinder zum selbständigen Schaffen zu bringen, um durch die eigene Arbeit in das fremde — des Dichters — Schaffen einzudringen.

Das letztere Ziel, die Erschließung der Literatur, hat die Schule seit jeher verfolgt; nicht ohne jeden Erfolg, aber doch nicht mit genügender Befriedigung. Sie hat erklärt und die Schönheiten der Dichtung ins rechte Licht gerückt; sie hat Gedichte auswendig lernen lassen, sie hat Biographien und Literaturgeschichten gegeben, sie hat den Kindern Beispiele der besten Dichtungen geboten — aber eins hatte sie noch nicht in ihren Dienst zu stellen gewußt: die eigene, selbständige Mitarbeit des Schülers.

Wie erreichen wir die? Indem wir das Kind unter dieselben Bedingungen des Schaffens stellen, unter denen der Künstler steht; wie dieser, muß auch das Kind zum Gebrauch der Sprache aus innerem Antriebe kommen. Wo keine innere Veranlassung zum Sprechen ist, da soll das Kind schweigen;

sonst erziehen wir es zur Geschwätzigkeit, zur Phrase. Ein Erlebnis muß zur Darstellung drängen; was das Kind im Innern bewegt, das soll es erzählen, das mag es niederschreiben. Und zwar dann, wenn es noch frisch ist. Denn das Gedächtnis hat in der Kindheit eine geringe psychische Tragkraft; neue Eindrücke verdrängen schnell die alten.

Da aber das Erlebnis sowohl wie auch der Zeitpunkt und die Form seines Ausdrucksbedürfnisses individuell bedingt sind, so ist es natürlich nicht möglich, daß der Lehrer über das Niederschreiben bestimmen kann, d. h. das Thema des Aufsatzes kann nicht vom Lehrer gestellt werden, sondern der Erlebnisaufsatz muß vom Kinde aus wahlfrei geschrieben werden.

Wie aber bringen wir das Kind weiter, da ja die Aufsätze nicht mehr vorbereitet werden können, da auch eine gemeinsame Besprechung nicht möglich ist, weil alle Aufsätze verschieden sind? Wie soll da das Kind zum Bewußtsein des Stils gelangen?

Hier ist — neben der freien Themenwahl — der zweite bedeutsame Punkt des Weges zum eigenen Stil: durch die Arbeitsgemeinschaft der Klasse wird die Förderung erreicht. Die Kinder lesen ihre Aufsätze selber vor, und zwar nach sorgfältigster Vorbereitung im Hause, so daß das Vorlesen zur Aufsatzrezitation wird. Das Kind arbeitet nicht mehr für die rote Tinte des Lehrers, sondern es arbeitet für ein Publikum, für seine Klasse. Das gibt seiner Arbeit einen neuen Anreiz. Die größte Bedeutung aber hat die Kritik des Vorgelesenen durch die Mitschüler.

Mit lebhafter Anteilnahme deckt die Kritik der Kinder sowohl die Vorzüge als auch die Mängel auf. In freier Aussprache wird über das Gehörte verhandelt. Dabei kommt es darauf an, die eigene Darstellung soweit zu fördern, bis jede Phrase, jede unnatürliche und unwahre Darstellung erkannt wird. Von den Kindern werden Gründe und Gegengründe gefunden, der Lehrer greift so selten wie möglich ein. Denn um das selber Finden und selber Ausführen handelt es sich. Durch selbsttätige und selbständige Teilnahme an der Besprechung kommt es zum Bewußtsein der Darstellungsmittel.

Da gelangen wir zum dritten wichtigen Punkt: zum Hinüberleiten in die Literatur.

Ein Kind, das einen Sturm intensiv beobachtend dargestellt hat, wird mit besonderem Interesse die Schilderung eines Sturms durch einen Dichter lesen. Oder wenn das Kind versucht hat, Menschen zu charakterisieren, so wird es mit ganz besonderer Anteilnahme beobachten, wie ein Dichter ähnliche Charaktere dargestellt hat. So gelangt schon das Kind ganz natürlich und ungezwungen auf einen Standpunkt, auf den viele Menschen nie gelangen: zum Beachten der künstlerischen Form und damit zur Freude an ihr.

Noch auf eine zweite Weise erfüllt der Aufsatz seine Aufgabe, in die Werke unserer Dichter einzuführen: die Aufsatzrezitation ist eine wichtige Vorstufe zum Vorlesen. Das richtige Vorlesen durch die Schüler aber ist beim Leseunterricht die Hauptsache.

Wer von uns würde noch Freude am Vorlesen einer Dichtung haben, wenn sie stümperhaft vorgelesen wird? Wer würde es ertragen, daß das Vorlesen fortwährend unterbrochen wird, um dies zu erklären oder auf jene Schönheit aufmerksam zu machen? Wir dürfen uns mit unserer Behandlung nicht immer wieder zwischen das Kind und das Kunstwerk stellen.

Nicht darauf kommt es an, die isolierte Dichtung zu präparieren, sondern im Kinde den literaturfähigen Menschen zu bilden. Und das Mittel dazu ist wieder die eigene Initiative des Kindes. Wie beim Aufsatz sich das Kind das Thema selber wählt, so sucht es auch selber aus, was es vorlesen möchte.

Da gehts an ein Suchen und Entdecken. Die Schülerbibliothek wird durchforscht; Vater, Mutter und Geschwister müssen mit ihren Büchern aushelfen; die Bücherbörter bei Onkeln und Tanten werden durchstöbert; die billigen Büchersammlungen erhalten ihre Bedeutung fürs Kind; es sieht die Kataloge durch und lernt sie benutzen. Und dann setzt es sich zu Hause

hin und übt sich ein, was es in der Klasse vorlesen oder aufsagen will — übt ohne fremde Hilfe, soweit seine eigenen Kräfte reichen.

So wächst es durch eigene Arbeit unter der Mitarbeit der Klasse und des Lehrers allmählich in die Literatur hinein. Die Aussprache über die eigene und über die fremde Arbeit fördert die Erziehung zur kritischen Selbständigkeit so, daß es imstande ist, das grob Unwahre und Unnatürliche und Phrasenhafte des Schundes von sich aus zu erkennen. In diesem Zusammenhang erhält auch die öffentliche Bücherhalle eine neue Bedeutung; denn selbstverständlich zieht das Kind auch sie in seinen Dienst. Und die Bücherhalle wird sich in acht nehmen müssen, daß sie dem Kind nicht Bücher in die Hand gibt, die nachher von der Klasse — wie ich es erlebt habe — ziemlich vernichtend beurteilt werden. Es ist ja auch ein nicht zu verstehender Widerspruch, daß der Staat auf der einen Seite in den Schulen die Kinder zu den besten Werken unserer Literatur zu erziehen versucht und daß er auf der andern Seite Einrichtungen unterstützt, die den Kindern Bücher, wie etwa von Karl May, zu bieten wagen.

Die sächsische Prüfungsordnung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien.

Im Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen 1917 Stück 15 findet sich die Bekanntmachung über die Errichtung eines Prüfungsamtes für Bibliothekwesen in Leipzig und die Prüfungen für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken sowie für den Dienst an volkstümlichen Büchereien vom 24. Sept. 1917. Wiederabgedruckt sind diese Sächsischen Prüfungsordnungen mit erläuternden Begleitworten von K. Boysen im März-Aprilheft des „Zentralblatts für Bibliothekswesen" S. 74 ff. Hiernach besteht das neue Prüfungsamt aus zwei Abteilungen und dementsprechend sind auch zwei Prüfungsordnungen, eine für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken (A) und die andere für den Dienst an volkstümlichen Büchereien (B) erlassen. Vositzender beider Abteilungen ist der jeweilige Direktor der Universitätsbibliothek in Leipzig. Im übrigen lehnen sich beide Prüfungsordnungen an den Preußischen Ministerialerlaß betr. die Diplomprüfung für den mittleren Bibliotheksdienst usw. vom 24. März 1916 (Blätter 1916, S. 109 ff.) an, abgesehen von dem grundsätzlichen Unterschied, daß in Sachsen für beide Bibliotheksarten eine besondere Prüfung vorgesehen wird. Für diese Trennung macht Boysen eine Reihe von Gründen geltend, deren schwerwiegendster wohl der ist, daß die mittleren Beamten an wissenschaftlichen Bibliotheken vor allem die oberen Beamten von gewissen mehr mechanischen Arbeiten entlasten sollen, wohingegen die Beamten der volkstümlichen Büchereien vornehmlich den Leser zu beraten haben. Die Aufgabe wäre also seiner Ansicht nach hier und dort eine andere. Den Vorzug der Preußischen gemeinsamen Prüfungsordnung, die ausgiebigere Anstellungsmöglichkeit der Geprüften, will Boysen nicht „besonders hoch einschätzen, weil persönliche Veranlagung und äußere Umstände für die Wahl meist schon von vornherein entscheidend sind". Durchschlagendere Kraft als diese Begründung hat vielleicht ein anderes Bedenken, soweit es sich um die Anwartschaft auf nichtstaatliche Stellen handelt. Durch die Verbindung beider Ziele erhöhe sich die vom Preuß. Erlaß geforderte Ausbildungszeit auf vier Jahre, so daß der Kostenbetrag zu dem, was der mittlere Beamte in seinem Beruf wirtschaftlich erreichen kann, kaum in Einklang mit der Ausbildung stehe. Aber auch hier wird man einwenden können, daß gerade die Forderung einer längeren Vorbereitung für einsichtige städtische Verwaltungen ein Hinweis auf die Wichtigkeit dieser Arbeit und zugleich eine ernste Mahnung sein muß, Leistung und Lohn nun auch ihrerseits in das richtige Gegenseitigkeitsverhältnis zu bringen. Doch auch hiervon abgesehen wird schwerlich

Jeder zustimmen, wenn Boysen fortfährt:[1] „Eine zweijährige Ausbildungszeit hat sich erfahrungsgemäß für jede der beiden bibliothekarischen Ausbildungen als ausreichend erwiesen, will aber jemand in beiden Sätteln gerecht werden, so gibt § 5 in jeder der beiden Ordnungen die Möglichkeit der Ergänzung der Ausbildung durch Zusatz eines Jahres weiterer Ausbildung auf dem entsprechenden anderen Gebiete.[2] Ein Jahr genügt aber, weil doch sehr vieles, insbesondere das Bibliothekstechnische beiden Ausbildungen gemeinsam ist."

Wie Boysen des weiteren hervorhebt, weicht die Prüfungsordnung für die Beamten der wissenschaftlichen Bibliotheken sehr viel weniger von dem preußischen Vorbild ab, als das bei der für den Dienst an volkstümlichen Büchereien der Fall ist. Die Preußische Prüfungsordnung verrate deutlich, daß die „Bestimmungen im Interesse der Volksbibliotheken mehr ergänzungsweise hineingearbeitet" seien. „Ich bin mithin," so faßt Boysen sein Urteil, wie hier nur referierend bemerkt werden mag, zusammen, „der Meinung, daß die Sächsischen Prüfungsordnungen zweckmäßiger sind als die gemeinsame Preußische Ordnung." Wie dem nun auch sei, die Prüfungsordnung B ist so belangreich, daß sie hier mitgeteilt werden muß.

Prüfungsordnung
für den Dienst an volkstümlichen Büchereien.

§ 1. Personen, die den Nachweis einer fachgemäßen Ausbildung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien (Volksbibliotheken aller Art, öffentlichen Lesehallen usw.) erbringen wollen, können sich einer Fachprüfung vor dem Prüfungsamte für Bibliothekwesen in Leipzig unterziehen. — Ein Recht auf Beschäftigung oder Anstellung wird durch Ablegung dieser Prüfung nicht erworben.

§ 2. Die Prüfungen werden nach Bedarf abgehalten. Ihr Zeitpunkt wird vom Prüfungsamte festgesetzt und vier Monate vorher in der Sächsischen Staatszeitung, in der Leipziger Zeitung und in geeigneten Fachblättern bekannt gemacht. — Die Gesuche um Zulassung nebst den erforderlichen Nachweisen (vergl. § 4) müssen mindestens drei Monate vor dem festgesetzten Zeitpunkte dem Prüfungsamte eingereicht sein.

§ 3. Bedingungen für die Zulassung zur Prüfung sind:

a) Nachweis der Reife für Obersekunda einer deutschen neunstufigen höheren Lehranstalt (Gymnasium, Realgymnasium oder Oberrealschule) oder einer Studienanstalt oder Reifezeugnis einer Realschule oder eines Lehrer- oder Lehrerinnenseminars oder einer staatlich anerkannten höheren Mädchenschule oder Schlußzeugnis eines Lyzeums;

b) Nachweis
   1. einer einjährigen **praktischen Ausbildung** in allen Zweigen des Dienstes an einer volkstümlichen Bücherei, die vom Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts als geeignet zur Ausbildung von Praktikanten anerkannt ist, und
   2. einer einjährigen **schulmäßigen Ausbildung** auf dem gesamten Gebiete der volkstümlichen Bücherei. Bewerber, welche die schulmäßige Ausbildung, die zeitlich mit der praktischen Ausbildung nicht zusammenfallen darf, nicht einwandfrei nachzuweisen vermögen,

---

1) Im übrigen ist es die persönliche Meinung des Schriftleiters, daß eine Ausbildung von $3^1/_2$ Jahren mit Rücksicht darauf genügt, daß durch die dienstliche Erfahrung auch späterhin eine weitere Vertiefung der Ausbildung bewirkt wird. Hierbei würde als selbstverständlich vorausgesetzt, daß die jungen Praktikanten darauf bedacht sind, ihre Kenntnisse planmäßig zu vervollständigen.

2) Dieser § lautet in Prüfungsordnung A: Bewerber, welche die Prüfung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien abgelegt haben, können zur Prüfung für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken zugelassen werden, wenn sie den Nechweis einjähriger ergänzender Fachausbildung in diesem Dienst erbringen.

werden zugelassen, wenn sie außer der unter a) erforderten einjährigen praktischen Ausbildung noch weitere drei Jahre vollen Dienst an einer oder mehreren volkstümlichen Büchereien nachweisen können;

c) in der Regel das vollendete 22. Lebensjahr.

Von den Anforderungen bezüglich der Schulbildung und der Fachausbildung kann das Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts in besonderen Fällen Ausnahmen bewilligen.

§ 4. Der Meldung sind beizufügen

1. ein selbstgeschriebener Lebenslauf in deutscher und lateinischer Schrift, in dem insbesondere die Zeit nach der Schule eingehend zu behandeln ist. Die Handschrift muß bibliothekarischen Anforderungen genügen;
2. die Geburtsurkunde;
3. ein amtliches Führungszeugnis über die Zeit nach der Schule;
4. die Nachweise über die in § 3 geforderte Schulbildung und Fachausbildung;
5. Zeugnisse über sonstige Fortbildung, über Berufsstellungen, wenn solche bereits bekleidet worden sind, und über etwa schon bestandene Prüfungen;
6. bei männlichen Bewerbern das Zeugnis über die Militärverhältnisse.

§ 5. Bewerber, welche die Prüfung für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken abgelegt haben, können zur Prüfung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien zugelassen werden, wenn sie den Nachweis einjähriger ergänzender Fachausbildung in diesem Dienste erbringen.

§ 6. Ueber die Zulassung zur Prüfung entscheidet das Prüfungsamt. Gegen seine Entscheidung kann Berufung bei dem Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts eingelegt werden. — Die zugelassenen Bewerber haben vor der Prüfung an die Kasse des Prüfungsamts eine Prüfungsgebühr von 40 M. zu entrichten.

§ 7. Die Prüfung zerfällt in die schriftliche Prüfung, die mündliche Prüfung und die praktische Ausleihübung und soll feststellen, ob der Bewerber die für den praktischen Dienstbetrieb erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten und die nötige literarische Ausbildung besitzt. — In der schriftlichen Prüfung sind zwei Hausarbeiten sowie mehrere Arbeiten unter Aufsicht anzufertigen.

§ 8. Für die erste Hausarbeit wird dem Prüfling eine größere literarische Aufgabe aus dem Geschäftsbetriebe der volkstümlichen Bücherei gestellt, die nach den näheren Bestimmungen des Prüfungsausschusses zu bearbeiten ist (z. B. eine Bücherzusammenstellung aus dem Interessenkreise der Leserschaft der volkstümlichen Bücherei anläßlich eines geschichtlichen Gedenktages oder einer gewerblichen Ausstellung usw.). — Die Aufgabe der zweiten Hausarbeit wird aus der schönen Literatur entnommen und soll vornehmlich in einer Beschreibung und Beurteilung mehrerer Werke der unterhaltenden Literatur bestehen. — Die erste Aufgabe wird drei Monate, die zweite zwei Monate vor dem Zeitpunkte der mündlichen Prüfung gestellt. Beide Arbeiten sind einen Monat vor diesem Zeitpunkte abzuliefern und müssen am Schlusse neben dem Verzeichnisse der benutzten Literatur die schriftliche Versicherung des Prüflings enthalten, daß er die Arbeit in jeder Beziehung selbständig ohne Hilfe Dritter angefertigt und dazu keine andere als die angegebene Literatur benutzt hat.

§ 9. Unter Aufsicht sind anzufertigen

1. eine Bücherzusammenstellung bei einem gegebenen Bestande und nach einem bestimmten Wunsche eines Lesers;
2. mehrere kurze Schriftstücke aus dem Verkehre der volkstümlichen Bücherei mit Behörden, Lesern und Lieferanten und
3. die Aufnahme von mindestens 10 Werken für den alphabetischen Zettelkatalog nach der „Instruktion für die alphabetischen Kataloge der preußischen Bibliotheken“ oder nach anderen vom Ministerium des Kultus und des öffentlichen Unterrichts zugelassenen Anweisungen.

§ 10. In der mündlichen Prüfung sollen die Prüflinge nachweisen

1. Kenntnis des Aufbaues der volkstümlichen Bücherei in ihren Geschäftsbüchern, Listen, Verzeichnissen usw.; Kenntnis einiger klassischer Katalog- und Signierungssysteme;
2. Verständnis für die Vorzüge und Nachteile der wichtigsten Ausleihverfahren;
3. praktische volksbibliothekarische Bücherkenntnisse, besonders auf dem Gebiete der schönen Literatur; Verständnis für den Bildungswert der verschiedenen Gebiete und Gattungen der Literatur;
4. Verständnis für die Zusammensetzung der Leserschaft der volkstümlichen Bücherei nach Alter, Beruf und Bildung;
5. Einblick in das außerschulmäßige Volksbildungswesen und Kenntnis seiner wichtigsten Einrichtungen und Anstalten;
6. Kenntnis der grundlegenden Schriften über allgemeines Büchereiwesen und Volksbüchereiwesen;
7. Kenntnis der wichtigsten allgemeinen deutschen bibliographischen Hilfsmittel und einiger wichtiger Sonderbibliographien der Hauptliteraturgebiete; Vertrautheit mit dem Gange der bibliographischen Ermittlung;
8. Kenntnis der Organisation und der wichtigsten Einrichtungen des deutschen Buchhandels; allgemeine Kenntnis von Buchdruck und Buchbinderei;
9. Verständnis für die Aufgaben und Mittel der Bücherpflege und Bestandsbewahrung in der volkstümlichen Bücherei.

§ 11. Die praktische Ausleihübung soll die Fähigkeit des Prüflings in der Beurteilung von Wünschen und Fragen der Leser, in Vorschlägen, in der Auskunftserteilung und bei Erledigung von Streitfällen erweisen.

§ 12. Ueber den Gang der Prüfung und ihr Ergebnis wird eine Niederschrift aufgenommen. Aus ihr muß bezüglich jedes einzelnen Prüflings hervorgehen, welche Zensur (I sehr gut, II gut, III genügend, IV nicht genügend) ihm in jedem einzelnen Prüfungsfache zugebilligt wird, sowie ob und mit welcher Hauptzensur (I mit Auszeichnung, II gut, III genügend) er die Prüfung bestanden hat. Bemerkungen zur Ergänzung der einzelnen Fachzensuren sind zulässig.

§ 13. Wird die Prüfung für nicht bestanden erklärt, so kann sie frühestens nach Ablauf eines Jahres wiederholt werden. Eine zweite Wiederholung ist nur beim Vorliegen ganz besonderer Umstände mit Genehmigung des Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts gestattet.

§ 14. Auf Grund der bestandenen Prüfung wird vom Prüfungsamte ein Zeugnis ausgestellt, das vom Vorsitzenden und einem weiteren Mitgliede des Prüfungsamtes zu unterzeichnen ist und sowohl die Hauptzensur als auch die in den einzelnen Prüfungsfächern erteilten Zensuren und die etwa dazu beschlossenen ergänzenden Bemerkungen enthalten muß.

Bekanntmachung.

Zu der durch Erlaß des Kaiserlichen Ministeriums für Elsaß-Lothringen vom 26. Mai 1912 (Zentral- und Bezirks-Amtsblatt, Hauptblatt Nr. 24) eingeführten Diplomprüfung für den mittleren Bibliotheksdienst wird hierdurch Termin auf

Montag, den 1. und Dienstag, den 2. Juli 1918

für den schriftlichen Teil und auf

Donnerstag, den 4. Juli

für den mündlichen Teil festgesetzt.

Die Gesuche um Zulassung zur Prüfung müssen mit den erforderlichen Unterlagen bis spätestens **15. Juni** bei dem Unterzeichneten eingereicht werden.

Straßburg, den 2. April 1918.

Der Vorsitzende der Prüfungskommission,
Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Wolfram
Direktor der Kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek.

Berichte über Bibliotheken einzelner Städte.

Die Oeffentliche Bibliothek und Lesehalle Berlin SO, Adalbertstr. 41, hat trotz Kriegs- und Kohlennot ihre Bildungsarbeit im Verwaltungsjahr 1917 ohne Unterbrechung und Einschränkung der Oeffnungszeiten fortgesetzt. In der Ausleihe wurden an 332 Geschäftstagen 48449 Bände nach Hause verliehen, von denen 35343 der schönen und 13106 Bände der belehrenden Literatur angehörten. Davon kommen auf Geschichte 1303 auf Geographie usw. 1164, auf Volkswirtschaft 942, auf Gewerbekunde und Technik 2347 und auf belehrende Jugendschriften 915 Bände. Der Anteil der belehrenden Literatur sank im Berichtjahr auf 27 %, während er sich vor dem Krieg auf 34 % durchschnittlich stellt. Im Jahre 1916 betrug die Ausleiheziffer 46940 Bände. Wenn aber ein kleiner Fortschritt erzielt ist, so mag daran erinnert werden, daß die Zahlen 1915 und 1914 sich auf 50247 und 69766 Bände stellten. Die Lesehalle war an 359 Tagen geöffnet und erzielte einen Besuch von 29416 Personen; im Jahr vorher betrug die entsprechende Zahl noch 32465, davor 40945 und 1914 sogar 64594. An periodischen Zeitschriften und an Zeitungen lagen am Schluß des Berichtjahres 518 aus. Der Bestand der sorgfältig ergänzten Nachschlagebibliothek war eben damals auf 2412 angewachsen.

Der handschriftliche Verwaltungsbericht der städtischen Volksbücherei und Lesehalle Neukölln für 1916 weist auf die Steigerung der Benutzung hin, die dank der Bewilligung von 1000 M. für Neuanschaffung seitens der städtischen Körperschaften und von 500 M. seitens der Königl. Regierung eingetreten sei. Durch die starke Vermehrung der Verwaltungsgeschäfte wurde die Einstellung einer Bibliotheksgehilfin am 1. Okt. 1916 erforderlich. Verliehen wurden 117943 (im Vorjahr 100355) Bücher in der Hauptbücherei und 23829 (22218) in der Jugendbücherei. Die Zahl der Leser belief sich auf 11596, von denen 2890 im Jahre 1916 hinzugekommen sind. Von den letzteren waren 1063 Frauen mit und 565 Frauen ohne Beruf, 405 Handwerker, 285 Kaufleute, 155 Militär, 143 Arbeiter. Den Lesesaal besuchten 11862 Männer und 1892 Frauen. Die Bibliothek wuchs im Verwaltungsjahr von 13125 auf 13670 Bände.

Trotz der großen Not der Gegenwart und der Beschränkung der Oeffnungszeit aus Kohlenmangel auf 234 Ausleihetage verlieh die Volksbücherei und Lesehalle der Stadt Reichenberg 73593 Bände, ebensoviel wie im Vorjahr. Diese Masse verteilt sich den Hauptabteilungen nach: auf Zeitschriften 13754, auf Romane 45645, auf Dichtungen in Versen 876, auf Dramen 2258, auf Jugendschriften 4610, auf Musikalien 2342 Bände. Besonders die Steigerung der Benutzung der Jugendbücher erscheint auffällig. Zurück ging abermals das Interesse an der wissenschaftlichen Literatur, was auf die Einberufung so vieler Männer in den kräftigsten Jahren zurück zu führen ist.

Die im Anfang des Kriegs so lebhafte Nachfrage nach geschichtlichen Werken hat abgenommen, zugenommen die nach technischen Schriften. Der Bücherschatz vermehrte sich von 14213 auf 14589 Bände. Unter den neuhinzugekommenen Werken waren viele wertvolle Geschenke. Die Ausgaben betrugen 7534 K.

Am 18. März 1918 fand die Hauptversammlung des Vereins für öffentliche Lesehallen und Bibliotheken zu Remscheid für das Jahr 1917 statt. Hiernach wurde die Lesehalle von 16345 Personen (Vorjahr 23347) besucht. Bei der Kälte infolge des Kohlenmangels ist dieser Rückgang nicht verwunderlich; auch kommen nur wenig Frauen zum Besuch, so daß der Abgang männlicher Benutzer nicht, wie sonst häufig, durch die gesteigerte Frequenz von Frauen wieder gut gemacht werden konnte. In der Bibliothek wurden 77614 Bände ausgeliehen, das bedeutet gegen das Vorjahr eine Zunahme von 6124 Bänden oder 8,57 %. Gegen 1914 vollends ist die Ausleihe um 18318 Bände oder 30,8 % gestiegen. Die Gesamtzahl der eingeschriebenen Leser, die 1915 2592 und 1916 3042 betragen hatte, belief sich diesmal auf 3062. Darunter waren 264 Gewerbetreibende, 922 Beamte, 1182 Fabrikarbeiter, Gesellen usw. und 779 Personen ohne Beruf, Frauen, Schüler. Außer den Räumlichkeiten gewährte die Stadt einen Zuschuß von 5000 M. Da die Mittel nicht ausreichen wollten, halfen mehrere Firmen mit einem einmaligen Betrage aus. Für Bücheranschaffungen wurden rund 2008, für Buchbinderarbeiten 1618 M. aufgewandt. Die Gesamtausgaben beliefen sich auf 11671 M. Marx.

Sonstige Mitteilungen.

Der 27. Jahresbericht des „Vereins für Verbreitung guter Schriften zu Basel“ 1916 (Basel, E. Birkhäuser, 1917) klagt über die unliebsamen Einwirkungen des Weltkriegs, die trotz aller Sparsamkeit langsam zur Erhöhung des Verkaufspreises führten. Nun habe sich aber im dritten Jahr ein gewisser Ausgleich durch die vermehrte Nachfrage nach guter und billiger Volkslektüre ergeben. „Das Aufbieten unerhört großer Massen von Kämpfern und Grenzverteidigern, denen lange Ruhepausen beschieden sind, das Anlegen von immer neuen Lagern von Gefangenen und Internierten hat Lesegemeinden geschaffen, wie sie die glückliche Friedenszeit nicht gekannt hat, und ferner dem Lesebedürfnis zu Haus und im Feld, in kämpfenden wie in neutralen Ländern andere, feinere Richtung ermöglicht.“ Gerade von seiten der deutschsprechenden Nachbarreiche wurde den Schweizerheften unter diesen Umständen lebhaftere Aufmerksamkeit geschenkt. Im übrigen verdient bemerkt zu werden, daß ein Lehrer Gerhard aus Amsterdam, nachdem er die deutschen und schweizerischen Einrichtungen zum Vertrieb guter Volksschriften studiert hat, in Amsterdam eine Ausstellung solcher Lektüre veranstaltete, in der Absicht, auch in seiner Heimat ein ähnliches Unternehmen ins Leben zu rufen. Verkauft wurden, in 10-Rappenhefte umgerechnet, 274922 Basler Schriften, 63872 des angeschlossenen Berner Vereins und 89655 des Züricher Vereins.

Die Städtische Bücher- und Lesehalle in Hagen i. W. hat im Winter 1918 zum ersten Mal eine Vortragreihe veranstaltet, die des vollen Erfolges wegen wohl allgemeine Beachtung in Bibliothekskreisen verdient. Für die 5 vorgesehenen Vorträge sind Dauerkarten für 3 M. und für jeden der Vorträge Einzelkarten für 1 M. ausgegeben. Schon am ersten Tage des Verkaufs waren sämtliche Eintrittskarten vergriffen. Der Saal (die Aula des Gymnasiums) faßt 450 Personen. Die Leitung der Bücher- und Lesehalle

entschloß sich daraufhin, jeden Vortrag am folgenden Abend wiederholen zu lassen, so daß also jeder Vortrag zweimal stattfand und zwar auch jeder zweite Abend vor ausverkauftem Saal. Gleich der erste Abend, der dem gefallenen Dichter Hermann Löns gewidmet war, zeitigte einen guten Erfolg und hinterließ einen tiefen Eindruck auf die Zuhörer. Der Vortragende, Dr. Castelle aus Münster-W., verstand es meisterhaft diesen Autor zu interpretieren. Er trug Poesie und Prosa frei nach dem Gedächtnis vor. — Prof. Dr. Saitschick aus Köln sprach über „Die Arbeit und ihren Einfluß auf unsere Lebensauffassung und Lebensführung". Seine Ausführungen gipfelten in der Anschauung: Der Zweck des Lebens ist Mensch sein. Nur die Arbeit ist gut und fruchtbar, die mit dem Sinn des Lebens im inneren Zusammenhang steht, die auf ein höheres Ziel gerichtet ist. — Der dritte Abend war dem Schweizer Dichter Gottfried Keller dargebracht. Dr. Stapel, der Leiter des Volksheims in Hamburg, hat manche neue Züge über die Entwicklungsgeschichte des Dichters und Menschen aufgewiesen. Daran schloß sich eine Vorlesung aus seinen Werken: Natur- und Lebensstimmungen, Liebes- und Scherzlieder, vaterländische Gedichte und die feinsinnige Erzählung „Das Tanzlegendchen". — Ein „Moderner Dichterabend" folgte als nächster Vortragabend. Es war ein Experiment, das Publikum mit den neuesten Dichtern unserer gärenden und nach Neuem suchenden Zeit, mit den Vertretern des „Jüngsten Tages", bekannt zu machen. Ernst Stadlers und Franz Werfels Gedichte, Heinrich Manns eindrucksvolle Novelle „Der Bruder", die Dichtungen des Inders Rabindranath Tagore und als Höhepunkt Rilkes „Weise von Liebe und Tod des Cornets Chr. Rilke" fesselten die Zuhörer. Durch die meisterhafte Vortragskunst der Künstlerin, Charlotte Buek vom Dresdener Schauspielhaus, gestaltete sich der Abend zu einer Feier, die ganz in dem Geiste der Dichtungen in Schönheit und Stilgefühl aufgebaut war. — Der letzte Abend galt Theodor Storm. Dr. Blotke, Dramaturg der vereinigten Stadttheater in Frankfurt a. M., der sich als Storm-Forscher einen Namen erworben, hatte es übernommen, das Bild des Dichters als Mensch und Künstler zu geben. Die Schauspielerin Olga Fuchs vom Neuen Theater in Frankfurt a. M. war als Interpretin gewonnen. Außer der Novelle „Der stille Musikant" brachte sie zahlreiche Gedichte zum Vortrag. — Die Stadtverwaltung Hagen i. W. hat den Beschluß gefaßt, der Städtischen Bücher- und Lesehalle alljährlich einen bestimmten Etat auszusetzen für Vorträge, die als ständige Veranstaltungen in jedem Winter stattfinden sollen.

Durch die Ereignisse überholt ist wohl eine Bitte der Bücherei des deutschen Hilfskomitees Orenburg (Nikolajewska 5), die durch die Vermittlung der Croix Rouge Danoise zu Kopenhagen (Agence des prisonniers de guerre) an die Schriftleitung gelangte. Darin klagt der Absender, ein Herr Bernhard F. Kudlien über die Büchernot der 22000 Zivilgefangenen, die sich in Orenburg befinden und bittet dringend um Uebersendung geeigneter Schriften durch Vermittlung der Roten-Kreuz-Provinzialvereine, am geeignetsten seien 500—1000 gr. Düten oder Pakete. Zulässig sind alle Bücher, besonders erwünscht ist Literatur über den Weltkrieg.

Zeitschriftenschau usw.

Unter dem Titel Die Fabrikbibliothek[1]) hat der Sekretär des Borromäusvereins in Bonn, Albert Rumpf, ein Verzeichnis guter für diesen Zweck geeigneter Literatur zusammengestellt. Im Vorwort wird auf die un-

1) Bücher für das werktätige Volk und die werktätige Jugend in alphabetischer und sachlicher Ordnung. M. Gladbach, Volksvereinsver. 1918. (24 S.) 0,50 M.

erfreuliche Tatsache hingewiesen, daß infolge der unerhörten Ausdehnung kriegsindustrieller Betriebe die in Scharen herbeistürmenden ungeschulteren Arbeiter und Arbeiterinnen sich vielfach zur Vergeudung der außerordentlich hohen Löhne verleiten ließen. Ein Mittel diesem Mißstand zu wehren war für eine sozial denkende Fabrikleitung oft eine gut ausgewählte Bücherei. „Die Einrichtung einer Fabrikbibliothek ist unter den genannten Verhältnissen nicht mehr eine schöne kulturelle Geste, sondern eine harte soziale Notwendigkeit, sie ist eine Selbstversicherung des Werkes und der Belegschaft gegen eindringende Schäden.“ Solchen Gesichtspunkten will dieser Katalog Rechnung tragen, indem er vornehmlich nur solche Bücher nachweist, die zuversichtlich auch wirklich gelesen werden. „Deshalb wurden mit Absicht stofflich reizende Bücher aufgenommen, z. B. abenteuerliche, humoristische und Kriminalromane und -Erzählungen, die unter eine gewisse literarische Grenze nicht herabsinken. Der Katalog befolgt damit den Grundsatz, daß der Volksbildner, und wenn er noch so hohe Ziele verfolgt, dort anknüpfen muß, wo der Leser geistig steht. Die geistigen Interessen sind gerade dort sehr gering, zumal die Schund- und Schmutzliteratur, die mit dem Krieg ins Kraut geschossen ist, den guten Geschmack heillos verdorben hat.“ Der Verf. bedauert daher, daß er auf den höheren Zweck einer Fabrikbibliothek, d. h. auf die Vertiefung des Weltbilds der Benutzer, habe verzichten müssen. Immerhin, und darin muß man ihm beipflichten, finden selbst anspruchsvollere Leser hier genug Bücher, die ihren Bedürfnissen entsprechen und deren Auslese guten Geschmack bekundet. Die kleinen Inhaltsangaben, die die einzelnen Werke charakterisieren, sind vielleicht ein wenig zu summarisch.

Neue Eingänge bei der Schriftleitung.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingehender, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen.

Deutschland und der Weltkrieg: Tatsachen und Zahlen aus den drei Kriegsjahren 1914—1917. Zusammengestellt v. P. B. Fischer u. P. Zühlke. Leipzig, B. G. Teubner, 1917. (VI, 117 S.) Steif 1,60.

Das vorliegende Büchlein, das beim Bezug von 100 Ex. für je 1,40, bei dem von 250 für 1,30, bei dem von 500 Ex. für 1,20 und bei dem von 1000 Ex. für 1 M. bezogen werden kann, enthält eine geschickte Zusammenstellung von Zahlen und Tatsachen, die durch Zeichnungen, Tafeln usw. dem Leser veranschaulicht werden. Als erfreuliches Ergebnis kann man ungeheure Leistungen der Mittelmächte buchen, an deren Sieg über die durch Abfall und Mißerfolge geschwächte Entente Niemand mehr zweifelt. Voraussetzung unsererseits muß nur feste Disziplin im Innern sein, die es uns ermöglichen wird, auch über die letzte Zeit des gegenwärtigen Kriegs mit ungebrochenem Mute hinwegzukommen.

Donders, Adolf, Alltags. Besinnliche Lesungen. M. Gladbach, Volksvereins-Verlag, 1917. (519 S.) Geb. 2,40 M., in Leinen 3,60 M.

Fromme beschauliche Betrachtungen eines gläubigen Katholiken, die ihre besondere Anregung von dem gegenwärtigen Weltkrieg empfangen. Der Verfasser ist bekannt als Autor weitverbreiteter ähnlicher Erbauungsschriften, die, wie seine „Heimkehr“, allgemeine Anerkennung als Führer zum „Ernst und zur Freude christlichen Innenlebens“ gefunden haben.

Döring, Luise, Frauenbewegung und christliche Liebestätigkeit. Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. (VI, 172 S.) 3,60 M., geb. 4,20 M.

Eine vom Zentral-Ausschuß für Innere Mission preisgekrönte und durch ein Vorwort R. Seebergs empfohlene Arbeit, in der man sich gut über das Wirken christlicher Frauenvereinigungen und ihrer Beziehungen zu der allgemeinen Frauenbewegung im letzten Jahrzehnt unterrichten kann. G. K.

Eucken, Rud., Der Sinn und Wert des Lebens. 18.—20. Taus. Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. (179 S.) Geb. 4,40 M.

Das vorliegende mit dem Bild des greisen Verfassers geschmückte Buch hat in dieser 5. Auflage eine völlige Umarbeitung erfahren, zu der der Weltkrieg mit allen seinen Eindrücken und Erlebnissen den äußeren Anlaß gab. Die vielen Widersprüche, die den Menschen und die Völker durchziehen, treten immer schärfer hervor und nicht selten wird auf die jüngste Gegenwart Bezug genommen. Am meisten merkt man das bei dem Schlußkapitel, das die Folgerungen für das Leben des Einzelnen, für die Aufgaben der Gegenwart und für die Ausbildung eines deutschen „Lebensstiles" ziehen will. „Mein Hauptwunsch", sagt der Verfasser, „geht dahin, daß dieses Buch in unserer wirren Zeit suchenden und kämpfenden Seelen irgendwelche Förderung bringen möchte."

Gros, Erwin, Die letzte Nonne von Walsdorf. Aufl. 2. Herborn, Nass. Colportageverein, 1917. (143 S.) Geb. 1,50 M.

Diese prächtige historische Erzählung, die im goldenen Grund, einem Seitental der Lahn spielt, eröffnet als Band 1 eine Reihe von Heimatbüchern. Der Verfasser, Pfarrer in einem Taunusdorf, hat sich als Volksschriftsteller einen angesehenen Namen erworben.

Hase, Karl v., Ideale und Irrtümer. Jugenderinnerungen. Volksausgabe. Aufl. 7. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1917. (303 S.) Geb. 3 M.

Unter den deutschen Autobiographien nimmt die vorliegende des berühmten Jenenser Kirchenhistorikers einen hohen Rang ein. Das Studentenleben in Leipzig und die daran anschließende Zeit als Kandidat und Privatdozent an verschiedenen Orten bis zur Wanderschaft nach Italien sind daselbst mit seltener Frische beschrieben, so daß man hier, wie es im Vorwort zu dieser neuen Volksausgabe heißt, ein Lieblingsbuch der deutschen Jugend vor sich hat. Nachdem der Verfasser hochbetagt in seinem 90 ten Lebensjahre von uns gegangen ist, gibt es jetzt der jüngste Sohn des Verewigten heraus, der dermaleinst, als er aus dem Kriege 1871 ins Elternhaus zurückkehrte, diese Schrift, die eben herausgekommen war, freudig begrüßte.

Koppen, Luise, Heitere Bilder aus dem Bodenstedter Pfarrhause. Aufl. 7. Berlin, Trowitzsch & Sohn, 1917. (250 S.) Geb. 3,50 M.

Tiefer Ernst und heiterer Humor reichen sich in diesem Buch die Hand zum glücklichen Bunde. Gerade weil die Verfasserin — selbst eine Pfarrerstochter — sich bewußt ist, was unsere Nation dem evangelischen Pfarrhaus verdankt, kann sie auch dem Kleinen unbekümmert nachgehen und es voller Schalkheit uns nahe bringen, denn Niemand würde es in dem Bilde entbehren mögen. So trägt sie selbst durch ihr feines Buch dazu bei, uns alle in dem Stolz auf das deutsche Pfarrhaus zu bestärken, das in „leuchtender Schöne" dasteht. „Was du dem Vaterlande, der Welt gabst seit jenem Tage, wo der Mönch von Wittenberg mit dem bleichen Antlitz und den leuchtenden Augen sein: ‚Ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen' hervorstieß, das haben Andere Berufenere berichtet. Ich will nur dich selbst haben, geliebtes Haus! Wo du auch stehest, im Norden oder Süden, eins im Glauben, Lieben, Hoffen, ich grüße dich deutsches — frohes, heiteres Pfarrhaus!" L.

Leyen, Friedrich v. der, Das deutsche Märchen. Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. (68 S.) 0,60 M.

Auch diese zeitgemäße Schrift ist ein Teil der „Deutschkundlichen Bücherei"; sie will das deutsche Märchen seinem Wesen und seiner Geschichte nach einem größeren Kreise von Empfänglichen schildern. Das ist eine schöne Aufgabe, die hier ansprechend gelöst wird. Seit zwei Jahrtausenden begleitet, wie der Verf. sagt, unser Märchen unser Volk und hat seine Lust und seinen Schmerz immer aussprechen können, von vielen Ländern und vielen Zeiten hat es seine Schäden herübergenommen und auf seine Art eingedeutscht und mit dem alten nationalen Berichte verschmolzen. Für uns alle ist damit die Erinnerung an die Brüder Grimm, diese großen Forscher

und diese kindlichen und hohen Menschen, verbunden. Ihnen und ihren Nachfolgern verdanken wir es, daß wir auf diesem Gebiete weiter sind als andere Nationen: „keinem anderen Volk kann darum sein Märchen so lieblich und unschuldig verklärt das eigene Antlitz zeigen.“ E. Kr.

Reeg, Ludw., Der Heimweg. München, C. H. Beck, 1917. (128 S.) Geb. 3 M.

Beschauliche Aphorismen zum Weg durchs Leben werden hier in gewählter Sprache ernsteren Lesern vorgetragen. Der Verf. ist Geistlicher, er hat schon ein ähnliches Werkchen „Von der tiefen Wirksamkeit“ im gleichen Verlag erscheinen lassen.

Renker, Gustav, Als Bergsteiger gegen Italien. München, Walt. Schmidkunz, 1918. (115 S.) 2,50 M., geb. 3,50 M.

Verfasser ist ein Schweizer, der als Kriegsfreiwilliger an der österreichischen Front in Kärnten am Krieg teilgenommen hat. In dieser Eigenschaft hatte er beste Gelegenheit gründlicher, als es sonst den Kriegsberichterstattern vielleicht möglich ist, den Soldaten in seiner mühseligen Arbeit im Hochgebirge zu beobachten. „Wegbauten, Hüttenbauten und Drahtseilbahnanlagen stehen, soweit es sich um Lawinensicherheit, Steinschlag und Beschaffenheit der Felsen handelt, unter Ihrer Aufsicht,“ so bestimmt der vorgesetzte Offizier. Ein Stück stillen und entsagungsvollen Heldentums österreichischer Soldaten tritt dem Leser hier anschaulich entgegen. Nur wer mit dem Hochgebirg so vertraut ist wie der Verfasser, kann so anschauliche Naturschilderungen entwerfen. Auch die kurze und jeder Phrase abholde Darstellungsform ist zu rühmen, so daß hier eine Schrift vorliegt, die der besten Kriegsliteratur dieser Art beigezählt werden darf.

Reuter, Wilh., Perlen aus dem Schatze deutscher Dichtung. Aufl. 4 bearb. von L. Lütteken. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsh., 1917. (314 S.) 3 M., geb. 3,70 M.

Die vorliegende gut und sorgfältig ausgewählte Sammlung deutscher Lyrik bildete ursprünglich eine Ergänzung zu der weitverbreiteten Reuterschen „Literaturkunde“, die jetzt gleichfalls (in 21. Aufl.) von Lütteken herausgegeben wird. Von Auflage zu Auflage wurde diese Auslese erweitert. Angehängt ist diesmal als besonderer Teil: Der Weltkrieg im Liede. Auf einem Druckbogen können natürlich nur Proben des Besten geboten werden, so daß man viele klangvolle Namen vermissen muß.

Sapper, Agnes, Das Enkelhaus. Ein Kinderbuch. Stuttgart, D. Gundert, 1917. (116 S.) Geb. 2,50 M.

Ein netter Gedanke ist es von einer Großmutter, in ihrem ländlichen Blockhaus in den Ferien alle ihre Enkelkinder um sich zu versammeln und sie so mit sich und untereinander enger zu verbinden. Heitere kindliche Ausflüge usw. wechseln mit kleinen Erzählungen, die aus dem Buch, das ein kleiner Junge mitgebracht hat, vorgelesen werden. Das ganze ist niedlich, harmlos und namentlich wohl für die heranwachsende weibliche Jugend gedacht.

Schulz, Paul F. F., Häusliche Blumenpflege. Eine Anleitung zur Pflege der dankbarsten Zimmer- und Balkonpflanzen. 2., verb. Aufl. Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. (VIII, 203 S.) Pappbd. 1,80 M.

Für Blumenliebhaber eine vortreffliche Anleitung, die über Pflanzung, Umsetzen und Pflege im allgemeinen und die bewährtesten Stuben- und Balkonpflanzen insbesondere eingehend unterrichtet. 65 gute Abbildungen dienen der Veranschaulichung. Bb.

Schücking, Lev., Der Schatz des Kurfürsten. Hamburg, Rich. Hermes, 1918. (98 S.) 1,50 M.

Als Bd. 40 der Niederdeutschen Bücherei erscheint in der vorliegenden gediegenen Ausgabe eine der packendsten Erzählungen Schückings. Darin wird die Zeit des „Königs Lustigk“ in Kassel wirkungsvoll und spannend geschildert. Theod. Herrmann hat das Buch mit einer Anzahl wohlgelungener Holzschnitte geschmückt, die in ihrer steifen Würde dem Empirestil durchaus entsprechen.

Suchier, Walther, Deutsch-Südwest im Weltkrieg. Kriegseindrücke aus den Jahren 1914/15. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1918. (136 S.) 3 M.

So reich unsere Kriegsliteratur auch ist, über das Schicksal unserer Kolonien während des großen Ringens haben wir nur wenig vernommen. Daher wird man das vorliegende Buch gern lesen, in dem ein deutscher Regierungsarzt von den verzweifelten Kämpfen gegen die gewaltige Uebermacht erzählt, an denen er in Deutsch-Südwest teilgenommen hat. Wie das bittere Ende, so schildert der Verfasser auch das Leben unterm Union-Jack: „Es wird viel Arbeit und Verdruß kosten, in die planmäßig untergrabenen und verrotteten Zustände unserer Schutzgebiete wieder einigermaßen Ordnung zu bringen.“ Anfang Oktober 1915 kommt dann die Kunde, daß alle im Militärverhältnis stehenden Aerzte, Sanitätsunteroffiziere usw. zum Abtransport nach Deutschland bereit gehalten werden sollen.

Unger, A., Wie ein Buch entsteht. Aufl. 4. Leipzig, B. G. Teubner, 1918. (126 S.) Geb. 1,25 M.

Als Bd. 175 der schönen Sammlung aus Natur und Geistesleben ist die vorliegende Schrift jetzt schon in vierter das 17. bis 23. Tausend umfassender Auflage herausgekommen. Man sieht also, daß sie einem wirklichen Bedürfnis entgegenkommt, und in der Tat findet man hier in der durch die Natur dieser Kollektion bedingten Kürze das Hauptsächlichste beieinander. Nach einer kurzen geschichtlichen Einleitung bespricht der Verfasser die Ausstattung des Buchs, die Papierfrage, die Herstellung und ihre Kosten sowie endlich den buchhändlerischen Vertrieb. Dabei ist die Illustrierung, mit 7 zum Teil bunten Tafeln und 26 Abbildungen im Text, im Verhältnis zum Preis eine geradezu glänzende, so daß der ungewöhnliche äußere Erfolg dieses Büchleins über das Buch als durchaus berechtigt erscheint. E. L.

Mein Vaterland. Deutsche Jugendbücher zur Pflege der Vaterlandsliebe. Stuttgart, Ad. Bonz & Co., 1917. (107 S.) Geb. 1,20 M.

Von dieser Sammlung liegt Doppelband 36/37 vor: Franz **Herwig**, Heimat. Kamerun.

Mein Vaterland. Deutsche Jugendbücher zur Pflege der Vaterlandsliebe. Stuttgart, Adolf Bonz & Co., 1918. Jeder Band in Papp. 0,60 M.

Von dieser trefflichen zeitgemäßen von Dr. Gotth. Mayer in Greifswald geleiteten Sammlung liegen folgende Bändchen vor, von denen namentlich das über unseren großen Feldmarschall, der im Begriff ist den großen Siegeszug in Frankreich durchzuführen, auf den begeisterten Beifall auch der Erwachsenen wird rechnen dürfen. Bd. 34 u. 35: Paul **Lindenberg**, Generalfeldmarschall v. Hindenburg; Bd. 38 u. 39: Paul **Lindenberg**, Der Kaiser war bei uns!; Bd. 40: Ad. **Ott**, Unsere braven Landstürmer.

Vögele, K. A., Höhenblicke. Festtagsgedanken. Aufl. 4. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung, 1917. (XIV, 190 S.) Geb. 3,20 M.

Das vorliegende Buch soll ein Gegenstück zu Hiltys bekannter Schrift sein, doch ist es nicht für schlaflose Nächte, sondern zur Erbauung für Festtagabende nach der Woche saurer Arbeit bestimmt. Es enthält beschauliche Betrachtungen, die zumal den katholischen Christen von den Tiefen der Welt hinaufführen sollen zu den „Sternenstraßen, zu den sonnigen Höhen der Ewigkeit“. Der Stoff gruppiert sich um die vier hohen Festtage Weihnachten, Karfreitag, Ostern und Pfingsten. Die Sprache des Buchs, das dem Bischof v. Keppler, als Verfasser der Schrift „Mehr Freude“, gewidmet ist, zeichnet sich durch Sorgfalt und Reinheit aus. E. L.

Wegener, Georg, Der Wall von Eisen und Feuer. Teil 2. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1917. (159 S.) 1 M.

Der zweite Teil dieses trefflichen Buchs, der eben erschienen ist, führt den Untertitel „Champagne-Verdun-Somme“. Die Erzählung des bekannten Kriegsberichterstatters setzt ein im Herbst 1915, als Joffre seine große Offensive in der Champagne nach langer Vorbereitung durch ausgiebiges Trommel-

feuer beginnt. Nach einem kurzen Heimataufenthalt begibt sich der Verfasser dann nach Verdun, das vom Februar 1916 an von deutscher Seite mit wechselndem Erfolg angegriffen wird. Den Beschluß macht die große Sommeschlacht im Sommer eben dieses Jahres, in der die erprobten deutschen Truppen mit unerhörter Bravour den Ansturm der Uebermacht aushalten. Zu den Truppen in den Schützengräben und zu den Stäben, zu den Verwundeten und zu der Ruhestätte der Toten, überall hin führt uns Wegener und vermittelt uns frische und tiefgehende Eindrücke der ungeheuren Geschehnisse. Nach der Probe, die man in diesem vorläufigen Auszug (Feldpostausgabe) vor sich hat, darf man dem Erscheinen der großen noch sehr viel reicher illustrierten Ausgabe mit Spannung entgegensehen.

Bücherschau und Besprechungen.

A. Bibliographisches, Populärwissenschaft etc.

Karl und Marie von Clausewitz. Ein Lebensbild in Briefen und Tagebuchblättern. Herausg. u. eingeleitet v. K. Linnebach. Berlin, M. Warneck, 1916. (500 S.) Geb. 8 M.

Es war ein glücklicher Gedanke, die Briefe und Tagebuchblätter von Karl und Marie von Clausewitz, die sich in dem umfänglichen Werke von Karl Schwartz zerstreut finden, zu einer Einheit zusammenzufassen und mit einer biographischen Einleitung zu versehen. Freilich noch wirkungsvoller wäre es gewesen, wenn der Herausgeber sein schönes Material nach Lebensabschnitten gegliedert hätte, deren jeder dann mit einer kleineren Einführung zu versehen gewesen wäre. Ueber den Wert dieses Briefwechsels indes kann nur eine Stimme sein. Clausewitz selbst war der „Gelehrte“ unter den Helden der Freiheitskriege: mit genialer historischer Intuition verband er die Gabe der Vertiefung in das Seelische der Einzelpersonen und der Völker, so daß ihm der große Wurf seines Buchs „Vom Kriege“ glückte. Als verständnisvolle Mitarbeiterin stand ihm seine edle Gattin zur Seite, die Freundin des Freiherrn vom Stein und Gneisenaus, der an sie und Scharnhorsts Tochter den berühmten Brief über die Schlacht bei Belle-Alliance gerichtet hat, der mit dem Satz schließt, daß es eine Freude sei für solche Frauen zu kämpfen! Auch Marie von Clausewitzens Briefe sprechen uns an, wenn sie auch der Ueberschwenglichkeit der Gefühle, die für jene Zeit der Groß- oder Urgroßeltern so bezeichnend ist, ihren reichlichen Tribut zollen. Jedenfalls liegt hier ein Buch vor, das man der deutschen Familie bestens empfehlen kann, wenn es auch durch Kürzung erheblich gewonnen hätte. L.

Fromme, Franz, Belgisches und Unbelgisches. Berlin, Gebr. Paetel, 1917. (162 S.) 3 M.

Erst seit Beginn des Weltkriegs lenkte sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf die belgischen Probleme namentlich aber auf den Nationalitätenkampf, der im Gebiet der Schelde zwischen Wallonen und Vlamen, oder aber zwischen Romanen und Germanen, ausgefochten wird. Während in Paris kein Mittel unversucht blieb, für Frankreich zu werben, ließen wir die Beziehungen allgemach einschlafen, die uns noch vor einem Menschenalter mit dem abgesprengten westlichsten Stammessplitter unserer niederdeutschen Brüder verbunden hatten. Darüber, daß dadurch manche Imponderabilien verloren gingen, machte man sich leider keine Gedanken. Zu den wohlunterrichteten Artikeln die dem deutschen Publikum die Möglichkeit verschaffen sollten, Versäumtes nachzuholen, gehörten die von Fromme, die von 1914 an in der Deutschen Rundschau erschienen und jetzt in Buchform vorliegen. Namentlich der erste

dieser Aufsätze führt gut in das Verständnis ein und zeigt, wie nach Aufrichtung des Königreichs Belgien unter dem Patronat Frankreichs der Widerstand der Vlamen gegen die fortschreitende Romanisierung von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr erlahmt. Eine Wandlung zum Bessern hat erst die deutsche Okkupation gebracht, die es an geeigneten Maßnahmen zur Hebung des vlämischen Bewußtseins nicht hat fehlen lassen. Ein Schlußkapitel „deutsch-vlämische Ausblicke" bespricht die Zukunft Belgiens, gibt manche verständige Anregung für die Sicherung der Interessen unserer Stammesbrüder und betont mit gutem Grunde, daß Politik sowohl wie Herz es uns zur Pflicht machen, bei den Friedensverhandlungen ihnen als treue Helfer zur Seite zu stehen.

E. L.

Luther, Martin, als deutscher Klassiker. Luthers Werke, hrsg. von Arnold E. Berger, kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1917. 3 Bände geb. 8 M.

Unter den zahlreichen Werken, die zur vierten Jahrhundertfeier der Reformation erschienen sind, ragt die oben genannte Ausgabe seiner Werke, kritisch durchgesehen und erläutert, besonders hervor. Nach dem bekannten, der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung zu Grunde liegenden Gedanken, daß es wichtiger ist, wenn unsere großen Dichter und Denker gelesen werden, als daß ihnen Denkmäler in Stein und Erz gesetzt werden! Herausgegeben ist diese Auswahl von Luthers Werken von dem bekannten Luther-Forscher Arnold E. Berger, Verfasser des leider noch unvollendeten Werks: Luther in kulturgeschichtlicher Darstellung (bis jetzt 2 Bde 1895 u. 1901), das wohl in jeder größeren Volksbibliothek vorhanden ist. Als Erläuterung hierzu ist von ihm noch erschienen: Die Kulturaufgaben der Reformation. Damit ist der Standpunkt, von dem er Luthers Lebenswerk betrachtet, schon gekennzeichnet. Er hat zuerst den dogmatischen Schleier, der Luthers Bild verhüllte, entfernt, und ihn als bahnbrechenden großen Deutschen, der den folgenden Jahrhunderten den Weg wiese, dargestellt. Man merkt dieser Ausgabe sofort an, daß sie ein genauer Kenner des deutschen Altertums und des älteren Deutsch bearbeitet hat. Im Gegensatz zu den bisherigen Lutherausgaben für weitere Kreise, die sonst ganz gut sind, die aber Luthers Schriften in einer dem jetzigen Neuhochdeutsch genäherten Sprache darbieten, hat Berger Luthers Schriften nur in der Form „mitgeteilt, wie sie in ihrer Zeit der Oeffentlichkeit vorgelegt worden sind und auf das Schrifttum eingewirkt haben"; die Grundlage bildet die sich ihrem Abschluß nähernde große, wissenschaftliche Weimarer Ausgabe. B. hat gewissermaßen diese Uebermalung wieder entfernt, [Das Deutsch], „das in dieser Weise niemals und nirgends gesprochen oder geschrieben wird", und läßt das ursprüngliche Lutherische Deutsch in seiner vollen Frische auf den Leser einwirken. Den Schwierigkeiten bei dem Lesen des Urtextes sucht er durch beigegebene Fußnoten und ein Wörterverzeichnis abzuhelfen. Die Auswahl enthält in zeitlicher Anordnung die wichtigsten reformatorischen Schriften, Predigten und Sermonen, z. B. von dem ehelichen Stand, von den guten Werken; endlich seine Bearbeitung der Fabeln des Aesop, seine geistlichen Lieder usw. Wir wollen zum Lobe dieser musterhaften Ausgabe, bei der sowohl der Herausgeber wie der Verleger ihr Bestes gegeben haben, nichts hinzufügen.

K. Noack.

Mandt, M., Ein deutscher Arzt am Hofe Kaiser Nikolaus I. von Rußland. Lebenserinnerungen herausgegeben von V. Lühe. München, Duncker & Humblot, 1917. (XVI, 544 S.) 6,50 M.

Diese sechszig Jahre alte Lebensbeschreibung enthält eine völlig zeitgemäße und zugleich zeitlose Lehre, nämlich die der ärztlichen und seelischen Behandlung von kranken Königen und Kaisern, also eine Art von „Fürstendoktorspiegel", eine Hofmedizinalkunde, der „principe" von Machiavelli in rein ärztlicher Umstellung! Darin liegt der Wert dieses Buches; abgesehen von der geschichtlichen Bedeutung, wie sie z. B. aus der wahrheitsgetreuen,

darum auch menschlich so erschütternden Darstellung des Todes Nikolaus I. sich ergibt. Das so charakteristisch gezeichnete Leben von Hof und Gesellschaft des damaligen Rußlands erinnert wohl jeden Leser an Zustände, die wir eben durchleben. Der Anfang des 19. Jahrh. berühmte Berliner Kliniker Rust hatte mit sicherem Blick seinen Schüler Mandt, einen Thüringer von Herkunft — M. hatte 1813/14 als Handlanger in Lazaretten gewirkt und war mit 31 Jahren Kliniker an der Universität Greifswald geworden — der Großfürstin Helene, einer würtemberg. Prinzessin, als Sommerleibarzt für eine Karlsbader Kur empfohlen; wie M. diese hohe Patientin „zähmt“, wie aus diesem Vertrauensverhältnis ein gleiches mit dem noch viel schwierigeren Zaren Nikolaus sich entwickelt — es umfaßt 20 Jahre —, der Kampf mit den Kollegen, mit Neidern, mit Klatsch und Dummheit, und wie dann M. 1857 als erschöpfter und gebrochener Mann sich nach Frankfurt a. M. zurückzieht, — das alles und vieles andere bildet den Reiz dieser menschlichen Zeugnisse. An wertvollen Lebensbeschreibungen, Erinnerungen, Briefsammlungen berühmter deutscher Aerzte sind wir nicht allzu reich: Strohmeyer, Henle, Kölliker, Billroth, Kussmaul, Virchow. Am geschlossensten wirken doch die Biographien von E. v. Bergmann und die von Helmholtz; um so willkommener ist ein Werk wie das Mandtsche, in welchem ein großer Arzt und ein großer Charakter sich ebenso schlicht als würdig ergänzen. B. Laquer.

Mayr, Mich., Der italienische Irredentismus. Sein Entstehen und seine Entwicklung vornehmlich in Tirol. Innsbruck, Verlagsanst. Tyrolia, 1916. (346 S.) 3,40 M.

Der Gegenstand dieses Werkes ist überaus beachtenswert, denn ein Kenner zeigt uns auf Grund eingehender eigner Forschung, in wie bedauerlicher Weise an der tiroler Südfront der Irredentismus in dem letzten Jahrhundert Fortschritte gemacht hat. Etwa seit der vorübergehenden Vereinigung Südtirols mit den napoleonisch-italienischen Landesteilen (1810—1813) setzt diese Bewegung ein, die späterhin unter dem schlappen Metternichschen Regiment, das allen nationalen Strömungen verständnislos gegenüberstand, nicht wieder zur Ruhe kam. Noch 1866 war die italienische Bevölkerung Welschtirols ihrer großen Mehrheit nach kaisertreu, während der gegenwärtige Weltkrieg jedermann offenbart hat, daß die sogen. „Kulturbestrebungen“ namhafter österreichischer Untertanen durchaus nicht so harmlos waren, wie man glauben machen wollte. Jedenfalls werden in dem Friedensschluß, der doch nur noch eine Frage der Zeit ist, die eisernen Würfel über die Linienführung der deutsch-italienischen Alpengrenze endgültig entscheiden und dann wird es ratsam sein, auch die wohlüberlegten positiven Vorschläge des Verfassers nachzuprüfen. Leider wird die Lektüre durch schwerfällige Darstellung erschwert, so daß man wünschen möchte, daß Mayr die Quintessenz seines Buchs ohne allzuschweren gelehrten Ballast in einem populär gehaltenen Werkchen der Allgemeinheit zugänglich machen möchte. L.

Neugriechische Märchen. Herausg. v. P. Kretschmer. Jena, Eugen Diederichs, 1917. (343 S.) Geb. 3,60 M.

Südseemärchen aus Australien, Neu-Guinea, Fidji, Karolinen, Samoa, Tonga, Hawaii, Neu-Seeland u. a. Herausg. v. P. Hambruch. Ebend. 1916. (360 S.) Geb. 3,60 M.

Die beiden vorliegenden schmucken Bände sind Teile der verdienstvollen Sammlung „Märchen der Weltliteratur“, von der einige Bände in den „Blättern“ voller Anerkennung besprochen wurden. Was nun den zuerst genannten Band anbetrifft, so ist ja bekannt, daß gerade im heutigen Griechenland, das noch nicht man möchte sagen literarisch verbildet ist, der Strom echter Volksüberlieferung noch besonders reich fließt, so daß man hier weniger Gefahr läuft aus abgeleiteten Kanälen zu schöpfen. Die vorliegende Auswahl ist mit großer Sorgfalt getroffen, nur wirklich gut erzählte Stücke, die zugleich in stofflicher Hinsicht allgemeineres Interesse beanspruchen, sind

aufgenommen. Bei der Uebersetzung wurde auf Genauigkeit Wert gelegt, ohne daß dadurch die Lesbarkeit berührt wird. Ein sehr viel anderes Gepräge tragen die Südseemärchen, auf die schon Chamisso von seiner „Reise um die Welt“ her voller Interesse hinwies. Später wetteiferten englische und deutsche Gelehrte in der Erforschung und Einbringung des umfänglichen Märchengutes mit den Missionen aller Zungen, die dort tätig waren. Ueber diese Verhältnisse unterrichtet die inhaltreiche Einleitung, die auch über die Art und Weise, wie die Eingeborenen erzählen, belangreiche Mitteilungen macht. Der ganze Körper spricht mit und auch die Gesichter der anscheinend stumpfen Australier und Melanesier beleben sich dann. Der Herausgeber charakterisiert diese Märchen ihrem Inhalt nach sehr glücklich als „Steinzeitdichtung“ und fordert den modernen Kulturmenschen auf, sich auf Grund dieser kindlichen Gebilde die längst vergangene Denkweise auch unserer Altvorderen zu vergegenwärtigen: „Den überlegenden Verstand ausschaltend kann unsere Seele die alten Heimlichkeiten wieder aufsuchen und die Geheimnisse der Natur in ihrer ganzen Schönheit, Ursprünglichkeit und Gewalt auf sich einwirken lassen.“ E. Kr.

Reventlow, Ernst Graf zu, Deutschlands auswärtige Politik 1888—1914. Aufl. 4. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1917. (480 S.) Geb. 12 M.

Im Frühjahr vor Ausbruch des Weltkriegs kam die vorliegende Schrift erstmalig heraus, deren Bedeutung die „Blätter“ alsbald durch ein eingehendes Referat gerecht zu werden sich bemühten. Jetzt erscheint Auflage nach Auflage, auch machte das inzwischen namentlich in den belgischen Archiven entdeckte Material eine völlige Neubearbeitung des letzten die Ereignisse seit der Marokkokrisis (1905) behandelnden Abschnitts notwendig. Daß darüber hinaus der Verfasser mit seinem Urteil nunmehr, nachdem das Gewitter, das über unserem Erdteil hing, unter furchtbaren Zerstörungen niedergegangen ist, weniger zurückhaltend zu sein braucht, liegt ja auf der Hand; man ist erstaunt, daß eben daraus weitgehende Vorwürfe gegen ihn haben abgeleitet werden können! Etwas ganz anderes ist es, ob man die vorliegende Fassung als die letzte wird ansehen wollen, und da mag gesagt werden, daß eine hoffentlich nicht allzuferne Zukunft — nach Rückkehr des Friedens — die von dem damaligen Reichskanzler bis zuletzt festgehaltene Versöhnungspolitik doch wohl anders einschätzen wird, als es hier geschieht. In seiner „Einführung“ berichtet Reventlow über ein Gespräch, das er Herbst 1912, also bei Beginn des Balkankrieges, mit dem damaligen Staatssekretär des Aeußeren, dem ganz zur Unzeit verstorbenen Herrn v. Kiderlen-Wächter, gehabt habe. Daraus soll hervorgehen, daß dieser erfahrene langjährige Kenner der Balkanländer durch den Verlauf jenes Feldzuges völlig überrascht worden wäre. Dazu möchte man doch ein Fragezeichen machen. Erst wenn die Geheimakten gesprochen haben werden, wird sich entscheiden lassen, ob die belgischen Staatsmänner — deren Berichte der Zufall der Oeffentlichkeit jetzt bereits zugänglich gemacht hat — alle treffliche Beobachter waren, während ihre deutschen Berufsgenossen völlig mit Blindheit geschlagen waren! — Mag man nun aber im Einzelnen oder in der Grundauffassung anderer Meinung sein als der Verfasser, die Gerechtigkeit verlangt, seine scharfsinnige und von echtem Patriotismus getragene Darstellung als eine vorzügliche Leistung anzuerkennen. E. L.

Schäfer, Dietrich, Das Reichsland. Berlin, G. Grote, 1918. (120 S.) Geb. 1 M.

In einer Zeit, da die Ententegenossen, um Frankreich ihrem Bunde zu erhalten, sich die französische Legende zu eigen machen, als ob Elsaß-Lothringen durch den Frankfurter Frieden zu Unrecht seinem legitimen Besitzer entrissen sei, kommt das vorliegende Büchlein äußerst zeitgemäß. Der Verf. will die besonderen Umstände darlegen, die es verhinderten, daß das Reichsland in dem bald halben Jahrhundert, das es mit uns wieder vereinigt ist, noch nicht wieder völlig mit dem alten Vaterland verschmelzen konnte.

Das geschieht in einer Weise, die jeden überzeugen muß. Zum Schluß spricht sich Schäfer entgegen dem Wunsch der derzeitigen „Mehrheitsparteien“ nachdrücklich gegen eine zukünftige Autonomie des Reichslands aus. Darin werden ihm alle unbefangenen und unvoreingenommenen Vaterlandsfreunde unbedingt beipflichten. Es wäre geradezu verhängnisvoll, wenn wir aus irgendwelchen Opportunitätsgründen der inneren und äußeren Politik von der klaren Bahn reifer politischer Erkenntnis abweichen wollten. So wenig, wie wir uns um die Ausgestaltung etwa der irischen Autonomie kümmern, so wenig haben unsere offenen oder geheimen Widersacher, die aus Elsaß-Lothringen, wofern es nicht an Frankreich zurückfallen kann, am liebsten ein zweites Luxemburg machen möchten, Veranlassung, sich in unsere internen Angelegenheiten einzumischen. Deswegen ist dieses Wort Dietrich Schäfers zur rechten Zeit gesprochen und die Leiter unserer Volksbibliotheken sollten mit dazu beitragen, daß es von möglichst vielen unserer Volksgenossen gehört werden möchte. Wer seinem Vaterlande wirklich in Treue dienen will, wie es seine Pflicht und Schuldigkeit ist, der muß es auch über sich gewinnen, auf gewisse Lieblingswünsche und -Vorstellungen zu verzichten, wenn diese sich mit der salus publica nicht vereinigen lassen! E. L.

Scholz, Wilh. v., Reise und Einkehr. Gotha, F. A. Perthes, 1916. (160 S. u. 8 Bild.) Kart. 3 M.

An Reise- und Wanderbildern, die in wirklich künstlerischer Form dargeboten werden, ist unser Schrifttum nicht eben reich und auch unter den hier vereinten Aufsätzen dürfte der eine oder der andere, wie z. B. der über die Niederlande, vor einem strengen Richter als zu leicht befunden werden; andere aber bestehen die Probe und geben einen guten Begriff von dem Zauber südwestdeutscher Wald- und Gebirgslandschaft mit den darin eingesprengten alten Kulturstätten. Als gelungen mag die Plauderei über die Poesie des Segelns hervorgehoben werden, aber auch die beiden letzten Stücke, die den friedlichen Wanderer auf einmal in die Mobilmachung und in den Bereich unmittelbar hinter den Schützengräben in der äußersten Südwestmark führen, verdienen besondere Erwähnung. Einige meist gut geratene Landschaftsaufnahmen des Verfassers, die sich freilich etwas ungleich über das Ganze verteilen, begleiten das Buch. E. L.

Schrönghamer-Heimdal, Franz, Mein Dörfl im Krieg. Freiburg i. B., Herder, 1916. (172 S.) 1,80 M., kart. 2,20 M.

Hier erzählt ein Mann, der die einfachen bayrischen Dörfler offenbar wirklich kennt. Mit der Literatur hat das Büchlein wenig zu tun. Aber eine echte, liebenswürdige Schlichtheit, tiefe Empfindung, teils leiser, teils kräftiger Humor kommen darin zur Geltung. Der Gebildete kann sich in einer beschaulichen Stunde geruhig daran erfreuen und auch der einfachste Leser, wenn ihm nicht etwa der Dialekt Schwierigkeit macht, findet darin Erquickung für Herz und Gemüt, auch Gelegenheit zu fröhlichem Lachen. Manche kleine Geschichte, etwa „Im Lazarett“ (S. 100 ff.) kann wohl auch beruhigend und aufklärend auf ihn wirken. Spott kommt nur gelegentlich zur Geltung und nur, wo er voll am Platze ist. Die großen Ereignisse dieses Weltkriegs spielen lediglich von ferne herein; nur Hindenburg beschäftigt auch diese einfachen Dörfler lebhaft. Daß der Verfasser den gewaltigen Krieg selbst kennen gelernt hat, macht sich vorteilhaft bemerkbar; die Gedichte, die er zwischen die Prosastücke einstreute, wären meist besser weggeblieben. E. La.

Selow-Serman, K. E., Kapitänleutnant v. Möllers letzte Fahrt. Berlin, Aug. Scherl, 1917. (125 S.) 1 M., geb. 2 M.

Lebhaft und unterhaltend erzählt das kleine Buch von den abenteuerlichen Fahrten eines unserer besten Marineoffiziere, der sich unter tausend Fährlichkeiten von den österreichischen Gewässern bis zur arabischen Küste durchzuschlagen verstand, wo er dann ein tragisches Ende in Kämpfen mit räuberischen Beduinen finden sollte. Möller gehört zu den durch Entschluß-

und Tatkraft wie durch hingebungsfreudige Tüchtigkeit ausgezeichneten Persönlichkeiten des großen Krieges, deren ganze Art auf Jugend und Volk immer begeisternd und damit dauernd segensreich wirken wird. G. K.

Zweybrück, Franz, Oesterreichische Essays. Berlin, Gebrüder Paetel, 1916. (302 S.) 5 M., geb. 6,50 M.

Der großen Mehrzahl nach beschäftigen sich die vorliegenden Aufsätze mit den Schicksalen der Doppelmonarchie in der Gegenwart und unmittelbaren Vergangenheit. Um eine Vorstellung vom Inhalt zu geben, seien einige der Titel hervorgehoben. Ueber Vorgänge im österreichischen Abgeordnetenhaus, über eine Krisis im Reichsrat und über die österreichische Polenpolitik berichtet der Verfasser in den „Politischen Momentaufnahmen“ der ersten Gruppe seiner Sammlung; die zweite behandelt die staatsmännische Wirksamkeit des Grafen Andrassy im Innern und Aeußern, während die „Essays“ — um diese etwas anspruchsvolle Bezeichnung anzuwenden — der dritten Gruppe sich über die Entstehung des Bündnisses zwischen dem Deutschen Reich und der Donaumonarchie sowie über die österreichische Balkanpolitik aussprechen, die sich an den Namen Aehrenthal anknüpft. In bezug auf die „historischen Rückblicke“ der vierten und letzten Gruppe mag bemerkt werden, daß der gegen die reichsdeutsche Geschichtschreibung gerichtete Vorwurf ungenügender Würdigung Maria Theresias kaum mehr zutrifft, nachdem gerade der berühmte Biograph Friedrich des Großen noch vor Ausbruch des Weltkriegs in glänzender Weise gezeigt hat, wie der königliche Weise und die edle kaiserliche Frau, der er im Interesse der deutschen Zukunft Fehde ansagen mußte, gerade durch diesen Wettstreit zur welthistorischen Größe emporgestiegen sind. Im allgemeinen aber kann man dem Wunsche Zweybrücks nur zustimmen, daß sein Buch bei uns viele verständige Leser finden möge; denn da uns einmal das Schicksal aufeinander angewiesen hat und uns nunmehr durch ungeheures gemeinsames Erleben fest zusammengeschmiedet, ist es unsere Pflicht, uns mit den österreichisch-ungarischen Verhältnissen gründlich vertraut zu machen und mit den Augen herzlicher Sympathie die glorreiche Geschichte des alten Kaiserstaats betrachten zu lernen. Hierzu gibt das vorliegende Buch, das auf tüchtigen Studien beruht und klar und vorurteilsfrei geschrieben ist, eine gute Anleitung und zugleich gewährt es eine treffliche Ergänzung zu dem älteren prächtigen Werke Anton Springers sowie zu den neueren Darstellungen Friedjungs. E. Kr.

B. Schöne Literatur.

Bram, Franziska, Der Ruf des Lebens. Roman. Köln, J. P. Bachem, 1916. (250 S.) 3,50 M., geb. 4,50 M.

Was die Verfasserin wollte, sagt sie in ihrem Geleitwort — und sie hat es erreicht. Sefine Leodegar ist wirklich eine träumende Frau. Das junge Mädchen entstammt einer Familie, in der sonst praktische Tüchtigkeit vereint mit halb bäuerlicher Derbheit, daneben aber auch unpraktisches, doch in gewohnten Gleisen wandelndes Wesen vertreten ist. Die lebenstüchtigen Glieder sind namentlich ihr Onkel, der tüchtig-derbe, brummig-gute Landarzt, und ihre älteste Schwester Betty, ein wahres Musterbild wirtschaftlicher Gaben, beide mit kräftiger Realistik geschildert. Sefine selbst aber wird, halb aus Sehnsucht nach einem harmonisch feinen Leben, halb aus zartem Mitgefühl mit einem unheilbar Kranken von vornehmem Sinn und feinster Bildung, die Frau des an den Lehnstuhl gefesselten Herrn v. Hallewege auf Schloß Wartenfeld. Einige Jahre vergehen ihr dann — das Weib in ihr ist noch nicht erwacht — an dessen Seite in einem eigenartigen, halb traumhaften Glück. Warum sie nach seinem Tode dem tüchtigen Arzt Dr. Münnichhausen als Gattin folgt, wird nicht ganz klar; daß er aber mit all seiner Liebe ihr krankhaftes Heimweh nach der Zeit in Schloß Wartenfeld nicht überwinden kann, macht die Verfasserin sehr fein deutlich — eine große Krisis kommt über die Seelisch-

Kranke; da bricht über sie plötzlich das gewaltige Ereignis des Weltkriegs herein. Sie erwacht zum wirklichen Leben und gehört nun erst voll ihrem Mann. Die Seiten, in denen diese entscheidende Wendung geschildert wird, gehören zu den schönsten in dem manchmal seltsam wirkenden, aber auch im guten Sinne eigenartigen Buche. E. La.

Fuchs-Liska, Robert, Der Zoppekratz. Taunus-Roman aus den achtziger Jahren. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer, o. J. (279 S.) 3,50 M., geb. 4,50 M.

Dies Buch verrät ein nicht unbeträchtliches schriftstellerisches Talent. Rund und voll stehen seine Menschen, schon wenn wir erst weniges von ihnen wissen, vor uns. Auch die Schönheit der Fuchs heimatlich vertrauten Taunuslandschaft tritt oft reizvoll zu Tage. Die Führung der Handlung zeugt gleichfalls von unverkennbarem Geschick. Daß im einzelnen sich nicht wenige Verzeichnungen und Unwahrscheinlichkeiten finden, daß in den Naturschilderungen recht häufig gekünstelte Wendungen stören, die gelegentlich an Unsinn streifen, wiegt solchen Vorzügen gegenüber nicht allzu schwer. Aber scharfe Verurteilung verdient die Geflissenheit, mit der sinnlich erregende Szenen vorgeführt werden, die sichtliche Vorliebe, die der Verfasser für die eigentliche Hauptperson des Romans, den Turnlehrer Wunibald Barnabas hat, trotz des unverantwortlichen Leichtsinns, mit dem dieser „Triebmensch" handelt. E. La.

Graubner, Elly, Die Dornenlose. Roman. 1.—5. Tausend (Dreizack-Bücherei I, 1) Halle (Saale), R. Mühlmann, 1916. (280 S.) 2 M., geb. 3 M.

Die „Dornenlose" ist eine wunderbare schwarze Rose. Mit unendlicher Mühe hat sie der Gärtnereibesitzer Kirchner gezüchtet. Aber als dieses schöne Ziel erreicht ist, bricht er wirtschaftlich zusammen und stirbt. Die „Dornenlose" aber führt dafür Kirchners Tochter Christel und ihren Jugendfreund nach schlimmen Wirren zu sonnigem Glück. Wie dies geschieht, das erzählt unser Buch. Es gehört zur besseren Unterhaltungsliteratur und wird nicht wenige dankbare Leser finden. Die sympathischen Menschen sind darin sehr hübsch geschildert, die andern wirken weniger überzeugend; das Hauptbedenken, das mir aufstieg, der Mehrzahl der Leser aber kaum kommen wird, war: Hat nicht die Verfasserin in innerlich wenig wahrscheinlicher Weise die schwerste Aufgabe, vor die sie ihre Christel stellt, erst künstlich geschaffen? E. La.

Kaiser, Isabelle, Die Friedensucherin. Von der französischen Akademie preisgekr. Roman aus dem Leben einer Frau. 9.—11. Taus. Köln, J. P. Bachem, o. J. (224 S.) 3 M., geb. 4 M.

In Tagen schwerer Krankheit und ernster Prüfung schrieb die Verfasserin in schonungsloser Aufrichtigkeit dieses Bekenntnisbuch, das sie denen widmet, die wie sie auf Liebes- und Eheglück verzichten und um ihr Seelenheil ringen. Die weltabgewandte Lebensauffassung und die katholische Anschauung lassen das Buch nur für gebildete, besinnliche Leser katholischer Richtung geeignet erscheinen. Bb.

Klug, J., Das ewige Heimweh. Ein Roman für Leidträger und Gottsucher. 4.—6. Tausend. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1916. (468 S.) Geb. 6 M.

Der Roman bewegt sich in den Gedankengängen der katholischen Weltanschauung und sucht die Rätsel und Dunkelheiten des Lebens und die Dissonanzen unserer kriegerfüllten Zeit in Harmonie aufzulösen. Der Held desselben, ein verabschiedeter kriegsbeschädigter Offizier, findet weder in der Aesthetik noch im Monismus Befriedigung, kann sich auch nicht zu der Wunderkraft des Gebets durchringen und verscherzt sich die Liebe der

Schwester Maria, die um seinen Seelenfrieden ein fortwährendes Gebetsleben führt. Sein jähes Ende löst gewaltsam den Konflikt. Das Buch ist reich an philosophischen Gedanken und religiösen Problemen und wird ernst gerichteten Katholiken ein Lebens- und Erbauungsbuch werden. Bb.

Koppen, Luise, Kleinstadtzauber. Heiteres und Beschauliches aus meiner Heimat. Aufl. 4. Berlin, Trowitzsch & Sohn, 1917. (234 S.) Geb. 3,60 M.

Was der Titel zu versprechen scheint, das hält dieses anmutige und auch äußerlich geschmackvoll ausgestattete Buch. In dem elterlichen Pfarrhaus auf dem Boden der roten Erde in dem Städtchen mit dem behaglichen alten Schloß hat Luise Koppen „heitere und beschauliche Eindrücke“ in sich aufgenommen und diesen Kleinstadtzauber weiß sie in dem Leser lebendig zu machen. Wer im Getriebe der Welt nicht die Freude am Stillen, Gemütvollen und Kleinen verloren hat, der lese diese Geschichten oder lasse sie sich im Familienkreise vorlesen, und er wird die Verfasserin, deren Name zumal bei der Jugend einen guten Klang hat, auch als Freundin der Erwachsenen schätzen lernen. E. L.

Köck, Maria, Das Vorstadthaus. Ein Wiener Roman. Mit 10 Bildern von M. Grengg. Köln, J. P. Bachem, 1917. (332 S.) 5 M., geb. 6 M.

In einer Wiener Vorstadt steht das alte Patrizierhaus der Höltriegl, die durch die Pfeifenschnitzkunst zu Wohlstand und Ansehen gelangt sind; aber die Gründerzeit reißt den Letzten dieses mehrhundertjährigen Geschlechts aus dem stillen Dasein in den Kampf um das bedrohte Haus. Seine ehrliche Natur ist nicht gewappnet gegen die Niedertracht gewissenloser Bauunternehmer, und so unterliegt er als Märtyrer der Heimatliebe. Endlich erblüht dem Greise neues Leben aus dem Zusammenbruch des Hauses durch seinen talentvollen Ziehsohn, der ihm einst im Brand des Ringtheaters geschenkt wurde. Das alles ist in gutem Sinne volkstümlich und so überzeugend und spannend erzählt, daß der Roman als eins der besten österreichischen Heimatbücher bezeichnet werden kann, dem man — trotz der Wiener Mundart in Gesprächen — auch in jeder reichsdeutschen Volksbibliothek einen großen Leserkreis wünschen möchte. Bb.

Laufen, Paula, Dorothee Staufer. Roman. Braunschweig, Geo. Westermann, 1915. (348 S.) 4,50 M., geb. 5,50 M.

Das Leben einer jung verwitweten hochstehenden Frau ist der Stoff der Dichtung. In diesem Leben, heißt es am Schluß des Buchs, war „nichts Auffallendes, nicht die wilden Kurven jäher und plötzlicher Entschlüsse; es hatte eine ruhige und stetige Linie. Aber wenn man diese so aus der Ferne betrachtete, lag doch eine vornehme Natürlichkeit und stolze Selbstherrlichkeit darin“. Leider verschwindet die Gestalt der Heldin oft zu sehr in der Menge der Nebenfiguren, die ihrerseits auch wieder wenig zielsicher mit einander und mit der führenden Gestalt verknüpft sind. So bleibt trotz mancher erfreulichen Einzelschilderung und trotz des verhältnismäßig hohen geistigen Niveaus der Dichtung das Ganze ziemlich eindruckslos; ich hatte wenigstens ein paar Tage nach der Lektüre des Buchs schon große Mühe, mir die wesentlichen Gestalten und Geschehnisse der Dichtung wieder zu vergegenwärtigen, und ich bin überzeugt, daß der Inhalt des umfangreichen Buchs bald völlig aus meiner Erinnerung verschwunden sein wird. G. K.

Lott, L., Das Tor der Welt. Hamburger Roman. Aufl. 3. Dresden, Karl Reißner, 1917. (269 S.) 3,50 M.

In einem seiner humoristischen Romane hat Fontane einmal, einer Anregung seines Verlegers folgend, der selbst aus Hamburg stammte, die Hamburger lustig als künstliche Engländer verspottet. Diesen Faden nimmt der vorliegende Roman auf und spinnt ihn mit heiligem Ernst weiter unter dem Eindruck, den das Verhalten Englands im gegenwärtigen Weltkrieg auf uns machte. Der Held ist ein Hamburger Kaufmann, der in seiner Familie ebenso

gegen die Engländerei ankämpft, wie er im Handel sich von der englischen Bevormundung frei zu machen versucht. Trotz mancher ansprechenden Einzelheiten ist aber ein durchgereiftes Kunstwerk nicht zu Stande gekommen. Die Charakteristik greift nicht tief genug, auch ist dem Leser mit dem Zerrbild des Engländers, der mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln den ehrlichen aber nicht sehr umsichtigen Herrn Johann Billing bekämpft, nur wenig gedient. Immerhin bleibt die wackere Gesinnung zu rühmen, und ebenso mag man manches über das kaufmännische Treiben in unserem größten Ueberseehafen daraus erfahren. E. Kr.

Reuter, Gabriele, Was Helmut in Deutschland erlebte. Mit 8 Zeichn. v. Rud. Sievers. Gotha, F. A. Perthes, 1918. (99 S.) Geb. 3 M.

Schussen, Wilh., Leutnant Vollmar erzählt. Mit Holzschnitten von M. Thalmann. Eb. (62 S.) Geb. 2,60 M.

Schieber, A., Kameraden. Eine Erzählung in Briefen. Mit Zeichn. von A. Hildenbrand. Eb. (111 S.) Geb. 3 M.

Supper, Aug., Hermann Lohr. Zeichn. v. A. Hildenbrand. Eb. (107 S.) Geb. 3 M.

Sperl, A., Hannes. Eine Soldatengeschichte für Jugend und Volk. Zeichn. v. Walter Klemm. Eb. (165 S.) Geb. 4 M.

Man muß es dem berühmten alten Verlag in Gotha Dank wissen, daß er trotz Papier- und Drucknot sich zur Herausgabe dieser trefflichen Sammlung von Erzählungen für die reifere Jugend und das Volk entschlossen hat. Es ist ihm gelungen eine Anzahl ausgezeichneter Schriftsteller und bildender Künstler für sein Unternehmen zu gewinnen und man darf sagen, daß sie ihr Bestes hergeben. Keine der fünf vorliegenden Erzählungen, die alle entweder Kriegserlebnisse wiedergeben oder doch den Weltkrieg zum Hintergrund haben oder wenigstens mit dem Ausblick auf dies ungeheure Ereignis abschließen, möchte man entbehren. Wohltuend wird in einer nahen Zukunft, die uns den Frieden und die Möglichkeit gebracht hat, die Dinge wieder ruhiger anzusehen, die menschliche Art berühren, in der die Beziehungen zu verwundeten Feinden und zu den kriegsgefangenen Russen und Franzosen dargestellt wird. So prägt der derbe bairische Metzgermeister im „Hannes", der seinen Pflegesohn in den Krieg ziehen läßt, diesem ein, auch im Kriege barmherzig zu sein, namentlich den Wehrlosen im Quartier gegenüber. So habe er selbst es im Kriege 1870 gehalten „und deswegen kann ich heut' noch gern noch zurückdenken an anno dazumal, ohne daß mich heimlich etwas sticht". Neben dieser prachtvollen Geschichte von A. Sperl verdient „Hermann Lohr" von Auguste Supper besonders hervorgehoben zu werden. Der Held ist der Sohn einer Witwe, ein junger Schuhmacher, der in Nürnberg, der Stadt seines Vorbilds Hans Sachs, bei einem braven und beschaulichen Meister in Stellung ist und wie ein Kind im Hause gehalten wird, als der Krieg hereinbricht. Als Freiwilliger zieht er mit ins Feld, mit dem Eisernen Kreuz geschmückt kehrt er verschiedentlich zu Mutter, Schwestern und zur lieben Familie in Nürnberg auf Urlaub zurück. Das letzte mal erfüllt ihn eine trübe Ahnung und bald wird ihm und seinem innig verehrten Hauptmann unter einer einsamen Kiefer im Feindesland das Grab geschaufelt. — Von den bildenden Künstlern sind ja Klemm und Sievers bekannte Meister. Aber auch die Holzschnitte Thalmanns sind zu loben, wenn auch einige etwas zu fleckig wirken. Besonders gelungen aber sind die versonnenen Zeichnungen Hildenbrands aus Pforzheim, der die fränkischen Landschaften im Hermann Lohr mit der Innigkeit mittelalterlicher Stiche zu umgeben weiß. E. L.

Sack, Gustav, Ein verbummelter Student. Berlin, S. Fischer. (299 S.) 3,50 M., geb. 4,50 M.

Gustav Sack, der in diesem faustischen selbstbiographischen Werk zum erstenmal mit einer größeren Dichtung vor uns hintritt, fiel am 5. Dezember 1916 auf dem Vormarsch nach Bukarest bei Finte Mare. So fand ein titanen-

haftes Ringen nach dem Bleibenden, nach dem Sinn und Zweck des Lebens, nach der Erkenntnis der Welt, das diesem Feuergeist, dessen Leben in den Augen der Philister verpufft und verfuscht erschien, weil der Erfolg seines Studiums nicht staatlich abgestempelt war, die Feder führte, seinen Abschluß: „Käme der Krieg! In gleißenden Wolkentürmen lauert er rings —: erwachte ein Sturm, der ihn aufjagte aus seiner lauernden Ruh, daß er über uns kommt in seiner schwarzblauen Wetternacht mit seinen Schwefelwinden, seinen goldenen Blitzen —! Volk gegen Volk, Land gegen Land — ein Stern nichts denn ein tobendes Gewitterfeld, eine Menschendämmerung, ein jauchzendes Vernichten —! Oh, ob dann nicht ein Höheres — —" Da steht er vor uns, der Student, der Haudegen, der kurzerhand entscheidet „lieber verroht als vergeistigt", dessen gesamte Werke Selbstbefreiungen aus fürchterlichster innerer Not sind, der mit einer solchen Kraft und einem so unbändigen Willen zur Erkenntnis der letzten Urgründe alles Seins kämpft, daß sein Streben zur Lebensfeindschaft ausartet. Schopenhauerscher und Nietzsche'scher Einfluß auf sein philosophisches Denken sind unverkennbar. Goethisch-faustischer Geist und Edda-Motive wehen uns aus seinem Werke an. Einzelne Teile, wie das Märchen vom gluckhaften Schiff Musarion, ferner die Liebesgeschichte des Romans und das Märchen vom fallenden Reim liegen in ihren ersten Fassungen bis zu 10 Jahren zurück. Die vorliegende endgiltige Fassung des Romans, dessen Entwurf im Jahre 1910 den Titel „Der dunkelblaue Enzian" trug, ist die vierte; die letzte Feile wurde während des Krieges angelegt. Den Druck erlebte der Dichter nicht mehr. Hans W. Fischer, der diesen ersten Romanband herausgegeben, und der Verlag haben sich hohes Verdienst damit erworben. Die Gesamtausgabe der Werke des Dichters ist angezeigt. Pieth.

Schreckenbach, P., Michael Meyenburg. Leipzig, L. Staackmann, 1917. (342 S.) 4,50 M.

Der Verfasser weiß Begebenheiten und Gestalten der Vergangenheit in flüssiger Erzählung vor den Augen des Lesers wieder erstehen zu lassen. Der vorliegende im Lutherjahr entstandene Roman zeigt uns die Persönlichkeit des Reformators und die seines Freundes Melanchthon in ihrer Größe aber auch in ihren Schwächen. Beider Freundschaft gewinnt der kluge und charaktervolle Stadtschreiber und spätere Bürgermeister von Nordhausen Michael Meyenburg, der das Glaubensschifflein durch die Klippen der Schmalkaldner Kriege und des Interims mit sicherer Hand steuert; seinen Mitbürgern noch die frohe Kunde bringt, daß auf dem Reichstag zu Augsburg die Freiheit der neuen Lehre endgültig begründet sei, und der sich dann hinlegt, um im Gefühl einen guten Kampf durchkämpft zu haben, zu sterben. E. L.

Skrowronnek, Fritz, Herd und Schwert. Roman aus Ostpreußen. Berlin, Otto Janke, 1917. (378 S.) 4 M., geb. 5 M.

Nach alter, gut bewährter Art baut Skrowronnek seine Erzählungen auf, und erhält den Leser vom Anfang bis zum Schlusse in zunehmender Spannung. Seine Personen sind fast immer sympathische Charaktere, die sich meistens noch vorteilhaft entwickeln, und ein freundliches Geschick lenkt die Handlungsfäden zu allseits befriedigendem Ende. Nicht zum wenigsten spricht auch des Dichters echte Natur- und Heimatliebe bei solch günstigem Urteil mit. Hier verwebte er nun noch Ostpreußens schwerste und glorreichste Zeit zu Anfang des Weltkrieges in die Romangeschehnisse und schuf so ein Buch, das mancher zur leichten Unterhaltungslektüre rechnen, wohl aber keiner ohne ein angenehmes Gefühl aus der Hand legen wird. E. Kr.

Waser, Marie, Die Geschichte der Anna Waser. Ein Roman aus der Wende des 17. Jahrhunderts. Aufl. 2. Stuttgart u. Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1917. (550 S.) Geb. 6 M.

Offenbar auf Grund alter Familienpapiere wird hier das Leben eines jungen Züricher Mädchens geschildert, das den dornenvollen Weg der Kunst betreten hat. Aus dem kinderreichen Hause der Heimatstadt kommt die

kaum Erwachsene in das Atelier und die Familie eines heiteren frohgemuten Miniaturmalers in Bern, der ihre hervorragende Begabung bald erkennt, ihr ernstes Streben zu würdigen weiß und sie wegen ihres feinen weiblichen Empfindens lieb gewinnt. Dann aber muß Anna Waser, dem Wunsche der Eltern gehorchend, zurückkehren. In Zürich übt sie ihren Beruf weiter aus, steckt sich ihre Ziele höher und findet Anerkennung, das Glück des Herzens aber bleibt ihr versagt. Zweimal ringt sie sich die Liebe ab, beide male aber wird ihr der Bräutigam untreu aus dem Gefühl heraus, daß der edlen, harmonisch empfindenden Jungfrau die Leidenschaftlichkeit menschlichen Empfindens versagt ist, die zur Begründung einer Ehe erforderlich erscheint. Tapfer kämpft die Heldin ihre Enttäuschung nieder und ist im Begriff einem ehrenvollen Ruf nach Paris zu folgen, der sie auf die Höhe ihrer Kunst führen soll, als sie einem finsteren Verhängnis erliegt. Diese tragische Entwicklung hat eine gleichgestimmte Frau uns mit Feinheit und Teilnahme glaubhaft gemacht. Wohllautend fließt die Sprache dahin und trefflich ist der Geist der Zeit in allen seinen Aeußerungen im staatlichen, kommunalen und Familienleben festgehalten. So entstand ein prachtvolles Buch, das beschaulichen Lesern, die mit dem Ungestüm des Lebensdrangs abgeschlossen haben, sehr viel zu sagen vermag. E. L.

Weichert, Ludw., Wenn die Liebe fehlt. Berlin, Mart. Warneck, 1917. (214 S.) Geb. 4 M.

Der Hauptheld des vorliegenden Romans ist ein gewisser Dr. Eckhart, ein Idealist und Menschenfreund, der seine beglückenden Ideen in Eckartstal, einer entzückend liegenden Kolonie von Einfamilienhäusern, verwirklichen möchte. Alle möglichen großzügigen Anlagen hat er dort geschaffen, eine Möbelfabrik, Blumen- und Gemüsegärtnereien, Kunstwerkstätten aller Art usw. Und dennoch findet der Gründer keine Befriedigung, der Glaube an seine Mitarbeiter, Freunde und nächsten Angehörigen geht ihm Stück um Stück verloren. Erst durch einen einfachen gläubigen Bauern, einen Pietisten von der schwäbischen Alb gewinnt er wieder Halt im Leben, und in dem Umgang mit diesem Manne lernt er, daß bei der Ausführung aller seiner hochfahrenden Pläne ihm doch das Entscheidende, die wirkliche Liebe zu seinen Mitmenschen, gefehlt hat. In dem Schrecken des Weltkriegs wird diese neue Tendenz der Erzählung manchem Leser willkommen sein. L.

Wieser, Sebastian, Selig sind die . . . Roman. Köln, J. P. Bachem, 1916. (328 S.) 4,40 M., geb. 5,50 M.

Hat man die ganz ungewöhnlich offnen Einführungsworte gelesen, so wagt man kaum mehr die Hoffnung auf irgendwelchen literarischen Wert dieses Buches aufrecht zu erhalten. Deshalb fühlt man sich zunächst durch die Art, wie der reiche, im höchsten Grade selbstsüchtige Wiesenhofbauer lebendig gemacht wird, angenehm überrascht und auch fernerhin stoßen wir auf mancherlei Einzelheiten, die in eine gute Volkserzählung passen würden. Aber im ganzen wirken das Schuldigwerden und die späte Sühne dieses Bauern wahrlich nicht überzeugend und verschiedene unter den sonstigen Hauptpersonen sind aus den widerspruchsvollsten Zügen zusammengesetzt; vor allem hat Wieser aus Max, dem ältesten Sohne des Bauern, den der Vater aus Eitelkeit und Egoismus zum Geistlichen machen will, kein glaubwürdiges Menschenbild zu formen vermocht. Am wohltuendsten wirkt der alte Pfarrer Zahn. Nur des Verfassers allzu einseitiger Katholizismus hindert, daß dieser Eindruck rein hervortritt, wie er ihn auch gelegentlich Dinge als Triumpfe der katholischen Kirche vorführen läßt, die auf Unbefangene — leider — als Karikatur wirken; ich denke da vor allem an die Art, wie Frau Lucie, die am Schluß Maxens Frau wird, sich zu katholischer Ueberzeugung „durchringt". Auch über den mehr als bedenklichen Charakter des Kaplans Süß möchte Wieser aus gleichem Grunde offenbar den Leser zu einem unverdient milden Urteil bestimmen. E. La.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (S.).

19. Jahrg. Nr. 7 u. 8. Blätter Juli-August 1918.
für Volksbibliotheken und Lesehallen.

Herausgeber: Professor Dr. Erich Liesegang in Wiesbaden. — Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig. — Preis des Jahrgangs (12 Nrn.) 4 M. Zu beziehen durch jede Buchhandlung und Postanstalt.

Leitkarten als Buchkarten (Wunschhefte).

Von Dr. O. Plate-Hamburg.

In der kleinsten Hamburger Bücherhallen-Filiale in Rothenburgsort, die im Jahre 1917 rund 180000 Bände verlieh, steht der Buchkartenapparat, zur Erleichterung des Verkehrs mit dem Leser, auf dem Ausgabeschalter, also zwischen dem Beamten und dem Leser. Aus ihm werden die Buchkarten der gewünschten Bücher herausgesucht, in ein halbes Kartonkuvert (Kartentasche), das Namen, Adresse und Nummer des Lesers enthält, gesteckt und danach wird das Buch vom Unterbeamten herbei geholt und dann ausgegeben. Am nächsten Morgen werden die Leserkartentaschen mit den darin steckenden Buchkarten nach den Signaturen in die Ausleihekästen geordnet; bei der Rückgabe werden die Buchkarten unter dem ins Buch eingestempelten Datum herausgesucht und am nächsten Morgen wieder in den Buchkartenapparat nach der Signatur eingereiht.

Die Leser tragen, wie anderswo, gewünschte Bücher in ein Heft ein. Die bisherigen Leserhefte sind $17^1/_2$ cm breit und $11^1/_2$ cm hoch; aber Hefte dieses Querformats verdecken beim Oeffnen 3 Kästen des Buchkartenapparats, d. h. des Zettelkatalogs der nicht verliehenen Bücher. Darum wurde von den Beamten ein anderes Format gewünscht. Die neuen Hefte der Bremer Lesehalle sollen als Vorlage dienen. Vielleicht könnten sie noch breiter sein, nämlich 16 cm hoch und 12 cm breit, d. h. geöffnet immer noch 11 cm schmäler als die alten Hamburger Hefte; dann würde 1 Kasten weniger bedeckt und die Titel brauchten sich, selbst mit der Signatur der belehrenden Bücher nie über mehr als 2 Seiten zu erstrecken; die Signatur der Erzählungsliteratur, für welche das Bremer Heft eigne Blätter hat, bietet in Hamburg den großen Vorteil, daß der Leser Signaturen überhaupt nicht auszuschreiben braucht, ja aus dem Druckkatalog nicht einmal von ihrem Vorhandensein etwas erfährt (s. Bl. f. V. u. L. 14, S. 76 und 18, S. 196).

Es ist natürlich dem aussuchenden Beamten sehr angenehm, wenn er möglichst viele Titel in einer Fläche vor sich sieht, ohne umblättern zu müssen; ist doch so wie so schon meist der überwiegende Teil der Titel als erledigt durchgestrichen. Dies würde den Grundsätzen des Aufsatzes über Bandkatalog (d. h. Katalog mit Flächen für mehrere Titel) oder Zettelkatalog in den Bl. H. 18, 1917, S. 193—198 entsprechen.

Das Bremer Heft enthält 6 Seiten Gedrucktes, 4 davon sind ein Auszug aus der Leseordnung. Das Hamburger Leseordnungsheft, das

bisher jeder Leser mitbekommt, enthält 16 kleine Seiten Text von 1600 qcm bedruckter Fläche; die 2. Hälfte besteht aus einer Uebersicht des Bücherbestands unter dem Titel „Was kann ich lesen“. Durch Zusammenstreichen des Textes und Benutzung der 4 Deckelseiten soll es ermöglicht werden, die Leseordnung, die der Leser sonst leicht verliert, in das Wunschbuch aufzunehmen.

In den Bl. 14, S. 75, 1913 ist geschildert, wie alphabetische Anordnung der Buchkarten und Signatur mittels Verwendung springender Dezimalzahlen parallel laufen, sodaß die Buchkarten nach den Signaturen alphabetisch wieder eingeordnet werden können.

Im Buchkartenapparat der Erzählungsliteratur sind 6000 Bände verzeichnet; zwischen den Karten standen 250 Leitkarten in den 150 cm langen Kästen, also in Abständen von 6 mm. Auf den Leitkarten stand nur der Name bekannter Autoren. Jetzt ist folgende Aenderung eingeführt worden: Eine Reihe von Titeln ist von den Buchkarten so auf Leitkarten übertragen worden, daß Verfasser, Anfang des Titels und Signatur auf dem überstehenden Teil sichtbar sind: z. B. Müller, O.: Münchhausen ... (Sign.) o5. Die Leitkarten sind 1 cm breiter und höher als die Buchkarten; die „Nase“ (der überstehende Teil) ist 7 cm breit, die oberen Ecken sind schräg abgeschnitten. Diese Karten werden nun als Buchkarten bei Verleihung des Buches herausgenommen. Es müssen so viel Buchkartentitel auf Leitkarten übertragen werden, daß jeweilig nicht weniger Leitkarten als bisher, also ungefähr 250 im Buchkartenapparat der Erzählungsliteratur vorhanden sind; wenn also die Leitkarten bald nach ihrer Einführung weiter als früher auseinander stehen, da viele bei der Ausleihe herausgenommen sind, so müssen mehr geschrieben werden, und zwar werden im Ganzen 350 Leitkarten für die 6000 Bände nötig werden. — Im Bürokatalog werden alle Karten, die so übertragen sind, mit einem Zeichen versehen, etwa mit einem L gestempelt, so daß man später kontrollieren kann, zu welchen Büchern Leitkarten geschrieben sind, und damit man danach weitere schreiben kann. Natürlich werden vor Allem die Titel viel gelesener Bücher übertragen; und zwar das 1. Ex.; dieses darf aber erst ausgegeben werden, wenn alle anderen verliehen sind. Ist die Leitkarte im Apparat, so greift der Beamte hinter sie und hebt die nächste Karte hoch; ist dies die Dublette des verlangten Buches, so nimmt er sie heraus; sonst stößt er sie zurück und steckt die Leitkarte selbst in die Lesertasche zum Heranholen des Buches. — Die Vorteile der Neueinrichtung sind die folgenden: Früher konnte man bei keinem verlangten Buch sehen, ob es da sei, ohne die Hand zwischen die Buchkarten zu stecken und, über den Apparat gebeugt, diese umzublättern, bis man an das gesuchte Buch kam; jetzt sieht man von weitem an der Leitkarte, wenn das Buch da ist, freilich ist ja oft die Leitkarte nicht da, wenn nämlich das 1. Exemplar, das ja zuletzt ausgegeben werden soll, noch unterwegs ist, und die dazu gehörende Buch- und Leitkarte im Kasten der ausgeliehenen Bücher steckt, während schon andere Exemplare

zurückgekommen sind. Nimmt man Kartentaschen der Leser von 8 cm Höhe, so daß die Signaturen der Leitkarten nicht mehr durch die vorher stehende Kartentasche verdeckt werden, sondern sichtbar hervorstehen, so kann der Unterbeamte, der zurückgekommene Bücher annimmt, die Buchkarte mit Lesertasche nach den neuen Leitkarten herausfinden und so werden auch die früheren Leitkarten in den Ausleihkästen erspart. — Das Wiedereinordnen der Buchkarten nach den Signaturen der zurückgekommenen Bücher am Morgen wird durch die hervorstehenden Signaturen der im Buchkartenapparat stehenden Leitkarten erleichtert. Die Leitkarten müssen von sehr gutem Karton und nicht zu hell sein, damit sie nicht zu oft abgenutzt werden und ersetzt zu werden brauchen.

Auch die Leitkarten der übrigen Kataloge können, zumal bei Neueinrichtungen, häufig als Katalogkarten benutzt werden, so daß der ganze Karton und nicht nur der überstehende Teil ausgenutzt und die nächste Katalogkarte erspart wird; z. B. können in der Schönen Literatur die Gesamtausgaben, die ja stets am Anfang stehen, auf die Leitkarte geschrieben werden; aber auch der Anfang des Titels der Einzelwerke kann in den hochstehenden Teil hinaufgezogen werden; ebenso lassen sich im Schlagwortkatalog namentlich kleinere Schlagwörter auf Leitkarten erledigen, und der Leser findet schon auf der Leitkarte, nicht erst auf der folgenden Katalogkarte, was er sucht.

Man verwertet also auch hier die bisher unbenutzte Fläche unterhalb der „Nase". Nimmt man dazu die oben angegebenen Vorteile der Verwendung der Leitkarten als Buchkarten, so bedeutet die Neuerung eine wesentliche Ersparnis an Arbeit für die Beamten und an Papiermaterial in der Ausleihe und im Büro.

Eine Veröffentlichung der Zentrale für Volksbücherei.

Unter dem Titel: Die öffentliche Bücherei. Sechs Abhandlungen,[1]) hat die mitten im Weltkriege entstandene Zentrale für Volksbücherei es unternommen, die Ziele abzustecken, denen sie entschlossen zustrebt, und den Arbeitsplan, den sie sich für Aufbau und Zusammenfassung der öffentlichen Bücherei vorgezeichnet hat, offen und mit größter Klarheit vor allen auszubreiten, die Amt, Beruf und Neigung verpflichtet, sich mit dem Wesen und den Aufgaben der unsrer Zeit gemäßen Bücherei vertraut zu machen.

Ausgangspunkt ist dabei die Zweckbestimmung, das Buch an alle zu bringen, die seiner bedürfen, und seinen Gebrauchswert in rascher Folge der Entleihungen auszuschöpfen, so daß es bei pfleglicher Behandlung verbraucht ist, ehe sein Inhalt veraltet ist. Es gilt also, Brücken zu bauen von Menschen zu Büchern, so zahlreich, so bequem und so einladend wie möglich, damit sich der breite Strom des Verkehrs von geistigen Gütern ungehemmt über sie bewegen kann.

In der Folge der einzelnen Abhandlungen werden dann Inhalt und Umfang der Aufgaben festgestellt, die der Bücherei im Rahmen der öffent-

1) Berlin, Weidmannsche Buchh. 1917. (125 S.) 3,60 M.

lichen Bildungsmittel zufallen, wobei Fortschritt und Wohlfahrt des gesamten Volksganzen stets als der übergeordnete Gesichtspunkt gewertet werden.

Endlich — und das ist für alle in der Büchereiarbeit selbst Stehenden wohl das wichtigste — werden in dieser ersten Schrift der Zentrale für Volksbücherei aus dem Wesen und den Zielen der öffentlichen Bücherei die Formen abgeleitet, die sie annehmen muß, um ihre hohe Aufgabe rasch und erfolgreich auszuwirken.

Die Reihe der Abhandlungen eröffnet der Leiter der Zentrale, Dr. P. Ladewig. Er fordert mit allem Nachdruck die „allgemeine öffentliche Bücherei", die jedermann und jederzeit ohne alle lästigen Beschränkungen zugänglich ist, die für alle das gesamte Gebiet des Zeitwissens aufschließt und alle, die Zutritt begehren, willkommen heißt im Gegensatz zu den wissenschaftlichen Bibliotheken, die aus der Gesamtmasse des Volkes für sich die gelehrte Schicht als besonderen Benutzerkreis abheben.

Einem Volke, das die allgemeine Schulpflicht hat, darf diese Bücherei nicht vorenthalten werden. Sie hat sich nicht bevormundend oder bevorzugend über den Leser zu stellen, sondern muß passiv seinen Zwecken dienen und hat ein zuverlässiges und stets bereites Werkzeug in der Hand des Besuchers zu sein. Volkswirtschaftlich gesprochen ist sie also ein reines Verkehrsmittel wie die Post und die Eisenbahn; sie empfängt ihre Gesetze von den Anforderungen des Verkehrs, der hier Erzeuger und Verbraucher geistiger Güter zu einander zu bringen hat.

Die Zentrale für Volksbücherei, der die reichen Mittel des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht zur Verfügung stehen, ist nun berufen, der Erfüllung dieser Aufgabe vorzuarbeiten durch Ausbildung eines Stammes von Büchereibeamten, die im Sinne der umfassenden Aufgabe geschult sind, durch ideelle Unterstützung und Beratung, die sie den angeschlossenen Büchereien und Beratungsstellen gewährt, und durch Schaffung eines Archivs, das alle Mittel zur vergleichenden Beurteilung der bestehenden Lösungen und zur Klärung der schwebenden und neu auftauchenden Fachfragen enthält. —

In dem zweiten Artikel handelt Professor Dr. G. Fritz über „Bücherei und Volksbildung". Er weist besonders hin auf die weitschauende Forderung Preuskers, der schon in den vierziger Jahren erkannte, daß die Bücherei nur dann zu ihrer wahren Wirkung gelangen könne, wenn sie sich in engste Beziehung zu den übrigen Mitteln der allgemeinen Volksbildung setzt und als vollwertige und gleichberechtigte Veranstaltung neben Kirche, Schule, Kunst und Staatsverwaltung der höheren geistigen Bildung aller erwachsenen Volksglieder dient.

Wenn sich nun die öffentliche Bücherei volkstümlicher Prägung noch nicht überall den ihr gebührenden Platz im Aufbau des deutschen Bildungswesens erobert hat, so sieht Fritz das begründet in der vorzüglichen Organisation unserer höheren Lehranstalten und in der hervorragenden Stellung unserer großen Fachbibliotheken, in deren Abhängigkeit sie wohl geraten ist, und neben denen sie nur das Dasein eines bescheideneren und ergänzenden Anbaus geführt hat. So konnte sich in den Volksbüchereien eine bunte Mannigfaltigkeit der Organisation entwickeln zum Schaden ihrer Wirtschaftlichkeit. Demgegenüber erscheint nun die Schaffung gewisser Normen wünschenswert, ohne daß jedoch die Fülle von Triebkräften, die in der Bücherei dem deutschen Bildungsstreben dienen, in ihrer Entfaltung gehemmt oder in starre Bahnen gezwungen wird.

Es versteht sich dabei von selbst, daß sich die Volksbücherei nicht in den Dienst irgend einer herrschenden Richtung stellen darf, und daß sie gegenüber den vergänglichen Wertungen des Tages und der literarischen Moden die bleibenden Werte in den Vordergrund zu stellen hat. Dabei kommt es auch keineswegs darauf an, nach einer Gleichförmigkeit innerhalb der allgemeinen Bildung zu streben, sondern nach einem Gleichgewicht der zusammenwirkenden Kräfte, unter denen Selbstzucht, Tatkraft und Weite des Blicks als wesentliche Bestandteile der Allgemeinbildung neben dem reinen Wissen einzuschätzen sind. —

Prof. Dr. J. Jastrow beleuchtet dann in der dritten Abhandlung die Stellung der Bücherei im Rahmen der allgemeinen Volkswirtschaft. — Die Bücherei bedarf zu ihrem Bestehen wirtschaftlicher Grundlagen, die Jastrow schon innerhalb der geltenden Gesetze auch ohne besondere Büchereisteuer gesichert sieht. Aber auch die Bedeutung der Bücherei im Kreislauf der geistigen und sittlichen Werte findet eingehende Würdigung. Sie dient nicht nur der Vertiefung der Fach- und Berufsbildung; sondern sie schafft auch die Gelegenheit zu einer würdigen Ausfüllung der Muße, die bei der zunehmenden Verkürzung der Arbeitszeit wichtiger denn je geworden ist, und ergänzt die gesetzlichen Maßnahmen des gewerblichen Arbeiterschutzes, die in erster Linie die körperliche Schädigung zu hindern bestrebt sind, durch positive Förderung des geistigen Wohls der arbeitenden Klassen. Der Wechsel und die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Vorstellungsreihen, denen die Arbeiterschaft aber mit Hilfe der Bücherei nachgehen kann, bilden das beste Gegengewicht gegen die Gleichförmigkeit und den ermüdenden Ablauf der arbeitsteiligen Fabrikarbeit. —

Der Direktor der Bibliothek des Kunstgewerbemuseums in Berlin, Geheimr. Dr. P. Jessen, kann auf einen reichen Schatz von Erfahrungen und auf eine stattliche Reihe von selbst gezeigten und mustergültigen Lehrbeispielen hinweisen, wenn er von einer innigen Verbindung der Aufgaben des Museums und der Bücherei redet. Ja man darf von einer gemeinsamen Aufgabe sprechen, in die sich Museum und Bücherei teilen. Beide können von einander lernen und mit einander arbeiten. Allerdings kann die Volksbücherei nicht zugleich Museum sein, aber sie kann der Bilder und der Raumwirkungen nicht entraten. Sie muß das anschauliche Beispiel neben das von der Anschauung gelöste Wort setzen und ihre Leser unmerklich und unaufdringlich in eine Umwelt einführen, in der alle guten Geister des Geschmacks, der Gediegenheit und der gesunden Formengebung herrschen, und in der die Fenster geöffnet sind aus der stofflosen Begriffswelt in die Welt des geformten Schönen. —

In den letzten beiden Abhandlungen spricht Dr. E. Ackerknecht über „Jugendbücherei“ und „Werbemittel und Benutzertaktik der Volksbücherei“. Er stellt fest, daß in der gewerblichen Bevölkerung unserer Zeit die Möglichkeit einer patriarchalischen Einwirkung auf den Bildungsgang der Jugendlichen schwindet, und daß infolgedessen die Bücherei nach anderen Formen der Einwirkung suchen muß, die dem empfindlichen Selbstbewußtsein der wirtschaftlich selbständigen Jugend unverdächtig sind, damit sie ihr Vertrauen gewinnt.

Ueber die Anforderungen, die an Stoff und Form der Jugendschrift selbst zu stellen sind, hat Ackerknecht in den „Büchereifragen“ (Berlin 1914) bemerkenswerte und glückliche Untersuchungen auf wissenschaftlicher Grundlage vorgelegt. Es kann hier auf ihre Würdigung verzichtet werden; es wird sich aber jeder mit ihnen auseinandersetzen müssen, der an dem Streit der Meinungen in der Jugendschriftenfrage und an der Arbeit der bekannten Prüfungsausschüsse beteiligt ist.

A. bespricht sodann das Verhältnis der Schulbüchereien, Kinderlesehallen und Jugendheimbüchereien zur allgemeinen Volksbibliothek, warnt vor einer Zersplitterung der Kräfte und Mittel und erblickt in der Angliederung solcher Einrichtungen an die Volksbücherei die Gewähr des inneren Erfolges. Auf Grund meiner eigenen Beobachtungen muß ich ihm darin nachdrücklichst beistimmen.

In der Ausleihe zeigt sich nun Jugendlichen gegenüber ganz besonders die Kunst des Bibliothekars, maßgebend zu sein, ohne es zu scheinen, zumal ihm nicht die erzieherischen Mittel zu Gebote stehen, die innerhalb des Schulzwangs wirksam sind. Er wird sich die Tugend des vertrauensvollen Zuwartens zu eigen machen müssen, damit nicht eine literarische Zwangsernährung an Stelle einer freiwilligen Aufnahme von Bildungsstoffen trete.

Was hier über die Werbemittel und die Benutzertaktik der Volksbücherei gesagt wird, gipfelt wohl in dem Satze: „Der Volksbibliothekar hat

erst dann die Rechte und Pflichten, die ihn mit seinem Volke verbinden, in ihren volkserzieherischen Möglichkeiten erschöpft, wenn er der literarische Vertrauensmann seines Leserkreises geworden ist." Dieses Vertrauen aber läßt sich gewinnen durch den Geist einer klaren und wohlwollenden Benutzungsordnung, durch eine den Bedürfnissen der Leserschaft entgegenkommende Anschaffungspolitik, durch eine zweckmäßige Regelung des inneren und äußeren Dienstes und vor allem durch die Haltung des Personals der Leserschaft gegenüber. —

Wenn sich nun die Zentrale für Volksbücherei zu diesem Geiste bekennt, so kann ihr der Erfolg nicht fehlen, und sie wird werden, was sie erstrebt, nämlich ein Sammel- und Knotenpunkt für alle Kraftlinien, in denen sich die Zellen unseres Büchereibaues selbsttätig gelagert haben.

F. Plage-Frankfurt a. O.

Gorch Fock.

Von Gust. Kohfeldt-Rostock.

Viele Pläne hat Gorch Fock, der jugendfrische, mit ins Grab genommen. Oft hat er davon gesprochen und geschrieben, daß er noch Besseres und Größeres als bisher schaffen könne und schaffen werde. Ein Buch, das einfach und groß die See heißen und in dessen Mittelpunkt der Untergang seiner Heimatinsel Finkenwärder stehen sollte, will er schreiben. Klar vor Augen steht ihm eine große Dichtung, zu der ihn die Norwegenreise angeregt hat. Von dem Seekrieg der Gegenwart möchte er erzählen, und um ein deutsches Buch will er Deutschland bereichern, wenn ihm die Heimkehr aus dem Weltkrieg vergönnt sein wird. Gorch Fock ist nicht heimgekehrt. Im Kampf gegen England ist er in den Wellen am Skagerrack „geblieben". Dort haben alle Pläne des zukunftfrohen Dichters und alle Hoffnungen seiner Freunde ein frühes Ziel gefunden.

Ungewöhnlich wie der Tod ist auch das leider nur so kurze Leben Gorch Focks gewesen. Der 1880 auf Finkenwärder geborene Nordseefischerjunge, der standesamtlich eigentlich auf den Namen Johann Kinau hörte, hatte wohl von früh an davon geträumt, ein Seemann, wie alle seine Vorfahren, zu werden, der Gedanke an den Dichterberuf ist ihm in seinem Heimatdorf aber gewiß so fremd wie der Gedanke an eine Wohnung auf dem Monde geblieben. Auch als der 14jährige dann als Krämerlehrling in Geestemünde ein wenig mehr mit der Welt in Berührung kommt und als der 17jährige die Laufbahn als Handlungsgehilfe in Bremerhaven, Meiningen, Bremen, Halle, Hamburg fortsetzt, ist er wohl darauf bedacht, sein geringes Schulwissen, besonders seine Sprachkenntnisse, zu erweitern, im übrigen widmet er sich aber mit allem Eifer dem freilich nicht ganz freiwillig erwählten Kaufmannsberuf, ohne viel an Schriftstellerei und andere fernliegende Dinge zu denken. In Hamburg erst wird in dem bald dem 30. Lebensjahr zuschreitenden Fock der Trieb zum Erzählen und zum Schreiben lebendiger. Einen äußeren Anstoß dazu gaben die mancherlei Anregungen, die der Verkehr im Plattdeutschen und im Kaufmännischen Verein ihm brachte, der wichtigere innere Antrieb zum Dichten kam dem im nüchternen Kontordienst arbeitenden jungen Kaufmann aber aus dem starken Erinnerungsleben, das all sein Denken mit der Zeit und dem Ort seiner Kindheit verknüpfte und das alles in seiner Phantasie zu kraftvollen farbigen Gestalten werden ließ, was ihm in Heimat und Kindheit nahe getreten war.

So entstanden kleine Geschichten und Bilder aus dem Finkenwärder Fischerleben, die Beifall in den genannten Vereinen und bei den Lesern der Hamburger Zeitungen fanden. Eine Anzahl davon vereinigte Fock in seinem ersten 1910 unter dem Titel „Schullengrieper un Tungenknieper" erschienenen Buche. 1911 folgte „Hein Godenwind, de Admirol vun Moskitonien, n' deftige

Hamborger Geschicht". 1913 kam der Finkenwärder Roman „Seefahrt ist not", 1914 die „Hamborger Janmooten" und die „Fahrensleute", zwei Bücher, die wieder wie die Schullengrieper eine Anzahl von Erzählungen und Schildenungen aus Finkenwärder und Umgegend zusammenfaßten, und nach des Dichters Tode eine ähnliche Sammlung unter dem Titel „Nordsee" (1916) sowie das von 1908 bis zur Schlacht am Skagerrak führende Tagebuch „Sterne überm Meer" (1917). Dazwischen liegen noch ein paar kleinere Dichtungen: die Einakter „De Doggerbank" (1911) und „Cilli Cohrs" (1914), einige Hefte mit Gedichten, besonders plattdeutschen Kriegsgedichten, das Fragment „Die Königin von Honolulu" (1913) u. a.

Die Dichtung, in die Fock mehr als in andere seine ganze Seele hineingelegt hat und die erst seinen Namen über den Hamburger Freundeskreis hinaus bekannt gemacht hat, ist der Roman „Seefahrt ist not". Wie aus allen Dichtungen Focks spricht auch aus diesem Buch die starke Heimatliebe des Dichters. Aber alles ist hier noch tiefer und inniger gefaßt; hat doch Fock sein Buch unter den drückenden und schmerzenden Gedanken geschrieben, daß er seine Heimatinsel, die der Hamburger Staat in die Hafenbauten eingezogen hatte, mit all ihren Erinnerungen bald für immer werde verlieren müssen. Focks Seefahrtroman ist ein Stück Lebensgeschichte. An romanhaften Ereignissen im üblichen Sinn fehlt es ihm gänzlich. Er erzählt einfach von dem alltäglichen Treiben der Nordseefischer und ihrer Angehörigen: wie Klaus Mewes, der prächtige Finkenwärder Fischermann, auf seinen Fischfangfahrten in der stürmischen See arbeitet, während Gescha, seine Frau, im freundlichen Finkenwärder Fischerhaus um ihn bangt, wie er seinen Fang in Hamburg und an der Wesermündung zu Markt bringt, wie er inzwischen wieder auf Finkenwärder vorspricht, wie er seinen Jungen, den kleinen „Störtebeker" gelegentlich mit auf die See nimmt, ohne sich viel um die Sorge der Mutter zu kümmern, wie endlich Klaus Mewes bei einem furchtbaren Seesturm „bleibt", wie der kleine Störtebeker sich verzehrt in Sehnsucht nach dem Vater und nach der See, an der all sein Denken und Tun hängt und der er trotz aller Hemmnisse bald ebenso angehört wie der Vater, der Großvater und all die übrigen Finkenwärder Fischersleute.

Als Held der ganzen Dichtung ist weniger Klaus Mewes als sein Junge, der Störtebeker, anzusehen. Gerade in Störtebeker hat der Dichter eigenste Jugenderlebnisse und -Eindrücke mit so glücklicher und sicherer Hand verkörpert, daß er in diesem kleinen Helden eine Romangestalt geschaffen hat, der in ihrer Eigenart wenig Aehnliches in der deutschen Dichtung an die Seite zu stellen sein dürfte. Alles in Störtebeker ist Wille und Tatendrang, Wille von trieb- und instinktartiger Stärke und Einseitigkeit, und eine Lust sich zu regen und mitzutun, die weit entfernt von kindlicher Spielerei sich nicht weniger zwecksicher dem Schaffen der Alten anpaßt, als es zum Beispiel die junge Seeente beim Nestbau tut. Und so wie das Tierjunge unwiderstehlich den Alten nach auf das Wasser hinausgetrieben wird, so ist auch dieser Knirps von Fischerjungen durch keine Macht auf dem Lande festzuhalten. Die Seeluft ist sein Lebenselement, und alle Gefahren und alle Härten des Seelebens tragen nur dazu bei, sein ganzes Denken und Wollen nur noch enger mit diesem Element zu verbinden. So lange er denken kann, haben Vater und Verwandte und Fischerknechte von dem Treiben auf der hohen See erzählt, so kann es auch für ihn — wie für das auf den Magneten zustrebende Eisenstück — nur ein Ziel, nur eine Richtung seines Strebens — die See mit ihren Freuden und Fährnissen — geben.

Die große Kunst Focks besteht nun darin, daß er all dies Triebartige in seinem kleinen Helden so überzeugend und lebendig zur Anschauung bringt, daß auch der Leser dauernd in diesem Zauberbann, den die See auf die ihr Verschworenen ausübt, festgehalten wird. Allerdings konnte eine solche Dichtung nur einem Dichter gelingen, der selbst von Jugend an von dieser Zauberkraft der See etwas in sich verspürt hatte und der zugleich, mit starker Einbildungs- und Einfühlungskraft ausgerüstet, die Dinge und Gestalten der ganzen Seekanten-Umwelt sich völlig zu eigen machen konnte.

Nur aus solcher Stimmung heraus konnte dann die prachtvolle Schilderung dieser ganzen Kleinwelt zu stande kommen: der lachende, wagemutige, tatfrohe Klaus Mewes; Störtebeker, der mit seiner unverwüstlichen Frische alle Herzen gewinnt; Gescha, die bei aller bangen Sorge tapfere Mutter; die Fischerknechte Kap Horn und Hein Mück, die — beide in ganzer Hingabe an die harte Fischerarbeit und an ihren Meister Klaus Mewes — ihre Ruhestunden ausfüllen: der eine mit Erinnerungen an seine vielen weiten Ozeanfahrten, der andere mit den vorausgekosteten Freuden der Finkenwärder Tanzmusik und Fischergeselligkeit; und dazu alle die anderen Finkenwärder Fischer und Fischerfrauen in frohen und ernsten Stunden, bei der Arbeit an Land und auf See, beim Plaudern und Essen und Feiern zu Hause, im Dorfkrug und auf dem Deich, beim Kirchgang, beim Osterfeuer, bei der Totenbestattung, beim Jahrmarkt und auf dem Tanzboden, — nicht zu vergessen auch die vielen überaus glücklichen Bilder von der stürmenden und von der glatten See, von der Elbkante und vom Hamburger Hafen, aus der Fischerdorfstille und aus dem lärmenden Treiben in St. Pauli und Altona.

Nicht ganz mit Unrecht hat man darauf hingewiesen, daß die künstlerische Stoffordnung und -Beherrschung in Focks Seefahrtromanen noch zu wünschen übrig lasse. Fock selbst scheint diesen Mangel gefühlt zu haben. Er ist überzeugt gewesen, daß er in reiferem Alter noch reifere Dichtungen hätte schaffen können. Was ihn aber in der kurzen Zeit seiner Dichterlaufbahn zu schaffen vergönnt gewesen ist, ist nichtsdestoweniger so, daß man eine rechte Freude daran haben kann. Diese Freude wird auch nicht vermindert, wenn man immer wieder fühlt, daß in Focks Dichtungen auch die Person des Dichters stark in den Vordergrund tritt, daß seine Gestalten gerade nicht in objektiver, abgeklärter Losgelöstheit dastehen. In den Zeiten der naturalistischen Aesthetik würde man hierin allerdings ein künstlerisches Verbrechen gesehen haben. Heute stehen aber die Persönlichkeitswerte wieder höher im Kurs. Natürlich soll der Dichter kein Schönfärber sein. Und Fock ist es am wenigstens. Die Welt, die er schildert, faßt er mit aller Wirklichkeitsfreude auf. Diese Welt, seine Heimatwelt, ist ihm aber zugleich der Nährboden alles Tüchtigen, Sonnigen, Frohgemuten, und so ist sie der Gegenstand seiner starken, mannhaften Liebe und Verehrung. Sie ist es um so mehr, weil sie eine untergehende Welt ist, da sie sich gegen den Ansturm der Großstadt und der Großstadtwirtschaft nicht länger zu behaupten vermag. Kein Wunder daher, daß Fock diese seine Heimatdichtung mit der ganzen Wärme hingebender Liebe geschrieben hat. Mag sie deshalb immerhin kein Kunstwerk von völliger Ruhe und Sachlichkeit geworden sein, ein echtes rechtes Kunstwerk bleibt sie dennoch. Ja, mit ihrer starken persönlichen Wärme gerade ist sie das Hohelied auf Seelust und Seeheimweh geworden, und so wird sie gewiß auf empfängliche Gemüter dauernd einen starken Zauber ausüben.

Die Menschen und Verhältnisse des Seefahrtromans finden sich wieder in den „Schullengriepern“, den „Fahrensleuten“ und in der „Nordsee“. Der Schauplatz der vielen kleinen Geschichten und Schilderungen dieser drei Bücher ist fast ausschließlich Finkenwärder, und die meisten von ihnen könnten fast als Kapitel in „Seefahrt ist not“ vorkommen, in ähnlicher Weise, wie die kleinen Erzählungen von Fehrs mit ihren gleichen Personen und Zuständen als Ausschnitte aus seinem großen Maren-Roman angesehen werden können. Ganz gleichwertig sind diese verschiedenen kleinen Dichtungen Focks allerdings nicht. Manche lassen noch die sichere Hand des reifen Dichters vermissen. Im ganzen wird man aber auch an diesen anspruchslosen, teils ernsten, teils scherzhaften Schilderungsversuchen des jungen Dichters sich erfreuen können, so vor allem — um nur einiges zu nennen — an „Hein Saß in 'n Heben“, einer prächtigen Unterhaltung eines alten Finkenwärder Fischers mit dem Himmelspförtner Petrus, an „Eggert-Eggert“, dem drolligen Geschichtenerzähler, der das Ende nicht finden kann, an dem „Krämer“, der, nachdem er all seinen Wohlstand der See schuldig geworden ist, seine drei Söhne als Opfer der See hingeben muß, u. a.

Mehr als die eben genannten läßt eine andere Sammlung kleiner Dichtungen in Fock den reifen, humor- und gemütvollen Weltbetrachter und Dichter erkennen. Es ist dies das unter dem Titel „Hamborger Janmooten“ vereinigte Dutzend Geschichten. Der Schauplatz ist hierin zumeist von Finkenwärder nach dem Hamburger Hafen verlegt. Seeluft weht also auch durch diese Dichtungen. Im Aeußern weichen sie insofern etwas von den anderen Sammlungen ab, als in ihnen das Plattdeutsche überwiegt. Vielleicht haben die Schilderungen auch dadurch eine größere Nähe zu den Dingen und eine größere Wärme bekommen. Jedenfalls gehören sie, soweit ich sehe, zu den besten Kleindichtungen, die das Plattdeutsche aufzuweisen hat. Mit herzlichem Behagen nur kann man all das lesen, was Fock hier von den alten derbgemütlichen Schiffskapitänen, von den biederen weitgefahrenen Matrosen, von den tüchtigen Hafenarbeitern in der Art des Kohlenjumpers und ihrem Gegenstück, den verbummelten und verschnappsten „Fischmarktlöwen“, zu erzählen weiß. Auch ein besonders hübsches Finkenwärder Bild findet sich in der Janmooten-Sammlung: Es hat den Titel „Bi Hus“. Geschildert wird darin ein Sonntag, den der junge Fischer Hein Külper bei seiner Mutter und beim Plaudern mit den Dorfbekannten verbringt. Weiter nichts. Aber das Ganze ist so lebenswarm und anziehend dargestellt, daß es als ein in seiner Art unübertreffliches kleines Meisterstück der Schilderungskunst gelten muß.

Soweit es sich um Schauplatz und Gegenstand der Dichtung handelt, steht den Janmooten der „Hein Godenwind“ nahe. Dichterisch ist die Geschichte mit ihrem etwas polternden Humor aber wohl von geringerem Wert. Auch Fock selbst stellt sie nicht allzu hoch; er meint, er habe sie 30 Jahre zu früh geschrieben, das Buch sei eine Art Kuchen aus lauter Rosinen, das Brot fehle. Wer an derbspaßigen Kasperlegeschichten Vergnügen findet, wird aber auch die nicht ganz wahrscheinlichen Abenteuer des Kapitäns Godenwind, der die Elbe mit seiner Piraterei unsicher macht, gern zur Hand nehmen.

Daß Fock auch bühnenwirksam zu schreiben verstand, beweist der Einakter Cilli Cohrs, der ein gehaltvolles Stück Liebesleben aus einem Fischerhause zur Anschauung bringt.

Von den nicht gerade zahlreichen Gedichten Focks haben die plattdeutschen Kriegsgedichte am meisten Beifall gefunden. Wie packende volkstümliche Töne der Dichter auf diesem Gebiet anzuschlagen verstand, sieht man z. B. aus dem kräftigen Spottlied auf England „Ik weet John Bull, di geiht dat good“, das wohl wenigen niederdeutschen Land- und Seekämpfern unbekannt geblieben ist.

Leider ist es Gorch Fock nicht vergönnt gewesen, seine tiefen Eindrücke von den Kriegsschauplätzen in Rußland, Polen, Serbien, bei Verdun und an Bord des Kreuzers Wiesbaden dichterisch zu gestalten. Zu welchen Leistungen diese Kriegserlebnisse ihn befähigt haben würden, läßt sich aber aus manchen Briefstellen ahnen und vor allem aus Schilderungen, wie „Der Uebergang über die Sau“, die sich in dem kürzlich veröffentlichten Tagebuch („Sterne über'm Meer“) findet.

Mit diesem Tagebuch hat der verewigte Dichter seinen Freunden ein besonders schönes Geschenk hinterlassen. Es ist die wertvollste Ergänzung zu seinen Dichtungen. Beide zusammen erst zeigen Fock in seiner ganzen Eigenart. Nun erst glaubt man sein Innenleben ganz zu verstehen, nun erst glaubt man ihn ganz zu besitzen diesen prächtigen, immer höher wachsenden, starken, reifen Menschen, diesen Dichter der frisch-fröhlichen Arbeit und des immer wagemutigen, kraftstählenden Kampfs gegen die Naturgewalten von Sturm und See. Und noch in anderer Hinsicht ist das Tagebuch von hohem Werte. Indem es eine Fülle von selbsterarbeiteten gesunden Gedanken und Anschauungen eines „Antodidakten“ mitteilt, zwingt es dazu, dem Ursprünglichen in der Persönlichkeit wieder mehr Wert beizulegen und bei der Beurteilung von Menschen weniger nach den abgesessenen Schuljahren zu fragen, als nach der Fähigkeit, mit warmem Herzen und hellem Kopf, das Leben zu erfassen und zu meistern. Das Erfreulichste aber ist es, aus einer Schrift

wie Focks Tagebuch wieder zu erkennen, daß gerade in den einfachen Dorfhäusern des deutschen Volkes noch ungeahnte Kräfte allerbester Art schlummern, Kräfte derselben Art, wie wir sie — trotz allem — nun schon jahrelang in den Leistungen und in der Opferwilligkeit des Weltkrieges staunend bewundern. So kann uns Gorch Fock selbst, seine Person und seine Dichtung, ein Bürge der Gesundheit und Frische deutschen Volkstums sein. Und darum dürfen wir in ihm nicht blos den Dichter hochschätzen, wir dürfen in Gorch Fock auch den Menschen liebbehalten, und das aus dem Grunde, weil wir in seiner lachendfrohen, helläugigvertrauenden, opferbereittapferen Siegfriednatur die Wesenszüge besten Deutschtums wiederfinden.

Bromberger Werbeblatt.

Von Professor Dr. Bollert-Bromberg.

Es ist eine sehr berechtigte und auch oft erhobene Forderung, daß die Bücherhallen Fühlung nehmen sollen mit den übrigen Volksbildungseinrichtungen, insonderheit mit der Volksschule. Der Gedanke liegt nahe, die Bücherhalle gerade in dem Augenblicke dem jungen Menschen eindringlich vor Augen zu führen, wo er den Schritt aus der Schule ins Leben tut. Wir haben uns daher hier in Bromberg vorgenommen, regelmäßig an die Schüler und Schülerinnen bei ihrer Entlassung aus der Volksschule ein Blatt zu verteilen, das sie auf die Städtische Bücherhalle hinweist. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ähnliches auch anderwärts schon geschieht. Aber als ich Umschau hielt nach geeigneten Vorbildern für unser Werbeblatt, stellte sich heraus, daß sowohl der Leipziger „Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen“ wie der Berliner „Zentrale für Volksbücherei“ kein solches Muster bekannt war. Wenn ich mir nun auch ganz gewiß nicht einbilde, daß unser Werbeblatt ein schlechthin mustergiltiges Erzeugnis ist, so erscheint mir dieses Werbemittel als solches so wichtig zu sein, daß dadurch die Veröffentlichung eines Versuches zu seiner praktischen Anwendung gerechtfertigt wird. Vielleicht, daß ein anderer daraus etwas Besseres macht oder darin etwas Brauchbares findet!

An die Schulentlassenen!

Aus der Schule entlassen werden heißt für die meisten: in ernste anstrengende Erwerbstätigkeit treten. Kein Wunder, daß sie sich bald umzusehen anfangen, wo man sich nach getaner Arbeit in Feierstunden und an Feiertagen am schönsten erholen und unterhalten kann. Da gibt es nun viele Möglichkeiten, gute und schlechte, gesunde und schädliche, billige und teuere. Mancher hat den guten Vorsatz, auch seine Freizeit möglichst verständig auszunutzen. Aber wie? Dieses Blättchen soll den Weg zu einer der besten, gesündesten und billigsten Quellen der Erholung und Freude weisen: zu den Büchern.

Bücher erzählen spannende Abenteuer und schöne Geschichten, in denen man von fremden Völkern und fernen Zeiten, von Lust und Leid des Menschenherzens, von Heldentaten und Verbrechen hört. Mit einem lustigen Buche kann man lachen, mit einem traurigen weinen. Ein gutes Buch ist die schönste Unterhaltung.

Es gibt aber viele, die wissen, daß noch viel zu lernen übrigbleibt, wenn man die Schule verläßt. Wer vorwärtskommen und sich nicht zeitlebens mit geringem Lohn begnügen will, muß weiterlernen! Mancher große Mann ist nur dadurch groß und berühmt geworden, daß er als junger Anfänger jede freie Stunde mit eisernem Fleiße an seiner Bildung weitergearbeitet hat. Und wie kann man das am besten tun? Wiederum mit Hilfe von Büchern.

Bücher wissen alles und lehren alles. Sie erklären dir, wie die Erde geworden ist, auf der du wandelst; sie erklären die Sterne, die Pflanzen, die

Tiere, die Steine; sie erzählen, wie es vor Jahrhunderten in der Stadt aussah, in der du lebst, und wie die Staaten, die es heute gibt, im Laufe der Zeiten entstanden sind; sie erklären die Verfassung und Verwaltung deiner Vaterstadt und deines Vaterlandes und bereiten dich auf deine Rechte und Pflichten als Staatsbürger vor; sie helfen beim Gartenbau und bei der Viehzucht, bringen dich vorwärts in Handwerk, Handel und jeglicher Arbeit. Es gibt keine Frage, auf die ein Buch nicht Antwort weiß.

„Bücher aber sind teuer, und es ist schwer für mich, die richtigen Bücher, wie ich sie gerade brauche und wie sie mir gefallen, herauszufinden!" Nein! Hier in Bromberg gibt es eine Stelle, wo man die Bücher umsonst bekommt und wo man sich bequem die passenden geben lassen kann. Das ist in der Städtischen Bücherhalle, die dich durch dieses Blatt zu einem Besuche einladet.

Die Städtische Bücherhalle, Hofstraße 9, dicht am Friedrichsplatz, verleiht vollständig kostenlos ihre Bücher. Sie ist für Jugendliche vom 12. bis 16. Lebensjahre Mittwochs und Sonnabends von 3—5 Uhr geöffnet, für Erwachsene vom 17. Lebensjahre an wochentags von 5—$^1/_2$ 9 Uhr und Sonntags von 12—1 Uhr.

Berichte über Bibliotheken einzelner Städte.

Der Verein für allgemeine Volksbibliotheken Hannover für 1917 ist den Zeitverhältnissen gemäß sehr summarisch gehalten. Von den 13 Büchereien, die fast durchweg in Papierhandlungen usw. untergebracht sind, wurde eine (VIII.), die in einem Zigarrenladen eine recht mangelhafte Unterkunft hatte, aufgelöst; die darin enthaltenen Bücher, so weit sie nicht überhaupt ausschieden, wurden an einige andere Büchereien verteilt. Auch sonst unterzog man die Bestände einer scharfen Musterung, so daß trotz der Neuanschaffungen die Zahl der vorhandenen Bände von 17 295 auf 16 761 Bände sank. Die Zahl der Leser, die 1913 erst 1080 und 1914 1346 betrug, war 1915 mit 1376 fast stehen geblieben; 1916 aber stieg sie auf 1700 und im Berichtjahr auf 2085. Auch die Ausleihe wuchs von 47 729 Bänden im Jahr 1913, nach einem Stillstand in den beiden folgenden Jahren, auf 55 345 Bände im Jahr 1916 und 64 512 im Berichtjahr. „Je stärker sich aber das Lesebedürfnis bei den Benutzern unserer Büchereien von Jahr zu Jahr offenbart, desto mehr empfinden wir, wie unzulänglich die Einrichtungen sind, die wir unsererseits zu seiner Befriedigung zu bieten vermögen." Dieser Stoßseufzer ist bei einer Jahresausgabe von nur 8156 M. gewiß berechtigt, staunend fragt man sich, warum die Stadtverwaltung, die doch der modernen Kunst ein so großes und opfervolles Verständnis entgegenbringt, für die Volksbibliotheken nicht angemessene Aufwendungen macht! Die heimkehrenden Krieger würden es gewiß mit Freude begrüßen, wenn gut ausgewählte, reichhaltige Büchereien und behagliche Leseräume sie bei der siegreichen Rückkehr empfangen würden.

Der ausführliche handschriftliche Jahresbericht der Städtischen Bücherhalle Neumünster spricht von überraschenden glänzenden Ergebnissen, die 1917 erzielt worden seien. Die Zahl der entliehenen Bände stieg von 55 246 im Vorjahr auf 66 755, nahm also um 11 509 Bände zu. Dementsprechend erlangte auch die Zahl der eingeschriebenen Leser mit 1307 (im Vorjahr 1029) eine noch nie erreichte Höhe. Damit nahm natürlich auch die Arbeitsleistung zu, so daß die eine Bibliothekarin unmöglich noch allein durchkommen konnte. Zwei bisherige Assistentinnen rückten demgemäß in zwei neubegründete Bibliothekarinnenstellen ein. Trotzdem ließ sich mit dem vorhandenen Personal der Ausleihebetrieb in den engen und völlig unzulänglichen Räumen nur schwer bewältigen. Der Bücherbestand der sich

Ende 1916 auf 19752 erstmalige Bände und 3081 Doubletten belief, erhielt einen Zuwachs von 1226 Bänden, worunter 89 Doubletten waren. Am Schluß des Jahres umfaßte der Bücherschatz also 24057 katalogisierte Bände. Davon kamen 49,3 % auf unterhaltende, 38,5 % auf belehrende und 12,2 % auf Zeitschriftenliteratur. Bei der Ausleihe waren diese drei Gruppen mit 83,7 %, 12,2 % und 4,1 % vertreten. In diesen Verhältniszahlen hat sich gegen das Vorjahr kaum etwas geändert. Die Ausgaben stellten sich auf 9350 M., davon waren 3460 persönliche, 5890 sachliche. Aus Lesegebühren kamen 1950 M. ein, der Zuschuß der Stadt betrug 7400. Die Lesegebühr für Einheimische belief sich auf 2, für Leser aus der Umgegend auf 4 M. Das Bücherverzeichnis mit Nachtrag kostet 50 Pf. Die drei Bibliothekarinnen erhielten außer den Teuerungszulagen 1100, 1000 und 800 M., eine jedenfalls unauskömmliche Besoldung, deren angemessene Aufbesserung der Magistrat sich angelegen sein lassen sollte, zumal die überaus günstige Entwicklung dieses von sachkundiger Hand geleiteten Instituts doch auch der Stadt zur Ehre gereicht!

Der Tätigkeitsbericht 1917 des Vereins Zentralbibliothek in Wien (Wien, Verlag Zentralbibliothek, Weyringergasse 27a) für 1917 bringt eine Abbildung der Büste Eduard Reyers. Zugleich erfährt man, daß diese Schöpfung des Unvergeßlichen nunmehr das zwanzigste Jahr vollendet hat. Es ergab sich, daß der Weltkrieg, wenn er auch in den ersten Monaten eine vorübergehende Depression der Benutzung bewirkte, doch die erfreuliche Entwicklung nicht zu hemmen vermochte. „Im Gegenteil: das Bildungsbedürfnis aller Gesellschaftsschichten ist außerordentlich gestiegen, und daß sich die Mehrheit der Lesenden dabei immer intensiver der ernsteren Belehrung zuwendet und dadurch beweist, daß es die Lehren aus dem Kriege und der dadurch geschaffenen veränderten Lage aller Dinge richtig einschätzt, zeigt sich in der bedeutenden Steigerung der Entlehnungen wissenschaftlicher Werke, deren Ziffer schon seit dem Jahr 1912 bei der Zentrale (Eduard Reyer-Bibliothek) sich ständig über derjenigen der Werke der Schönen Literatur hält, seit Kriegsbeginn aber in fortwährendem Aufstieg begriffen ist und 1916 und 1917 eine prozentuelle Vermehrung (ohne Abgabe an die Filialen) von 52,4 % aufweist, während die Inanspruchnahme der Zentrale an Werken der Schönen Literatur nur um 29,2 % zugenommen hat. Die Musik-Entlehnungen sind um 25,5 % gestiegen, so daß die Gesamtsteigerung bei der Zentrale 34,6 % beträgt. Bei den Filialen ergibt sich eine Vermehrung von 24 %." Um diesen vermehrten Ansprüchen zu genügen, sah sich der Vorstand gezwungen, seit dem 1. Jan. 1918 die Lesegebühr zu erhöhen. — Die Gesamtentlehnungen stiegen gegenüber dem Vorjahr stärker als jemals vorher, nämlich um 2,1 Millionen, so daß die Ziffer von 9200000 Bänden erreicht wurde. Von der Zentrale wurden 3250000 Bände, das ist um eine Million mehr, von den 25 Filialen 5900000, also um 1,1 Millionen Bände mehr als im Vorjahre, ausgeliehen. Sechzehn von den 25 Filialen weisen Entlehnungen von über 200000 Bänden auf, allen voran steht auch diesmal Filiale V mit 464000 Bänden. Der Bericht enthält reiche Angaben über die meistgelesenen Werke der schönen, der wissenschaftlichen Literatur, der Jugendschriften sowie der Musikalien. — Was nun die Finanzen anbelangt, so waren bedeutende Mehraufwendungen erforderlich und andere stehen noch bevor. Es mag an die steigende Versorgepflicht für die Angestellten, die Erweiterung der Lokale und an angemessene Auffüllung des Büchermaterials und endlich an die allgemeine Preissteigerung erinnert werden. Demgegenüber wurden die Monatsgebühren in der Zentrale von 1,20 K. auf 2 K. und in ähnlicher Weise bei den Filialen erhöht. Der Umsatz stieg demgemäß bedeutend und zwar auf 535793 K. mit einem Schlußsaldo von 26737 K. im Guthaben. Für Bücherankauf einschließlich Buchbinderarbeiten wurden 106501 K. verwendet, d. h. 4000 K. mehr als im Vorjahr. Der Bücherbestand stellte sich am Schluß des Verwaltungsjahrs auf 709000 Bände, von denen 309000 der Zentrale und 400000 den Filialen angehörten.

Der Bericht des Volksbildungsvereins zu Wiesbaden über das am 31. März 1918 endende Verwaltungsjahr teilt mit, daß von den fünf von ihm verwalteten Volksbüchereien nur vier benutzt werden konnten. Die Gesamtzahl der entliehenen Bände betrug 107851. Seit dem 1. März 1908 wurde die Leihgebühr für einen Band bei 14tägiger Lesezeit auf 5 Pf. und für die Jahreskarte auf 2 M. erhöht. Die Volkslesehalle wurde von 35431 Personen (im Vorjahr 33166) besucht. Die Handbibliothek wurde einer genauen Musterung unterzogen; sehr viele veraltete Werke wurden ausgeschieden und den Volksbüchereien sowie der Nassauischen Landesbibliothek überwiesen. Mit einer planmäßigen Ergänzung ist begonnen, sie soll auf mehrere Finanzjahre verteilt werden. Auch die drei Kinderlesehallen waren im Winterhalbjahr gut besucht. Einen glänzenden Erfolg hatten die Wiesbadener Volksbücher, von denen 1674415 Exemplare im Verwaltungsjahr verkauft wurden. Seit Erscheinen der Sammlung (1900) beläuft sich der Absatz bereits auf 10222230 Bändchen. Herausgekommen sind jetzt 190 Nummern. „An unsere Soldaten im Felde und auf der See, in Lazaretten und in Gefangenenlagern verschenkten wir im letzten Jahr 3168 Bändchen in 243 Sendungen.“ Bitten die an den Ausschuß um kostenlose Ueberweisung gerichtet wurden, sind, wenn sie in der richtigen Weise begründet waren, stets erfüllt worden.

Sonstige Mitteilungen.

Einem Aufsatz "Kriegsblinden-Bücherei“ (Vossische Zeitung Nr. 260 vom 24. Mai) ist zu entnehmen, daß am 23. Mai 1918 zum 70. Geburtstag Ernst von Ihnes zur Erinnerung an ihn von seiner Frau die erste Kriegsblindenbücherei in Berlin eingeweiht wurde. Diese Bibliothek, die in dem von E. v. Ihne errichteten Kriegsblindenheim (Bellevuestraße 12) untergebracht ist, umfaßt 3000 Bände Unterhaltungsschriften, belehrende Literatur und Musikwerke. Teils entstammen diese Bücher den Blindendruckereien, teils sind sie von 100 Damen in aufopferungsvoller Arbeit mit der Hand hergestellt. Die Einweihung der Bücherei fand vor einer illustren Gesellschaft statt. Bei der Feier wies Prof. Springer auf die Bedeutung der Bücherei namentlich mit Rücksicht auf die vielen Erblindungen infolge des Weltkriegs hin und der Bücherwart und Blindenlehrer Blitzner, selbst ein Insasse des Heims, dankte der Stifterin in bewegten Worten.

Auf Anregung der Zentrale für Volksbücherei am Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht fand in der zweiten Hälfte der Pfingstwoche unter Leitung des Vorstands der Frankfurter Freibibliothek zu Frankfurt a. M. ein Vortragskursus über Büchereiwesen für den Regierungsbezirk Wiesbaden statt. Hierbei sprach P. Ladewig über „Zentralisation und Dezentralisation“ sowie über „Etatspolitik“; Sulzer über „Literarische Beratung“ und Fronemann-Frankfurt über die „Grundsätze bei Aufstellung von Jugendliteratur-Musterlisten“; Seerig selbst über „Katalogführung in der Volksbücherei“, P. Marsop über „Unser Musikleben und die öffentlichen Musikbüchereien“. Theob. Ziegler behandelte an zwei aufeinanderfolgenden Tagen in großzügiger Weise den „Aufgabenkreis des Volksbildners“. Der Vortragende ging davon aus, daß soziales Verantwortlichkeitsgefühl für den Mitmenschen der Grund aller Volksbildungsarbeit sei. Nicht darauf komme es so sehr an, das Wissen des Einzelnen zu vermehren oder ihm die Teilnahme an den Werken der Literatur und Kunst zu erschließen, als darauf, ihm das Bewußtsein der Zugehörigkeit zur Volksgemeinschaft zu erwecken. Hierin liege schon die Neutralität der Volksbildungsarbeit in höherem Sinne beschlossen. Diese Neutralität der Duldung und Achtung vor anderen ist dabei nur die eine Seite der Sache, die andere ist die Universalität, das Streben nach Erweiterung

des Gesichtskreises und nach ehrfurchtsvoller Anerkennung des Universalen. Nr. 146 der „Frankfurter Zeitung" vom 28. Mai enthält ein ausführliches Referat von Herm. Herrigel über diese anregende Tagung, die vor allem die grundsätzliche zukünftige Volksbildungsarbeit betont wissen wollte. Die Zahl der Teilnehmer belief sich auf mehr als 80.

Die deutsche Zentralbücherei für Blinde in Leipzig veranstaltete in diesem Frühjahr im Deutschen Buchhändlerhause dort eine Ausstellung, die die Entstehung des Blindenbuchs veranschaulichen soll. Ueber die Bestrebungen der Frau Marie Lemnitz-Klamroth für angemessene Ausstattung der Blindenbücher wurde schon in den „Blättern" hingewiesen. Die gegenwärtige Ausstellung will weiteste Kreise von dem großen Unterschied zwischen dilettantischer und systematischer Arbeit bei der Herstellung von Blindenbüchern überzeugen.

Am 31. Juli feiert der größte lebende deutsche Volksschriftsteller, Peter Rosegger, seinen 75. Geburtstag. Im Hinblick hierauf brachte Heft 5/6 der „Blätter" bereits eine Würdigung dieses deutschen Mannes, der das Herz am rechten Fleck sitzen hat, von L. Pieth im Anschluß an das große sein ganzes Leben und Wirken umfassende Buch A. Vulliods, das in der deutschen Uebersetzung M. Neckers vorliegt (S. 70). Bei diesem Anlaß aber mag an eine andere Schrift erinnert werden, die zu Roseggers 70. Geburtstag erschienen ist. Damals veröffentlichte sein Landsmann, der treffliche Rich. Plattensteiner, eine kurze volkstümliche Charakteristik, die namentlich kleineren Bildungsbibliotheken empfohlen sei.[1]) Sehr viel höheren Ansprüchen wird das einige Jahre früher herausgekommene reich illustrierte Werk von Hermine und Hugo Möbius gerecht, das zum erstenmal eine auf den Tatsachen beruhende und das tatsächliche Material erschöpfende „Dichtung und Wahrheit" scheidende Darstellung dieses in die Höhe steigenden Lebenslaufs gab. Der sorgfältigen und liebevollen Schilderung des Dichters und seiner Umwelt, die man Hermine Möbius verdankt, folgt eine Besprechung seines Gesamtschaffens und der einzelnen Werke aus der Feder von Hugo Möbius, die im Hinblick auf die große Produktivität des Jubilars namentlich den Leitern von Lesehallen erwünscht sein wird. E. L.

Am 27. Mai starb bei den Kämpfen im Westen den Heldentod der Bibliotheksdirektor Dr. Emil Jaeschke, dessen hervorragende Verdienste um die deutschen Bildungsbibliotheken in einem der nächsten Hefte der Blätter von berufener Seite gewürdigt werden sollen.

Zeitschriftenschau usw.

Der Verein Volks-Lesehalle in Wien hat seine Zeitschrift[3]) an den Verlag J. Habbel in Wien und Regensburg übertragen. Das erste Heft des 8. Jahrgangs (vom 1. März 1918) berichtet, daß die Zeitschrift auch weiterhin die Mittlerin zwischen dem Vereinsvorstand und seinen Mitgliedern sein und

1) Peter Rosegger. Eine Volksschrift. Leipzig, L. Staackmann, 1913. (46 S.) Kart. 0,25 M.

2) Peter Rosegger. Ein Beitrag zur Kenntnis seines Lebens und Schaffens. Eb. (155 S.) Geb. 3,50 M.

3) Volks-Lesehalle. Mitteilungen über Neuerscheinungen des Buchhandels mit besonderer Berücksichtigung der katholischen Volksbüchereien. Geleit. v. A. Vejborny. Wien I, Weihburggasse 9.

daß die Richtung unverändert bleiben soll. Die vorliegende Nummer enthält kleinere Besprechungen aus dem Gebiete der schönen, belehrenden und erbauenden Literatur, daran reihen sich solche von Jugendschriften und Kriegsbüchern. Den Vereinsnachrichten am Schluß ist zu entnehmen, daß die St. Vinzenzbücherei in Eggenberg bei Graz sich der Reichsorganisation der Volkslesehalle angeschlossen hat. In Graz selbst ist die Bildung eines Zweigvereins der Volkslesehalle im Zuge, dem die Obsorge über drei dort bereits vorhandene Vereinsvolksbüchereien anvertraut werden soll.

Mit dem Titel „Die deutsche Volksbücherei. Ein Denkmal für Zeppelin“ hat der Lazarettpfarrer H. Schäfer[1]) ein warmherziges Büchlein geschrieben, das einem weiteren Ausbau unserer Bildungsbibliotheken auf Grund der im Kriege gemachten Erfahrungen das Wort reden will. Immer wieder drang dem Verfasser der Schrei unserer feldgrauen Helden nach Büchern entgegen, und zwar nach wirklich guten und lesbaren Büchern. An solcher Auswahl habe es trotz aller Bemühungen vielfach gefehlt, Schuld daran aber sei schließlich das Nichtvorhandensein einer großen und umfassenden Organisation der deutschen Bücherei gewesen, die eine solche riesenhafte Aufgabe habe in die Hand nehmen können. Und dann schildert Schäfer aus seinen Erfahrungen heraus sehr beredt die Verhältnisse im Lazarett; wie bei den Verwundeten, nachdem die ersten Schmerzen gestillt seien, der Drang nach irgend einer Betätigung erwache. „Welchen unvergleichlichen Dienst könnten nun hier Bücher leisten! Bücher, die der geistigen Höhenlage, der Tiefe der Erlebnisse entsprechen, die wie teilnehmende, zart fühlende, unaufdringliche Freunde aus der gleichen seelischen Stimmung herausreden, die über all die dunklen Fragen des Kopfes und Herzens milde Klarheit breiten und in die Seele erquickenden Frieden bringen.“ — Jedenfalls nach dem Kriege müsse eine große „deutsche Bücherei“ ins Leben treten, die immer wieder das Beste in sich aufnehmen, die zugleich aber auch einen eisernen Bestand des altbewährten Besten zu enthalten habe, das Jedermann bequem zugänglich gemacht werden müsse. Nicht der Spielerei und müßigen Unterhaltung, sondern der Bildung, ernstem Streben, tiefer innerer Freude und schöner Erholung sollen diese Bildungsbibliotheken dienen. Der Verfasser versucht dann im Einzelnen zu schildern, nach welchen Richtungen hin eine Sammlung, wie sie seinem Geist vorschwebt, auszubauen sei. Wie man auch über manche Einzelheiten urteilen mag, die er vorbringt, in seiner Grundauffassung ist er völlig im Rechte, daß nach Friedenschluß in umfassender Weise für unser Volksbibliothekswesen gesorgt werden muß.

Unter der Ueberschrift „Unterhaltung oder Belehrung?“ spricht sich Montanus (Nr. 5/6 von „Der Bibliothekar“, Jahrg. 10) über dies zeitgemäße Thema recht verständig aus. Restlos könne vor allem die Frage nicht gelöst werden, ob es möglich sei, den größten oder wenigstens einen größeren Teil der Leser von dem unterhaltenden Lesestoff zu belehrendem herüberzuziehen. Bei ihrer Beantwortung müsse auf das Persönliche (Veranlagung, Erziehung, Laune, Gesundheitszustand, Gewohnheit) weitgehende Rücksicht genommen werden. Wohl aber bekennt sich Montanus zu dem Grundsatz, daß wirklich bleibender Gewinn nur dem Leser zufällt, der in dem Buch mehr als nur Zeitvertreib sieht. Namentlich, wenn der Benutzer einmal dazu gebracht wird, ein belehrendes Werk nicht nur durchzublättern, sondern tatsächlich durchzuarbeiten von der ersten bis zur letzten Seite einschließlich des Vorworts, könne es von größtem Werte werden. Der Verf. erinnert an den Nutzen, den ihm einstmals eine ausführliche mit Karten ausgestattete Darstellung des 30jährigen Krieges verschafft hat. „So wie mit diesem belehrenden Buche ist es mir später öfter gegangen. Der belehrende Stoff, der mühsam errungen, bringt dauernden Gewinn; die Unterhaltungslektüre dient zumeist und naturgemäß in erster Linie zum Zeitvertreib und gelegentlicher

---

1) Stuttgart, Franckhsche Verlagsh., 1918. (32 S.) 35 Pf.

Ablenkung von mancherlei Widerwärtigkeiten des Lebens." Der Aufsatz schließt mit der Warnung, aus Zeitungen allein das historische oder politische Wissen zu schöpfen. Denn nicht auf glänzend geschriebene Feuilletons, sondern auf die Kenntnis der historischen, politischen, geographischen und wirtschaftlichen Tatsachen kommt es an. „Ein mit kritischen Augen zu betrachtendes Geschichtswerk, eine gute Reisebeschreibung, ein Buch über Länder- und Völkerkunde wäre bei manchem der nun oft ratlos dastehenden Durchschnittsleser und -politiker geeignet gewesen, dicken, sonst unzerteilbaren Nebel zu zerstreuen. Es hätte manchem geholfen, leichter und schneller zu unterscheiden Wahrheit von Lüge, Aufrichtigkeit von Heimtücke, Heldenmut von erbärmlicher Feigheit!"

Neue Eingänge bei der Schriftleitung.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingehender, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen.

Chronik des Deutschen Krieges nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Kundgebungen. Bd. 7 und Ergänzungsband. München, C. H. Becksche Verlagsbuchh., 1916. (495 S., 5 Bilder, 2 Kärtchen und 305 S.) Geb. je 3,50 M.

Die immer weitere Ausdehnung des Kriegsschauplatzes bringt es mit sich, daß die vorliegende „Chronik" jetzt immer kürzere Zeiträume umspannt. So führt der 7. Band die Ereignisse von Mitte Juli bis zum 20. August 1915. Freilich beginnen damals die Tage der Ernte nach der großen Durchbruchsschlacht in Galizien. Im äußersten Nordosten werden die Ergebnisse der Offensive Hindenburgs in Kurland fühlbar und auf seinem rechten Flügel sowie bei den beiden Mittelarmeen, Prinz Leopold und Woyrsch, beginnt der allgemeine Vormarsch über die Weichsel, der mit der Eroberung der polnischen Festungen endet und die siegreichen Armeen bis vor die Forts von Brest-Litowsk führt. Währenddem wird auch auf dem italienisch-österreichischen Kriegsschauplatz und auf den Nebenkriegsschauplätzen in Afrika und Asien weiter gekämpft, auch liegen die Unterseeboote der Mittelmächte mit bestem Erfolg ihrem Vernichtungswerk ob. Den Ausdruck der allgemeinen Stimmung aber findet man wieder in den Verhandlungen des Reichstags, der im August zu seiner fünften Tagung zusammentritt. Eine Ergänzung zu dem schönen Unternehmen bildet Band 8, der die belgischen Gesandtschaftsberichte aus den Jahren 1905 bis 1914 mit kurzen Einleitungen abdruckt: ein erdrückendes Beweismaterial für die Schuld Englands und den Urheber der Einkreisungspolitik! E. L.

Cottasche Handbibliothek. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta, 1917.

Von dieser ihrer guten Auswahl und billigen Preise wegen für Bildungsbibliotheken besonders beachtenswerten Sammlung liegen diesmal vor: Bd. 197: Gobineau, Das rote Tuch. (43 S.) 0,40 M.; Bd. 198: Friedr. Jodl, Zur neueren Philosophie und Seelenkunde. (179 S.) 1 M.; Bd. 199: G. Keller, Romeo und Julia auf dem Dorfe. (106 S.) 0,60 M.; Bd. 200: Th. H. Pantenius, Kurländische Geschichten. (179 S.) 1 M.; Bd. 201: R. Skowronek, Der Bruchhof. (254 S.) 1 M.; Bd. 202: Wilhelm I. und Bismarck in ihrem Briefwechsel, Auswahl und Erläuterung von E. von der Hellen. (240 S.) 1,60 M.

Das Deutsche Drama. Zeitschrift für Freunde dramatischer Kunst. Jg. 1. H. 1 u. 2. Berlin-Tempelhof, Ch. Gerhardt, 1918.

Von dieser neuen Zeitschrift, die von Rich. Elsner herausgegeben wird, liegen Heft 1 und 2 vor, die eine Fülle interessanter Aufsätze über die Aufgaben des deutschen Theaters, über dramaturgische Fragen, über dramatische Dichter usw. enthalten. Besonders interessieren wird z. B. auch ein weiteres Publikum die Abhandlung des Herausgebers „Der Weltkrieg im Drama".

Ehringhaus, Fr., Einführung in die Politik und Weltgeschichte der neuesten Zeit. Halle (Saale), H. Gesenius, 1918. (72 S. u. 27 Bildnisse.) 2 M.

Dies Werkchen ist eine wohlgelungene volkstümliche Umarbeitung von dem Werk von H. Th. List „Grundzüge der deutschen Auslandspolitik seit der Errichtung des Reichs“ für Schule, Haus und für kleine und mittlere Volksbüchereien. Ein kurzes Schlußwort beantwortet die Frage: wer trägt nun die Schuld am Ausbruch des Weltkrieges?

Faraday, M., Naturgeschichte einer Kerze. Mit einem Lebensabriß Faradays herausg. v. R. Meyer. Aufl. 6. Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. (154 S.) Geb. 2,60 M.

Mit recht erfreut sich diese prachtvolle Jugendschrift, die 35 Abbild. und das Porträt des Verfassers aufweist, weitgehender Verbreitung. Wohl aber mag man dem Uebersetzer und Biographen die schmerzlichen Erinnnerungen nachfühlen, die ihm die Arbeit für die Neuherausgabe bereitet. Es spricht für ihn und den billigen Sinn unsers Volks, wenn er im Hinblick auf Faraday sagt: die Schrecken des Weltkrieges und die Leidenschaften, die er entfesselt, können die Schönheit und Reinheit dieses Bildes nicht trüben.

Hessen-Kunst. Jahrbuch f. Kunst- und Denkmalpflege in Hessen und im Rhein-Main-Gebiet. Jahrg. 12. Marburg, N. G. Elwert, 1918. (48 S.) in 4°. 1,50 M.

Diese von Chr. Rauch begründete und redigierte und von namhaften hessischen Künstlern mit Bildschmuck versehene Zeitschrift in Kalenderform verdient wegen ihres gediegenen Inhalts allgemeine Beachtung. Vor allem aber sei auf den Bildschmuck von Otto Ubbelohde hingewiesen, der seine hessische Heimat gründlich kennt, immer neue malerische Ecken und Winkel entdeckt und ihre verschwiegenen landschaftlichen Reize mit feinem Verständnis wiedergibt.

Hessische Lesestube. Herausg. v. A. Zitzer. Marburg, N. G. Elwert, 1917. Jedes etwa 6 Bogen starke Heft 1 M.

Von diesem schönen Unternehmen, das weit über den Bereich des alten Kurhessen hinaus Nachahmung und Verbreitung finden sollte, da es in ausgezeichneter Weise der Heimatliteratur und -kunde dient, liegen diesmal vor: Heft 2: G. Zitzer, Der Polizeihund und andere Erzählungen aus dem Hinterland; Heft 4: Joh. H. Schwalm, Ous Ellervotersch Eppelkist. Heitere Geschichten und Gestalten verschwundener Tage der Schwalm; Heft 5: Joh. H. Schwalm, Falleppel on Läsreiser. Heiteres und Ernstes aus dem Schwelmerleben.

Huber, Michael, Im Reiche der Pharaonen. Band 1. 2. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsh., 1918. (271 u. 290 S.) Geb. 10 M.

In der kürzlich begonnenen gediegen ausgestatteten und mit reichem Bildmaterial versehenen Sammlung „Aus aller Welt“ ist auch das vorliegende Werk erschienen, dessen Verf. im Frühjahr 1914 von Neapel aus eine Studienfahrt nach Aegypten antrat. Zunächst führt ihn der Weg nach Alexandrien, wo er bei den deutschen Borromäusschwestern gastlich aufgenommen wird. Wie hier trägt Huber als Priester und Ordensmann auch sonst in sein Tagebuch mit Vorliebe Beobachtungen über das religiöse Leben der Gegenwart ein, aber von den Zuständen der Gegenwart schweift sein geistiger Blick in die ferne Vergangenheit des merkwürdigen Landes. Erinnerungen aus der Geschichte des Pharaonenreiches flicht er überall der Darstellung ein, wohin ihn auch die Reise führt. Gleichwohl fehlt es auch nicht an humorvollen Reiseepisoden, die uns das laute Leben der Gegenwart in der Zeitperiode unmittelbar vor Ausbruch des Weltkriegs veranschaulichen. Ueber Kairo, wo Huber sich länger aufhält, geht dann die Fahrt nach dem Suezkanal, der noch in vollem Frieden liegt. Auf einem Schiff des österreichischen Lloyd verläßt der Verf. das Land, um in Palästina seine gelehrten Forschungen fortzusetzen. Doch in Jerusalem überrascht ihn die Weltkatastrophe und erst im Frühjahr 1915 öffnet sich ihm durch das Innere von Kleinasien der Rückweg über Konstantinopel zur Heimat. Für diesen zweiten Teil der Reise, der gerade

wegen der Berührung mit den kriegerischen Ereignissen im Orient besonders interessant zu werden verspricht, ist die Stunde der Veröffentlichung noch nicht gekommen, er soll später unter dem Titel „Im Schatten des Kreuzes“ erscheinen. E. K.

Illustrierte Klassiker des Deutschen Theaters nach Inszenierung von Max Reichardt. Berlin, Felix Lehmann, 1917.

Freunde des Theaters werden ihre Freude an dieser geschmackvoll in Biedermaierstil ausgestatteten Sammlung haben, die einen Einblick in die entsagungsvolle und wichtige Tätigkeit der Regie gewährt. Zahlreiche Abbildungen von der Aufführung einzelner Szenen werden dem aufmerksamen Leser willkommen sein. Es liegen vor: Viel Lärm um Nichts von William Shakespeare. Herausg. v. H. Rosenberg. (133 S.) Geb. 2,50 M.; Maria Stuart von Friedrich v. Schiller. Herausg. v. H. Rosenberg. (204 S.) Geb. 2,50 M.

Immergrün. Bd. 36: Erzählungen von Tony Schuhmacher, A. Stein, W. Niethammer und M. Liebrecht. Stuttgart, Verl. d. Evangel. Gesellschaft, 1917. (80 S.) Geb. 1,50 M.

Dieser Band ist hauptsächlich der Erinnerung an das Reformationsfest gewidmet. Luthers Leben und Wirken und die Stätten, da er tätig gewesen ist, werden in Erzählungen für die reifere Jugend und durch gelungenen Bilderschmuck veranschaulicht.

Ompteda, Georg, Freiherr von, Sachsen im Felde. (Ostfront.) Berlin, Aug. Scherl, 1917. (132 S.) 1 M., geb. 2 M.

Immelmann, Max, Meine Kampfflüge. Mit 26 photographischen Aufnahmen. Ebenda. (132 S.) 1 M., geb. 2 M.

Wath, W., Breslau-Midilli. Ein Jahr unter türkischer Flagge. Ebenda. (118 S.) 1 M., geb. 2 M.

Drei neue Kriegsbücher hat der Scherlsche Verlag wiederum herausgebracht, von den verschiedenen Schauplätzen, und mit den Augen der verschiedensten Persönlichkeiten gesehen. Ompteda, der ehemalige sächsische Reiteroffizier erzählt von seinen engeren Landsleuten, die an der russischen Front treue Wacht halten, und überall in seinen Berichten klingt neben herzstärkender Heimatliebe die Kunst des feingebildeten Dichters und Schriftstellers durch. — Ursprünglich, frisch und froh, voll Jugendmut und Tatendurst gibt sich Immelmann in seinen Briefen, die, anfangs nur für die Mutter bestimmt, er dann selbst, kurz vor seinem Ende, noch einem größeren Publikum freigab, um den „vielfach verwirrenden Fliegerbriefen und unechten Darstellungen von Luftkämpfen“ durch schlichte Wahrhaftigkeit entgegen zu treten. Viel Lehrreiches und Interessantes enthalten die kurzen Seiten neben jener unverfälschten Menschlichkeit, die uns den gefeierten Helden auch freundschaftlich näher bringt. — W. Wath, anscheinend Matrose auf S. M. S. Breslau, berichtet nach Tagebuchblättern von den Kreuzerfahrten im Schwarzen Meer, die er unter türkischer Flagge 1914 mit ausführen durfte. Und wenn seine Feder neben anderen Berufsautoren auch ungeübt und unbeholfen anmutet, so werden seine Aufzeichnungen durch die Schilderung dieser besonders interessanten Gegenden doch immerhin einen dankbaren Leserkreis finden. E. Kr.

Pfeilschiffer, Georg, Feldbriefe katholischer Soldaten. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsh., 1918. (XXIV, 226; VI, 264; VI, 170 S.) 4., 4,20 u. 3 M.

Im Januar 1916 faßte der Arbeitsausschuß zur Verteidigung deutscher und katholischer Interessen im Weltkriege den Beschluß, eine Sammlung von Feldbriefen katholischer Soldaten aller Stände und Berufe zu veranstalten zur Abwehr der namentlich von französischer Seite gegen unsere braven Feldgrauen erhobenen Beschuldigungen. Als der gebotene Organisator dieses Unternehmens mußte Prof. Pfeilschiffer gelten, der von den 4500 Briefen, die auf diese Art und Weise zusammenkamen, eine sorgfältige Auswahl von 459 Nummern traf. Ueber die Gesichtspunkte, die ihn dabei leiteten, gibt der

Herausgeber im Vorwort zum ersten Teil ausführlich Auskunft. Es kommt ihm vornehmlich darauf an, einen Einblick in das religiöse Leben der Männer draußen vorm Feind zu erlangen und diese „Dokumente treu katholischen Lebens und echt menschlichen, christlichen Handelns" der Allgemeinheit für jetzt und später zugänglich zu machen. Der erste Teil bietet Briefe „Aus Tagen des Kampfes", der zweite solche „Aus Ruhestellung und der Etappe" dar; der dritte Teil führt den Titel: „Die religiöse Gedankenwelt des Feldsoldaten," er soll Einblick in die „allen Lagen gemeinsamen Züge der Religiosität unserer braven treuen Kämpfer" geben. Kurze Angaben über Schreiber und Adressaten sowie über den bereits schon vorhandenen Abdruck des betreffenden Briefs, falls eben dieser schon früher veröffentlicht war, hat Pf. jeweilig hinzugefügt. Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß dieses prachtvolle Werk für religiös empfindende Leser aller Bekenntnisse von größtem Interesse ist. L.

Pfordten, Herm., Freih. v. der, Handlung und Dichtung der Bühnenwerke Richard Wagners nach ihren Grundlagen in Sage und Geschichte. 6. A. d. Buchausgabe. Berlin, Trowitzsch & Sohn, 1917. (356 S.) Geb. 6 M.

Ein nützliches Buch, das seiner Zeit einem oft geäußerten Wunsche der Richard Wagner-Freunde auf das beste entsprach. Die Bühnenwerke dieses Meisters sind bekanntlich keine Opern im landläufigen Sinne des Worts, sondern „Dramen, in welchen Poesie und Musik zu unzertrennlichem Bunde sich vereinigen und gegenseitig bedingen sollen". Daher kommt auch für den vollen Genuß seiner Musik viel auf das Verständnis seiner Texte an, und dieses vermittelt das vorliegende inhaltreiche Werk, das klar und bündig, aber in gewählter Sprache die Entstehungs- und Quellengeschichte der einzelnen Stücke darstellt. Die neue Ausgabe erscheint, wie der Verfasser mit Genugtuung feststellt, in stattlicherem Gewand. Die Notenbeispiele stehen nicht mehr am Schluß, sondern sind zu größerer Bequemlichkeit des Lesers an der gebotenen Stelle dem Text eingefügt. So wird sich das Buch zu den alten Freunden gewiß neue hinzu erwerben. E. K.

Philippson, Alfr., Das Türkische Reich. Eine geographische Uebersicht. Weimar, G. Kiepenheuer, 1916. (100 S.) 1 M.

Mit begreiflichem Interesse nimmt man jetzt die Bücher über die Türkei zur Hand und zu den besten, die über dieses Land erschienen sind, gehört ohne Frage das vorliegende aus der Feder eines hervorragenden Geographen und Kenners der Mittelmeerländer. In knapper Fassung wird das wesentliche mitgeteilt. Wir lernen den tektonischen Aufbau der einzelnen Teilländer, das Klima und die hierdurch bedingten Anbauverhältnisse, die wirtschaftlichen Zustände und die ethnographische Zusammensetzung kennen. Dies knappe aber inhaltreiche Büchlein bildet Teil 12 der von E. Jäckh herausg. Deutschen Orientbücherei; der Autor ist erfüllt mit Sympathie für das tapfere Volk, dem nach Beendigung des Weltkriegs hoffentlich eine lange Periode friedlichen Gedeihens beschieden sein wird. L.

Ramos, Juan P., Die Bedeutung Deutschlands im europäischen Krieg. Uebers. v. H. Albrecht. Stuttgart, Deutsche Verlagsanst., 1917. (135 S.) 2,50 M.

Das vorliegende Buch kam im Herbst 1915 in Buenos Aires gerade in einer Zeit heraus, als der große Durchbruch der russischen Front auch in Südamerika den blinden Glauben an den Sieg der zahlenmäßigen Ueberlegenheit der Ententegenossen zu erschüttern begonnen hatte. So fanden die verständigen Darlegungen dieses tapferen Freundes des deutschen Volks und seiner Wesensart in Argentinien große Beachtung und trugen wohl auch bei zu der besonnenen politischen Haltung jenes entwicklungsreichsten Staates von Südamerika. Das „Deutsch-Südamerikanische Institut" zu Köln aber, das diese Schrift als fünfte seiner Veröffentlichungen hat erscheinen lassen, veranlaßte eine Uebersetzung vor allem aus der Erwägung heraus, daß hiermit ein wertvoller Beitrag geliefert werde zum Studium der geistigen Strömungen in den spanischen Ländern jenseits des Ozeans. Dieser Zweck wird voll erfüllt, man erhält eine Fülle von Winken und Belehrungen, die uns Deutschen

von Nutzen sein werden, wenn nach Beendigung des Weltkriegs die geistigen und kulturellen Beziehungen dorthin wieder angeknüpft werden müssen. Aber auch darüber hinaus ist es reizvoll zu erfahren, wie sich in den Augen eines so klugen und hochgesinnten Vertreters der lateinischen Rasse das Deutschland, namentlich Kaiser Wilhelms II., widerspiegelt. Unerschüttert durch die Hochflut der Verläumdungen, die englische und französische Agitatoren über uns verbreiten, bekennt sich Ramos zu dem Glauben an die unvergleichliche Größe unseres Vaterlandes. E. L.

Riesch, Helene, Die heilige Hildegard von Bingen. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsh., 1918. (160 S.) 2,60 M.

In der Sammlung „Frauenbilder“, die der Herdersche Verlag herausgibt, ist auch die vorliegende Biographie einer der vielseitigsten und bekanntesten Frauen des Mittelalters erschienen. In schlichter Erzählung lernt man das Leben, das Wirken und die Schriften dieser berühmten Aebtissin kennen, die Bußpredigerin und Naturforscherin zugleich war und mit hohen weltlichen Herren sowie mit Kirchenfürsten einen umfangreichen Briefwechsel unterhielt.

Roscher, Maria, Zwei Jahre kriegsgefangen in West- und Nordafrika. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1918. (208 S.) Kart. 2,50 M.

Maria Roscher ist die Frau eines höheren deutschen Verwaltungsbeamten in Togo, sie kommt knapp Juni 1914 dorthin und erlebt sofort den Kriegsausbruch und die aufregenden Ereignisse die sich daran knüpfen: Gefangennahme und Inhaftierung auf einem englischen Gefangenenschiff, Verschleppung erst nach Dahomey, dann nach Nordafrika und schließlich nach Südafrika. Ruhig und sachlich, mit der Fassung, die einer feingebildeten deutschen Frau wohlansteht, berichtet sie von den Sorgen und Leiden jener Tage, bis auch für sie die Erlösungsstunde schlägt. Im Juni 1916, gerade zwei Jahre nach der Ausfahrt, langt sie wieder in Berlin an. Erst ein Jahr später erhält die Vielgeprüfte die Nachricht, daß auch ihr Mann wegen der schädlichen Wirkungen des Tropenklimas auf seine Gesundheit zur Internierung nach der Schweiz entlassen sei. L.

Winkelglück. Ein fröhlich Buch in ernster Zeit. Leipzig, Quelle & Meyer, 1918. (227 S.) Geb. 2,40 M.

Das anonym erschienene Bändchen vereinigt eine Anzahl kleiner Skizzen, die inhaltlich über die Anekdote kaum hinaus ragen, aber so langatmig wiedergegeben werden, daß das Uebermaß von Worten die oft treffenden und witzigen Gedanken fast erdrückt. E. Kr.

Wissenschaft und Bildung. Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. Jeder Band in Lein.

Von dieser trefflichen Sammlung liegen vor: Bd. 4: F. Stier-Somlo, Politik. 3. verb. u. ergänzt. A.; Bd. 54: Ernst Diehl, Das alte Rom. A. 2.

Bücherschau und Besprechungen.

A. Bibliographisches, Populärwissenschaft etc.

Achleitner, Arthur, Kaiser Karl von Oesterreich König von Ungarn. Berlin, Gebr. Paetel, 1917. (150 S.) 3 M., geb. 4 M.

Es sind natürlich keine großen Gedanken und Taten, von denen A. bei der Schilderung der Jugendjahre des Kaisers und der Kaiserin von Oesterreich zu berichten hat. Aber von manchem hübschen menschlichen Zug im Charakter der jungen hohen Persönlichkeiten kann er erzählen. Auch was er von der Erziehung des Prinzen und der Prinzessin, von ihrem ge-

legentlichen öffentlichen Auftreten, von den Ereignissen während der Kriegsjahre mitteilt, wird man gern lesen. Erfreulich ist dabei, daß A. sich wenigstens im großen und ganzen von der naheliegenden Ueberschätzung höfischer Aeußerlichkeiten und Belanglosigkeiten freihält. G. K.

Brehm, Tierleben. Kleine Ausgabe für Volk und Schule. Aufl. 3 nach der von O. zur Strassen herausg. 4. Aufl. d. Hauptwerks vollst. neubearb. von W. Kahle. Bd. 4: Die Säugetiere. Leipzig, Bibliogr. Institut, 1918. (738 S. mit 500 Abb. i. Text u. 150 Taf.) Geb. 18 M.

Von der neuen populären Ausgabe des weltberühmten Brehmschen Werks, die auf vier Bände berechnet ist, liegt nunmehr der vierte Band vor, so daß jetzt nur noch der erste aussteht. In der bekannten anschaulichen Weise schildert der Bearbeiter mit sorgfältiger Schonung der älteren Darstellung die Säugetiere, die den Nichtfachmann jedenfalls am meisten interessieren, da zu ihnen die meisten unserer Hausfreunde gehören. Daß bei der Oekonomie der Stoffverteilung die heimische Tierwelt besonders berücksichtigt ist, wird im Hinblick auf den Zweck einer Ausgabe für das Volk allgemein gebilligt werden. Der Text liest sich auch jetzt flüssig und spannend, so daß selbst der jugendliche Leser, dem man das Werk getrost in die Hand geben kann, sich angezogen fühlen wird. Denn Hand in Hand mit der wissenschaftlichen Beschreibung gehen Mitteilungen über die Lebensweise und die Charaktereigentümlichkeiten der Tiere. Die bildliche Ausstattung mit Textbildern nach Zeichnungen und farbigen Tafeln nach Vorlagen namhafter Künstler steht auf der Höhe moderner Technik, wie bei dem berühmten Verlag nicht anders zu erwarten ist. Selbst kleinere, jedenfalls aber mittlere Volksbibliotheken, sollten sich dieses Werk nicht entgehen lassen, das für ihre Benutzer eine fast unerschöpfliche Quelle der Anregung und Belehrung sein wird. L.

Eickholt, Klemens August, Roms letzte Tage unter der Tiara. Erinnerungen eines römischen Kanoniers aus den Jahren 1868—1870. Mit 8 Einschaltbildern. Freiburg i. B., Herder, 1917. (VIII, 319 S.) 3,50 M., Pappbd. 4,50 M.

Als ehemaliger päpstlicher Offizier tritt der österreichische Verfasser mit allem Nachdruck für die Unabhängigkeit des Heiligen Vaters ein, dessen „legitimsten Thron“ er gegen „die gottesräuberischen Heerscharen des verblendeten Königs“ zu verteidigen das Glück hatte. Für Gebildete sind die Schilderungen Roms unter Pius IX. nicht ohne Reiz; allgemeineres Interesse aber beanspruchen die Marseiller Straßenszenen, die als treue Spiegelbilder der französischen Volksstimmung während der ersten Kriegsnachrichten des deutsch-französischen Krieges festgehalten sind. Die Besetzung des Kirchenstaates und die Einnahme Roms durch Viktor Emanuel II. machen wegen der scharfen Stellungnahme des Verfassers natürlich keinen Anspruch auf objektive Geschichtsdarstellung. Bb.

Fischer, Wilhelm, Aus der Tiefe. Aufl. 2. München, Georg Müller, 1913. (254 S.) 3 M., geb. 4 M.

Wenn Wilhelm Fischer uns in seinen Dichtungen schildert, wie schlichte Menschen — meist Knaben oder Mädchen — aus der unverdorbenen Güte ihres Herzens heraus Licht und Freude in dem „Elendhause“ dieser Welt verbreiten, hat man das Gefühl, daß er so recht in seinem Elemente ist. Vor allem die kleineren Erzählungen glücken dem Grazer Poeten und da kann man, was den Wohllaut der Sprache und die ganze feine Art anbelangt, ihn als würdigen Nachfahren der Hermann Kurzschen und Gottfried Kellerschen Novellenkunst gelten lassen. Weniger hingegen scheint ihm die breitere Ausgestaltung seiner Geschichten zur Kunstform des Romanes zu liegen, aber auch auf diesem Felde gehört namentlich der erste Teil der „Freude am Licht“ zu

dem Besten, was unser zeitgenössisches Schrifttum aufzuweisen hat. Die vorliegende größere Erzählung hält sich auf derselben Höhe, sie berichtet von einem kleinen Mädchen, das „aus der Tiefe“, aus dem Hause ihres im Trunk verderbenden Vaters, flieht und zunächst in der Gesindestube eines bescheidenen Herrensitzes in der Umgebung von Graz Aufnahme findet. Bald aber erkennt die Frau Preiser, die dort mit ihrem Söhnchen haust, den inneren Wert des Kindes, sie wird ihm eine Mutter und findet an ihm eine Stütze, als die Franzosen 1809 abermals in die Steiermark einfallen und ihre Verhältnisse in der Not der Zeit zurückgehen. Der Klugheit und Entschlossenheit der lieblichen Jungfrau, der Niemand so leicht eine Bitte versagt, gelingt es, den Sohn des Hauses, der im Zweikampf einen feindlichen Offizier schwer verwundet hat, das Leben zu retten, und die Mutter begrüßt in ihr zum Schluß ein Schwiegertöchterchen ganz nach ihrem Herzen. In den schweren Zeiten, die wir durchzumachen haben, ist dieses anspruchslose Buch in all seiner Anmut und Feinheit eine Erquickung, die man jedem Leser der großen wie der kleinen Volksbüchereien wünschen möchte. E. L.

Liese, Ernst, Die Volksschule nach dem Kriege. Halle a. S., H. Schroedel, 1917. (312 S.) Geb. 5 M.

Das vorliegende Werk enthält eine Fülle wertvoller Gedanken über die Arbeit der Volksschule, in der der Verf. eine hervorragende Vermittlerin deutscher Kultur sieht. Grade der Weltkrieg zeigte sie auf der Höhe ihrer Leistungen, so daß der Gedanke weitgehender Reformen nach dem Friedensschluß abzuweisen ist. Wohl aber gilt es dann unzeitgemäßen Lehrstoff auszuschließen, Neues zweckmäßig in den Lehrstoff aufzunehmen und die Lücken im Wissen der Kinder auszufüllen, die die Ungunst des Kriegs bewirkt hat. Frohsinn muß in die Schule einziehen, deren wahre Aufgabe für Vaterland, Glaube und Sitte Niemand schöner charakterisieren kann, als es unser großer Führer der Feldmarschall Hindenburg einmal getan hat. Alle einseitige Bildung muß in Zukunft möglichst vermieden werden, Geist und Körper sind in gleicher Weise auszubilden, auch wird die praktische Bedeutung des Unterrichts für das Leben vor allem ins Auge zu fassen sein. Der Lesebuchfrage widmet der Verf. besondere Aufmerksamkeit. Kriegsgedichte, Kriegsschilderungen und Kriegserzählungen sollen den bisherigen Lesebuchstoff in geeigneter Weise ergänzen. Das prachtvolle Buch klingt in den Gedanken aus: „Wir erhoffen vieles von der Schule nach dem Krieg und der Erziehung in ihr, das aber sei unsere schönste, freudigste, unsere höchste Hoffnung: ein frommes Kind, ein frommes Volk.“ Herm. Grünewald.

Löwy, Emanuel, Die griechische Plastik. Aufl. 2. Bd. 1 u. 2. Leipzig, Klinckhardt & Beermann, 1917. (154 S. u. XIV, 168 Taf.) Geb. 8,10 M.

Noch nachträglich mag diese Schrift allen Bildungsbibliotheken bestens empfohlen sein. In knapper Fassung und in gemeinverständlicher Form lernt hier der Leser die Grundtatsachen der Geschichte der griechischen Plastik kennen. Ohne große Einleitung führt ihn der Verfasser sogleich zur Sache. Das erste Kapitel behandelt auf knapp zwei Druckbogen die archaische Zeit; an der Hand der Abbildungen im Tafelband kann man leicht verfolgen, wie der Genius des griechischen Volks sich allmählich von der Starrheit des ägyptischen Vorbilds loslöst. Ein zweites Kapitel von demselben Umfang ist Phidias und den Bildwerken des Parthenon gewidmet; ein drittes ist überschrieben „Skopas und Praxiteles“ und das letzte „Lysipp und die hellenistische Plastik“. Mit außerordentlicher Feinheit ist das Neue, das Lysippos entwicklungsgeschichtlich bedeutet, herausgearbeitet. Wie Aristoteles und Alexander, so steht auch er an der Schwelle eines Zeitalters, dessen allgemeine Losung der Ruf nach Natur und Lebenswahrheit ist. Ein Register der besprochenen Werke und ein Verzeichnis der Künstler beschließt den Textband. Der zweite Teil enthält auf 168 einseitigen Tafeln 297 Abbildungen kleineren Formats, die aber vorzüglich herauskommen und jedenfalls für den beabsichtigten Lehrzweck vollkommen ausreichen. Die getroffene Auswahl bietet

neben vielen bekannten Stücken auch nicht wenige seltenere dar, so daß auch der Kundigere sich dem Verfasser zum Dank verpflichtet fühlen wird.
L.

Lux, Jos. Aug., Ungarn. Eine mitteleuropäische Entdeckung. München, C. H. Becksche Verlagsh., 1917. (355 S.) Geb. 6,50 M.

Der Verfasser ist bekannt als Romanschriftsteller, aber auch über unseren „österreichischen Bruder“ hat er ein sympathisches Buch verfaßt; mit der vorliegenden Schrift glaubt er einer höheren Pflicht zu genügen, indem er sich bemühte, die vielfach allzulosen Fäden zwischen seinem engeren Vaterland und den Völkern Transleithaniens geistig enger zu knüpfen. Anstatt Jahr für Jahr mit dem Burckhardt in der Hand nach Italien zu gehen oder sich in die Malerei Frankreichs oder die Kunst Shakespeares zu vertiefen, rät er seinen Landsleuten, die andere Hälfte der Doppelmonarchie aufzusuchen und sich ihre verschiedenen Kulturen nahe zu bringen. Hierzu gibt L. eine vorzügliche Anleitung. Wir lernen die hauptsächlichsten Landschaften Ungarns kennen und verweilen mit ihm in Budapest. Vor allem bemüht sich der Verfasser, auf Grund der geschichtlichen Tatsachen und seiner Beobachtungen der Sprache, des Volksliedes, der Literatur und Kunst die magyarische Volksseele zu charakterisieren. Kein gelehrtes Werk also will L. liefern, hingegen aber hat er überall gut und mit den Augen wohlmeinenden Verständnisses gesehen, auch versteht er es, die Ergebnisse seiner „mitteleuropäischen Entdeckung“ in leichtflüssiger Erzählung mitzuteilen. Da auch die Reichsdeutschen nach Beendigung des Weltkriegs zahlreicher als bisher die Donau hinunter dem Balkan und Kleinasien zustreben werden, wird das Buch Vielen als Vorbereitung auf die Wanderung oder als Reiseführer nicht unwillkommen sein. L.

Meyer, Richard, Victor Meyer. Leben und Wirken eines deutschen Chemikers und Naturforschers 1848—1897. Mit Wiedergabe eines Originalbriefes. Leipzig, Akad. Verlagsges., 1917. (XV, 471 S., 1 Titelbild, 79 Textabb.) 18 M., Lwbd 20 M.

Der Held der vorliegenden Lebensgeschichte, die als Bd. 4 von W. Ostwalds „Große Männer“ erschienen ist, der berühmte Chemiker Victor Meyer, war eine von den Naturen, denen beides, Glück und Schmerz, reichlicher zugemessen und tiefer zu empfinden beschieden ist, als den meisten Sterblichen. Von prächtiger, vielseitiger Begabung und sonnig-heiterer Gemütsart war er früh der Liebling aller und fand in jungen Jahren den verdienten Lohn für seine hervorragenden Leistungen in der Anerkennung der wissenschaftlichen Welt und in der begeisterten Verehrung seiner Schüler. Aber kaum auf der Höhe des Lebens und des Erfolges angelangt, mußte er die Unbeständigkeit des Glückes fühlen: seine Nerven waren durch die rastlose Tätigkeit vorzeitig verbraucht und ein qualvolles Leiden ließ ihn das völlige Versagen seiner Arbeitskraft oder gar Geistesumnachtung fürchten, so daß er sich im Alter von noch nicht 49 Jahren selbst den Tod gab. — Zu der schönen und lohnenden Aufgabe, dies Leben zu schildern, mußte der Bruder, selbst Hochschulprofessor der Chemie, besonders berufen erscheinen, und wir haben auch allen Grund, ihm für die liebevolle Darstellung dankbar zu sein. Doch hat es ihr nicht zum Vorteil gereicht, daß sie sich im Ganzen wie im Einzelnen an eine Arbeit anschließt, die der Verf. 1909 in den „Berichten der Deutschen chemischen Gesellschaft“ veröffentlicht hat, und die natürlich in erster Linie für Chemiker bestimmt war. So berichtet hier wie dort über V. M.'s Forschertätigkeit neben zahlreichen Stellen in der eigentlichen Lebensbeschreibung ein besonderer II. Teil ausführlich, aber der Nichtchemiker, für den das Buch nach der Vorrede mitbestimmt ist, vermag diesen Darlegungen nicht zu folgen und hätte lieber eine allgemein gehaltene Belehrung darüber gefunden, welche Stellung V. M. in seiner Wissenschaft einnimmt und welche Bedeutung seiner Arbeit innerhalb der Gesamtentwicklung der Chemie zukommt. Meyers eigene gemeinverständliche Abhandlungen

hätten ein so schönes Vorbild geboten! Auch wäre der Schilderung des Lebenslaufs, die sich nach Chronistenart allzufest an den Gang der Jahre und Semester klammert, etwas mehr Zusammenfassung und Abrundung zu wünschen gewesen, und von den zahlreichen, meist wunderhübschen Briefen, die einen besonderen Vorzug dieser erweiterten Ausgabe bilden, hätte manches, als dem Fernerstehenden weniger wichtig, ohne Schaden weggelassen werden können. Doch wir wollen über Einzelnes nicht weiter mit dem Verf. rechten: genug, daß auch solche Leser, die nur das Bild eines anziehenden Menschen und bedeutenden Gelehrten suchen, durchaus „auf ihre Kosten kommen". Von besonderem Reiz sind z. B. Victor Meyers dichterische Versuche, dann seine Beziehungen zu bedeutenden Zeitgenossen, wie den Dichtern Gottfried Keller und Paul Heyse. Wenn der Verf. allerdings S. 439 über Heyse sagt, er gehöre für unsere heutige Jugend zu den „abgetanen" Dichtern, so darf dem doch wohl zu Ehren unserer Jugend widersprochen werden, obwohl Heyse seiner ganzen Art nach natürlich mehr ein Dichter des reiferen Alters ist und immer bleiben wird. — Einen schönen Schmuck des Werkes bilden die zahlreichen Bilder Victor Meyers und der Personen, die in seinem Leben eine Rolle spielten (sein eigenes Bild hat der bescheidene Verf. leider zurückgehalten). Ueber die wichtigsten Glieder dieses auserwählten Bekanntenkreises gibt ein Anhang kurze Lebensnachrichten. Auch ein ausführliches Namen-Register fehlt nicht. P. H.

Rosen, Erwin, Der große Krieg. Stuttgart, Robert Lutz, 1916. 2 M., geb. 3 M.

Erwin Rosen der neben dem bekannten „deutschen Lausbub in Amerika" noch manch viel gelesenes Werk auf den heimatlichen Büchertisch legte, vereinigt in dem „großen Krieg" eine vier Bände starke Sammlung, deren Untertitel eines Anekdotenbuches nur fast ein wenig spielerisch berührt, gegenüber so viel fleißiger Arbeit, unerschütterlich-zuversichtlicher Willensbezeugung und innigster Vaterlandsliebe. Berichte der führenden Tagesblätter, Gedichte feldgrauer Autoren, Briefe von daheim und draußen sind hier in geschickter Auswahl zusammengestellt, und vor dem Leser ersteht, das Herz erwärmend und die Hoffnung stählend, die ganze große Zeit im Spiegel des geschriebenen Wortes wieder. Und wenn Rosen diesmal auch nicht als eigentlicher Verfasser erscheint, so ist es doch sein frischer, tapferer Geist, der ebenso die humoristischen Schilderungen des Schützengrabens wie die todesernsten Schlachtenbilder sichtete und sammelte. E. Kr.

Schäfer, Dietrich, Der Krieg 1914/17. Teil 2. Leipzig, Bibliogr. Institut, 1917. (456 S.) Geb. 16 M.

Die Absicht, das vorliegende Werk durch einen zweiten Teil abzuschließen, hat die unvorhergesehene Dauer des Kriegs vereitelt; ein dritter Band, der dem Ganzen die erforderliche Abrundung geben soll, ist nunmehr für die Zukunft in Aussicht genommen. Die zahlreichen hier vereinten Abhandlungen aus der Feder hervorragender Fachmänner ergänzen teils den Bestand des ersten Bandes, teils führen sie die Geschichte der Ereignisse zu Wasser und zu Lande bis zu Ende des Jahres 1916 weiter. Ueberall ist es auf knappe zuverlässige Orientierung abgesehen, auch verschaffen die reichen Literaturangaben hinter jedem Artikel dem Leser die Möglichkeit, sich genauer zu unterrichten. Wenn im Vorwort darauf hingewiesen wird, daß vielfach noch die Erfordernisse des Kampfes eine gewisse Zurückhaltung auferlegten, so muß man zugeben, daß im Allgemeinen nach diesem Grundsatz verfahren ist, hier und da aber geht doch das Temperament mit dem Verfasser durch. Das gilt z. B. von dem sehr bequemen Urteil über die deutsche Außenpolitik nach Bismarcks Entlassung, die gewiß nicht frei von Fehlern war, andererseits aber auch, indem Deutschland in die Bahnen der Weltpolitik einlenkte, Schwierigkeiten zu begegnen hatte wie noch niemals zuvor. Von besonderem Interesse ist die Zusammenstellung von Adolf Bartels über die deutsche Literatur während des Kriegs, die freilich sich nicht auf die Kriegs-

literatur beschränkt. Das bei der Gelegenheit ruhig und ehrlich gesagt wird, daß Karl Spitteler sich seiner deutschen Herkunft unwürdig erwiesen habe, ist nur zu loben; sein Name sollte und dürfte von deutschem Munde nicht mehr genannt werden. Dagegen tritt der Verf. nachdrücklich für Wilh. Fischer, W. Kotzde, Raithel, P. Dörfler und andere tüchtige Heimatkünstler ein, auf deren Namen die „Blätter" oft genug hingewiesen haben. Auch der inhaltreiche Aufsatz von Rich. Fester über „Kriegsliteratur", der ein ungeheures Material geschickt sichtet und charakterisiert, mag zum Schluß noch erwähnt werden. Jedenfalls aber liegt hier alles in allem ein Werk vor, auf dessen gediegenen Inhalt und dessen solide Ausstattung (mit Karten, Abbild. usw.) die sogenannten Barbaren mit gutem Grunde stolz sein dürfen. L.

Scheffen, Wilhelm, Die Liebesarbeit für unsere Feldgrauen. Die Arbeiten der inneren Mission und verwandter Bestrebungen. Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. (276 S. mit 47 Bild.) Geb. 4,20 M.

Prof. Reinhold Seeberg-Berlin, der obiges Werk bevorwortete, spricht es mit vollem Recht aus: Das Buch mußte geschrieben werden und schon jetzt, wo doch die innere Not steigt. Man ermutigt sich an dem was Scheffen schildert, zu neuer Betätigung. Wer wie Ref. in Lazarettzügen seit fast zwei Jahren ärztlich gewirkt, Soldatenheime und ebenso Feldbüchereien mitgegründet und oft aufgesucht, dem Kursus für innere Mission März 1917 in Brüssel als Gast beigewohnt, weiß all das Einzelne, was Sch. darstellt, zu schätzen, ebenso wie die große Linie, das Endziel — die Verinnerlichung und seelische Erkräftigung unserer Feldgrauen. Wir wünschen dem Buche größte Verbreitung. Dr. B. Laquer-Wiesbaden.

Scheffler, Karl, Menzel. Der Mensch, das Werk. 3. und 4. Taus. Berlin, Bruno Cassirer, 1916. (219 S.) Geb. 12 M.

Die hundertjährige Wiederkehr des Geburtstags Adolf Menzels hat wie andere (vergl. Jahrg. 17, S. 106) so auch das vorliegende reich illustrierte Erinnerungsbuch ins Leben gerufen. Der Verfasser betrachtet das Wirken des großen Meisters vom Gesichtspunkt des fortgeschrittenen Impressionismus aus, wie er etwa von Liebermann oder Slevogt repräsentiert wird. Es liegt auf der Hand, daß diese Auffassung nicht die endgültige ist und sein kann; andererseits aber eröffnet sie doch interessante Perspektiven, so daß man mit Genuß den vielen anregenden Bemerkungen folgt, namentlich den Vergleichen zwischen der Art Menzels und der der vornehmsten seiner deutschen Zeitgenossen (Böcklin, Leibl) usw. Des weiteren sucht Scheffler den Widerspruch in der Kunst Menzels aus seiner Persönlichkeit zu lösen. Da wird man ihm in einigem beistimmen in anderem aber widersprechen dürfen. So z. B. in der Meinung, als habe der Künstler seine körperliche Kleinheit als tragisches Verhängnis sein Lebenlang empfunden! Dem von beachtenswerter Seite erhobenen Vorwurf, Menzel habe sich nicht logisch im Sinne seiner Jugendarbeiten entwickelt, tritt Sch. mit gutem Grund entgegen. Wie sein großer Vorfahre Dürer stand Menzel an der Schwelle einer neuen Zeit, der jeder von ihnen die Bahn hat brechen helfen. Manches aber, was man in Beider Werke als Befangenheit oder Begrenztheit deuten will, dürfte doch aus dem eigentümlich deutschen Einschlag ihrer Kunst zu erklären sein, den man ebenso wird gelten lassen müssen wie solche den Deutschen befremdende Eigentümlichkeiten anderer Großmeister der Weltkunstgeschichte. L.

Storm, Theodor, Sämtliche Werke. Bd. 12: Briefe an seine Freunde Hartmuth Brinkmann und Wilh. Petersen. Herausg. v. Gertr. Storm. Berlin, Georg Westermann, 1917. (226 S.) Geb. 7 M.

Jeß, Hartwig, Theodor Storm. Sein Leben und sein Schaffen. Eb. (159 S. und Bildn. d. Dicht.) Geb. 2,70 M.

Mit gespannter Erwartung nimmt man die beiden vorliegenden Stormbücher zur Hand. Die Briefe von ihm an zwei seiner vertrautesten Freunde

erstrecken sich fast über sein ganzes Leben von seiner Uebersiedlung nach Preußen an (1853) bis zu seinem Tode. Sie geben treffliche Stimmungsbilder aus dem literarischen Schaffen und aus Haus und Familie. Gertrud Storm schließt mit dieser schönen Gabe die Nachlaßbände ihres Vaters ab, für die wir ihr gar nicht dankbar genug sein können, wenn auch bei den früheren Mitteilungen hier und da größere Zurückhaltung erwünscht gewesen wäre. Denn wie innig bei ihrem Vater Dichtung und Leben mit einander verknüpft sind, lehrt wieder einmal die schlichte und ganz im Sinne Storms gehaltene Biographie von H. Jeß, die mit Vorliebe Briefe und sonstige autobiographische Nachrichten bei der Würdigung seines dichterischen Schaffens heranzieht. Wenn auch Storms Werke der Hauptmasse nach der erzählenden Literatur angehören, so ist er doch, wie der Verf. richtig geltend macht, in erster Linie Lyriker. „Sobald ich recht bewegt werde, so hat er selbst von sich gesagt, bedarf ich der gebundenen Form. Daher ging von allem, was an Leidenschaften und Herbem, an Charakter und Humor in mir ist, die Spur meist nur in die Gedichte hinein.“ Auch in der Erzählungskunst verleugnet er, namentlich in der älteren Periode, den Lyriker nicht, dessen Stimmung sich über jede kleine Novelle verbreitet und ihr den eigentümlichen Reiz verleiht. Nach der Rückkehr aus der „Verbannung“ (1864) treten die subjektiven Momente mehr zurück und es verschluckt, um wieder mit ihm zu reden, die Novellistik die Lyrik. Mehr und mehr streift er jetzt das Weiche und Elegische ab, die Wirklichkeit mit ihren Wirren für das Leben des Einzelnen aber auch in ihrer unerschöpflichen Mannigfaltigkeit tritt bestimmend hervor. Wie für seine Frühzeit das Elegische charakteristisch ist, so für die Periode seines reiferen Wirkens und des Alters die Resignation, die sich nicht selten zu tragischer Größe steigert. Sein ganzes Schaffen aber tauchte der Dichter in eine Sprache ein von größtem Wohllaut, die mit voller Weichheit und Klarheit die Kraft und den Erdgeruch der norddeutschen Scholle vereinigt.

E. L.

Waldmann, E., Albrecht Dürers Stiche und Holzschnitte. Des Dürer-Buches zweiter Teil. Leipzig, Inselverlag, 1917. (92 S. u. 80 Vollb.) Geb. 4 M.

Der erste die Gemälde des Meisters behandelnde Band, der zugleich sein Leben in allgemeinen Umrissen wiedergab, ist bereits in den Blättern besprochen worden. Der vorliegende zweite Teil beginnt mit einer Charakteristik seiner geistigen und künstlerischen Wesensart. Ehrlich und unbekümmert, so war er und so gab er sich; durch sein Herz aber floß, wie Waldmann es ausdrückt, ein heißer und ein kalter Strom, und aus diesem Widerstreit seines Innern erwächst das Zwiespältige, das unverkennbar in seiner Natur ist. Künstlerisch aber unterscheidet er sich von seinen Zeitgenossen durch Feinfühligkeit dem Plastischen gegenüber und durch seinen Sinn für die Bedeutung des Körperlichen in der Menschengestalt. Drittens aber wäre noch seine Reizbarkeit für das Stoffliche aller Gegenstände zu nennen, die ihn befähigt durch die Oberfläche bis zum Kern der Dinge vorzudringen. Mit dieser Eigenschaft verwandt ist der Forschertrieb, der ihn wie seinen großen Nachfahren Adolf Menzel unzweifelhaft beseelt. Zum Schluß dieses allgemeineren Teils bespricht der Verf. noch Dürer als Landschaftsmaler, indem er namentlich auf die wundervollen Aquarelle und die Studien hinweist, die er von seinen Reisen und Exkursionen in der Ferne und in der Heimat mitbrachte. „Alles andere Deutsche aus dieser Zeit wirkt hierneben trocken geographisch und stimmungslos.“ Nacheinander werden dann die Apokalypse, die Passionen, das Marienleben und die Madonnen gewürdigt, daran reiht sich ein Schlußkapitel: „Phantasie und Träume“. Eine Auswahl von 40 Holzschnitten, Radierungen und Kupferstichen — in chronologischer Folge — geben eine Probe von Dürers graphischer Kunst. Das Ganze ist anregend geschrieben: eine ausschöpfende und den Leser hinreißende biographische Darstellung, wie man sie so dringend wünscht, liegt hier nicht vor. L.

B. Schöne Literatur.

Bandlow, Heinrich, De Ulenkraug. Roman. Hamburg, R. Hermes Verlag, 1917. (209 S.) 3 M., geb. 4 M.

Die „Nedderdütsch Bökeri, en frie Sammlung ut nedderdütsche Literatur, Sprak und Kultur“, die uns schon eine Reihe bemerkenswerter Werke gebracht hat, erfährt mit diesem bodenständigen Roman des Greifswalder prächtigen Erzählers eine erfreuliche Bereicherung. Die schlichte Bauerngeschichte gibt mit der reichen Fülle lebenswahrer Gestalten, die in dem dreifachen Liebesroman ihre Rolle spielen, so recht ein Bild des dörflichen Lebens mit seiner behaglichen Breite und innerlichen Tiefe; ich erinnere nur an die prächtige Figur des Ulenkraugwirtes und Dorfschmieds Fachmann und seiner köstlichen Frau, die sich nicht nur ihrer Hausfrauenwürde, sondern auch ihrer „Töchterschulbildung“ gelegentlich „feinen“ Besuchern gegenüber bewußt wird und sich dann „nich so wid weg smet, dat sei pladdütsch antwurdt. Tau de modern Kultur mit Kino, Hysterie und Lackstewel paßt des' Sprak nich mihr“. Der prächtige Humor eines reichen Menschenherzens, der solche Figuren wie dieses Ehepaar, den lieben stillen Dorfschullehrer, den Uhrmacher und den Kohlenreisenden schuf und in des Nachtwächters Schröder leichtgläubigem Herzen den trefflichen Resonnanzboden für des Krugwirts lustige Lügengeschichten ersann, erinnert nicht selten fast an den reichen Humor eines Fritz Reuter. Pieth.

Barsch, Paul, Von Einem, der auszog. Ein Seelen- und Wanderjahr auf der Landstraße. Neue wohlfeile Volksausgabe. 5. Aufl. Schweidnitz, L. Heege. (458 S.) Geb. 4 M.

Auf den berühmten Roman Paul Barschs, der in der vorliegenden billigen Volksausgabe auch für die kleinsten Bildungsbibliotheken leicht erreichbar ist, mag hier in Kürze nachdrücklich hingewiesen werden. Man weiß es, daß der schlesische Poet, der Sohn eines armen Tischlers, die heimische Provinz und die benachbarten Gegenden als Handwerksbursche durchwanderte, und daß seine Erlebnisse in dieser Erzählung ihren poetischen Niederschlag erfahren haben. Ein moderner Parzival, ein reiner Thor, zieht er durch Not und Elend, selten Arbeit findend und nur soviel fechtend, daß er den Hunger eben stillen und das Geld für ein elendes Nachtquartier erübrigen kann. Kaum jemals begegnet der junge Bursche, der seine Lehrlingszeit nicht einmal richtig beendet hat, guten Menschen; er aber findet sich schlecht und recht mit dem Leben ab, dichtet seine Verse, gedenkt des alten Mütterleins daheim, die ihn nur ungern ziehen ließ, und glaubt an eine ältere Freundin, die seinen inneren Wert erkennt und sich seiner mütterlich annimmt. Schließlich aber enden die Tage seiner Leiden, er kommt zu einem wackeren ländlichen Meister, dessen freundliche Frau bald heraus hat, das etwas Besseres in ihm steckt und in ihm den künftigen Schwiegersohn und Nachfolger ihres Mannes in der Tischlerwerkstatt sieht. Alle diese kleinen Erlebnisse tragen das Gepräge der Lauterkeit und der Wahrheit, sie werden berichtet in dem behaglichen Plauderton, der uns an Holteis prachtvollen Romanen entzückt, die Barsch bekanntlich in demselben Schweidnitzer Verlag, der die schlesischen Schriftsteller zu sammeln bedacht ist, neu herausgegeben hat. Man kann diese Geschichte, die bei dem Leser einen erhebenden und befreienden Eindruck hinterläßt, nicht aus der Hand legen, ohne den Verfasser lieb gewonnen zu haben, und, um es mit einem Wort zu sagen, ein Volksbuch im besten und edelsten Sinn — und an solchen ist unser Schrifttum nicht eben reich — spricht hier zu uns. E. L.

Brüdt, Johann, Karsten Holm. Ein Roman an der Niederelbe. Mit vielen Bildern von Theodor Herrmann. (Niederdeutsche Bücherei Nr. 39.) Hamburg, Rich. Hermes, 1918. (287 S.) 5 M.

Die Geschichte erzählt nüchtern und nicht immer stilrein von dem gespannten Verhältnis eines höheren Zollbeamten in Bergedorf zu dem Volks-

schullehrerstand, den er erst schätzen lernt, als einer dieses Standes, sein Schwiegersohn, sich im Weltkriege rühmlich auszeichnet. Das Buch ist keine Bereicherung der Heimatliteratur; ihm fehlt der große Zug, der den Leser mit fortreißt. Die Bilder sind, obwohl von einem tüchtigen Zeichner herrührend, recht mangelhaft wiedergegeben und hätten besser gefehlt. Bb.

Enking, Ottomar, Auch eine Mutter. Roman. Dresden, C. Reissner, 1917. (292 S.) 4 M., geb. 5 M.

Ein junges Mädchen wird von dem vermeinten Verlobten, einem bei ihm in Sommerfrische weilenden wohlhabenden Patriziersohn, verlassen und betrogen. Die Verlassene erfährt, daß ihr Geliebter der Vater eines Kindes ihrer Freundin ist. Nach dem Tode der Freundin nimmt sie das Kind als ihr eignes ins Haus und erzieht es mit aller Hingabe einer wirklichen Mutter. Der in der früheren Umgebung hart behandelte Junge hängt mit inniger Liebe an der neuen Mutter, auch noch als er in fremdem Hause als Handwerkslehrling leben muß. Als dann der 20jährige Jüngling erfährt, die immer noch jugendliche „Mutter" wolle einem Witwer in die Ehe folgen, packt ihn eine wilde Eifersucht, und er ist nicht davon abzubringen, selbst die „Mutter" zu heiraten, die immer für ihn der ganze Lebensinhalt gewesen ist. Die unnatürliche Ehe kommt zu stande. Die „Mutter" wird nun wirklich Mutter, aber in größter sittlicher Erregung tötet die Unglückliche ihr Kind. Ihre Schuld büßt sie im Gefängnis, um dann weiter als — Mutter an der Seite des Pflegesohnes zu leben! Ein starkes Stück in der Tat! Und eine starke Zumutung an den Leser, dem Dichter bei all diesen Verwicklungen Glauben zu schenken! Ohne Zweifel tut er der Idee zu Liebe den Menschen seiner Dichtung oft Gewalt an, auch den Nebenpersonen, wie z. B. den leiblichen Verwandten des Helden, deren Niedertracht einen eigentlich nicht mehr glaubhaften Grad erreicht. Trotz allem dürfte das Buch, in dem der Dichter besonders eifrig mit einem Problem ringt, seine Leser finden. G. K.

Fleuron, Svend, Wie Kalb erzogen wurde. Deutsch von H. Kieg. Jena, E. Diederichs, 1916. (204 S.) 3 M.

Natur und Tierpoesie in feiner, dänischer Mischung enthält das wertvolle Buch; einen ins Kopenhagensche versetzten Hermann Löns könnte man den Dichter nennen. Man muß die Buchenwälder, welche dem Sund sich anlagern, im Herbst durchstreift haben, um zum vollen Genuß der Anmut obiger Jagdgeschichten durchzudringen; sie werden viele Freunde und Verehrer finden. B. Laquer.

Herbert, M., Lebensbeichte. Erzählung. Köln, Bachem, 1917. (102 S.) 1,50 M., geb. 1,80 M.

Die Geschichte eines Sohnes und späteren Arztes, der zu der reuigen Erkenntnis kommt, daß seine Verstöße und Verschuldigungen auch stets die tief verehrte Mutter und später seine von ihm auf seine Art geliebte Frau getroffen haben, die ihn beide vor dem Untergang in starren Egoismus bewahrten. Es ist weniger eine Erzählung als eben eine Beichte, die das Eheproblem behandelt. Eine besondere Vorbemerkung zur Unterstreichung der Tendenz hat Verfasser noch für nötig befunden. Pieth.

Hesselbacher, Karl, Die Kirchnerin. Heilbronn, Eug. Salzer, 1917. (207 S.) 1,80 M., geb. 2,50 M.

Gut beobachtet ist die mundfertige Schwarzwaldbäuerin, die von ihrer „Kanzel" an dem alten Hof am Eingang des Dorfes eindringlich den Leuten predigt, d. h. ihnen unbarmherzig die Meinung sagt. Wie sie so scharfkantig geworden ist an der Seite ihres schwachen Mannes, in dessen Haus allein seine Eltern etwas zu sagen hatten, und wie sie nach seinem frühzeitigen Tode ihren Knaben erzogen und das Ganze tatkräftig zusammengehalten hat, das lehrt diese schlichte aber gerade in ihrer Einfachheit wirksame und ergreifende Geschichte. Mutter und Sohn, die sich fremd geworden, weil das

Sofiele als Schwiegertochter der wohlhabenden Bäuerin nicht genehm ist, finden sich schließlich wieder in Liebe zusammen. Ein frommes und tüchtiges Buch liegt hier vor und man merkt es dem Verf. an, daß er voller Hingabe bemüht ist, dem Gemütsleben seiner Pfarrkinder in den entlegenen Schwarzwaldsiedlungen nachzugehen. E. L.

Lobsien, Wilh., Ekke Nekkepenn. Nordseemärchen. Mit vielen Bildern von Th. Herrmann. (Niederdeutsche Bücherei Nr. 47.) Hamburg, Rich. Hermes, 1918. (176 S.) 3,50 M., geb. 4,50 M.

Ob und in welchem Umfang es sich bei Lobsiens Nordseemärchen um altes Volksgut oder um eigne dichterische Erfindung handelt, habe ich nicht zu ermitteln versucht. An dieser Stelle mag es genug sein, vom Gesichtspunkt der Lektüre für Alt und Jung aus die Fassung der Dichtungen, so wie sie vorliegt, zu würdigen. Und da scheint es mir nicht zweifelhaft, daß L.'s Buch eine warme Empfehlung verdient. Wie L. die Naturgewalt der See, ihre Größe und ihre Schönheit, dichterisch verkörpert hat, wie er das geheimnisvoll-starke Einwirken dieser Naturkräfte — in der Gestalt des Seegottes Ekke Nekkepenn und der Meerestöchter — auf die Fischer- und Seeleute, die bei Tag und Nacht unter diesem Bann stehen, versinnlicht, wie er dabei die zartesten Uebergänge aus der Menschenwirklichkeit in die Seemärchenwelt zeichnet, — das alles ist von einem Reiz, wie ihn nur echte Dichtung und Kunst auszuüben vermag. — Daß auch die Ausstattung des Buchs, dem viele derbkräftige und druckangepaßte Holzschnitte beigegeben sind, noch erheblich über dem Durchschnitt der Kriegszeitbücher steht, mag ebenfalls nicht unerwähnt bleiben. G. K.

Schäfer, Wilhelm, Lebenstag eines Menschenfreundes. Roman. München, G. Müller, 1916. (410 S.) Geb. 5,50 M.

Der Menschenfreund, von dem Verf. erzählt, und dessen tragische Lebensschicksale er dem Leser miterleben läßt, ist Johann Heinrich Pestalozzi. Pestalozzi ist der deutsche Genius der Pädagogik. Die gesamte moderne Erziehung ist auf seiner Lehre aufgebaut. Trotzdem liest keiner Pestalozzis Schriften zum Vergnügen, der krause holperige Stil, die breiten Wiederholungen und Begründungen machen den literarischen Genuß unmöglich. Wilhelm Schäfer hat hier einen Pestalozzi-Roman geschaffen und sein Leben und Wirken wieder lebendig gemacht. Nicht nur sein kampfreiches Leben, seine ganze Lehrmethode ist in greifbar anschaulichen Bildern entwickelt. Morgen-Mittag-Abend-Nacht. In 4 Abschnitten läßt der Verf. den Lebenstag Pestalozzis aufgehen und enden. Im Mittelpunkt steht ein Lebensschicksal, in seinen Kämpfen und Erfolgen ein Monument menschlichen Wesens, ein Einzelschicksal, das die Idee der Brüderlichkeit, Gleichheit und Freiheit verkörpert. Das Buch eignet sich in erster Linie für Erzieher und Volksbildner. Es verlangt ein Einleben in den Stoff und ist nicht als Unterhaltungsroman auszugeben. H. Reyelt.

Schmitz, Oskar, A. H. Der Vertriebene, ein Entwicklungsroman. München, Georg Müller, 1917. (506 S.) 6 M.

Bekenntnis-Romane haben seit „Werthers Leiden" in unserer Literatur gute Aufnahme gefunden. „Der Vertriebene" führt sich als solcher ein; sein Wert liegt aber mehr in der trefflichen Schilderung des um die 70er Jahre aufsteigenden Kleinbürgertums und des Ueberganges rheinisch-mainischer Traditionen und Gemütlichkeiten zu preußisch straffem Wesen. Die Darstellung der Entwicklung des Helden verliert sich oft in Kleinkram und in einer den Leser nicht immer festhaltenden seelischen Zerfaserung; es fehlt jener einheitliche große folgerichtige Zug, welcher uns in Gottfried Kellers „Grüner Heinrich" fesselt, sowie der dichterische Glanz der Erlebnisse. Die Absage im „Vorwort" an die Politik, welche dem Verfasser so wertvolle Werke, wie das über Disraeli, über England, über Frankreich, über „das wirkliche Deutschland" verdankt, ist wohl nur der Ausdruck einer weltmüden

Stimmung. Wir brauchen für die Zeit nach dem Frieden politische Begabungen wie die des Verf. dringend. B. Laquer.

Schrott-Fiechtl, Hans, Sonnseitige Menschen. Roman aus dem heutigen Tirol. Freiburg, Herdersche Verlagsh., 1918. (386 S.) 5 M., geb. 6 M.

Die Freude am Frohsein klingt aus dem Buch, am rüstigen Schaffen, am Vorwärtskommen, an einem gesegneten Hausstand und nicht zuletzt die heilige Freude am Heimatland. Der als vorzüglicher Kenner Tiroler Zustände erprobte Autor nahm sich diesmal zum Helden einen jener „sonnseitigen“ Menschen, in deren Charakter wohl auch Hartes und Widerspenstiges aufbäumt, deren Grundton doch aber auf Glück und abermals Glück gestimmt ist. Der Bauernbursch Fons Rangger muß es sich sauer erkämpfen im Leben. Durch eine junge — später als grundgütig erkannte — Stiefmutter aus dem Vaterhaus vertrieben, tritt er — halb aus Trotz, halb aus Not — in eine Glasschleiferfabrik ein, um es durch rastlosen Fleiß bald zu Ansehn und hohem Verdienst zu bringen. Aber das Bauernblut sehnt sich zurück zur Scholle, und Fons erringt sich mit einer geliebten und gescheiten Bäuerin auch einen großen Hof, wo er, nun wieder mit den Eltern versöhnt, nach Herzenslust säen und ernten kann. Bei allem, was in das Land- und Naturleben hineinspielt, spürt man des Dichters Freude am eigenen Werk, da ist alles so herzenswarm, frisch und echt, daß man die Schilderungen des Fabriklebens und die sozialen Einschläge daneben gern missen möchte. Sie gehören nicht zum eigentlichen Thema und geben dem Roman in seiner Mitte etwas Weitschweifiges und Abschweifendes. Alles in Allem aber werden die „sonnseitigen Menschen“ so manchen befriedigten und dankbaren Leser finden.

E. Kr.

Skowronnek, Richard, Der Bruchhof. Roman aus Masuren. Feldausgabe. Stuttgart, J. G. Cotta, 1917. (254 S.) Geb. 1,50 M.

Auch der bekannte Roman von R. Skowronnek „Der Bruchhof“ liegt jetzt in billiger Feldausgabe vor und wird sich infolgedessen einen noch weiteren Leserkreis erobern. Man weiß, daß der Verf. aus trefflicher Sachkenntnis heraus das Schmugglertreiben an der ostpreußisch-russischen Grenze schildert. Die altadlige Familie eines masurischen Erbschulzen, die im Lauf der Zeit bürgerlich geworden ist, hat sich diesem einträglichen Geschäft Generationen hindurch gewidmet. Kaum eins der männlichen Mitglieder ist eines natürlichen Todes gestorben, so daß man es verständlich findet, daß die Witwe des letzten ihr nachgeborenes allein übrig gebliebenes Kind in einem deutschen Lehrerseminar für einen friedlichen Beruf erziehen läßt und den Bruchhof verkaufen will. Der Sohn, der inzwischen herangewachsen ist, hört durch den alten Knecht seines Vaters, daß ihm sein Erbe entfremdet werden soll und weiß in einem ernsten Kampf mit der Mutter diese Absicht zu vereiteln. Ein Liebesverhältnis zwischen ihm und der Tochter des Försters, der seinen Vater und die älteren Brüder erschossen hat, findet die Billigung seiner Mutter, die sehr wohl merkt, daß diese Liebe ihren Sohn verinniglicht und hebt, so daß er den Verlockungen des alten Knechts widersteht, der die rechte Hand seines Vaters bei allen Unternehmungen über die Grenze gewesen war. Als tüchtiger Landwirt bringt er im Verein mit seiner braven deutschen Frau den Bruchhof zn unerwarteter Blüte. Die Schilderung der Umwelt ist prachtvoll, weniger gelungen erscheint die psychologische Motivierung der Handlungen der Hauptperson. L.

Sudermann, Hermann, Litauische Geschichten. Stuttgart-Berlin, J. G. Cotta, 1917. (465 S.) 3,50 M., geb. 5 M.

Alles was echt ist, trägt seinen Wert in sich, und wenn mancher an mancher Wendung der Sudermannschen Schreibart auch leisen Anstoß nehmen mag, die Vorzüge dieses, zu seinem sechzigsten Geburtstage erschienenen Werkes, wiegen die kleinen Geschmacksverirrungen bei weitem auf. Die

kräftige Landluft der litauischen Erde weht Einem unverfälscht entgegen; entsprechend dem eigenartigen, halb listig-verschlagenen, halb melancholisch-poetischen Volksstamm sind die Charaktere heraus gearbeitet und in Landschaftsbilder gestellt, wie sie eben doch nur ein reiches Talent mit einer großen, warmen Heimatliebe zeichnen kann. Am wirkungsvollsten ist wohl die „Reise nach Tilsit", am echt litauischten „Jons und Erdme", und in der „Magd" mit ihren einzelnen Derbheiten bleibt sich im Ganzen der Dichter am meisten selbst getreu. E. Kr.

Supper, Auguste, Ausgewählte Erzählungen. Mit Einführung von F. Donat. Stuttgart, Deutsche Verlagsanst., 1917. (111 S.) Geb. 1 M.

Wer das Leben und Treiben im Dorf, im Städtchen und auf der Landstraße so sicher zu beobachten versteht, und trotzdem den Schwächen der Armseligen und vom Leben Mitgenommenen ein so verstehender Richter ist, muß selbst ein frohes, weites und gütiges Herz haben. Unaufdringlich strömt von dieser schwäbischen Dichterin eine Mahnung aus, den inneren Menschenkern zu erkennen und hochzuhalten und sich nicht durch den äußeren Schein blenden zu lassen. Der reiferen Jugend und allen alten Lesern möchte man die vorliegende Auswahl der besten Erzählungen Frau Auguste Suppers angelegentlichst empfehlen. E. L.

Thummerer, Johannes, Hannerle. Ein Blindenroman. Leipzig, Grunow, 1917. (256 S.) 4 M., geb. 5,50 M.

Es ist eine einfache und schlichte Geschichte, die in einem kleinen böhmischen Städtchen am Südabhange des Erzgebirges spielt. Sie ist so harmlos und unscheinbar, so ganz ohne jegliche Sensation und ohne romanhafte Aufmachung, daß sie eigentlich gar keinen Unterhaltungsstoff bietet. Und gerade unterhalten soll der Roman, das verlangt man sogar von einem schlechten Roman. Der Verfasser hat es jedoch verstanden, in die reiche Gedankenwelt der blinden Hannerle einzuführen. Es liegt eine unendliche Reinheit und Unberührtheit in dem Leben des blinden Mädchens und nur mit Scheu werden andre in ihren Bannkreis gezogen. Auch sie bewegen sich nur mit Zaghaftigkeit in ihrem Dasein, dadurch entsteht eine gewisse Unsicherheit des Gefühls bei den andern, auch beim Leser. Nur die große Zielsicherheit, das Selbstbewußtsein, ja schließlich der Instinkt der Blinden schafft Klarheit. Es ist das Erstlingswerk des Verf., das erst nach langen Jahren zum Druck gelangte und über das vielleicht die Entwicklung der Zeit hinweggegangen ist. Der Gegenspieler des blinden Hannerle ist ein Student, der Peter, der zuerst freundschaftlich mit dem armen Hascherl alte Kindheitserinnerungen auffrischt, in dem Mädchen manche bisher nie geahnte Hoffnungen erregt. Nicht recht begreiflich erscheint mir, wie ein Geschöpf mit so reichem Innenleben, so naivem Gefühl für das Richtige, Wahre und Schöne, wie es Hannerle überzeugend ist, an dem Geschwätz und an der Nichtigkeit des jungen Laffen Gefallen finden und sich von ihm aus der sichern Bahn innerer Harmonie und genügsamer Heiterkeit herausreißen lassen kann. Die Erkenntnis der schiefen Bahn, auf der sie sich befinden, wirkt für beide erschütternd und mit Mühe ist die Katastrophe für das Mädchen vermieden. Dieses selbst aber ist eine so wundersame feine Gestalt, daß man sie sehr lieb haben muß und daß man die Lektüre des Buches empfehlen darf, vor allem solchen, die schwere Zeiten überwunden haben.

Otto Lerche.

Vesper, Will, Martin Luthers Jugendjahre. Bilder und Legenden. München, H. Becksche Verlagsh., 1918. (152 S.) Geb. 4 M.

Vesper, der dem größeren Publikum als feinsinniger Lyriker bekannt ist, stellt hier die Kindheit und die Jünglingsjahre Martin Luthers in formvollendeter legendarischer Erzählung dar, die altertümlich anmutet, ohne geradezu den Charakter jener Zeit aufzuweisen. Aus dem Elternhause, wo Elternliebe den Knaben sorglich umgibt, begleiten wir den jungen Martin

zur Schule und ins Kloster, wo er in Staupitz einen väterlichen Freund findet, der seine großen Gaben erkennt und seine Berufung an die neubegründete Universität zu Wittenberg bewirkt. Dort im Klostergarten bereitet sich Luther für die Zukunft vor und erkennt, daß die ganze Theologie einen neuen Geist braucht. Manchmal ist ihm zu mute wie dem Ritter im Märchen, der ein verzaubertes Schloß sieht, das ist die heilige Schrift. „Ich weiß, daß die Königstochter, das ist die Gnade Gottes, darinnen schläft und erweckt werden will. Aber ich finde nicht hindurch durch die Dornen und Ranken menschlicher Meinung und Irrung, die sich um das Schloß gelegt haben." Mit der Wanderung nach Rom, die der Mönch im Auftrag seines Ordens ausführt, bricht das Büchlein ab, dem als zweiter Teil „Martin Luthers Heldenjahre" folgen sollen. E. L.

Zahn, Ernst, Bergland. Vier Dichtungen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1917. (114 S.) 2,40 M.

In dem schönen Strauße dieser „wild erblühten" Dichtungen aus den letzten dreizehn Jahren seines dichterischen Schaffens, die uns Zahn hier darbietet, scheint mir die bedeutsamste Blume die Bekenntnisdichtung „An mein Bergland" zu sein; sie stammt aus dem Jahre 1916. Der Dichter entrollt in ihr seines Lebens Aufbau, sein Wirken und sein dichterisches Wollen von der hohen beschaulichen Warte des Alters aus: „Von Hoffnung unbeschwert, träum' ich zurück verflog'ne Freuden und durchlebtes Glück. Mein Bergland, dir erklinge noch mein Lied, eh' ich zum Abschied in das Tal mich rüste!" Seinem Göschenen, der Werdestätte seiner dichterischen Erfolge, dem kargen, harten, lieben Heimatland gilt sein Sang, der hohen großen Welt von kleinen Wundern voll, wo er die Einsamkeit kennen lernte, die an die Scholle bindet. Vom harten Volk des Berglandes, dessen Erkenntnis ihn zum Schreiben führte, klingt sein Lied, dessen Bescheidenheit alles Lob für den Dichter abwehrt. Ein schönes Denkmal zarter Kindesliebe setzt der Sohn hier auch seinen Eltern, dem toten Vater, dessen Anerkennung der Dichter sich in hartem künstlerischen Ringen zu erringen wußte, und der greisen Mutter, der die Treue Pflicht war in allen ihren Dingen, der weisen, wegekundigen Führerin. Ein zartes schmerzliches Liebesmotiv, das „Intermezzo", das Lied von eines jungen Menschen Lieben und Entsagen, weicht dem stolzeren Motiv des „Bergruh", dem Lied vom lieben selbst erschaffenen Heim und Haus, in dem der Dichter sein Familienglück sich zimmerte. Des Dichterphilosophen Blick aber schweift vom Glück der Gegenwart des Berglandes hinüber in das nahe stürmestille Sonnenland jenseit der Schwelle: „des Menschen Herz ist voller Seltsamkeiten, des Menschen Sinn hat ewig Wanderzeit." — „Ein Blumenmärchen" (aus d. J. 1903) eröffnet den Reigen der vier Dichtungen. In wunderbar zarten Bildern entrollt der Dichter das Menschenleben, von dem er die Blumen des Berges dem ruhenden Wanderer erzählen läßt: die Lilien von der schweren Stunde, da er seines Lebens Lauf begann, die Primel von der köstlichen Kindheit voller kleiner Seligkeiten, vom Minneleid des Menschen flüstert das Veilchen, die Nelke von der Friedlosigkeit des Menschentages, von des Menschen schlachtenschlagenden Haß das Heidekraut, die Alpenrose von der gläubigen Herzensnot und die Glockenblume vom Abend des Menschenpaares. Das Heimweh des verpflanzten Edelweiß paart sich der Sehnsucht des sterbenden Menschen nach jenem bessern Land „das sie im Meere des Lebens gesucht, wie einer Heimat Rettungsbucht". Nur die blaue Blume erhascht der einsame Wanderer nicht: „Mich fand kein Mensch noch je! — Ich bin das Glück." — „Die Mondelfe" (aus d. J. 1910) reiht sich dieser zarten Dichtung an; sie behandelt das uralte Thema „daß für das Elfenvolk es Sünde sei, mit Menschen Mensch zu sein und sie zu lieben". „Der Schneegreis und die junge Anemone" ein Märchen aus d. J. 1911 variiert das Motiv vom Kampf des Winterkönigs des Berglandes mit dem Frühling zu einem Liebesmärchen, in dessen Mittelpunkt die früh erblühte junge Anemone steht. Pieth.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (S.).

19. Jahrg. Nr. 9 u. 10. **Blätter** September-Oktober 1918.

für Volksbibliotheken und Lesehallen.

Herausgeber: Professor Dr. Erich Liesegang in Wiesbaden. — Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig. — Preis des Jahrgangs (12 Nrn.) 4 M. Zu beziehen durch jede Buchhandlung und Postanstalt.

Aus der Werkstatt der öffentlichen Musikbüchereien.

Von Paul Marsop.

II.[1])

Wie nennen wir unsere Büchereien? — Erweitertes Schema für Gruppierung des Gesamt-Materials. — Versuch einer Scheidung in Ausleihe- und Standbücherei. — Jugendabteilung.

Während des Weltkrieges gelangte einer, der Augen, Ohren und Herz auftat, zu mancherlei Einsichten. Wir wurden uns darüber klar, daß wir doch alle miteinander gute Deutsche sind, gleichviel ob wir dieser oder jener politischen „Partei" angehören; als Deutsche aber stellen wir ein unteilbares Volk dar. Und dürfen demgemäß das Edelwort Volk nicht mehr derart verwenden oder mit anderen Begriffen kombinieren, daß sich daraus — sei es auch nur mißverständlicherweise — die Absicht eines Abschichtungswillens in sozialer Hinsicht herauslesen ließe. In einem Aufsatz, der sich mit dem „Verband zur Förderung deutscher Theaterkultur" befaßte, schrieb ich letzthin: ist es nicht an der Zeit, mit den Bezeichnungen Volksvorstellungen, Volkskonzerte, Volksschulen aufzuräumen? Gibt es vielleicht bei uns zweierlei Volk, das der Mehr- und das der Minderbemittelten? Sind die letzteren Volk zweiter Klasse? Gehören die Kinder, die das Gymnasium besuchen, nicht zum Volk? So wenig wir heute noch vom „dritten", vom „vierten" Stand sprechen — oder sprechen dürften —, so viel Rückständigkeit verrät es, das der Oeffentlichkeit zu billigem Preis oder unentgeltlich Dargereichte schlechthin mit dem Deckschild „Volk" zu versehen. Die von mir gegründeten Musikbüchereien für Jedermann habe ich als „Volksbüchereien" eingeführt. Man nenne sie füglich öffentliche, oder, falls bildungsfreundliche Stadtverwaltungen sie unter ihre Fittiche nehmen, städtische Büchereien für Musik.

* * *

Für die Münchner Anstalt bereite ich, gemäß den seit 1903 gesammelten Erfahrungen, eine demnächst durchzuführende umfassende Reorganisation vor. Mit Zugrundelegung eines wesentlich erweiterten Einteilungsschemas. Verschiedenes darin Eingezeichnete ist auch erst

1) Vergl. „Blätter für Volksbibliotheken" Jahrg. 17 S. 1 ff.

wieder in der Praxis zu überprüfen.[1]) Den Leitern bestehender oder neu zu errichtender Anstalten ähnlichen Zuschnitts muß es überlassen bleiben, je nach den besonderen örtlichen Verhältnissen, je nach ausgesprochenen Bedürfnissen der Entleiher, auf die man da und dort vorwiegend rechnet, je nach den günstigen oder ungünstigen Aussichten für die Entwicklung dieser oder jener Sparte, Einiges zu streichen, Anderes zusammenzulegen, zu ändern. Jeder verwerte, was ihm taugt, nach Gutdünken.

Hier also der „Generalplan".

A. Ausleihebücherei.

α) Allgemeine Abteilung.

I. Klavier, zu 2 Händen.
1. Klavierschulen.
2. Klavieretuden.
3. Originalkompositionen.
4. Uebertragungen.
5. Fantasien, Paraphrasen usw.
6. Opernauszüge mit Worten.
7. Opernauszüge ohne Worte.
8. Messen, Oratorien: Auszüge mit Worten.
9. Messen, Oratorien: Auszüge ohne Worte.
10. Größere weltliche Chorwerke mit Klavierbegleitung.
11. Kleinere weltliche Chorwerke mit Klavierbegleitung.

II. Klavier, zu 4 Händen, usw.
1. Originalkompositionen.
2. Uebertragungen: Symphonien usw.
3. Uebertragungen: Ouverturen.
4. Uebertragungen: Kammermusik.
5. Uebertragungen: Opern, Oratorien, Messen usw. (Klavierauszüge zu 4 Händen.)
6. Fantasien usw.
7. Einrichtungen für 2 Klaviere, zu 4, bezw. 8 Händen.

III. Violine.
1. Schulen.
2. Etuden.
3. Originalkompositionen: Violine solo.
4. Originalkompositionen: Violine mit Klavier.
5. Uebertragungen, mit Klavierbegleitung.
6. Fantasien usw., mit Klavierbegleitung.
7. 2 und 3 Violinen, ohne Klavierbegleitung.
8. 2 und 3 Violinen, mit Klavierbegleitung.

IV. Viola, Violoncello, Kontrabaſs, Harfe, Gitarre.
- a) Viola.
- b) Violoncello.
  1. Schulen und Etuden.
  2. Originalkompositionen.
  3. Uebertragungen und Fantasien.
- c) Kontrabaſs.
- d) Harfe.
- e) Gitarre usw.

---

1) Vergl. meine Ausführungen in „Blätter" Jahrg. 17 S. 145 ff.

V. Kammermusik in Stimmen.
1. Klaviertrios.
2. Klavierquartette.
3. Klavierquintette (auch mit Blasinstrumenten) usw.
4. Streichtrios.
5. Streichquartette.
6. Streichquintette.
7. Sextette, Septette, Oktette usw. (auch mit Blasinstrumenten).

VI. Chorwerke.
1. Werke für gem. Chor, a cappella, geistlich.
2. Werke für gem. Chor, a cappella, weltlich.
3. Männerchöre a cappella.
4. Chorwerke mit Orgel.

VII. Einstimmige Gesänge und Lieder.
1. Kunstlieder mit Klavier.
2. Volkslieder mit Klavier.
3. Lieder mit Klavier und 1 Saiten- oder Blasinstrument.
4. Lieder mit Gitarre (Laute).
5. Einzelne Arien und Szenen (aus Opern, Oratorien usw.)
6. Gesangschulen.
7. Melodramen mit Klavier.

VIII. Duette, Terzette usw. für Singstimmen und Klavier.

IX. Orgel.
1. Originalkompositionen.
2. Uebertragungen usw.
3. Orgel mit Violine usw.

X. Harmonium.
1. Harmonium allein.
2. Harmonium mit anderen Instrumenten.

XI. Blasinstrumente.
1. Flöte.
2. Oboe usw.
3. Klarinette.
4. Fagott.
5. Blechinstrumente.

XII. Bücher.
1. Textbücher.
2. Musikführer.
3. Lehrbücher usw.
   a) Allgemeine Musiklehre.
   b) Harmonielehre.
   c) Kompositionslehre, Kontrapunkt, Fuge.
   d) Lehrbücher für einzelne Instrumente.
   e) Instrumentierung usw.
   f) Lehrbücher für Gesang.
4. Musikgeschichte.
5. Biographien und Briefsammlungen.
6. Aesthetik und Kritik.
7. Wagneriana.
8. Kirchliches, Liturgisches.
9. Volks- und Kinderlieder (nur Texte).
10. Humoristika.
11. Erzählungen und Romane musikalischen Inhalts.
12. Dramen und Gedichtsammlungen.
13. Kunstgeschichtliches.

β) Jugendabteilung.

I. Klavier, zu 2 Händen.
1. Schulen.
2. Etuden.

3. Originalkompositionen.
4. Bearbeitungen, Fantasien usw.

II. Klavier, zu 4 Händen.

1. Uebungsstücke.
2. Originalkompositionen.
3. Bearbeitungen usw.

III. Violine.

1. Schulen.
2. Etuden.
3. Originalkompositionen.
4. Bearbeitungen usw.

IV. Gesang.

1. Einstimmige Volks- und Kinderlieder.
2. Kinderchöre, Spiele mit Gesang usw.

V. Stücke für mehrere Instrumente.

(Leichte Duos, Trios; Kindersymphonien usw.)

VI. Bücher.

1. Leichtfaßliche theoretische Schriften.
2. Kleine Musiker-Biographien und musikgeschichtliche Darstellungen.
3. Erzählungen musikalischen Inhalts.

B. Standbücherei.

I. Partituren und Gesamtausgaben.

1. Kammermusik.
2. Orchester.
3. Orchester mit Chören bezw. Soli.
4. Opern und Musikdramen.
5. Gesamtausgaben (J. S. Bach, G. F. Händel, „Denkmäler der Tonkunst“ usw.)

II. Klavierauszüge in reicherer Ausstattung, mit wertvollen (Regie-) Eintragungen usw.

III. Bücher.

1. Musikgeschichte.
2. Biographien und Briefsammlungen.
3. Lehrbücher.
4. Aesthetik und Kritik.
5. Lexika.
6. Kataloge.
7. Varia (Erzählendes usw.)

IV. Historische Musikalien- und Textbücher-Abteilung.

1. Klavierauszüge älterer Opern, Oratorien, Messen usw.
2. Partituren älterer Opern, Oratorien, Messen usw.
3. Andere ältere Musik.
4. Textbücher.

C. Reservebestand.

Enthält nur **Duplikate**, dazu bestimmt, in die Ausleihebücherei oder in die Standbücherei nach Bedarf eingereiht zu werden.

* * *

Die Gliederung des zu Gebote stehenden Materials in Ausleihebücherei und Standbücherei bedeutet für unsere Anstalten eine verhältnismäßig einschneidende Neuerung, weil bisher ausnahmslos jedes vorhandene Stück, sofern der betreffende Wunsch dem Bibliothekar in Rücksicht auf Alter, allgemeine geistige Reife und besondere musi-

kalische Vorbildung des Entleihenden gerechtfertigt schien, dem Letzteren mit nach Hause gegeben wurde. Für die Trennung spricht zum ersten ein wirtschaftlicher Grund: Schonung der wertvolleren Bestände. Nämlich der Partituren, der großen Gesamtausgaben und Sammelwerke, der an sich kostspieligen oder durch das Antiquariat nur zu hohen Preisen erhältlichen Bücher (— wie der Mozart-Biographie Otto Jahns —), der im Handel teuer bezahlten älteren Musikwerke, die sich auf den Opern- und Konzertspielplänen nicht mehr finden, unseren gründlicheren Studien zugewendeten Gästen aber hochwillkommen sind. Auch in dieser Hinsicht wird die öffentliche Bücherei die Musik-Abteilungen der großen Staats- und Landes-Bibliotheken nach und nach entlasten. — All' das Genannte „fällt stark ins Geld“, kommt, abgesehen von den billigen Eulenburg-Partituren, fast nur durch Geschenke in unseren Besitz und muß nach Möglichkeit vor rascherer Abnutzung bewahrt bleiben. Zum Anderen: wer überhaupt fähig ist, Partituren zu lesen, kann das ebensogut in der Bücherei tun — dazu ganz ungestört. Des Weiteren liegt mir jedoch daran, daß nicht allein die bereits mit strengeren Wissenschaften angefreundeten, sondern alle die Schwelle der Bücherei überschreitenden Gäste dort ein wohnliches Arbeitsheim finden. In unseren Berliner und Mannheimer Büchereien fehlen nicht hübsch ausgestattete Zimmer, wo die Besucher zu festgesetzten Stunden aufliegende Musik- und bessere Theaterzeitschriften durchsehen und sich mit dem Zweck der Anstalt in Verbindung stehenden Studien widmen können. Der ideale Haupt-Arbeitsraum einer öffentlichen Musikbücherei müßte so aussehen: längliches Rechteck; an der einen Breitseite die Fenster, an der anderen abzudeckende hohe Regale. In der Mitte die Schreib- und Lesetische, zum Hinausrollen eingerichtet. An der abschließenden Schmalwand: Podium mit Vorkehrung für Projektionsdarstellungen, Katheder, Stelltafeln, Flügel, Notenpulten. Die Wirkung des auszuleihenden oder an Ort und Stelle zum Durchnehmen bereitgestellten Musikalienbandes, -Heftes und Musikbuches soll eine ausgiebige Ergänzung erhalten durch Vorträge, die mit „tönenden Beispielen“ und auch bildlich illustriert werden. Die Absicht: die mit- und nachschaffende Fantasie ins Schwingen zu versetzen, eine Art „Anschauungsunterricht für Ohr und Auge“ zu geben. Und auch hier, wie beim Austeilen der Noten, tunlichst immer Rede und Gegenrede des Anregers und des Anzuregenden, nichts Mechanisches, alles nach Möglichkeit in lebendiges, unmittelbares Wirken aufgelöst! Besonders hätten die Vorträge auf das Musikleben der Stadt, in der sie gehalten werden, Bedacht zu nehmen. Zu empfehlen wären Einführungen am Klavier, die der erstmalig am Orte erfolgenden öffentlichen Wiedergabe von Opern-, Instrumental-, Chorneuheiten vorauszugehen hätten. Kein zimperliches, schrittchenweise gängelndes Lenken von Haydn zu Mozart, von Mozart zu Beethoven, sondern mutiges Anpacken der Kunstprobleme des zwanzigsten Jahrhunderts! Wir wir, denk' ich, unter den Erfahrungen des Weltkrieges endlich dazu gelangen, die Kinder zu sicher aus-

schreitenden Gegenwartsmenschen zu erziehen. Der moderne Techniker, der unbegreiflich hohe Wunder verrichtet, der kühne Programmatiker, der Riesenorchester in dramatische, fiebernde Bewegung setzt und der schlichte Mann, der, in der Stille politisch reifend, seine sozialen Gedanken und Forderungen gelegentlich noch in ungefüge Worte kleidet: sie alle schöpfen doch aus dem nämlichen Born, indem sie ihn zugleich mit ihrem Eigensten speisen: aus den unsere Tage beherrschenden und sie bewegenden Gesamtideen. Das Neue, natürlich soweit es etwas zu sagen hat, und das „schöne Alte“ erklären sich gegenseitig. Alles Gute wirkt ineinander. Zu diesem erläuternden, aufhellenden Musizieren mögen auf taktvolle Weise allmälig auch begabtere Entleiher herangezogen werden. Damit zimmerte man eine Vorstufe zur Bildung eines kleinen Anstaltsorchesters, eines Anstaltschores. Und so vermöchte man, vornehmlich in kleineren Städten, die Bücherei nach und nach zu einer echten und rechten der Allgemeinheit dienenden Musikschule auszugestalten und auch damit, gegenüber unserem heutigen durch öde Geschäftsmache, schamlosen Agentenwucher und Operetten-Laszivität verseuchten Theater- und Konzertwesen, einer reinlicheren deutschen Kunstpflege vorzuarbeiten.

* * *

Freunde der Sache, die mit unserer alten Münchner Bibliothek-Einteilung vertraut sind, werden des ferneren die Frage stellen, weshalb ich jetzt eine Jugend-Abteilung abzweige. Aus erzieherischen Gründen — und gleicherweise der Schonung des wertvolleren Materials halber. Außerdem werden, sobald besondere Ausleihestunden für Schüler festgesetzt sind, die Bibliothekare für die eingehendere Beratung der in Auffassung und im Können weiter vorgeschrittenen Besucher freiere Hand bekommen. Melden sich gegenwärtig Schüler oder Schülerinnen, die Volks-, Real-, Töchterschulen, Gymnasien besuchen, zur Eintragung in die Entleiherliste der Münchner Bücherei, so geben wir ihnen vorerst ein von ihnen dem Gesang- oder Musiklehrer ihrer Schule vorzulegendes Zirkular folgenden Inhalts mit: „Gemäß den Bestimmungen fast aller deutscher Volksbüchereien und öffentlicher Bücherhallen wird Ausleihe-Material nur Erwachsenen eingehändigt. Im Hinblick darauf wie auch in Berücksichtigung dessen, daß die durch bescheidene Privatmittel gestützte Münchner städtische Bücherei für Musik mit ihren Beständen nach Möglichkeit hauszuhalten sich gezwungen sieht, können wir Schülern Leihkarten nur dann ausstellen, wenn sie ganz besonders gut musikalisch veranlagt sind und wenn zudem keine Gefahr besteht, daß der regelmäßige Fortgang ihrer Schulausbildung durch Sonderstudien auf dem Gebiet der Musik beeinträchtigt werden könnte. Somit bitten wir Sie, gegebenenfalls eine entsprechende Bescheinigung freundlichst einzusenden.“ Konnte der Musiklehrer eine solche Bescheinigung mit gutem Gewissen nicht ausstellen, dann war der Fall für uns erledigt. — Sprechen, sobald späterhin die Jugendabteilung eingerichtet ist, Schüler bei uns vor, so

werden wir ihnen die Wahl lassen, ob sie bei selbiger Abteilung eingeschrieben sein wollen oder es vorziehen, dem betreffenden Gesanglehrer jenes Zirkular vorzulegen und ihn um eine sorgfältige Prüfung ihrer musikalischen Begabung zu bitten.

* * *

Die nächste Folge dieser Veröffentlichungen soll u. a. von einem weiteren Novum handeln: vom Zweck, der Anlage und dem Inhalt einer Sparte für gute erzählende (Roman-, Novellen-, Märchen-) Literatur musikalischen Inhalts.

Hermann Löns.

Im Verlag von Eugen Diederichs ist kurz nach des Dichters Tode eine Löns-Biographie herausgekommen, die von Traugott Pilf mit warmem Freundesherzen und eingehendem Verständnis niedergeschrieben, ihrer Zeit auch in den „Blättern" besprochen wurde[1]) und nun bereits in mehrfacher Auflage den Weg in das deutsche Publikum fand. In immer noch weiteren Kreisen Interesse und Liebe für den Verstorbenen zu erwecken, sei der Zweck der nachfolgenden Zeilen.

Auch einer von denen, die zu früh starben, ist mit ihm dahingegangen, aber einer von denen, die nicht umsonst gelebt haben. Gewiß sind Löns Werke nicht nach Jedermanns Geschmack, er war ein eigenartig eigenwilliger Charakter, spröde und verschlossen bis zur Abstoßendheit, urwüchsig, manchmal fast zu derb im Ausdruck, aber kerndeutsch in allem was er dachte, tat und schrieb, aufrecht, wahr und gesund, ein begeisterter Naturfreund, dem sich die tiefsten Geheimnisse des Werdens und Wachsens da draußen erschlossen, und vor allem erfüllt von einer großen, heißen Heimatliebe. So recht eigentlich der Dichter seines norddeutschen Volkes ist Hermann Löns geworden, sein Vertreter und Fürsprecher, der vielen erst die Augen geöffnet hat für die zarten, verborgenen Reize der Landschaft zwischen Elbe, Rhein und Nordsee und das Verständnis gehoben für die knorrigen, wortkargen Geschlechter, die dort auf den uralten Bauernhöfen zu finden sind. Viel Wesensverwandtes spürte Löns wohl im eigenen Blut. Seine Eltern stammten aus Westfalen, wenn er selbst auch in Kulen an der Weichsel geboren ist (am 29. August 1866), wo sein Vater Gymnasialoberlehrer war. Bis zu seinem achtzehnten Jahre blieb er in jener Umwelt, in der er sich aber nie so recht heimisch fühlte, und die ihm wenig zusagenden Verhältnisse bestärkten wohl den Hang zum Alleinsein. Er selbst kommt manchmal auf seine Jugendeindrücke zurück: wie auch die Liebe zur Natur immer größer wurde, und er oft schon tagelang einsam für sich Haide, Wälder und Moore durchstreifte, bald jeden Baum und Strauch, jeden Vogel und Käfer kannte.

---

1) Vergl. Jahrg. 1916 S. 219.

Teils auf Anregung seines Vaters, teils durch Ferienbesuche auf angrenzenden Gütern und Förstereien wurde er frühzeitig ein weidgerechter Jäger. „Ich war ein Freund der Hütejungen, Fischerknechte und Waldarbeiter, meine sehr zivilisierten Mitschüler, die mit achtzehn Jahren Zigaretten rauchten und Fensterpromenaden machten, langweilten mich. Von der Bücherarbeit hielt ich nicht viel, und trat lieber unbefangen und mit klaren Augen vor die Natur."

Später dann wurde sein Vater in die angestammte Heimat, nach Münster, versetzt; hier sowohl wie in Paderborn, der Geburtsstadt der Mutter, ging ihm der Sinn auf für deutsche Geschichte und Vergangenheit. Ein Heißhunger nach tieferer Bildung überkam ihn, und neben den Vorbereitungen zur Abgangsprüfung bewältigte er eine fast unglaubliche Menge neuer Literatur, Zoologie, und vor allem westfälischer Geschichte, die wohl in ihm zu mancherlei späteren Balladen und hauptsächlich zum „Wehrwolf" den Grund legte. In Münster, Greifswald und Göttingen studierte Löns Medizin und Naturwissenschaft, besonders aber drängte es ihn zur Belletristik, in der eben Zola das führende Wort hatte, und Bleibtreu, die beiden Hart, Michael Georg Konrad und manche andere an erster Stelle standen. Dem jungen Hermann erschien der große Franzose teils abstoßend, teils langweilig, Tolstoi absolut wesensfremd; der ganze „naturalistische Quark" widerte ihn in der Seele an. Sein Herz war bei Annette von Droste-Hülshoff und später bei Liliencron. Nietzsche war ihm nur interessant, „da er so hübsch dunkel über die hellsten Sachen schrieb".

Arzt mochte er nicht werden, die zoologische Laufbahn erschien aussichtlos, und so sprang er „mit beiden Beinen in das Zeitungsfach". Nach mancherlei Reisen, auch im Auslande, wurde er zunächst in Hannover Redakteur, später in Bückeburg, und aus dieser Zeit stammen neben einer sehr großen Anzahl von Artikeln und Aufsätzen, in denen er sich aber mehr oder weniger als Fronarbeiter vorkam, die ersten echt Lönsschen Werke: Das „goldene Buch", das „grüne" und das „braune Buch", welch letzteres besonders in seinen Naturschilderungen aus Feld und Haide ihn schon als den selten liebevoll beobachtenden und ausdrucksreichen Dichter zu erkennen gibt. Der stille, innige Verkehr mit der Natur ließ ihn immer mehr zur Besinnung auf sich selbst kommen, und alle freien Stunden trafen ihn draußen in den geliebten Wäldern. Halb unbewußt, wie bei jedem echt Schaffenden, erwuchsen ihm so auch seine Gedichte und Balladen, deren größte Anzahl in dem „blauen Buch"[1] und dem „kleinen Rosengarten"[2] vereinigt ist, welch' letzteres Werkchen, obgleich im glücklichsten Volksliedton getroffen, wie alle wahre Kunst, sich erst recht schwer durchsetzte, nun aber bereits in weit über 20 000 Exemplaren vorliegt.[3]

Sein erster Roman, „Der letzte Hansbur", entstand ebenfalls in

1) Im Verlag A. Sponholtz, Hannover. 3,50 M., geb. 4,50 M.
2) Im Verlag E. Diederichs, Jena. Geb. 2 M.
3) Hannover, Sponholtz. 4 M., geb. 5 M.

der Bückeburger Zeit. Durchaus eigenartig in Sprache, Form und Aufbau gemahnt er am ersten an die alten Chroniken, wie er sie wohl auf seinen Pürschgängen aufstöberte. Göde Hehlmann ist ein Haidebauer „als ob man einen von den alten Longobarden sähe, wie sie aus Jütland herunter kamen", ein Ich-Mensch, der sein Leben voll auslebt, auch auf mancherlei Irrwegen, aber in den Armen einer Jugendliebe doch zu einem friedevollen Tode kommt.

Von dem zweiten Roman, „Da hinten in der Haide", hielt er selber nicht viel und plante eine Umarbeitung, zu der es jedoch nicht mehr kam.

So recht eigentlich aber ist Löns auf seinem Gebiet in den Jagd- und Naturbildern, wovon eine Reihe der schönsten der Band „Aus Forst und Flur", birgt.[1]) „Naturschilderer gabs immer nur wenige, wirds stets nur wenige geben," schreibt ihr Herausgeber Karl Soffel in seinem Vorwort; „der Grund hierfür ist in dem eigentümlichen Stoffe zu suchen, der von dem Schaffenden nicht nur ein großes formales Talent, sondern auch die seltene Gabe des Einfühlenkönnens, zusammen mit rastloser wissenschaftlicher Beherrschung verlangt." Bei Löns tritt nun noch seine absolut eigenartige Auffassung hinzu, die ihm die ganze Natur beseelt und persönlicht. Daß er auch über einen liebenswürdigen Humor verfügte, zeigen das reizende Tierbuch vom „Mümmelmann"[2]) und die Humoreskensammlung „Der zweckmäßige Meyer".[3])

Das schönste und reifste aber, was er überhaupt geschaffen, scheinen mir die „Novellen" genannten Jagdskizzen „Auf der Wildbahn" zu sein.[4]) Gibt er in den andern Büchern mehr objektive Bilder, so klingt hier des Dichters eigenste tiefste Seele mit. Abseits der Welt streift er nicht nur auf Hirsch und Reh, Schwarzwild und Raubzeug, auch seine innersten, zartesten Gedanken schreibt er sich hier vom Herzen. Auch Hermann Löns, in dem zeitweise so viel Daseinslust und keckes Draufgängertum steckt, wenn ihn zu andern Stunden das Leben auch hart genug anfaßte, kommt schließlich zu der uralten Weisheit, daß man ja doch immer allein bleibt mit seiner Seele: „Das weiß ich schon längst, aber die Sehnsucht bettelt darum doch Tag für Tag vor der Tür." Was der Dichter hier an Selbstbekenntnissen niedergelegt hat, schätze ich weit höher als jenen Roman, dem gemeinhin von der Persönlichkeit seines Autors am meisten unterlegt wird. „Das zweite Gesicht," eine Liebesgeschichte, ist wohl eine sehr feinsinnige, tief schürfende Arbeit, in vielem auch ein echter Löns, in anderem aber erscheint sie mir geradezu als ihm wesensfremd. Löns aufrechter, gerader Natur liegen eigentlich die psychologischen Wirrsale nicht,

---

1) Aus Forst und Flur. 41 Tiernovellen mit 18 Bildern. Leipzig, L. Voigtländer. Geb. 5 M.

2) Sponholtz. Geb. 4 M.

3) Der zweckmäßige Meyer. Ein schnurriges Buch. Ebenda. 3 M., geb. 4 M.

4) Ebenda. 3,50 M., geb. 4,50 M.

und wenn der Maler Hagenrieder, der selbstquälerisch zwischen zwei Frauen schwankt, auch manchen Zug aus seines Schöpfers eigenem Erfahrungsleben tragen mag, so mangelt dieser „Liebesgeschichte“ doch gerade jener urgesunde Trieb und jene geistige Abgeklärheit, die beim Lesen sonstiger Lönsscher Werke ein so unendlich wohltuendes Gefühl auslösen.[1])

Seinen Namen in die weitesten Kreise hat wohl der „Wehrwolf“, eine Bauernchronik,[2]) getragen, sein „Kriegslied“ wie er es selber nannte aus den Schrecken des dreißigjährigen Mordens. Plastisch und wuchtig ersteht die furchtbare, und doch auch so große Zeit vor unserm inneren Auge wie zum greifen nahe. In knapper, holzschnittartiger Darstellung werden uns die alten Bauerntypen von Harm Wulf und seinen Wehrwolfleuten gebracht, innig verhalten sind die Liebesszenen, und, was sich bei Löns von selbst versteht, die Natur lebt und webt, blüht und duftet um uns herum.

So manches Buch und manche Sammlung wäre noch zu erwähnen, was hier aber schließlich bei der durch die Kriegszeit gebotenen Raumbeschränkung doch zu weit führt. Wer den Dichter nur aus den Hauptschriften kennt, wird auch zu andern seiner Werke greifen und mit trauerndem Herzen beklagen, daß auch dieser reich begnadete Mensch und große Könner gleich in den ersten Kriegswochen für sein Vaterland gefallen ist. Er, der nie Soldat gewesen, aber sofort freiwillig eintrat, wünschte sich im Grunde freilich nichts Schöneres, und schon vor Jahren schrieb er einmal: „Ich will leben und kämpfen, lieben und hassen, bis zu meinem letzten Atemzuge. Alles nur kein geruhiges Leben soll mir beschert sein; und den Abschluß hätte ich gern unter Donner und Blitz.“

Und auf der Birkhahnbalzjagd kamen ihm einmal, so recht aus seinem Charakter heraus, allerhand Vorstellungen: „Ich drusele vor mich hin, und denke an Alles und Nichts. Vorgestern habe ich ein Tanzfest im Kruge mitgemacht. Es war sehr lustig. Der beste Tänzer, der hübscheste Jungkerl im Dorfe, der am schneidigsten tanzte, hat sich gestern totgefahren. Die Gäule gingen ihm durch. So ist das Leben. Das tanzt und lacht und singt und trinkt, und hinter ihnen lauert einer, und sucht sich einen von ihnen aus, wie ich hier sitze und auf einen von den Hähnen passe. Und wer weiß, ob nicht hinter mir einer in seinem Schirm sitzt, die Waffe auf den Knien, mit der er mich zu fällen gedenkt. Der Gedanke stört mich wenig. Einmal kommt es dazu ja doch, ob es nun heute oder morgen, das ist gleichgiltig. Ich weiß, daß es so kommen wird, bin immer darauf gefaßt, und bereite mich darum nie darauf vor. Das mögen die tun, die aus dem Verneinen des Lebens einen Beruf machen. Ich aber sage zu ihm: Ja!“

Und dankbaren Herzens wollen wir von dem gefallenen Helden

---

1) Jena, E. Diederichs. 3 M., geb. 4,20 M.
2) Ebenda. 3 M., geb. 4,20 M.

die Lebensbejahung, Lebensfreude und Lebenskraft in uns herüber nehmen, uns an seinen Büchern erfrischen und verjüngen, und seinen Namen ohne kleinliche Kritik in noch immer weitere Kreise und Generationen tragen.

Ellinor Krossa.

Ein Führer für Leser an einer niederländischen Volkslesehalle.

Von K. Miethe im Haag.

Die öffentliche Bibliothek und Lesehalle im Haag, die unter der Leitung des auch in Deutschland bekannten Bibliothekars Dr. Greve steht, hat im August vergangenen Jahres angefangen, in monatlichen Heften einen Führer für ihre Leser herauszugeben. Die Haager öffentliche Bibliothek hat einen Bücherbestand von über 15000 Büchern und einen Kreis von ungefähr 3000 Lesern. Sie ist die einzige Bibliothek in der holländischen Residenz, die den deutschen Vorstellungen einer öffentlichen Bibliothek entspricht. Sie gehört aber nicht der Stadt an, sondern ist die Gründung eines Vereins, dessen Mitgliedschaft zugleich mit dem Benutzungsrecht der Bibliothek durch einen Jahresbeitrag von mindestens einem Gulden erworben werden kann. Die Benutzung des Lesesaals steht jedermann frei. Im Jahre 1916 wurde ein einbändiger Katalog herausgegeben, dem verschiedene Ergänzungslisten über spätere Neuerscheinungen folgten. Seit August 1917 erscheint aber an Stelle der Ergänzungslisten ein Führer, in dem die Neuerwerbungen der Bibliothek den Lesern allmonatlich bekannt gegeben werden. Der „Führer für Leser", dessen 7. Heft jetzt vorliegt, soll aber nicht nur eine Katalogergänzung sein. Er arbeitet an der Verwesentlichung der Ziele einer öffentlichen Bibliothek mit. Er soll ein Sprechorgan und eine Handreichung zwischen Bibliotheksverwaltung und Leserpublikum darstellen. Jedes einzelne Heft, das einen Bogen stark ist, spricht auf diesen wenigen Oktavseiten von dem heißesten Bemühen einer Bibliothekleitung, den ihr anvertrauten Bücherschatz zu einem lebenden, fruchttragenden Wesen zu gestalten.

Der „Führer für Leser" will nicht nur aufzählen, welche Bücher vorhanden sind, sondern er will erzählen, was in den wichtigeren Büchern steht. Er will ferner Mitteilungen über den Lesesaal veröffentlichen und schließlich den Wünschen und Gedanken der Benutzer, d. h. hier seinen Benutzern, Raum gewähren. Es verdient nämlich noch besonders erwähnt zu werden, daß der Führer im jährlichen Abonnement für 30 cent und als Einzelnummer für 4 cent zu kaufen ist, sodaß wirklich fast jeder Bibliothekbenutzer in der Lage sein kann, von ihm Gebrauch zu machen.

Diese oben angeführten Vorsätze wurden in den Einführungsworten der ersten Nummer ausgesprochen. Wenn man aber die bisher erschienenen Hefte aufmerksam durchblättert, dann findet man schon viele neue Wege, ja Schliche, angewandt, durch die der Bibliothekar seine Leser enger an die Bibliothek ketten will und sie zu aktiven und bewußt auswählenden Lesern zu bilden bemüht ist.

So enthält beispielsweise das 3. Heft, dessen einleitender Artikel in Anbetracht der Lutherfeste eine kurze Uebersicht über Luthers Wirken und im Anschluß daran eine Liste der in die Bibliothek aufgenommenen Schriften über Luther bringt, einen Hinweis auf eine Vortragsreihe, die ein bekannter holländischer Geistlicher in der Volksuniversität über Luther halten wird. In der gleichen Nummer ist eine Ausleihe-Statistik von 1916 und 1917 in einer kurzen Aufstellung gegeben. Die einzelnen Buchbesprechungen sind durch Anführung anderer Bücher, die im Zusammenhang mit dem besprochenen Werk genannt werden können, nach verschiedenen Richtungen hin erweitert. Immer spürt man, wie dem Leser Gänge in die Bibliothek gegraben und Verbindungen zwischen den einzelnen Schachten hergestellt werden sollen.

Die 4. Nummer bringt unter dem Titel „Volksuniversität und öffentlicher Lesesaal" einen kurzen Artikel über die Möglichkeit, die Arbeit der Volksuniversität durch die der öffentlichen Bibliothek und umgekehrt zu ergänzen. Es wird den Lesern bereits darin zugesagt, daß bei Neuanschaffungen besonders die Bücher bevorzugt werden sollen, die in den Kursen der Volksuniversität angeführt oder besprochen werden, bis sich ein wirklicher Anschluß beider Institute erreichen läßt. Ein späteres Heft gibt Angaben über die Höhe der Abonnenten und die Ausleihe in den letzten drei Monaten, um den Benutzern einen Begriff von der Wirksamkeit und Inanspruchnahme der Bibliothek zu verschaffen und sie auch über ihre eigenen Wünsche hinaus an dem Entwicklungsgang der Bibliothek zu interessieren.

In all diesen Versuchen steckt wirklich ein Stück Unternehmungsgeist und unerschöpflicher Optimismus. Die Trockenheit und Dürftigkeit, die jeder Katalog für den Uneingeweihten und anfangs auch verhältnismäßig uninteressierten Bibliothekbesucher hat, der mitunter am liebsten nur blättert und die mit Bildern durchsetzten Texte um ihrer Abwechslung halber bevorzugt, soll vermieden und in das Gegenteil verkehrt werden.

Aber auch die Erfahrungen und Beobachtungen der Leser sollen der Bibliothekleitung als Wegweiser dienen. So schreibt der Führer in einem der neusten Hefte, daß in den Ausleihe-Statistiken die Tatsache besonders auffallend hervorgetreten sei, daß bei mehrbändigen Büchern (ausgenommen Romane) die zweiten und folgenden Teile seltener ausgeliehen werden, wie der erste Band. Es werden nun nicht gleich tiefgründige Betrachtungen über die Gründe dafür angestellt, sondern die Leser werden aufgefordert, selber einmal darüber nachzudenken und in dem Führer ihre Ansicht auszusprechen. Zum Beweis für die Auffälligkeit dieser Erscheinung bringt die betreffende Nummer auf ihrer letzten Seite eine lange Liste mehrbändiger Werke mit der Ausgabe der Ausleihezahl jedes einzelnen Bandes. Darunter befindet sich beispielsweise Hedin: Transhimalaja, dessen erster Band 21 mal und dessen zweiter Band nur 12 mal im gleichen Zeitraum verliehen wurde. Ferner erzielte Darwin: Entstehung der Arten 20 Ausleihen für Band 1 und nur acht für Band 2. Von Meier-Graefe: Moderne Kunst wurde der erste Band 28 mal, der zweite Band 9 mal und der dritte Band 14 mal ausgeliehen.

Der Leitartikel einer anderen Nummer des Führers ist im besonderen „Der Not der Zeiten" gewidmet. Er spricht von erforderlichen Sparsamkeitsmaßregeln und wird durch eine lange Liste von Broschüren über Kochkistenverwertung, Gartenpflege, Kohlenverbrauch und dergl. vervollständigt.

Von rein technischer Seite wäre noch zu berichten, daß die Anordnung der Neuerscheinungen sich den Gruppen des alten Hauptkatalogs anschließt und daß den Büchern die Standortnummer beigefügt ist.

In den sieben kleinen hier besprochenen Heftchen hat sich bereits ein Reichtum an Wissenswertem für den Bibliothekbenutzer gesammelt, der Einem schon kaum noch gegenwärtig sein kann. Es geschieht daher manchmal, daß man in der Ausleihe eine Frage stellt, die der Führer bereits beantwortet hat. Die Bibliothekarinnen versäumen nie, in solchem Falle auf den Führer und seine Nützlichkeit nachdrücklich hinzuweisen. Sie haben auch Recht darin, denn eine solche unermüdliche Arbeit zur Aufschließung des Bücherschatzes für die Leser verpflichtet diese zum richtigen Gebrauch des Gebotenen. Nur darf man nicht allzu streng und allzu erwartungsvoll sein. In der Praxis der öffentlichen Bibliothek ist es eine tägliche Lehre, daß der Eifer des Bibliothekars in den meisten Fällen größer ist als der Wille des Lesers. Aber Darbieten und Geben bringen auch größere Freuden und Ansporn als Nehmen. Auch darf man an den einen Sünder, der Buße tut, denken, wenn sich auf Grund der besonderen Bemühungen die Bibliothek wiederum für einen Leser zum lebenden Besitztum gestaltet hat.

Berichte über Bibliotheken einzelner Städte.

Die Volksbücherei Berlin-Friedenau wurde im Jahre 1917 stark in Anspruch genommen, so daß der Raum nicht mehr ausreichte und an eine Vergrößerung gedacht werden mußte; ein ebenso großer Raum neben der Bibliothek wurde hinzugenommen und alles neuzeitlich eingerichtet. Geleitet wurde die Bücherei von Frau Wichmann, der vier freiwillige Helferinnen, außer vier Schülern des Realgymnasiums, zur Seite standen. Der Bücherbestand wuchs von 4560 auf 5000 Bände. Die Ausleihe belief sich auf 44547 (im Vorjahr 42141) Bände. Erfreulicherweise nimmt das Interesse an der belehrenden Literatur, wie die Statistik zeigt, zu. Im Juni war das Bücherverzeichnis von 1914 vergriffen, eine Neuauflage ist notwendig geworden und bereits im Druck. Bei den Neuerwerbungen ist besonders Wert auf belehrende Bücher gelegt worden, was beim Vergleich der beiden Bücherverzeichnisse 1914 und 1918 deutlich hervortritt. Die Zahl der neu hinzugekommenen Leser beträgt 535; sie setzt sich aus allen Kreisen der Bevölkerung zusammen.

Nach dem Jahresbericht der Gemeinde Berlin-Friedenau.

Der Jahresbericht der Stadtbibliothek Bromberg für 1917 (Bromberg, Gruenauersche Buchdruckerei, 1918) macht Mitteilungen über die Arbeitsteilung zwischen der Stadtbibliothek und der damit verbundenen Städtischen Bücherhalle. Für die letztere wurde fast ausschließlich Unterhaltungsstoff angeschafft, für die andere fast durchweg wissenschaftliche und belehrende Literatur. Am 10. Dezember 1917 bezog die Volksbibliothek die neuen Räume, die ihr von der Stadt angewiesen und die mit Hilfe einer Bewilligung des Oberpräsidenten von 2500 M. behaglich und geschmackvoll eingerichtet worden waren. Sie führt von diesem Tage an den Namen „Städtische Bücherhalle“. Der Stadtbibliothekar gab bei dieser Gelegenheit einen kurzen Ueberblick über die Geschichte der Bücherhalle („Ostdeutsche Presse“ vom 4. Jan. 1918 und „Ostdeutsche Rundschau“ vom 4. Jan. 1918). Das Personal setzt sich zusammen aus einer Bibliothekssekretärin als Leiterin, zwei Assistentinnen, einem Kastellan und zwei Laufjungen. Hierzu kommen noch eine Praktikantin und eine Volontärin. Der Haushaltsplan für 1916 hat 6890 M., der für 1917 hingegen 8280 M. vorgesehen; von diesen fielen 5178 auf persönliche und 3102 auf sächliche Ausgaben. Die Zahl der Leser hat sich im Berichtjahr von 2034 auf 2937 gehoben, darunter 737 Jugendliche. Die Zahl der Verleihungen stieg von 72890 auf 92384, darunter sind 22816 an Jugendliche. Die Gesamtzahl der von Stadtbibliothek und Bücherhalle ausgeliehenen Bücher betrug 141640 gegen 114410 im Vorjahre.

Der Bericht über das achte Verwaltungsjahr der Städt. Zentralbibliothek zu Dresden (1917) beschränkt sich wegen der Papiernot, ist aber noch immer ausführlich genug gehalten (Dresden, Buchdr. der Dr. Güntzschen Stiftung). Wiederum fand ein größerer Abgang der männlichen Leser statt, auch zwang mancherlei Krankheit in der Beamtenschaft zu Beschränkungen des Betriebes. Die Bücherei zählte am 31. Dezember 1917 insgesamt 47993 Bände, davon 13133 Unterhaltung, 2562 Zeitschriften, 2458 Klassiker, 131 fremdsprachliche schöne Literatur, 7354 Jugendschriften, 22355 belehrende Literatur. Eine besondere Tabelle zeigt, wie sich dieser Bestand auf die einzelnen Stellen verteilt. Die Jahresausleihe betrug 373132 (Vorjahr 406419) Bände, hierbei war die Unterhaltungsliteratur mit 144999 (Vorjahr 147767), die Zeitschriftenliteratur mit 17056 (15387), Klassiker mit 9390 (10682), die fremdsprachliche schöne Literatur mit 441 (485), Jugendschriftenliteratur mit 98058 (123081) und die belehrende Literatur mit 103188 (109017) Bänden vertreten. Die Gesamtleserzahl, über deren Gliederung eine Tabelle Auskunft

gibt, war die größte seit Bestehen der Bücherei, es wurden 32466 Leihkarten (Vorjahr 31432) abgegeben. Da infolge der Kohlennot die Lesesäle längere Zeit hindurch geschlossen bleiben mußten, ist ein namhafter Rückgang des Besuchs zu verzeichnen. Die Lesezimmer der Zweigstellen Neustadt und Ost wurden von zusammen 11978 (Vorjahr 15174) Personen, die Dresdner Lesehalle von 171627 (234387) besucht. Im nächsten Betriebsjahr wird die Lesehalle, die bisher von einem Verein mit städtischer Unterstützung unterhalten wurde, mit der Städtischen Zentralbibliothek vereinigt werden unter dem neuen Namen: Städtische Bücherei und Lesehalle.

Der 12. Bericht des Fürther Volksbildungs-Vereins für 1917 (Fürth i. Bayern, A. Schröder, 1918) teilt mit, daß während des Kriegs das Berolzheimerianum größtenteils (so z. B. der Lesesaal) zu Lazarettzwecken verwandt wurde. Die vom Verein verwaltete Bücherei stieg auf rund 19300 Bände. Verliehen wurden an 304 Tagen 97934 (im Vorjahr 108772) Bände, der Tagesdurchschnitt ist also von 357 auf 322 gesunken, da immer mehr Männer zum Heeresdienst eingezogen wurden und die Frauen ebenfalls in irgend einer Weise für den Krieg tätig sind. Die Leiterin der Bibliothek, Fräulein Karola Voelkel, schied nach zwölfjähriger erfolgreicher Wirksamkeit aus, um sich zu verheiraten. Die Leitung ging auf Fräulein Ella Meißner über. Mehrere Damen der sozialen Jugendgruppe in Fürth beteiligten sich als freiwillige Helferinnen bei der Bücherausleihe.

Der Jahresbericht der Oeffentlichen Bücherei und Lesehalle zu Bergisch Gladbach stellt für 1916 eine erhebliche Zunahme der Entleiher und eine ebensolche Abnahme im Besuch der Lesehalle fest. Die bisherigen Ausleihestunden blieben unverändert, für die Jugend vom 14. bis 18. Jahre wurde der Mittwochabend von 6—8 Uhr noch freigegeben. Die Buchcharakteristik der neuen Kartothek zur Erleichterung der Ausleiheberatung wurde weiter ausgearbeitet. Der Bücherbestand wuchs von 10804 auf 11055 Bände. Im Ausleiheraum wurden aus Anlaß von Erinnerungstagen oder lokalen Veranstaltungen folgende Tafeln ausgestellt: F. Lienhard; Klara und Rob. Schumann; Gust. Freytag; Ferientafel; Goethe-Schriften; Kriegsliteratur der Gegenwart; W. v. Siemens; Weihnachtserzählungen, Märchen und Gedichte; Bücher aus der Natur für Kinder: aus Wald und Haide, Haus und Hof. Auch wurde in der Ausleihe ein Glasschrank für Bücher- und Bilderausstellungen angebracht. Eine ausführliche Tabelle zeigt, auf welche Fächer und Leserkategorien sich die 32514 verliehenen Bücher verteilen. Der prozentuale Anteil der männlichen Leser sank von 57,56 % im Vorjahr auf 52,40 % diesmal. Auf wissenschaftliche Literatur kamen 21,51, auf schöne Literatur 53,24, auf Jugendschriften 24,07 und auf Zeitschriften 1,18 % der Entleihung. Der umfängliche Bericht stellt dann ausführlich, lehrreich und unter Zuhilfenahme von Tabellen die Benutzung der einzelnen Wissenschaftsfächer und der schönen Literatur dar.

Der von Frau Anna Reyelt erstattete handschriftliche Bericht der Städtischen Bücher- und Lesehalle zu Hagen i. W. für 1917/18 teilt mit, daß der Bücherbestand nach Abzug der ausgeschiedenen Werke von 15410 auf 17212 Bände gestiegen ist. An einen Neudruck der Kataloge konnte gegenwärtig nicht gedacht werden, vielmehr wurde der so beträchtliche Zuwachs maschinenschriftlich aufgezeichnet und in der Ausleihe ausgelegt. Bei der Jugendpflege machte sich der Vorteil der beiden schon früher erwähnten (Bd. 18 S. 216) Kataloge für Jungen und Mädchen geltend, denn die Jugendlichen hielten sich an den Inhalt und schrieben nicht mehr so viel ungeeignete Werke auf. Der Leiterin ist es gelungen, jugendliche Fabrikarbeiterinnen in größerer Anzahl für den Leserkreis zu gewinnen. Auch half sie bei der Zusammenstellung und Einrichtung von Fabrikbibliotheken. Um der Ausbreitung der Schundliteratur, die von jugendlichen Arbeiterinnen

noch immer reichlich genossen wird, entgegenzuwirken, wurden bei einem Arbeiterinnen-Unterhaltungsabend die bekannten billigen Sammlungen guter Volksliteratur ausgestellt und der Ankauf vermittelt. Die Leserzahl stieg von 5190 im Vorjahr auf 6133, doch kam dieser Zuwachs fast nur auf die Leserinnen. Die Zahl der entliehenen Bücher nahm in ähnlichem Umfang zu und wuchs von 99221 Bänden im Vorjahr auf 116209 diesmal. Von den Zweigstellen entwickelten sich Wehringhausen und Eilpe gleichfalls in normaler Weise, während Altenhagen, dessen Lokal mangelhaft ist, Rückschritte machte. Die Ausgabestelle Delstern wurde auf Wunsch der Bibliothekskommission wieder eröffnet, wies aber nur einen so geringen Besuch auf, daß man sie wohl wieder fallen lassen wird. — Abgenommen hat hier, wie fast überall während des Kriegs, die Zahl der Lesesaalbesucher. Dahingegen war im Winter der Andrang zur Kinderlesehalle so lebhaft, daß noch ein zweiter Nachmittag eingeschoben werden mußte; im Sommer ließ der Besuch bedeutend nach, da ein großer Teil der Kinder aufs Land gebracht war.

Der Jahresbericht der Oeffentlichen Lesehalle zu Jena für 1917 klagt über den Mangel an Personal, der durch den Weltkrieg herbeigeführt wurde. Auch an die Zurückgebliebenen traten größere Leistungen heran. Dem Vorstand gereichte es daher zur besonderen Freude, daß die Firma Karl Zeiß ihren Jahresbeitrag um 2000 M. erhöhte, so daß den Beamten eine Teuerungszulage von 15 % gewährt werden konnte. Der Bücherbestand betrug am 1. Januar 1918 33929 Bände gegen 31795 im Vorjahr. Der Zugang belief sich auf 2301 Bände, 167 wurden als abgenutzt ausgeschieden und 65 galten als verloren. Ausgeliehen wurden 130454 (Vorjahr 137903) Bände, so daß ein Rückgang von 7449 zu verzeichnen ist. Davon kamen 77,41 % (Vorjahr 76,56) auf Unterhaltendes und 22,59 % (Vorjahr 23,44) auf Belehrendes. An 359 Ausleihetagen wurden durchschnittlich 36338 Bände verliehen. Die Zahl der Leser betrug 7742 gegen 8307 im Vorjahr. Die Zahl der männlichen Leser ging von 4566 im Vorjahr auf 4100, die der Leserinnen von 3741 auf 3642 zurück. Noch stärker war der Rückgang im Besuch der Leseräume, die diesmal nur von 68897 Personen gegen 82049 im Vorjahr besucht wurden. Die Karl-Zeißstiftung verdiente sich den besonderen Dank des Lesehallenvereins durch Bewilligung eines Sonderzuschusses von 5000 M. zum Ankauf von volkswirtschaftlicher und kriegsgeschichtlicher Literatur, der auf mehrere Jahre verteilt werden soll.

Sonstige Mitteilungen.

Am 7. November 1917 wurde der Neubau der Oeffentlichen Bibliothek in Bergen (Norwegen) vollendet. Der stattliche Bau, zu dessen Errichtung durch Privatsammlungen 182565 Kronen zusammenkamen, enthält im Erdgeschoß das Ausleihezimmer mit frei zugänglichen Regalen, die 25—30000 Bände fassen. Nach hinten schließt sich das mit Lipman-Regalen ausgestattete Magazin an, das sich auch im 2. Stock fortsetzt. Im rechten Flügel befindet sich der Lesesaal für Erwachsene, im linken, durch besonderen Eingang von der Straße zugänglich, der Lesesaal für Kinder. Ueber ihm ist im 2. Stock ein Vortragsaal vorgesehen, während im rechten Flügel außer den Arbeitsräumen des Personals ein Zimmer für die Ausleihe von Musikalien eingerichtet ist. Die Vorderseite des Gebäudes, die einfach, aber würdig gehalten ist, ist aus grauem norwegischen Gneis aufgeführt. „For Folkeoplysning Bd. 3 Nr. 5/6 bringt neben einer Geschichte der Bibliothek eine mit Plänen und Abbildungen begleitete Beschreibung des Neubaues.

Wie wir derselben Zeitschrift Bd. 3 Nr 2 entnehmen, stiftete der Kaufmann Oluf Björneseth die Summe von 50000 Kronen für die Jugendabteilung

der Bibliothek, die das erwähnte Ausleihezimmer und den Vortragsaal umfaßt. In letzterem, der mit einem Kinematograph- und Lichtbildapparat sowie mit einem Globoskop ausgestattet ist, finden zweimal in der Woche, Dienstags und Freitags von 5—7 Uhr, eintrittsfreie Filmvorstellungen statt, zu denen abwechselnd die Kinder sämtlicher Schulen Zutritt haben, jedesmal 200—250 an der Zahl. An jedem Mittwoch werden außerdem Märchenabende geboten.

Jürges.

Der Verein „Oeffentliche Lesehalle" zu Calbe a. S. teilt in dem Jahresbericht für 1917 (Calbe, Coppelt) mit, daß der Verlagsbuchhändler Herm. Hillger zu Berlin ein Haus in Calbe, dieser seiner Vaterstadt, zum Geschenk gemacht und außerdem einen Betrag von 2000 M. zum Ausbau einer Lesehalle daselbst überwiesen habe. Außerdem erklärte sich der Stifter bereit, den Verein für die nächsten zwei Jahre mit einem Beitrag von je 200 M. zu unterstützen. Daraufhin hat auch die Stadt einen Zuschuß von jährlich 500 M. zugesichert. Hiermit ist die Vorbedingung für das Zustandekommen einer Lesehalle gegeben, indessen schätzt man die Kosten für die Einrichtung einer geräumigen Lesehalle, die am besten mit der städtischen Volksbibliothek zu vereinigen wäre, auf im ganzen 10000 M. Es bleibt abzuwarten, ob es dem Opfersinn der Bürgerschaft gelingt, für die heimkehrenden Krieger in absehbarer Zeit diesen Betrag zusammenzubringen.

Die Stadt Königshütte bewilligte für die Volksbücherei dort neben der beträchtlichen laufenden Beihilfe eine einmalige Gabe von 1500 M. Die Stadt Gleiwitz eine ebensolche von 900 M.

Volksbücherei. Jahrg. 12 Heft 1/2.

Dem Magistrat zu Oppeln wurde von der Zementindustrie daselbst zur bessern räumlichen Ausstellung der Volksbücherei eine Spende von 3000 M. überwiesen. Die Stadt erhöhte ihre Beihilfe von 1300 auf 1800 M.

Volksbücherei. Jahrg. 12 Heft 1/2.

Bankdirektor Wallenberg in Stockholm hat mit der Hälfte seines Vermögens, 20 Millionen Kronen, eine Stiftung errichtet, die zur Unterstützung von kulturellen, wissenschaftlichen, Handels- und Kunst-Bestrebungen dienen soll. Als erste Gabe daraus hat er der Stadt Stockholm 1 Million Kronen zur Errichtung einer Volksbibliothek geschenkt, mit der Bedingung, daß die Stadt freien Bauplatz zur Verfügung stellt und eine frühere Stiftung, die Forsgrensche Donation, mitverwendet. Damit ist der lange bestehende Wunsch nach Errichtung einer Volksbibliothek in Stockholm in nahe Erfüllung gebracht.

For Folkeoplysning III Nr 2.

Zur Sammlung für eine Bücherspende für kriegsgefangene deutsche Landwirte wirbt ein Aufruf, der kürzlich erschienen und von namhaften Freunden der deutschen Landwirtschaft unterschrieben ist. Darin wird mitgeteilt, daß in den verschiedensten Gefangenenlagern Englands, Frankreichs und Japans Fachkurse von Landwirtschaftsinspektoren und Wanderlehrern zu Gunsten der gefangenen Landwirte eingerichtet sind. Geeignete Fachliteratur soll an die E. Blättervereinigung für Kriegsgefangene in Bad Nassau (Lahn) geschickt werden, welche letztere auf Wunsch auch Freifrachtbriefe zur kostenlosen Versendung zur Verfügung stellt. Gaben an Geld nehmen außerdem alle Schriftleitungen landwirtschaftlicher Blätter entgegen, auch können solche mittelst Zahlkarte auf jedem Postamt auf das Postscheckkonto: Konto-Nr. 41544 beim Kaiserl. Postscheckamt Berlin NW 7 unter „Deutsche Bücherspende für kriegsgefangene Landwirte" eingezahlt werden. Bei der großen Aufgabe, die der Landwirtschaft nach Wiederherstellung des Friedens für den Wiederaufbau des Vaterlands harrt, wird man dieses so zeitgemäße Unternehmen mit ungeteilter Freude begrüßen.

Am 26. Juni ist **Peter Rosegger**, dessen 75. Geburtstag wir am 31. Juli in aller Stille zu feiern gedachten, von uns genommen. Es braucht in unseren „Blättern“, die der Volksbildung dienen wollen, nicht erst ausgesprochen zu werden, was wir an diesem Manne verlieren. Liegt doch dieser Lebensweg in aufsteigender Linie vom schlichten Waldbauernbuben bis zum Greis, den Milde und Weisheit verklärten, und zu dem seine Landsleute an der Donau und in den Alpen aufschauten wie zu ihrem Führer und Hüter, in seinen zahlreichen autobiographischen Schriften und Bekenntnissen klar vor aller Augen ausgebreitet. Aber schon jetzt wird man sagen dürfen, daß nicht wenige seiner Werke bleiben und unvergänglich sein werden als Zeugnisse deutscher Art und deutschen Gemüts, die in ihrem Ewigkeitswert wieder zu Ehren kommen werden, sobald der gegenwärtige Weltkrieg mit seinen unwürdigen Verläumdungen unseres nationalen Wesens wie ein böser Traum von der Menschheit gewichen sein wird.

Zeitschriftenschau usw.

Als im Frühjahr 1898 die ersten Beratungen über die Gründung von größeren und kleineren Bildungsbibliotheken für die deutsche Ostmark stattfanden, wurde wiederholt auf die Organisation für **Volksbüchereien in Oberschlesien** hingewiesen, als deren Urheber und treibende Kraft Dr. Rud. **Küster** galt. Ueber die Weiterentwicklung dieser Anfänge zu den „Verband oberschlesischer Volksbüchereien“ mit seinen großartigen Leistungen ist wiederholt in den „Blättern“ gehandelt worden. Die Zeitschrift „Volksbücherei in Oberschlesien“ (Breslau, Priebatsch), die bisher von Herrn Oberregierungsrat Dr. Küster und Herrn Verbandsbibliothekar Kaisig herausgegeben wurde, berichtet zudem regelmäßig über die wichtigsten Fortschritte. Nun bringt die neueste Nummer (Heft 1/2 des 12. Jahrgangs) die Nachricht, daß Küster aus seiner bisherigen Wirksamkeit ausgeschieden ist, da er zum Oberverwaltungsgerichtsrat ernannt sei. Das gibt nun den Anlaß zu einer Würdigung der hervorragenden Verdienste dieses tüchtigen Organisators, der in dem „Wettbewerb um die oberschlesische Volksseele“, wie Kaisig es ausdrückt, der deutschen Sache dem Polentum gegenüber einen gewaltigen Vorsprung gewonnen hat. 186 Standbüchereien und 1038 Ausgabestellen von Wanderbüchereien, zusammen über 1200 Lesegelegenheiten, sind in diesen 25 Jahren ins Leben gerufen: „fast überall, wo in Oberschlesien eine Schule ist, besteht auch eine Volksbücherei.“ Das Polentum besaß vor dem Kriege bei uns etwa 200 Volksbüchereien, die während des Krieges zumeist eingegangen sind. „Die jährliche Aufwendung für deutsche Volksbüchereien, die Regierung, Gemeinden, Großindustrie, Kreisverwaltungen, Vereine usw. bereitstellten, betrug vor dem Kriege rund 250000 und ist im Kriege auf etwa 180000 M. zurückgegangen. Dieser gewaltigen Ziffer, den etwa 2 Millionen jährlichen Entleihungen und den rund 130000 Lesern, hat das Polentum kaum etwas entgegen zu setzen.“ Wie Kaisig hervorhebt, hat Küster diese Einrichtungen organisch aus der Eigenart der oberschlesischen Verhältnisse entwickelt, auch habe er es verstanden, vertrauensvolle Beziehungen zu allen deutschen Parteien und Kreisen, vor allem auch mit der katholischen Geistlichkeit und ihrer Kirche, herzustellen. Alle Kundgebungen bei der Abschiedsfeier, die am 1. Juni 1918 in dem gastlich geschmückten Saale des Theater- und Konzerthauses zu Gleiwitz begangen ward, stimmen darin überein, daß es für jeden eine Freude war, unter diesem vornehmen und wohlwollenden Manne zu arbeiten, dessen feine künstlerische Natur auf das Maßhalten gerichtet war.

Daß auch in niederländischen Volksbibliotheken die Frage nach dem Bildungswert der Romanlektüre an der Tagesordnung ist, lehrt ein Aufsatz mit dem Titel Was lest ihr? in der Zeitschrift (Onze Leeszaal, April 1918). Der Verfasser teilt seine Beobachtungen über die Verschiedenheit des Geschmacks des Publikums mit und erzählt von Lesern, die mit Vorliebe alte Prachtwerke mit Städteansichten sich zu Gemüte führen, während andere bei spannend geschriebenen Geschichtswerken oder bei Darstellungen aus und über die Kolonien auf ihre Kosten zu kommen glauben. Wer sich der älteren holländischen Literatur nähern will, dem möge man durch literargeschichtliche Handbücher einzuführen und für den Gegenstand vorzubereiten suchen. Den vielfach gepredigten Kreuzzug gegen den Unterhaltungsroman vermag der Verfasser nicht zu billigen; das Lesen spannender Erzählungen hat durchaus seine Berechtigung, nur das Uebermaß wirkt schädlich und vor der „Sklaverei" dieser Art kann nicht genug gewarnt werden. Im übrigen muß zwischen erschlaffenden, die Sinne reizenden Geschichten und solchen ernsten Charakters unterschieden werden. Gediegene Romane haben unter Umständen einen tiefgehenden und heilsamen Einfluß auf ihre Zeit ausgeübt. So ist bekannt, daß der große niederländische Staatsmann, der seiner Zeit sich so energisch für die Buren verwandte und jetzt die gerechte Sache der Mittelmächte unerschrocken in seiner Zeitung führt, Dr. Kuyper, durch einen Roman zu seiner bekannten christlichen Lebens- und Weltanschauung gebracht worden sei.

Auf der 10. norwegischen Bibliothekar-Versammlung hielt der Bibliothekar Anders Krogvig einen Vortrag über „Schöne Literatur und Volksbibliotheken", der nebst der anschließenden Diskussion in „For Folkeoplysning" Bd. 3 Nr. 2 abgedruckt ist. Nach einem interessanten Ueberblick über die wechselnde Stellung, die Dichtkunst und Belletristik in der Beurteilung und Wertschätzung der literarischen Kreise und der verschiedenen Strömungen des geistigen Lebens in Dänemark-Norwegen einnahmen — ein Gegenstand übrigens, der auch eine zusammenfassende Bearbeitung für Deutschland verdiente —, bespricht K. die praktische Seite der Frage, d. h. was der Bibliothekar aus der Belletristik anschaffen soll. Unter seinen Ausführungen halten wir besonders eine für beachtenswert. Er wendet sich dagegen, zu sehr dem unseligen Hang des Publikums „mit der Zeit fortzuschreiten", nachzugeben, worunter im allgemeinen eine atemlose Jagd durch die Bucherzeugnisse jeden Jahres verstanden wird. „Es eilt nicht so schrecklich", meint er. „Ein Bibliothekar muß sich bis zu einem gewissen Grade den Mann zum Muster nehmen, der es sich zur Regel machte, nie einen Brief zu beantworten, bis er einen Monat alt war: da hatte er meist sich selbst beantwortet, d. h., das Ganze war erledigt. Aehnlich ist es auch mit den Büchern; die unter ihnen, die noch fünf Jahre nach ihrem Erscheinen Leben haben, sind nicht so übermäßig viele, und es ist durchaus nicht sicher, daß sie sich unter denen befinden, die im Augenblicke durch eine oft nicht gerade gewissenhafte Reklame an die Oberfläche gebracht werden." Jürges.

Neue Eingänge bei der Schriftleitung.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingehender, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen.

Berger, Rich., Die russische Revolution. M. Gladbach, Volksvereinsverl. 1918. (47 S.) 0,60 M.

Auf Grund sorgfältiger Studien gibt der Verfasser ein Bild der neueren inneren Vorgänge unseres großen Nachbarreichs im Osten. Daran schließt sich

eine kurze Uebersicht über „Rußlands Fremdvölker und Staatenbildungen“. Die Schrift kann bestens empfohlen werden. L.

Bodman, E. v., Das hohe Seil. Leipzig, L. Staackmann, 1916. (284 S.) 3,50 M.

Scharf beobachtete Erzählungen aus allen Gegenden und Bevölkerungsschichten namentlich Südwestdeutschlands werden hier mit psychologischer Feinheit durchgeführt. Als Volkslektüre im eigentlichen Sinne kommt diese Novellensammlung des bekannten Verfassers weniger in Betracht, doch mag sie größeren Bildungsbibliotheken für geübtere Leser empfohlen werden. Vorzüglich in ihrer Art ist die erste titelgebende Geschichte, nach der auch Olaf Gulbransson die expressionistische bunte Umschlagzeichnung entworfen hat.

Floericke, K., Bulgarien und die Bulgaren. Stuttgart, Franckh, 1918. (92 S.) 1 M.

Die kurze Uebersicht über das bulgarische Land und Volk eignet sich in ihrer gemeinverständlichen Form zur Anschaffung für kleine und größere Volksbibliotheken. Der Einleitung „Im Rosental von Kazanlik“ folgen die Kapitel „Volkswirtschaftliches“, „Kulurelles“, „Etwas von der Tierwelt“, und zum Schluß „Landschafts- und Städtebilder“. H. R.

Gobineau, Graf, Frankreichs Schicksale im Jahre 1870. In autoris. Uebertragung v. R. Schlösser. Leipzig, Ph. Reclam, 1918. (200 S.) 0,80 M.

Die maßlose Eitelkeit der französischen Rasse, die das Ergebnis des Krieges 1870/71 als Unrecht gegen die Menschheit empfand, bei dem sie sich nicht beruhigen könne, ist bekanntlich eine Hauptursache der jetzigen Weltkatastrophe gewesen. Wie diese Selbstverherrlichung im Zeitalter Ludwigs XIV. großgezogen wurde und zur Zeit der Revolution und Napoleon I. ihre Orgien feierte, zeigt das vorliegende Büchlein aus dem Nachlaß eines genialen Franzosen, das jetzt zuerst — und zwar zunächst in deutscher Uebertragung — herauskommt (Reclams Universalbibliothek Nr. 5941, 5942). „Frankreich wurde“ — unter Ludwig XV. — „in seinen eigenen Augen die Sonnennation, unvermerkt durchtränkte es sich mehr und mehr mit wahrhaft chinesischen Ideen: seine Eitelkeit wurde ihm zur großen Mauer.“ Ebenso findet die „geheimnisvoll-feierliche Redensart“ von den „Grundsätzen von 1789“, mit denen die Entente während des Weltkriegs zu krebsen suchte, hier einen unbarmherzigen und unbestechlichen Richter. Jedermann sei das inhaltreiche Schriftchen empfohlen. L.

Godin, M. A. von, Feinde. Roman. Köln, Bachem, 1918. (230 S.) Geb. 5 M.

Ein Kriegsroman aus der Zeit der großen Erhebung 1914. Die dem deutschen Adel entnommenen Charaktere sind scharf umrissen. Godin schildert den ehelichen Konflikt, der aus der Gegensätzlichkeit der Nationalitäten entsteht und naturgemäß durch den Weltkrieg geschürt wird. Eine Entspannung tritt ein, als die chauvinistisch gesinnte, schwerblütige Französin ihren verwundeten Gatten, einen bayrischen Edelmann, fern der Heimat im Lazarett pflegt. Durch ihre Umgebung gelangt die fanatisch französische Frau allmählich zur Erkenntnis der wirklichen Verhältnisse. Unterhaltungslektüre im guten Sinne. H. R.

Hepner, Fritz, Heinrich von Treitschke. Das Werden des Kämpfers und Historikers. Berlin, K. Heyman, 1918. (61 S.) 2 M.

Nachdem jetzt eine Auswahl der Briefe des gewaltigen deutschen Historikers und Publizisten wenigstens bis zum Abschluß des großen deutschen Einigungskrieges vorliegt, ist es eine lohnende Aufgabe, seine Entwicklung nochmals zusammenfassend darzustellen. Das geschieht hier in glücklicher Weise, wenn auch manche kleine Polemik, die besser in die Anmerkungen verwiesen würde, den Text der Erzählung stört. Bei dem neuerwachenden Interesse an diesem herrlichen Vorkämpfer des deutschen Gedankens, aus dessen Schriften gerade die Gegenwart unendlich viel lernen kann, möchten wir das vorliegende fleißig gearbeitete Erstlingswerk allgemeinerer Beachtung empfehlen. L.

Heimat. Zeichnungen deutscher Künstler. Deutsche Gedichte. Berlin-Zehlendorf, F. Heydar, 1918. (64 S.) 1,50 M.

Die dritte Folge der hier bereits eingehend besprochenen Werke „Du mein Deutschland“ und „Du mein Vaterland“. Wie dort findet man auch hier wieder Gedichte älterer und neuerer Autoren und daneben ganzseitige Holzschnitte neuerer Künstler, die die Note weiterspielen, die in den Versen angeschlagen ist. Mit wenigen Ausnahmen (wozu man z. B. G. Kampmanns „Dämmerung“ und R. Hobergs „Sommer“ wird rechnen müssen) sind die Bilder — meist Landschaften — wohlgelungen. L.

Hoffmann, Karl, Das Ende des kolonialpolitischen Zeitalters. Leipzig, F. W. Grunow, 1917. (149 S.) 3 M.

Der polemisch klingende Titel des vorliegenden Buchs reizt zu entschiedenem Widerspruch. Der Verf. tritt ein für einen genossenschaftlichen Imperialismus auf Grund der Parole „Berlin-Bagdad“ und macht dafür, daß dieser Gedanke sich noch nicht in höherem Maße verwirklicht habe, die deutschen Kolonialpolitiker verantwortlich. Freilich nur gegen eine extreme Kolonialpolitik soll sein Vorwurf gerichtet sein, innerhalb maßvoller Grenzen billigt er sie. Ob eine solche Kritik wirklich den Nagel auf den Kopf trifft, mag dahingestellt bleiben; nach dem Gefühl Vieler haben wir für unsere Kolonien kaum genug Geld und Kraft aufgebracht, und nur darüber wird sich streiten lassen, ob eine größere Konzentration auf Afrika als Boden unserer Betätigung nicht richtiger gewesen wäre. Jedenfalls aber müßten wir darauf bedacht sein, bei den Friedensverhandlungen, die ja in absehbarer Zeit beginnen werden, dafür zu sorgen, daß das Versäumte nachgeholt und ein geschlossenes Kolonialreich in Zentralafrika, über dessen Lage und Abgrenzung ja Meinungsverschiedenheiten im Einzelnen zwischen den Kennern möglich sind, uns gesichert wird. L.

Literarischer Ratgeber der Bücherwelt. A. 4. Herausg. v.. d. Redaktion der Bücherwelt. Bonn, Borromäusvereinsverl. 1918. (317 S.) 4 M.

Das Ziel dieser stark erweiterten Auflage des bewährten Literarischen Ratgebers geht nach dem Vorwort dahin, nicht allein den Leitern volkstümlicher Bibliotheken bei ihren Anschaffungen an die Hand zu gehen, vielmehr sollen auch die gebildeten Katholiken darin einen Führer haben bei der Auswahl für ihre Hausbücherei und endlich soll er ihre Richtschnur sein bei der Auslese ihrer Lektüre in Leihbibliotheken usw. Im Ganzen sind es elf Fachmänner, die sich in diese verantwortungsvolle und weitausschauende Aufgabe geteilt haben. Bekannt sind die Grundsätze, die für den Borromäusverein maßgebend sind. Innerhalb der so gezogenen Beschränkung ist hier gediegene Arbeit geleistet, der man nur warme Anerkennung zollen kann.

Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig, B. G. Teubner, 1918. Jeder Band 1,20 M., geb. 1,50 M.

Von dieser vortrefflichen Sammlung liegen in alten oder neuen Auflagen vor: Bd. 16: O. **Weise**, Die deutschen Volksstämme und Landschaften. A. 5 (völlig umgearbeitet); Bd. 91: A. **Luschin von Ebengreuth**, Grundriß der Münzkunde. I: Die Münze nach Wesen, Gebrauch und Bedeutung: Nr. 221: A. **Voigt**, Deutsches Vogelleben. A. 2; Bd. 564: A. **Schudeisky**, Projektionslehre.

Pölt-Nordheim, Klara, Tiroler Nagelen. Erzählungen. Innsbruck, Verlagsanstalt Tyrolia. (186 S.) Geb. 1,80 M.

26 meist kurze Erzählungen und Skizzen aus dem Tiroler Volksleben und von der Front im Weltkriege und aus der Zeit Andreas Hofers, stark mit Dialekt durchsetzt, der Norddeutschen erhebliche Schwierigkeiten bereiten wird. Bb.

Popp, Max u. **Schoenichen**, Walter, Unsere Volksernährung auf der Grundlage unserer Landwirtschaft. Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. (58 S. u. 46 Taf.) 2,20 M.

Für Lehrer und solche die in öffentlichen Vorträgen unser Volk über die Verwertung und Rationierung unserer Bodenerzeugnisse aufklären wollen

und sollen, ist obige Darstellung besonders wegen ihres volkstümlichen Stils und wegen der vielen graphischen Beilagen recht zu empfehlen. B. L.

Reimmichl (Sebastian Rieger), Aus den Tiroler Bergen. Lustige und leidige Geschichten. 8.—10. Taus. Innsbruck, Tyrolia, o. J. (318 S.) Geb. 3 M.

Kunstlose aber echtvolkstümliche Erzählungen und kleine teils ernste teils heitere Geschichten aus der Gegenwart oder aus der ruhmreichen Zeit des Tiroler Aufstands gegen den großen Franzosenkaiser und die ihm verbündeten Baiern, sind hier zu einem Feldstrauß zusammengebunden. Auch literarische Feinschmecker werden sich an diesen schlichten Stücken erfreuen, die vor allem der reiferen Jugend gefallen müssen, weil sie dem Fremden eine gute Vorstellung geben von der kernigen, frommen und natürlichen Art dieser Alpenbewohner, die auch im gegenwärtigen Weltkrieg ihren alten Heldenruhm erneut und ihrem Kaiserhaus die Treue bewahrt haben, wenn auch diesmal der Kampf Schulter an Schulter mit den Baiern gegen die gemeinsamen wälschen Feinde im Süden und Westen ausgefochten wird. L.

Rüdiger, M., Waldtraut. Nach der Chronik des Pfarrers zu Hinrichshagen. A. 16 (Kriegsausgabe). Schwerin i. M„ F. Bahn, 1918. (207 S.) 2,40 M.

Von der bekannten historischen Erzählung, die die Verfasserin nach einer mecklenburgischen Pfarrchronik des 15. Jahrhunderts abgefaßt haben will, liegt hier eine Feldausgabe vor. Bibliotheken, die das religiös empfindende Buch noch nicht besitzen, erhalten hierdurch Gelegenheit, es für geringen Preis zu erwerben. Namentlich für die reifere weibliche Jugend eignet sich diese gehaltvolle aber vielleicht ein wenig sentimentale Geschichte aus der Feder einer wackeren Pfarrfrau. In der Prachtausgabe mit Gravüren und anderen Bildern ist „Waldtraut“ ein beliebtes Konfirmations- oder Weihnachtsgeschenk. L.

Schmitt, Cornel, Erlebte Naturgeschichte. Schüler als Tierbeobachter. Leipzig, B. G. Teubner, 1918. (151 S.) Geb. 4 M.

Das vorliegende Büchlein ist ganz aus der praktischen Schultätigkeit hervorgegangen. Es berichtet von Exkursionen, die der Lehrer mit seinen Schülern unternahm, um sie an das Beobachten in der Natur zu gewöhnen. Sie wurden angehalten, ihre Beobachtungen kurz in dem Notizbuch aufzuzeichnen. In den Unterrichtsstunden wurden dann Fragen, die unklar geblieben waren, erörtert, auch wurden die Eintragungen durchgesehen und besprochen. So nahmen die Eigenbeobachtungen, die sich auch auf die häuslichen Terrarien und Aquarienversuche erstreckten, allmählich an Wert zu; die Schüler lernten ihre Sinne schärfen und gebrauchen und gewannen die Natur immer mehr lieb. Wie sehr die Jugend schließlich bei der Sache war und zu welchen schönen Ergebnissen sie endlich gelangte, zeigen die hier gebotenen ausgelesenen Mitteilungen, deren jedesmaliger Autor mit recht namentlich aufgeführt wird.

Siegfried, Walther, Paris vor dem Weltkrieg. Eine Schilderung. Leipzig, Phil. Reclam, 1918. (72 S.) 0,40 M.

Eine höchst interessante Darstellung aus der Feder eines Deutschschweizers, der aus seiner Sympathie für französisches Wesen durchaus kein Hehl macht, bietet dieses als Nr. 5926 der Reclamschen Universal-Bibliothek erschienene Heftchen dar. Voller Bedauern stellt S. fest, daß bei seinem letzten Besuch einige Monate vor Ausbruch des Weltkriegs die höheren Kreise in Paris von einem geradezu krankhaften Deutschenhaß beseelt waren, der so kleinlich blind und sinnlos war, daß alle noch so sachliche Belehrung ohne jede Wirkung blieb, da man eben unter allen Umständen an dem Wahnbild festhalten wollte, das man sich von dem Volk gemacht hatte, mit dem man nochmals einen Waffengang zu wagen gedachte, falls die Verhältnisse den Sieg erwarten ließen. Man kann die Lektüre dieses schmalen aber inhaltreichen Bändchens, das den Eindruck absoluter Zuverlässigkeit macht, gar nicht genug empfehlen, namentlich auch allen Friedensfreunden! Es stimmen diese Beobachtungen eines freien neutralen Schriftstellers durchaus überein

mit denen der belgischen Diplomaten, die in den „belgischen Aktenstücken“ als klassisches Zeugnis für den Kriegswillen Frankreichs für alle Zukunft niedergelegt sind. E. L.

Thissen, Otl, Der Kaiser im Weltkriege. Köln, J. P. Bachem, 1918. (208 S.) 2,40 M., geb, 3 M.

Schilderungen, Gedichte, Kaiserworte finden sich in dem vorliegenden Buch in geschickter Auswahl vereinigt. Das Buch ist fürs Volk geschrieben und wird in seiner frischen Art manchem Leser Freude machen.

Traub, Gottfried, Heimkrieger. Stuttgart, Engelhorn, 1917. (109 S.) 2 M.

Diese „eisernen Blätter“ bedürfen nicht besonderer Empfehlung. Der Titel bedeutet die Durchhalte-Stimmung, die uns gegen Zwietracht und Verhetzung nottut; ein Stahlbad für Schwache und Kleinmütige. B. L.

Wegener, G., Der Wall von Eisen und Feuer. II. Champagne-Verdun-Somme. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1918. (385 S.) Geb. 12 M.

Der erste Band dieses prachtvollen Buches eines unserer beliebtesten Kriegsberichterstatter wurde seiner Zeit in den „Blättern“ ausführlich gewürdigt. Es umfaßte die Ereignisse im Westen bis zum Ausgang des ersten Jahrs des Weltringens. Der vorliegende zweite Teil führt uns bis Ende 1916, d. h. bis zu dem vornehm und menschlich gedachten Friedensangebot unseres Kaisers, das von den Feinden — bezeichnend für ihre Gesinnungen — leider nur als Zeichen der Schwäche gedeutet wurde und das Gegenteil der trefflichen Absicht bewirkte. Der Verf. will auch diesmal nicht eine kühl abwägende Darstellung des Verlaufs der ungeheuren kriegerischen Aktionen geben, die in diesen bedeutsamen fast anderthalbjährigen Zeitraum fallen, sondern schlicht und innerlich über das berichten, was er draußen sah und beobachtete von seinem bevorzugten Platz aus. Dies sein Ziel hat er erreicht, wir erhalten von ihm eine „subjektiv möglichst wahrhaftige Widerspiegelung von Erlebnissen und von Stimmungen des Ganzen“. Wiederum handelt es sich nicht um eine bloße Zusammenstellung der unter dem Eindruck des Tags in Zeitungen und Journalen veröffentlichten Berichts, vielmehr hat Wegener eine kürzende und konzentrierende Umarbeitung vorgenommen, ohne den Wortlaut der Originale immer zu verwischen. Das reich illustrierte Werk sei mittleren und größeren Volksbibliotheken bestens empfohlen. L.

Zobeltitz, F. v., Steppke. Geschichte eines russischen Jungen in deutscher Kriegsgefangenschaft. Frankfurt a. M., Rütten & Loening, 1917. (121 S.) 1,25 M.

Grabein, P., Allzeit bereit. Erzählung aus Jung-Deutschlands Kriegszeit. Eb. (148 S.) 1,25 M.

Zwei Knabenbücher aus der Kriegszeit von namhaften Erzählern, die sich vorzüglich für die reifere namentlich männliche Jugend eignen. Steppke, oder in Abkürzung Stepp, ist der Sohn eines Tabakshändlers in Kiew und gehört zu den Kindern, die vielfach mit in der russischen Armee kämpften. Er wird als Verwundeter von deutschen Soldaten aufgelesen und an ein Lazarett und später ein Gefangenenlager abgeliefert. In feiner humorvoller Weise werden uns seine Schicksale mitgeteilt. Allmählich legt der kleine Deutschenfeind sein Mißtrauen ab und findet Geschmack an der Lauterkeit und Ordnung in unserem Vaterlande. — Die zweite Schrift vergegenwärtigt uns die Gefühle der Jungen, die noch nicht mit den älteren Brüdern oder den Vätern ausrücken können, zu Beginn des Weltkriegs. Aber bald findet sich in der Grenzstadt im Nordwesten Deutschlands an der belgischen und holländischen Grenze Gelegenheit zur praktischen Betätigung im Dienste der guten Sache. Daran schließt sich, nachdem die beiden Hauptbelden 16 Jahre alt geworden sind, der Eintritt in das Jugendregiment des Orts. Das Leben und Treiben der Jungmannen wird mit liebevollem Verständnis für Freud und Leid geschildert. Dann ziehen die Beiden nach längerer Vorbereitungszeit hinaus ins Feld, um mit der Waffe in der Hand für Deutschlands Ehre und Bestehen zu fechten: „In Mühsal und Entbehrung, in Schlachtendonner und Sturmgebraus, in Not und Tod, für des Vaterlandes Sieg und Herrlichkeit — allzeit bereit!“

Bücherschau und Besprechungen.

A. Bibliographisches, Populärwissenschaft etc.

Arbeitsziele der deutschen Landwirtschaft nach dem Kriege. Herausg. v. Fr. Edler v. Braun u. anderen. Berlin, P. Parey, 1918. (986 S.) Geb. 17 M.

Dieses lang erwartete Werk, dem jeder denkende Staatsbürger seine Aufmerksamkeit zuwenden sollte, ist endlich noch vor Abschluß des vierten Kriegsjahres erschienen. Von einer Anzahl ausgezeichneter Fachmänner werden hier die Ziele der deutschen Landwirtschaft nach dem Kriege in gemeinverständlicher Darstellung dargelegt. Mit gutem Grund weist der Hauptherausgeber darauf hin, daß die von Bismarck eingeleitete Schutzpolitik der deutschen Landwirtschaft, die von sozialdemokratischer und liberaler Seite oft so heftig befehdet wurde, ihre Feuerprobe glänzend bestanden hat. Ohne die dadurch bewirkte Steigerung ihrer Leistungsfähigkeit, die bekanntlich prozentual sogar die Bevölkerungszunahme übertrifft, wäre der Aushungerungsplan unserer Feinde geglückt und uns ein schmählicher Friede aufgezwungen, der uns um unsere Zukunft betrogen hätte. Fr. v. Braun fordert daher mit gutem Grund, daß nach dem Frieden auf demselben Wege fortgefahren werde, zugleich tritt er für Vermehrung der Wanderlehrer, für obligatorische Berufsausbildung der männlichen und auf Ausdehnung der Unterweisung auch auf die weibliche Jugend ein, deren Mitwirkung für die Landwirtschaft nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Andere Abschnitte des einleitenden Teils gelten den Wechselbeziehungen zwischen Stadt und Land, dem ländlichen Erb- und Besitzrecht, den Lohnarbeiterverhältnissen, der Ernährungsfrage unseres Volks und dem ländlichen Genossenschaftswesen. Von kaum geringerem Interesse als diese die allgemeineren volkswirtschaftlichen Grundlagen behandelnden Abschnitte sind die besonderen Ausführungen über Ackerbau, Fütterungswesen, Viehzucht, Düngerwesen, Forstwirtschaft, Urbarmachung des Unlands. Um Einzelnes hervorzuheben, sei auf die Aufsätze über den Anbau der Kartoffeln, der einzelnen Getreidearten, des Gemüses, der Oelfrüchte, der Gespinstpflanzen und deren Aussichten hingewiesen. Allen diesen Darlegungen ist zu entnehmen, daß die Gaben der heimischen Scholle für unsere nationale Wirtschaft noch keineswegs erschöpft sind, daß wir vielmehr bei allseitig gutem Willen und unter Anwendung richtiger Methoden noch um ein Vielfaches mehr herauswirtschaften können. Bei der im Interesse unserer Volksvermehrung so erwünschten Zunahme des groß- und kleinbäuerlichen Betriebs lassen sich ferner in rationeller Verwertung und Erleichterung des Absatzes noch weitgehende Fortschritte erzielen, namentlich wenn es für die oberen Zehntausend wieder zur guten Sitte wird, sich überflüssige exotische Genüsse zu versagen und sich vornehmlich an die Erzeugnisse des vaterländischen Bodens zu halten, der für uns alle heilig sein sollte! — Bei der Lektüre des Buchs drängt sich unwillkürlich der Wunsch auf, daß sein reicher Inhalt in erheblich gekürzter Form in einer Volksausgabe auch kleineren namentlich ländlichen Büchereien zugänglich gemacht werden könnte. Jedenfalls sollte nach den furchtbaren Erfahrungen der Gegenwart über Aufgabe und Ziel unserer nationalen Produktion nur noch eine Auffassung möglich sein. Alle mit dem Schutz der Landwirtschaft zusammenhängenden Fragen müßten dem Parteikampf und den Verzerrungen der Leidenschaft entrückt werden, das aber läßt sich — wie wir Deutsche nun einmal geartet sind — nur durch ernste, sachliche, jeden Zweifel ausschaltende Belehrung erreichen! Welche Rolle hierbei die Volksbibliotheken und ihre Leiter, die ihrem Beruf und ihrer Stellung nach über den politischen Parteien stehen und stehen müssen, zukommen kann, bedarf wohl keiner weiteren Begründung. E. L.

Berger, Karl, Vom Weltbürgertum zum Nationalgedanken. Zwölf Bilder aus Schillers Lebenskreis und Wirkungsbereich. München, C. C. Becksche Verlagsh., 1918. (364 S.) Geb. 8 M.

Wie schon der Untertitel andeutet, handelt es sich hier vornehmlich um Werkstücke, die sich dem Verfasser bei der Ausarbeitung seines bekannten Schillerbuchs ergaben, das seiner Zeit in den „Blättern" verdientermaßen gewürdigt wurde. Diese Lebensbilder umfassen etwa das Jahrhundert von 1730 an und zeigen, wie die Periode der Aufklärung vom Klassizismus abgelöst wird und in die Romantik mündet. Andererseits übernimmt das Bürgertum allmählich die führende Rolle in der Nation, die fürstliche Willkürherrschaft, die ihren Niederschlag in Schillers Erstlingsdramen findet, verschwindet hinter den Humanitätsidealen einer weltbürgerlichen Periode, an deren Stelle dann infolge der Napoleonischen Kriege nationale Bestrebungen treten. Dieser Wandel der Zeiten läßt sich nicht gleichmäßig bei allen hier behandelten Personen verfolgen, vielmehr gehören sie bald ganz überwiegend der einen oder der anderen Zeitperiode an. So beginnt die Reihe der hier vereinten Lebensbilder mit einer Charakteristik Herzog Karl Eugens von Württemberg, während das darauf folgende, „Graf Reinhard", als Repräsentant des weltbürgerlichen Idealismus gelten kann, obgleich auch dieser Freund Goethes unter dem Einfluß seiner trefflichen ersten Frau nicht unberührt geblieben ist von dem erstarkenden deutschen Nationalgefühl. Dahingegen ringt sich Joh. Gottf. Seume vom Weltbürgertum zum Nationalgedanken durch. Leider verhinderten sein Tod vor der Zeit der Erhebung und die Ungunst der Verhältnisse, daß er von sichtbarer Stelle aus auf die politischen Anschauungen seiner Kompatrioten bestimmend einwirken konnte. Eine Charakteristik Blüchers, eine Erinnerung an den 100jährigen Todestag Theodor Körners und endlich eine Würdigung der Sänger der Freiheitskriege beschließen die gehaltvolle Sammlung. E. L.

Caemmerer, Charlotte v., Berufskampf der Krankenpflegerin in Krieg und Frieden. Leipzig, Duncker & Humblot, 1918. (151 S.) 2,80 M.

Die obige Frage ist ein wichtiges Stück sozialer Fürsorge; vor dem Kriege waren 50000 Krankenpflegerinnen in Deutschland fertig, von denen kaum 10 %, nämlich 3377, organisiert waren; im Kriege ist die Zahl sicher auf das 2—3fache gestiegen. Wenn man die Nachbehandlung, die Heime und Siedlungen für Hunderttausende von Kriegsinvaliden in Betracht zieht, wird sich die Zahl lange Zeit nicht verringern. Für die Gestaltung des Einkommens, des Dienstes in hygienischer Richtung, für die Sicherung gegen Krankheit und Alter der Pflegerinnen Richtlinien entworfen zu haben, ist das Verdienst der Verfasserin. Möge das Werk auf guten Boden fallen; jeder Arzt, aber auch jeder Feldgraue weiß, was unsere Pflegerinnen und Pfleger im Weltkriege geleistet! B. Laquer-Wiesbaden.

Carrière, Ludw., Die Kriegsziele der kämpfenden Völker. Berlin, Dietr. Reimer, 1917. (169 S.) 2,80 M., geb. 4 M.

In summarischer übersichtlicher Art werden in dem vorliegenden Buch die Kriegsziele der kämpfenden Völker — abgesehen von den Trabanten Englands, die nur einem Zwang nachgebend sich unseren Feinden angeschlossen haben — zusammengestellt und kurz erörtert. Da mancherlei statistisches Material beigebracht ist und auch ausgiebig auf die historisch-politische und geographische Literatur Bezug genommen wird, liest man die Schrift mit Interesse. Wie nicht anders möglich, sind inzwischen manche Punkte und Voraussetzungen durch den Gang der Ereignisse überholt; denn wenn für uns Miterlebenden sich diese Tage mannigfachen Ungemachs auch nur langsam hinzuziehen scheinen, so hat man doch selten so das Rauschen der Weltgeschichte vernommen, die im Begriff ist die Erde neu und dem wahren Verhältnis der Kräfte entsprechend zu verteilen. So bedauernswert die Verlängerung des Kriegs auch sein mag, wenn dadurch die unwahrhafte von England aufs Tapet gesetzte Phrase, als ob es sich um die Unterdrückung

des preußisch-deutschen Militarismus handle, endgültig Lügen gestraft wird, so werden uns zukünftige Kriege erspart, wie sie sonst als Begleiterscheinung einer so tiefgreifenden Umwälzung des politischen Zustands hervorzutreten pflegten. — Besonders interessant ist das angehängte Kapitel über die Haager Konferenzen und den Zarismus. E. L.

Emerson, Edwin, Mit den deutschen Heeren. Kriegsberichte eines Amerikaners 1914—15. München, Franz Hanfstängl, 1917. (224 S.) 2 M.

Dieses mit einem Bildnis des Verf., sechs Schlachtplänen und sechs Uebersichtskarten ausgestattete handliche Buch hat, wie der Verleger in der Vorrede mitteilt, merkwürdige Schicksale erlebt, bevor es im Druck erscheinen konnte. Nachdem von seiten der Entente und seiner eigenen Landsleute gegen E. intriguiert war, machte die Kriegserklärung Amerikas an Deutschland seiner Tätigkeit als Kriegsberichterstatter ein Ende. Auch in der Schweiz, wohin er sich hatte begeben dürfen, war infolge der Beschwerden des amerikanischen Gesandten in Bern seines Bleibens nicht, so daß er schließlich in dem neutralen Ländchen Lichtenstein seine Zuflucht nehmen mußte. Beim Ausbruch des Kriegs beschloß Emerson sich als Kriegsberichterstatter auf die Seite der Deutschen zu schlagen, weil er überzeugt war, daß diese siegen würden und es interessanter sei, Siege als Niederlagen mitzuerleben und zu beschreiben. Die Erzählung beginnt mit seiner Ankunft in England, wo seine Freunde entsetzt über diese Absicht waren und man ihn durch Schauermären über die Behandlung der Amerikaner von der Ausführung abhalten wollte. Bei den deutschen Heeren weilt E. bald auf dem westlichen bald auf dem östlichen Kriegsschauplatz. Seine Berichte zeichnen sich aus durch Knappheit und Anschaulichkeit, sie reichen bis zur Eroberung Warschaus durch die Armee des Prinzen Leopold. Der Verf. versteht es, auch da, wo er nicht selbst mit dabei war, die Mitteilungen zuverlässiger Augenzeugen geschickt für die Abrundung seiner Darstellung zu verwenden. Das englisch abgefaßte für die Drucklegung in Amerika bestimmte Manuskript erreichte, obwohl es in zwei Exemplaren dorthin gesandt werden sollte, sein Ziel nicht, da beide Ueberbringer von den Engländern abgefangen und ihre Papiere beschlagnahmt wurden. E. K.

Fournier, Aug., Oesterreich-Ungarns Neubau unter Kaiser Franz Joseph I. Berlin, Ullstein & Co., 1917. (213 S.) Geb. 1 M.

Oesterreichische Geschichte liest sich für uns Deutsche etwas schwerfällig wegen der verwickelten inneren Gestaltung der politischen Verhältnisse der Doppelmonarchie, mit dieser richtigen Bemerkung beginnt Fournier dieses kleine aber inhaltreiche Buch, dem man bei uns im Reich weiteste Verbreitung wünschen möchte. Die großen Schwierigkeiten einer komplizierten Darstellung auf knappen Raume hat der Verf. siegreich zu überwinden gewußt, indem er zugleich seinem kaiserlichen Herrn, der so vieles Schwere erleben mußte, ein schönes Denkmal der Treue und Pietät setzte. Gerade die Unkenntnis der Westmächte über Oesterreich-Ungarn und seine gewaltige Kraft des Widerstandes ist eine der Ursachen des Weltkriegs gewesen. Wir Deutschen aber, die wir in wackerer Waffengemeinschaft mit den Heeren Kaiser Franz Josephs die furchtbare Gefahr des gegenwärtigen Kriegs durchgemacht haben, sollten uns aus dieser ruhigen und klaren Schilderung, die sich von Schönfärberei ebenso frei hält wie von dem herkömmlichen österreichischen Pessimismus, über die Verhältnisse dort zu unterrichten suchen. Auch wir werden durch den Friedensschluß vor neue Probleme und verwickeltere staatliche Zustände gestellt werden, denen wir nur gerecht zu werden vermögen, wenn wir eifrig bemüht sind, durch Vergleichen zu lernen, wie wir etwas zu machen oder nicht zu machen haben. E. L.

Knorr, Wilhelm, Die Donau- und die Meerengenfrage. Weimar, G. Kiepenheuer, 1917. (191 S.) 3,50 M.

Die vorliegende Schrift, die einen ungemein wichtigen Gegenstand behandelt, bildet Bd. 24 der von Ernst Jäckh herausgegebenen Deutschen Orient-

Bücherei. Der Zusammenhang der beiden die Donau und die Meerengen des Schwarzen Meeres betreffenden Fragen ist einleuchtend, beide haben ihre Geschichte, die hier unter sorgfältiger Berücksichtigung der ausgedehnten gedruckten Literatur kurz und bündig gegeben wird. Vergegenwärtigt man sich die lange Reihe von Vorstößen Rußlands, sich der Küsten des Schwarzen Meeres und Konstantinopels zu bemächtigen, so wird man es verstehen, daß jetzt bei der Loslösung der Ukraine von Großrußland ein Gefühl der Befriedigung durch das osmanische Reich geht, das zwei Jahrhunderte hindurch den Anprall des übermächtigen Bedrängers hat ertragen müssen. Jedenfalls aber muß man dem Verfasser beipflichten, wenn er meint, daß die Lösung dieser beiden Probleme eine Lebensfrage für die Zukunft des deutschen Volks und seiner tapferen Verbündeten ist. Insofern wäre es zu begrüßen, wenn Rumänien für die Verluste, die es am Südufer der Donau erleidet, durch den Gewinn Bessarabien im Norden davon entschädigt würde. Dadurch schieben sich die Grenzen Mitteleuropas weiter nach Osten vor und die Donau bleibt mit allen ihren Mündungen das, was sie sein muß: der fast das ganze zentraleuropäische System durchquerende Hauptstrom. Eine Karte, die die russischen Erwerbungen seit Peter I. darstellt und auf der die Flüsse besonders scharf hervortreten; wird manchem Leser willkommen sein. E. L.

Ranke, Leopold von, Männer und Zeiten der Weltgeschichte. Eingeleitet und herausg. v. Rud. Schulze. Bd. 1: Altertum, Mittelalter u. Reformation; Bd. 2: Der Aufstieg der Westmächte (Frankreich u. England) 1555—1740; Bd. 3: Deutscher Aufstieg 1740—1871. 4. u. 5. Taus. Köln, J. P. Bachem, 1917. (283, 338, 322 S.) Jeder Bd. 4 M., geb. 4,80 M.

Die Unbefangenheit, mit der Autor und Verlag bei der vorliegenden Auswahl aus den Werken des größten deutschen Geschichtsschreibers verfahren sind, verdient alle Anerkennung und darf als erfreuliche Frucht des Weltkriegs angesprochen werden, die wir in die Friedenszeit mit hinüberretten wollen. Andererseits wird es dem Herausgeber Niemand verdenken, daß er aus Rankes Päpsten nur solche Abschnitte mitteilt, die in keiner Weise überlieferte Gefühle verletzen können. An dem Text ist selbstverständlich nichts geändert, nur ist der gelehrte Apparat der Fußnoten fortgelassen, während andererseits Anmerkungen am Schluß eines jeden Bandes folgen. Wenn Schulze verspricht, diese auf das Allernotwendigste zu beschränken, so hätte er meinem Empfinden nach sich noch mehr beschränken und auf allemöglichen Literaturangaben verzichten können. Auch hinsichtlich seiner Methode bei der Ausmerzung von Fremdwörtern wird man anderer Ansicht sein dürfen, denn deren Anwendung ist Sache des Stils und gehört also zur Wesenheit jedes Schriftstellers. Unter solchen Umständen wäre es wohl richtiger gewesen, in Fällen, wo das Verständnis eine Verdeutschung fordert, diese in der Klammer folgen zu lassen. Schulze seinerseits geht aber in seinem Reinigungseifer soweit, daß er in der kurzen biographischen Einleitung z. B. aus der „Königlichen Bibliothek" ohne weiteres eine „Kgl. Bücherei" macht. Warum ebendort das Berlin der Frühzeit Rankes „ungastlich" genannt wird, ist weder verständlich noch richtig. Auch sonst tritt die Person des Herausgebers hier und da mehr als nötig hervor, aber gerade wer Ranke als Gipfel aller Historie feiert, sollte in Unterdrückung subjektiver Empfindungen dem Altmeister den Zoll der Dankbarkeit darbringen. Abgesehen von diesen kleinen Einschränkungen liegt hier eine Arbeit vor, die warme Anerkennung verdient und empfohlen werden mag. L.

Rausch, Karl, Die angelsächsische Verschwörung. Eine zeitgeschichtliche Untersuchung. Wien, Manzsche Buchh., 1917. (256 S.) 5 M.

Die vorliegende Schrift versucht auf Grund sorgfältiger Analyse des Tatbestands der Ereignisse sowie der Aeußerungen nordamerikanischer Staatsmänner und Diplomaten den Beweis zu führen, daß bereits schon seit etwa

zwei Jahrzehnten rechtsverbindliche Abmachungen zwischen den beiden großen angelsächsischen Nationen getroffen worden sind, die eine gemeinsame Richtlinie für ihre imperialistische Außenpolitik festlegen und am letzten Ende die Weltherrschaft dieser beiden großen Reiche dauernd sichern sollten. Entfährt dem Verf. angesichts des perfiden und heuchlerischen Verfahrens der Politiker der beiden großen Imperien hier und da mal ein kräftiges Wörtlein, so muß man doch zugeben, daß er seine Schlüsse kaltblütig und mit besonnerer Ruhe zieht. Auch muß bemerkt werden, daß der sehr kluge und scharf beobachtende amerikanische Berichterstatter der Kölnischen Zeitung, der erst Anfang 1918 von seinem Posten nach Europa zurückgekehrt ist, in der langen Artikelserie in seiner Zeitung, die hoffentlich in Buchform bald bequemer zugänglich gemacht wird, inzwischen ganz zu demselben Ergebnis gekommen ist. Mag diese Auffassung im Ganzen genommen der Wirklichkeit nahe kommen, so denkt der Verf. sich doch die beiderseitigen Belange als zu übereinstimmend. Offenbar lassen sich England sowohl wie Nordamerika durchaus von ihren eigenen Interessen leiten, so daß sie zwar eine gute Wegstrecke gemeinsam zurücklegen können, das letzte Ziel aber ist ein ganz verschiedenes. Wie dem auch sei, wer sich ein Urteil bilden will über den Gang der weltgeschichtlichen Ereignisse, deren Zeuge wir sind, wird aus der Lektüre dieses stoffreichen und verständigen Buchs, auf dessen Gedankengänge hier nicht weiter eingegangen werden kann, manche Anregung und Belehrung empfangen. B. L.

Schulte vom Brühl, Walter, Sechs Jahrzehnte Lebenserinnerungen. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp., 1918. (332 S.) 6 M.

Lienhard, Fried., Jugendjahre. Erinnerungen. Aufl. 6. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 1918. (198 S. mit Bildn.) Geb. 4,50 M.

Zwei deutsche Schriftsteller bieten fast zu gleicher Zeit ihre autobiographischen Aufzeichnungen einem weiteren Leserkreise dar. Beide Bücher heben an mit einer wertvollen Schilderung der Heimat und der Umwelt, in der die Verfasser ihre Jugend verlebten. Schulte vom Brühl führt uns in das Land der roten Erde, wo seine Altvordern als Freischulzen Jahrhunderte hindurch walteten, bis sein Vater es in einem bergischen Städtchen mit der Industrie und Kaufmannschaft versuchte. Dann treibt der Heranreifende Studien in Zürich, wo die Eltern sich eine neue wirtschaftliche Existenz zu gründen bemühen. Er selbst schlägt sich in Weimar mit wenigen Mitteln recht und schlecht als Kunstkritiker, Illustrator und Schriftsteller durch, übernimmt dann in einem kleinen thüringischen Städtchen die Redaktion eines Lokalblättchens und, nach einem kürzeren Aufenthalt in München, die des Feuilletons der Frankfurter Didaskalia. Von dort kommt er als Hauptleiter des Wiesbadener Tagblatts in die Weltkurstadt und zieht sich endlich in ein kleines Neckarstädtchen zurück, um seinen Lebensabend ungestört literarischen Arbeiten zu widmen, zu denen er sonst nur in den Mußestunden kommen konnte. Schulte, dem wir so manchen gediegenen Heimatsroman und viele liebenswürdige naturwissenschaftliche Plaudereien aus Wald und Heide verdanken, zeigt sich auch hier als feiner Beobachter und Darsteller. Wir erhalten zahlreiche wohlgelungene Porträts und erfahren mancherlei über den Verfasser und das glückliche Familienleben mit Frau, Tochter und Schwiegersohn. — Von Lienhard weiß man, daß er als Kind die Einverleibung Elsaß-Lothringens miterlebte und sich je länger je inniger deutschem Wesen verbunden fühlte. Ebenbürtig neben seiner besten Schöpfung, als welche man wohl seinen in den „Blättern“ mit gutem Grund gefeierten Roman „Oberlin“ ansprechen darf, steht dieses Erinnerungsbuch. Der herbe Vater, der es mit seinem Beruf als Dorfschulmeister so furchtbar ernst nimmt, und dem es doch seinem Aeltesten gegenüber manchmal an der richtigen Art fehlt, die treffliche gute Mutter, mit deren frühem Tod für den Knaben die sonnige Kindheit abschließt, die Stiefmutter mit den jüngeren Geschwistern und dem in Frankreich gebliebenen Familienanhang, alle diese Menschen und

Zustände hat der Verf. lebens- und liebevoll vor uns hingestellt. Mit weiser Oekonomie vermeidet Lienhard weniger wichtige Einzelheiten, so daß man den Faden seiner Entwicklung mühelos verfolgen kann von den Zeiten an, da der kleine Junge mit dem jüngeren Bruder und einem Freund zusammen in Wind und Wetter täglich fast eine Meile weit marschieren muß, um vom Heimatdorf aus das Gymnasium in der Nachbarstadt zu besuchen. Dann kommen die Studentenjahre, da das Thomasstift in Straßburg den Jüngling gastlich aufnimmt, der von der Plattform des Münsters aus sehnsuchtsvoll seine Blicke über die Schwarzwaldberge schweifen läßt. Ein zweimaliger Aufenthalt in Berlin bringt den jungen Theologen alsbald in nähere Berührung mit dem deutschen Leben und den literarischen Bestrebungen. Dem Wunsch der Mutter, die Kanzel zu besteigen, muß er sich versagen, aber ein Diener am Deutschtum wird dieser kerngesunde ideal gesinnte Sohn der Reichslande, so daß auch der strenge Vater noch am Abend seines entsagungsvollen Lebens seine helle Freude daran hat. Ueber die zweiten fünfundzwanzig Jahre gibt uns Lienhard nur noch einen kurzen Ueberblick. Aus der Reichshauptstadt zieht es ihn in das grüne thüringer Bergland und in Weimar faßt der Elsässer, wie so mancher unserer Poeten, Wurzel. Der Weltkrieg aber bringt ihm die Erfüllung einer alten Sehnsucht, die Hand der Cousine, aus der Verwandtschaft der zweiten Mutter, deren Anmut schon den Schüler und Student so oft über die Grenze nach Frankreich gelockt und die — manches Jahrzehnt halb vergessen — als sein guter Genius sein dichterisches Schaffen begleitet hatte. So schließt dieses herrliche Buch des Fünfzigjährigen mit einem frohen Ausblick in eine reiche Zukunft. E. L.

B. Schöne Literatur.

Betsch, Roland, Benedikt Patzenberger. Aus der Komödie seines Lebens. Ein Roman in drei Büchern. Breslau, Bergstadtverlag, 1918. (370 S.) 4,50 M., geb. 5,50 M.

Im Anfang mutet das Buch etwas gewollt absonderlich, sprunghaft und zerfahren an und läßt in der Aufzählung der unausgegorenen Jugendstreiche des bayerischen Bauernjungen kaum die Tiefe und Schönheit ahnen, zu der sich diese eigenartige Erzählung schließlich erhebt. Wenn der Leser bis zum Schlusse aushält, wird er den Eindruck eines echten Kunstwerks empfangen. „Kein Dichter und Phantast hat je in seinen kühnsten und sternenfernsten Träumen das Leben übertroffen und die Ereignisse verwickelter und einfacher gestalten können." So reizte es den Verfasser wohl auch, das Werden einer Menschenseele auf den mancherlei schnurrigen Neben- und Irrwegen des Zufalls zu schildern, ohne daß er dabei jemals ins durchaus Unglaubhafte oder Unlogische verfiele. Benedikt Patzenberger, der entlaufene Realschüler, Schmierenkomödiant, verbummelte Student und Witzblattredakteur, findet auf einer Tropenreise in all den schwülen, farbensatten Wundern Indiens die reine Jugendliebe wieder, die ihm dermaleinst mit Bruchmüllers Liesel so rührend schlicht entgegen trat. Und der von Erfahrungen und Genüssen Uebersättigte sieht als Endziel: ein Haus mit roten Ziegeldach, zwischen Aeckern, Wiesen und Weinbergen, sich selbst auf einem Pflugkarren sitzend und mitten hinein in die Sonne fahrend! E. Kr.

Clausen, Ernst, Das Haus am Markt. Ein humoristischer Roman. 7.—10. Tausend. Leipzig, Fr. W. Grunow, 1917. (395 S.) 4 M.

Mit gutem Witz und Humor schildert C. das Gegenspiel der beiden Parteien in der Kleinstadt-Residenz, von denen die eine die junge Ehe des Malers Jung und seiner adligen aber vorurteilslosen und natürlich-munteren Frau auseinanderreißen möchte, während die andere sich herzhaft bemüht, alles Beste für das Ehepaar zu tun. Auf der Gegenseite stehen zwei adels-

stolze alte Erbtanten, der selbstbewußte Rechtsanwalt, der sich nebenamtlich mit Kunstkritikasterei befaßt, der eitle ältliche Leibarzt des Fürsten, der neidgeschwollene Kunstakademiedirektor, drei Ehrenmänner, die alle einst gehofft hatten, selbst das Herz und die Hand der Frau Jung gewinnen zu können. Die Freunde und Helfer des Ehepaars sind auf der anderen Seite der alte prächtige Junggeselle Onkel Karl, der Pflegevater des Malers, der über ein goldenes Herz und einen goldenen Humor verfügt, weiter der brave trinkfrohe Gutsbesitzeronkel der jungen Frau, der alle Zimpelei und Heuchelei mit derbem Griff packt, und endlich der gutmütige Landesfürst, der ehrlich im Skat verliert und ehrlich die Kunst unterstützt. Das ganze verwickelte Spiel ist so angelegt, daß die Feinde und Neider schließlich mit all ihren Intrigen doch nur dazu beitragen, die Wünsche und Interessen der Angegriffenen zu fördern. Wie das alles so kommt, erzählt C. in ganz unterhaltender Weise. Eine besondere Würze erhält die Erzählung aber noch dadurch, daß der Dichter gern jede Gelegenheit benutzt, erfrischende Geißelhiebe auf die Torheiten und Nichtigkeiten seiner Kleinstadt-Honoratioren niedersausen zu lassen. G. K.

Demolder, Eugen, Der Weg der Dornen. München, Georg Müller, 1914. (353 S.) 4 M.

Farben und Linien der Geschehnisse sind aus niederländischen Malerkreisen der Schule Rembrandts genommen und in zügelloser Realistik stark aufgetragen. Das wechselvolle Leben des Malers Kobus Barent versinkt in den Strudel wilder Vergnügungen; Wüstlinge und käufliche Dirnen suchen Befriedigung in wollüstiger Nacktheit, und Saufgelage in Freudenhäusern ersticken alle edleren Regungen. Wenn auch der Held der Erzählung sich aus dem Sinnentaumel zuletzt auf die rettende Insel der Kunst flüchtet, so bleibt so doch alles ungesühnt, was in diesem Roman an geschlechtlichen Ausschweifungen mit nicht zu überbietender Anschaulichkeit geschildert wird, und somit muß dem Buche der Eintritt in Volksbibliotheken nachdrücklichst verwehrt werden. Bb.

Flex, Walter, Wallensteins Antlitz. Gesichte und Geschichten vom Dreißigjährigen Krieg. München, C. H. Becksche Verlagsh., 1918. (122 S.) Geb. 3 M.

Diese Sammlung, die Walter Flex, wie Eggert Windegg in einem Geleitwort mitteilt, schon vor Beginn des Weltkriegs niedergeschrieben hatte, erscheint jetzt in Buchform und wird mit dazu beitragen, das Andenken des gefallenen Helden lebendig zu erhalten. Flüchtige Stimmungen und packende Menschenschicksale aus den Tagen, da die beiden gewaltigsten Kriegsfürsten der Zeit sich vor Nürnberg gegenüber lagen ohne den entscheidenden Stoß zu führen, werden hier in markiger Sprache und knapper Form dem Leser dargeboten. Hinter der Erzählung aber steht eine tiefempfindende Persönlichkeit, die an das Ewige in der Welt glaubt. Das erste und bedeutendste Stück dieser „Gesichte“ hat der Verf. sich noch im Frühjahr, bevor ihn (am 15. Oktober 1917) in Oesel die tötliche Kugel traf, ins Feld nachsenden lassen und wohl mag man sich die Wirkung vergegenwärtigen, die das Vorlesen auf die Kameraden ausgeübt hat. L.

Gillhoff, Johannes, Jürnjakob Swehn der Amerikafahrer. 6.—10. Taus. Berlin, Verlag Tägl. Rundschau, 1917. (290 S.) 4 M., geb. 5,50 M.

Wenn G.'s Buch einen alten Amerikaauswanderer von seinen langjährigen Erlebnissen in der neuen Welt und auch von der Stellung der dortigen Deutschen berichten läßt, so kann eine solche Schilderung heute des Gegenstandes wegen wohl schon auf einiges Interesse rechnen. Aber nach dieser Seite hin liegt nicht die eigentliche Bedeutung dieses Buchs. Was G. bietet, ist eine Dichtung im besten Sinne des Wortes. Der Held ist der vortrefflich gezeichnete J. Swehn, der brave Mecklenburger, der als junger

Knecht den unerquicklichen ärmlichen Verhältnissen der Heimat, wie so viele der Besten und Tatkräftigsten, entgangen ist, in der Absicht, sich in der Ferne ein freieres Leben auf freierer Scholle zu erarbeiten. In Amerika ist ihm das gelungen. Tüchtige Arbeit hat ihn nach und nach in den Besitz eines stattlichen Landguts gebracht. Er kann nun mit Befriedigung auf den Erfolg eines langen Lebens zurückschauen. In dieser Stimmung — das ist der Inhalt der Dichtung — schreibt der rüstige Alte an den bejahrten Schulmeister seines Heimatdorfs. Er gibt Bericht von all seinem Denken und Treiben in der fremden Umgebung. Er erzählt von dem allmähligen Fortschritt seines Wohlstandes an der Seite der ebenfalls aus Mecklenburg stammenden Hausfrau und in der Mitte mehrerer Kinder, von dem Verkehr mit den — zumeist deutschen — Nachbarn, von den vielen Kleinigkeiten der Wirtschaft mit ihren amerikanischen Licht- und Schattenseiten, von dem, was er über den Staat, über Gott und die Welt denkt, sehr unterhaltend auch von den vielen Weitgereisten, die arbeitsuchend und bettelnd sich eine zeitlang auf der Farm aufhalten, und vieles andere. Aber mehr in dem wie als in dem was der Erzählung liegt der einzigartige Reiz. Jedes Wort und jede Wendung ist von ungeschminkter Echtheit, immer auf das genaueste dem Charakter des Briefschreibers angepaßt. Und der Briefschreiber ist eine Persönlichkeit von bestem Schrot und Korn. Sein ganzes Wesen ist auf ehrliches Schaffen und Arbeiten gerichtet, aber sein Ziel ist nicht das Anhäufen von Reichtümern, sondern ein echtmenschliches Dasein für seine Familie und auch das Vorwärtskommen des Gemeinwesens. So geht er nicht in der Arbeit unter, er bewahrt sich überall ein fröhliches Gemüt, einen mit Mutterwitz und praktischer Lebensweisheit aber auch mit schlichter selbstverständlicher Frömmigkeit verbundenen Humor. Gerade diese Züge des Charakters geben dem ganzen etwas ungemein anziehendes und gewinnendes. Leider kann hier auf Einzelheiten, wie etwa auf die Haltung beim Tode der Mutter, nicht eingegangen werden. Es muß hier genügen, nachdrücklichst im ganzen zu versichern, daß es keine gesündere und dienlichere Geistesnahrung geben kann, als Gillhoffs herrliches Amerikabuch. Hinzufügen möchte ich noch, daß das Buch, in dem trotz allem ein Unterton von Heimweh zu hören ist, ausklingt in dem kräftigen Wunsche des alten Auswanderers, daß das Kriegsende viele der prächtigen Ueberseedeutschen wieder zurückführen möge in die starke freie und glückliche alte Heimat. G. K.

Kahle, Th., Judas Simon Ischarioth. Ein Roman aus eines Volkes großen Tagen. Halle (Saale), Richard Mühlmann, 1916. (277 S.) 3 M.

Die schwere Aufgabe, in der Form eines Romans uns Charakter, Beweggründe, Entsetzenstat und Ausgang des Verräters Judas verständlich zu machen, hat auch Kahle nur unvollkommen zu lösen vermocht. Natürlich mußte er das wenige, was wir aus dem Neuen Testament wissen, durch mancherlei Erfindungen ergänzen und beleben. Unstreitig entwirft er ein reiches Bild der Strebungen und Parteiungen unter den Juden zur Zeit Christi und vor allem läßt er in dem weitverzweigten Geschlecht, dem Judas angehört, alle Richtungen vom strengsten jüdischen Gesetzestum bis zur Begeisterung für den Reiz des Griechentums und zu kühlem Skeptizismus vertreten sein. Zu denen, die vom Zauber der Persönlichkeit Jesu mächtig ergriffen sind, gehören neben Judas selbst seine herrliche Frau Mirjam und deren edler, leider durch einen Buckel entstellter, aber hochbegabter Bruder Nittai. Aber Judas hat den Heiland nicht verstanden, sobald er die Hoffnung aufgeben muß, daß dieser ein mächtiges jüdisches Reich aufrichten werde, verrät er ihn schmählich, verliert dadurch die Liebe der Mirjam, versucht vergebens Christi Todesgeschick zu wenden, endigt in furchtbarer Verzweiflung und bringt so auch Mirjam den Tod. Diese Frauengestalt und Nittai, der allein die Hoffnung behält, daß trotz alledem die Saat von Christi Wirken aufgehen werde, sind dem Verfasser am besten gelungen. Christus führt er uns nur verhältnismäßig selten vor; vor dieser überwältigenden Größe versagt seine Kraft. Vielgestaltig, aus guter Kenntnis heraus ersteht in dem Roman

das Leben jener Tage; aber die fortreißende Kraft fehlt darin; ich zweifle, ob die Zahl derer groß sein wird, die sich durch ihn stärker gefesselt fühlen.
E. La.

Kaiser, Isabelle, Vater unser. Roman aus der Gegenwart. Mit dem Bilde der Verfasserin. 7.—9. Taus. Köln, J. P. Bachem, 1917. (208 S.) 3 M., geb. 4 M.

Im Spiegel der Bitten des Vaterunser kreuzen sich mehrere Menschenschicksale eines großen Mietshauses. Die Schürzung des Knotens in der 5. Bitte und die glückliche Lösung in der 7. Bitte sind psychologisch sehr fein; aber warum die deutsche Verfasserin ihren sämtlichen Gestalten französische Namen beilegt, ohne daß ein französischer Schauplatz auch nur genannt wird, ist nicht ersichtlich. Bb.

Kohne, Gustav, Der siebte Sohn. Aufl. 2. Leipzig, F. W. Grunow, 1917. (530 S.) 5,50 M., geb. 7 M.

Der siebte Sohn, der dem Kühnholdbauer in einem Dorf der Lüneburger Heide heranwächst, verdirbt es mit seinen älteren Brüdern, weil er aus seiner instinktiven Abneigung gegen alle ländliche Arbeit kein Hehl macht. Da der Dorfschulmeister alt und rückständig ist, bleibt der Junge in seiner geistigen Entwicklung auf sich angewiesen, bis nach Pensionierung des alten Lehrers ein neuer ihm noch gerade so viel Kenntnisse beibringt, daß er die Präparandenanstalt besuchen und seinen Plan, sich dem Schuldienst zu widmen, ausführen kann. In einer benachbarten Stadt wird er in der Familie des Stadtmusikers in Pension gegeben, dessen blondes Töchterchen später seine Braut und Frau wird. Nachdem er das Examen bestanden hat, versieht er in einem Dorf das Schulamt; wegen seiner freieren Behandlung des Religionsunterrichts gerät er in Konflikt mit seinem bisherigen Gönner, dem charaktervollen aber engherzigen Superintendenten, und wird entlassen. Dann verschafft ihm eine pädagogische Schrift, in der er seinen Standpunkt begründet, Ehre und Geld, so daß es seinen arg enttäuschten Eltern leichter wird, sich mit seinem Beschluß, nunmehr Müller zu werden, auszusöhnen. Zugleich aber entdeckt dieses Wunderkind die Gabe in sich, Land und Leute der Heimat mit bestem Erfolg als Schriftsteller zu schildern. Wie man sieht, macht es sich der Verfasser leicht; seine gewiß mit Liebe konzipierte Erzählung fließt hier und da matt und in papiernem Deutsch dahin und verliert sich in Weitläufigkeiten. L.

Kraft, Zdenko von, Sonnwend des Glücks. Die Symphonie eines Lebens Roman in vier Sätzen. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., 1917. (460 u. 467 S.) 11 M., geb. 13 M.

Zu den kleineren köstlichen Gaben seiner Muse, die der Verfasser uns schenkte — ich erinnere an den „Osterprinzen“ und den „Kreuzweg nach Bayreuth“, — tritt mit diesem großzügigen Roman ein in seinem Gehalt wie in der Form hervorragendes Kunstwerk größten Stiles, das sich im Fluge seinen Platz unter den Meisterwerken der neueren deutschen Literatur erobern wird. Die geklärte Kraft eines großen Künstlers und prächtigen Menschen, eines Dichters und Musikers in einer Person nur konnte uns diese gewaltige Symphonie des Lebens bescheren. Aus dem Leben der vier Männer des kleinen österreichischen Städtchens Dürnstein, die sich in ihrer Kammermusik zusammengefunden haben, und durch deren Leben und das ihrer Familien die Symphonie erklingt, entwickelt der Dichter die gewaltige Symphonie des Lebens überhaupt. Die Reife des gottsuchenden Mannes und die innige Freude der Jugend, die herzensbeglückende Liebe und die wilde Leidenschaft, die stille Arbeit des Glücksuchers und der lebenvernichtende Schritt des Egoismus, der starre Glaubenssatz des katholischen Priesters und die gütige Toleranz des Organisten Wolfgang Amadeus Burger und seines echtesten Sohnes, der Aufstieg und der Niedergang alles Lebens: sie alle klingen in den Motiven wieder, deren vier Sätze in den Schicksalen der drei Generationen

der Burger und ihrer Freunde zu Dürnstein die Harmonien und Dissonanzen des Lebens überhaupt einfangen. Die Sonnenwende, die des Jahres Auf- und Abstieg scheidet, gibt es auch im Dasein der Menschen, die Sonnenwend des Glückes führt sie hinauf oder hinab. — Die Lebensphilosophie eines wahrhaft abgeklärten Geistes liegt hier von uns, auch mag bemerkt werden, daß das Erwachen und Erblühen der zarten Kindesseele kaum schlichter und schöner behandelt werden kann als in diesem wundervollen Roman, dem der Adel höchsten musikalischen Gefühls eine besondere Weihe gibt. Pieth.

Müller-Guttenbrunn, Adam, Der große Schwabenzug. 12. bis 14. Taus. Leipzig, L. Staackmann, 1917. (374 S.) 4,50 M.

In einer Folge von drei Romanen „Von Eugenius bis Josephus“ hat Müller-Guttenbrunn „ein deutsches Jahrhundert in Oesterreich“ zur Darstellung gebracht. Der zweite und dritte Teil „Barmherziger Kaiser“ und „Joseph der Deutsche“ sind bereits eingehend in den „Blättern“ besprochen, hier mag noch nachträglich ein Wort zu dem ersten und wertvollsten Teil gesagt werden, der die große Kolonisation im Banat veranschaulicht, nachdem kurz vorher die siegreichen Heere des Prinzen Eugen „Hungarn“ von der Türkenherrschaft befreit haben. Es ist vor allem der treue Mitarbeiter und Freund Eugens, der General Mercy, der als Gouverneur der weiten Gebiete zwischen Theiß, Maros und Donau sich die Besiedelung mit deutschen Bauern und Handwerkern aus dem Reich angelegen sein läßt. Die Erzählung setzt wirkungsvoll ein mit der Kunde von diesen Vorgängen, die sich bald wie ein Lauffeuer im ganzen Schwabenland und weiter bis zum Rhein und Main herumspricht. Die Fahrt der Kolonisten auf der Donau von Ulm talwärts bis Wien erinnert in ihrer Anschaulichkeit und humoristischen Färbung an die berühmte Schilderung Max Eyths im „Schneider von Ulm“. Andere Kapitel führen uns nach Wien in die Kanzlei für Hungarn und nach Temesvar, das der Stadthalter zu einer großen Grenzfestung auszubauen sucht, nachdem er durch Kanäle das Land entwässert und für Menschen erst bewohnbar gemacht hat. Aber auch auf dem rechten Donauufer in der „schwäbischen Türkei“ entsteht eine Siedlung nach der andern und deutsche Arbeit gewinnt dem Boden einen früher nicht geahnten Ertrag ab. Der Verfasser verflicht in geschickter Weise zahlreiche Einzelgeschicke in seine Schilderung des allgemeinen Ganges der Dinge. Bis zuletzt verfolgt man die verschiedenen Fäden der Erzählung mit gleicher Spannung und nur ungern trennt man sich von dem ruhmreichen Stück der inneren Geschichte Oesterreichs, das einem hier von einem Kenner und Künstler, der seine Heimat über alles liebt, in anmutiger und einer des großen Gegenstands würdigen Form dargeboten wird. Diese ganze Roman-Trilogie liest sich nicht immer leicht, der aufmerksame Leser aber findet hier in gleicher Weise Genuß und reiche Belehrung, so daß man in einer Zeit, da unser aller Augen auf den Strom gerichtet sind, der uns mit Ungarn und dem nahen Osten verbindet, dies herrliche Werk gar nicht genug empfehlen kann. L.

Schrott, H., Jakob Brunner. Ein Tiroler Roman. 8.—10. Tausend. Berlin, Mart. Warneck, 1917. (294 S.) 1,50 M.

Jakob Brunner, der Bauernjunge, ist Priester geworden, weil die Mutter es dem Himmel so gelobt hat. Unter großen seelischen Leiden hat der gesunde kraftvolle Mann der Jugendliebe und der Welt entsagt. Als Geistlicher in seinem Heimatdorf wirkend legt er die Hand der Jugendfreundin in die eines braven Bauernburschen. Selbstlos sorgt er für alle und jeden. Von allen verehrt schafft er bis ins hohe Greisenalter. So kann der Dichter das Bild eines langen segensreichen Lebens vor dem Leser ausbreiten. Da die ganze Schilderung volkstümlich und schlicht, wenn auch z. T. ein wenig lehrhaft breit und erbaulich wirkt, wird sie auf einfache Leser nicht ohne Eindruck bleiben. G. K.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (S.).

19. Jahrg. Nr. 11 u. 12. **Blätter** November-Dezember 1918.

für Volksbibliotheken und Lesehallen.

Herausgeber: Professor Dr. Erich Liesegang in Wiesbaden. — Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig. — Preis des Jahrgangs (12 Nrn.) 4 M. Zu beziehen durch jede Buchhandlung und Postanstalt.

Der Titelkatalog und die §§ 157, 163 und 168 der preußischen Instruktion für die Ordnung der Titel.

Von Dr. O. Plate-Hamburg.

Vor kurzem sandte ich an die größeren Bücherhallen einen Aufsatz „Ueber das Zusammenarbeiten der großstädtischen Bücherhallen". Die Frage des Titelkatalogs bekräftigt die Notwendigkeit gemeinsamer Arbeit wie kaum ein anderer Gegenstand; ja, sie führt zugleich in das Problem des Verhältnisses zwischen Buchhändler, wissenschaftlicher Bibliothek und Bücherhalle ein. — Es kann kein Zweifel darüber sein, daß jede Bücherhalle einen Titelkatalog besitzen sollte; sie kann doch nicht die täglichen Fragen der Leser nach den Verfassern von Büchern, von denen sie nur den Titel kennen, ignorieren. Besonders den Kindern sind die Verfasser im ganzen so wenig bekannt, daß mit Recht z. B. Gullivers Reisen und Robinson Crusoe in den Katalogen unter dem Titel, nicht etwa unter Swift und Defoe erscheinen. Ebenso enthalten unsere Verfasserkataloge Verweise von anonym erschienenen Büchern, von Anthologien, die unter dem Herausgeber erscheinen, und dergleichen wie „Briefe, die ihn nicht erreichten" oder „Vom goldenen Ueberfluß". Dagegen fühlen sich unsere Bücherhallen in ihren Druckkatalogen mit Recht nicht verpflichtet, die Titel der schönen Literatur entweder ins Verfasseralphabet einzureihen oder in einem eigenen Titelverzeichnis auf das Verfasseralphabet zu verweisen. Der Dictionary plan des A. L. A. Catalogs andrerseits enthält sämtliche Titel der schönen Literatur und selbst viele der belehrenden, sogar mit Angabe der Signatur, so daß das Suchen unter dem Verfasser erspart wird; und diese Vermischung des Titelkatalogs in einem Alphabet mit dem Verfasser- und Sachkatalog gibt Bostwicks American public library S. 175 als in Amerika, Browns Manual of library economy, revised ed. S. 220, als in England üblich an; die Kataloge der englischen Bibliotheken in Bristol, Bootle und Glasgow, die, wie der A. L. A. Catalog, die Signatur gleich beifügen, bestätigen dies. Bakers Descriptive guide to the best fiction weist im Verfasser- und Titelverzeichnis unter dem Titel auf die Seitenzahl des Katalogs hin, auf der man den Verfasser findet. — Geben, wie gesagt, die deutschen Bibliothekskataloge im Allgemeinen keine Verweise von den Titeln, so besitzen wir dafür sonst eigene Titelverzeichnisse, und zwar 1.) Aug. Reher: Titelverzeichnis der neuen erzählenden und volkstümlich-wissenschaftlichen Werke in deutscher Sprache, nach den Schlag-

wörtern alphabetisch geordnet. Ein Handbuch für Leihbibliothekare, Sortimenter und Antiquare, sowie für Schriftsteller und Bücherfreunde bearbeitet. 2. A. Altona, A. C. Reher, 1888. 2 Halbbände, 497 S. — 2.) Dr. phil. Max Schneider, Bibliothekar an der Hamburger Stadtbibliothek: „Von wem ist das doch?!“ Ein Titelbuch zur Auffindung von Verfassernamen deutscher Literaturwerke. 3. A. Berlin, Eugen Schneider, 1909. 538 S. — 3.) Titelregister und Verfassernachweise der im Hauptlagerverzeichnis und im Literaturkatalog enthaltenen Deutschen Schönen Literatur, Deutschen Jugendschriften und Beilagen. Barsortiments-Katalogverlag, Leipzig; Deckeltitel: Titelregister und Verfassernachweise für das Hauptlagerverzeichnis und den Literaturkatalog 1916—17. 86 S. 4⁰.

Werden nun ein oder mehrere dieser Verzeichnisse den Lesern der Bücherhalle zur Benutzung hingelegt, so fehlen doch darin einerseits ältere Bücher, welche die Bücherhalle besitzt, andererseits alle seit dem Druck erschienenen Neuanschaffungen; für diese sind Titelkarten zu schreiben und in einem besonderen Titelkatalogkasten in der Ausleihe aufzustellen. Dagegen würden eigene vollständige Titelkartenkataloge, die von der Benutzung jener drei gedruckten Register absehen, so anschwellen, daß sie weder die Arbeit noch die Unkosten lohnen würden. Kommen doch allein auf Dramatiker wie Shakespeare und Ibsen 37, resp. 23 Titel und auch bei bedeutenden Novellen, wie denen von C. F. Meyer und G. Keller, genügt es nicht nur die auf dem Titel angegebenen zu verzeichnen. Als in der Hamburger Bücherhallenzentrale im auszulegenden Titelregister des Literaturkatalogs von 1916—17 angestrichen wurde, was vorhanden ist, waren dadurch mehr als 4000 Titel erledigt; also müßte ein solches gedrucktes Titelregister die Grundlage bilden und nur die darin fehlenden Titel im Kartenkatalog erscheinen; (natürlich sind gegenseitige Verweise auf einander an beiden Verzeichnissen anzubringen). Der Barsortiments-Katalogverlag hat allerdings das Titelregister des Literaturkatalogs als vergriffen angegeben, aber es ist leicht noch von Buchhändlern zu erwerben. Die älteren Jahrgänge z. B. 1913—14 enthalten getrennte Titelverzeichnisse für Deutsche Schöne Literatur und Deutsche Jugendschriften; das neue Register dagegen (1916—17) enthält die Jugendschriften, die sogar einen breiten Platz einnehmen in einem gemeinsamen Alphabet mit der Schönen Literatur; doch dürfte es sich kaum empfehlen, es den Kindern selbst in die Hand zu geben, die es wohl bald schlimm zurichten würden; in Hamburg wurden Titelkartenkataloge für die Jugendschriften so schlecht behandelt, daß sie in mehreren Filialen eingezogen werden mußten. — Das Rehersche Werk ist 30 Jahre alt und deshalb wohl höchstens in Verbindung mit den andern beiden Registern zu benutzen; Dr. Schneiders „Von wem ist das doch“ beschränkt sich auf deutsche Literaturwerke und genügt deshalb jedenfalls auch nicht als einziges Werk; im übrigen hat es neben seiner gediegenen Durcharbeitung noch den Vorteil, mit seinen mehr als 20000 Titeln weit über den Rahmen des Nötigen hinauszugehen, in-

dem es sowohl die belehrende Literatur einschließt wie viele einzelne Gedichte u. dergl.; auch enthält es zahllose Titel von älteren Büchern, die in der Bücherhalle nicht mehr angeschafft werden; ein Sachregister erhöht den Wert noch wesentlich, so daß jede größere Bücherhalle das Werk besitzen sollte.

Man kann die Leser selbst mit Hilfe des Verfasserkatalogs feststellen lassen, ob die Bücher, deren Titel sie im gedruckten Titelverzeichnis gefunden haben, vorhanden sind. Aber man erweist ihnen einen großen Dienst, wenn man im Verzeichnis anstreicht, was vorhanden ist. Da der Bibliothekar von den meisten Büchern, zumal den klassischen Werken und Dramen aus dem Kopf weiß, ob sie vorhanden sind, so wird er am besten erst einmal das ganze Titelregister ohne Zuhilfenahme des Verfasserkatalogs anstreichen und nur den Rest nach dem Verfasserkartenkatalog. — Von den drei gedruckten Titelregistern ist das Rehersche, dem Titel nach zu schließen, nicht für Bibliotheken und Bücherhallen berechnet, das des Literaturkatalogs ist für Buchhändler bestimmt.

Es fragt sich nun, wie weit die drei Werke, besonders in ihrer alphabetischen Anordnung von Bücherhallenlesern benutzt werden können. Reher benutzt, wie das Vorwort besagt, „jedes erste Wort als Schlagwort“ und läßt nur voranstehende Artikel unberücksichtigt; ebenso hält es die Hamburger Bücherhalle. Man wird Rehers Worten im Vorwort zustimmen dürfen: „Wir sind überzeugt, daß Sie dieser Weise, so ungewohnt sie auch sein mag, beim Gebrauch Ihre Anerkennung nicht versagen werden“. Dagegen rechnen der Literaturkatalog und Schneider Artikel, Pronomina und Adjektive, die vor dem ersten Substantiv stehen, erst an zweiter Stelle als Ordnungswörter, an erster aber das Substantiv; z. B. „Ein guter Mensch“ unter Mensch. Hierbei liegt wohl § 157 der preußischen Instruktion für die Ordnung der Titel zu Grunde: „Ordnungswort wird das erste nicht in attributivem oder adverbialem Verhältnis stehende Substantiv oder substantivierte Wort.“ Ob diese Regel von den hoch gebildeten Benutzern der wissenschaftlichen Bibliotheken benutzt werden kann, kommt hier nicht in Frage; aber daran kann wohl kein Zweifel sein, daß die Leser der Bücherhalle dabei nicht zu ihrem Recht kommen, wohl aber bei der Reherschen Anordnung; sie werden doch wohl Titel wie „Deutsche Männer“, „Kleine Frauen“, „Russische Leute“ als nicht vorhanden ansehen, wenn sie unter dem ersten Substantiv eingetragen sind. Freilich rechnen ja der Literaturkatalog und Schneider das erste Substantiv nur als Ordnungswort, wenn die genannten drei Wortklassen vorangehen, lassen dagegen die Ordnung von Titeln wie „In der Grenzschenke“ unverändert. Wir beobachten hier aber wieder, wie unerwünscht es oft ist, die Regeln der wissenschaftlichen Bibliothek auch nur in modifizierter Form für Bücherhallen anzuwenden. Wo vermutlich die Leser in der Tat unter dem Substantiv suchen werden, darf es natürlich die Bücherhalle nicht an Verweisen fehlen lassen, wie auch Reher es im Vorwort fordert.

Der Literaturkatalog fährt nun in der Anordnung so fort, daß er alle Wörter, einerlei ob sie auf dem Titel vor oder hinter dem Substantiv stehen, mitrechnet z. B.: 1. Buch, Das, des Lachens; 2. Buch der Abenteuer; 3. Buch, Ein, von der Güte; 4. Buch, Mein buntes. Dagegen lassen Reher und die Hamburger Bücherhalle auch hier den voranstehenden Artikel ganz unberücksichtigt. Schneider folgt der preußischen Ordnung auch noch in bezug auf die Regel, daß von zwei appositionellen neben einander stehenden, nicht ein Kompositum bildenden Substantiven das zweite Ordnungswort wird (§ 163); er macht also im Titel „Königin Luise“ Luise zum Ordnungswort; die Leser der Bücherhalle werden schwerlich dort suchen, und so nicht zu ihrem Recht kommen; dasselbe gilt von Schneiders Befolgung des § 168 der preußischen Instruktion: „Die weitere Ordnung regelt sich nach den übrigen wesentlichen Wörtern in der im Titel gegebenen Reihenfolge“; danach steht z. B. „Das Leben Fibels“ vor „Das Leben des Quintus Fixlein“.

Eine weitere Schwierigkeit bedeutet der Umlaut, und es ist bedauerlich, daß die bibliothekarische Regel, ihn als e zu rechnen, also Bär = Baer, Böhm = Boehm, noch nicht allgemein ist; rein praktische Bücher, wie das Fernsprechverzeichnis und das Hamburger Adreßbuch, ordnen danach, nicht dagegen Brockhaus' Kl. Konversationslexikon und weder der Hauptteil des Literaturkatalogs noch das Titelregister, auch nicht Reher. Natürlich muß es den Leser der Bücherhalle sehr verwirren, wenn zwei von den gedruckten Titelregistern den Umlaut unberücksichtigt lassen, dagegen die ergänzenden Titelkatalogkarten ihn als e rechnen; der Leser wird wieder manches Buch als nicht vorhanden annehmen, weil der Titel versteckt ist.

Aus dem Bisherigen ergibt sich folgendes Resultat: das Lesepublikum der Bücherhalle hat einen Anspruch auf einen Titelkatalog; dieser muß nur für Bücher, die nicht im gedruckten Titelverzeichnis vorhanden sind, im Kartenkatalog in der Ausleihe stehen; sonst sollte der Literaturkatalog den Hauptkatalog bilden und womöglich sollten die Titel vorhandener Bücher darin angestrichen sein. Reher, der vor 30 Jahren erschien und Gedichte, Theaterstücke und Kleinkindergeschichten ausschließt, und Schneider, der nur deutsche Werke umfaßt, könnten höchstens als Ergänzung dienen. Alle drei Verzeichnisse alphabetisieren aber nach Regeln, die entweder nicht mit dem Gebrauch der Bücherhallen übereinstimmen, oder für die Leser der Bücherhalle unbrauchbar sind; Reher und der Literaturkatalog weichen in Bezug auf den Umlaut von der Bibliotheks- und Bücherhallenpraxis, die auch sonst im praktischen Leben vielfach befolgt wird, ab. Dies beweist, wie wünschenswert ein Zusammenarbeiten zwischen Bibliotheken, Bücherhallen und Buchhandel ist; welchen Bibliothekar störte nicht täglich, daß auch der Hauptteil, das Verfasserverzeichnis des Literaturkatalogs, den Umlaut anders als Bibliotheken und Bücherhallen einordnet. Daß es freilich zum Zusammenarbeiten in Einzelheiten auch schon zu spät sein kann, wird dadurch bewiesen, daß die preußischen

Regeln über das erste Substantiv, über zwei Substantiva und über die wesentlichen Wörter (§ 157, 163 und 168) von Schneider und z. T. vom Literaturkatalog nicht hätten befolgt werden sollen, weil das große Publikum, also auch die Leser der Bücherhalle nicht damit arbeiten können; die Leser würden Titel wie „Kleine Welt", „Königin Luise" und „Rheinisches Museum für Philologie" unter dem ersten Wort suchen. Da Schneider gemäß der preußischen Ordnung § 168 über wesentliche Wörter ordnet, kann er für Bücherhallen nur aushilfeweise in Betracht kommen. Bedauerlich ist, daß auch der Literaturkatalog wie freilich auch die meisten Bücherhallen, dem § 157, der das erste Substantiv als Ordnungswort verlangt, wenigstens in bezug auf Titel mit Artikel, Pronomen oder Adjektiv vor dem Substantiv, folgt.

Die einfachste Regel, die der Altonaer Leihbibliothekar Reher vor 30 Jahren empfahl und die die Hamburger Bücherhalle unabhängig davon seit 15 Jahren befolgt, dürfte zugleich die beste sein; sie sei hier nochmals wiederholt: „Vorausstehende Artikel werden nicht berücksichtigt; bei gelegentlich nötig erscheinenden Ausnahmen werden Verweise geschrieben, z. B. von Illustriertes auf Jahrbuch, Illustriertes, der Weltreisen". — Der Literaturkatalog trennt i und j, wie die meisten praktischen Werke. Reher, Schneider und die Bücherhallen dagegen unterscheiden nach Vorgang der wissenschaftlichen Bibliotheken i und j nicht; es ist kaum zu erwarten, daß der Literaturkatalog zu letzterer Regel übergehen wird, für die wohl mehr historische Gründe, als die gelegentliche Gleichheit der i und j-Typen des großen Alphabets z. B. bei Schneider verantwortlich sind.

Da die wissenschaftlichen Bibliotheken nicht mehr von ihren Regeln abgehen werden, sollten Bücherhalle und Buchhandel Reher folgen, da sie selbst ebensogut, ihr Publikum aber allein damit arbeiten könnten. Wir werden uns bis auf weiteres mit dem Literaturkatalog als Grundlage des Titelkatalogs begnügen müssen; aber zu wünschen ist, daß der Verlag in einer neuen Auflage den Bedürfnissen der Bücherhallen und des Publikums entgegen kommt, indem nach dem ersten Wort außer dem Artikel geordnet und der Umlaut als e, Bär = Baer, gerechnet wird. Sollte der Verlag nicht darauf eingehen, sollten auch hier wieder Buchhandel und Bibliotheken nebeneinander anstatt zusammen arbeiten, so wäre es erwünscht, daß die Bücherhallenleiter sich zur Herstellung eines neuen Titelregisters zusammentun, das dann in jeder Bücherhalle als Hauptregister ausliegen und durch einen Kartenkatalog ergänzt werden müßte.

Deutsche Kriegsbücherei in Belgien.

Es ist bekannt, daß in der Front und in den besetzten Gebieten das Lesebedürfnis sehr stark ist. Feldbuchhandlungen und Büchereien

1) Vergl. die Mitteilungen in Jahrg. 1917 S. 25 u. 102 der „Blätter".

machen überall die gleiche Erfahrung: es wird ungefähr alles gekauft, alles gelesen. Verschieden sind nur die Erklärungen für diese Tatsache. Die Einen sagen, es ist natürlich, daß man geistige Ablenkung von den ungeheuren und tragischen Geschehnissen der Gegenwart sucht; andere sagen, wir besinnen uns gerade deshalb, weil wir von der ganzen Welt befeindet werden, auf unsere höchsten geistigen Werte und vertiefen uns in sie; wieder andere meinen, es liegt einfach daran, daß die Millionen Menschen aus dem Kreis ihrer Angehörigen herausgerissen sind und nun in ihren Mußestunden Unterhaltung haben wollen. Wie dem auch sei, die Tatsache steht fest, und Truppenteile und Zivilbehörden haben mit ihr rechnen müssen. Deshalb sind überall in den besetzten Gebieten große und kleine Büchereien, man kann wirklich sagen, wie Pilze aus der Erde geschossen. Wie es damit in Belgien im Allgemeinen bestellt ist, soll hier beschrieben werden. Vollständigkeit ist natürlich ausgeschlossen. Es kommt auch nur auf Beispiele, auf Typisches an.

Wie die Gründungen aus den Bedürfnissen des Leserkreises entstanden sind, so tragen sie je nach Verschiedenheit der örtlichen Lage ganz verschiedenen Charakter. Die Buntheit der Bilder könnte kaum größer sein. Das ist vielleicht interessant, aber nicht zweckentsprechend. Eine Aenderung in dieser Hinsicht herbeizuführen, ist mit der Zweck dieser Schilderung. Denn es unterliegt keinem Zweifel: wären die Einrichtungen nach einem bewährten Plane überall gleichförmig getroffen worden, so würden gewisse Mißstände, wie mangelhafte Auswahl des Lesestoffes, Unzweckmäßigkeiten der Katalogisierung und des Ausleihebetriebes, Verluste von Büchern u. a. von vornherein vermieden worden sein. Davon hätten vor allen Dingen die Leser Vorteil gehabt. — Nun einige Beispiele im Einzelnen.

Die zwar nicht erste, aber in der Anlage großzügigste Gründung ist die Bücherei der Bildungszentrale beim Generalgouvernement in Belgien in Brüssel. So wie ihr Name schon besagt, ist sie als die „Deutsche Bücherei in Belgien" begründet worden, d. h. sie wollte den deutschen Truppen und Behörden in Groß-Brüssel, im Generalgouvernement, im Etappen- und Operationsgebiet, ja auch an der Front selbst dienen. Tatsächlich hat sie noch immer diesen umfassenden Charakter festgehalten. Mit ihrem Bücherbestand von 8319 Bänden (am 1. 9. 1918) kann sie natürlich den Leserkreis, den sie versorgen will, nicht ausreichend befriedigen. Aber vielleicht ist der Gedanke ihres inzwischen vor dem Feinde gefallenen Gründers und ersten Vorstehers Jäschke auch der gewesen, aus dem kleinen Anfang allmählich eine ganz große deutsche Bücherei mit unterhaltender und belehrender Literatur hervorwachsen zu lassen. Die Anlage deutet darauf hin. Gegenwärtig beträgt der Leihverkehr nach außerhalb durchschnittlich 200 Bände am Tag. Der im Verhältnis zur Anzahl der Bände viel zu große Andrang von Benutzern nötigte daher die Verwaltung, einen Teil des Leserkreises, nämlich die Angehörigen der Zivilverwaltungen, gegenüber den Heeresangehörigen zurücktreten zu

lassen. Diese Maßnahme hatte eine zweite Gründung in Brüssel zur Folge, die der „Bücherei der Zivilbehörden". Die Bücherei der Zivilbehörden in Brüssel beschränkt sich genau auf den Leserkreis, den ihr Name bezeichnet. Sie ist trotz einer täglichen Ausgabe von etwa 150 Bänden infolge davon, daß sie ihre Linie von vornherein eng gezogen hat, wirklich in der Lage, ihren Leserkreis zu befriedigen. Allerdings ist bei Zusammensetzung ihres Bestandes von etwa 3750 Bänden bedacht worden, daß von bestimmten Lesern oder Leserinnen immer wieder dieselben Werke verlangt werden. Daher wurden reichlich Bücher in 2—5 Exemplaren gekauft. Zugleich konnte in diesem Falle auf die Beschaffung schon eingebundener Werke Wert gelegt werden, um einen Eindruck von dem neueren Buchgewerbe zu geben.

Während die beiden angeführten Büchereien nur aus dem Hause entleihen und keine Lesesäle haben, wurde umgekehrt die „Bücherei der Hochschulkurse der 6. Armee" in Tournai von vornherein nur als Präsenzbibliothek gegründet. Sie verdankt ihre Entstehung der Einrichtung von Hochschulkursen in Tournai im Winter 1917/18. Möglichst aus jeder Fachwissenschaft (ausgenommen allerdings Theologie und Medizin) sind eine Anzahl möglichst neuer Handbücher oder populär-wissenschaftlicher Werke aufgestellt worden. So kamen acht Hauptabteilungen mit vielen Unterabteilungen zusammen, von denen jede einzelne zwischen 8 und 180 Bänden enthält. Im ganzen umfaßt der Bestand etwa 1300 Bände. Dazu treten 35 wissenschaftliche Zeitschriften und 31 Tageszeitungen und Wochenschriften. Nach Beendigung der Hochschulkurse blieb die Bücherei bestehen. Da sie indessen an dem Sitz des A. O. K. 6 in Lille noch besser dienen konnte, wurde sie am 1. Juni ds. Js. dorthin verlegt. Gleichzeitig wurden die Leseräume der eigentlichen Bücherei und der wissenschaftlichen Zeitschriften von denen der Tageszeitungen und illustrierten Blätter gesondert, letztere sogar in ein Offiziers- und Mannschaftslesezimmer getrennt. In beiden aber liegen dieselben Zeitungen und Zeitschriften aus. Diese über zwei Stockwerke sich ausdehnende Einrichtung erfreut sich eines äußerst regen Besuches.

Wieder ein ganz anderes Bild bietet eine weitere Hochschulbücherei, die der Universitätsbibliothek in Lüttich. Erst im Sommer 1917 wurde die während der Benutzung teilweise in Verwirrung geratene Bibliothek der Universität wieder in Ordnung gebracht und am 1. August 1917 deutscherseits eröffnet. Ein Deutscher hat die Leitung. Nun wurde bald ein erheblicher Fonds für Neuanschaffungen deutscher Literatur ausgeworfen, wissenschaftlicher sowohl wie unterhaltender. Was davon für die Einreihung in den Bestand der Universitätsbibliothek oder der Seminarbibliothek geeignet ist, wird später dort einverleibt. Der Rest soll der deutschen Kolonie in Lüttich zugeführt werden. Einstweilen steht alles in den Räumen der Universitätsbibliothek gesondert Deutschen wie Belgiern zur Benutzung zur Verfügung. Außerdem werden für den Lesesaal der Universitätsbibliothek eine erhebliche Anzahl deutscher Zeitschriften und Zeitungen gehalten. Diese

Neuschöpfung ist ein sehr charakteristisches bibliothekarisches Kriegserzeugnis.

Sonderbarerweise ist auch in einer so großen Stadt wie Antwerpen eine in Betracht kommende deutsche Bücherei erst sehr spät, am 1. 7. 1918, eröffnet worden. Die „Deutsche Bücherei in Antwerpen“ ist genau nach dem Muster und mit denselben Grundsätzen wie die Bücherei der Zivilbehörden in Brüssel eingerichtet worden, nur daß zugleich ein Zeitschriften- und Zeitungslesesaal mit ihr verbunden wurde. Auch hier ist die gleiche Erfahrung wie überall bei diesen Büchereigründungen im Kleinen gemacht worden: zunächst wird behauptet, daß hier am Platz kaum jemand Zeit und Lust zum Lesen hätte; ist die Bücherei erst da, so wächst die Benutzerzahl überraschend von Tag zu Tag. Am 15. September ds. Js. betrug die Zahl der Benutzer in Antwerpen schon 715.

Gleichfalls unter fachmännischer Leitung wurde in Namur eine deutsche Bücherei gegründet. Gelegentlich der Verwaltungstrennung von Flandern und Wallonien hatte die Bibliotheksverwaltung in Brüssel in Namur eine Verwaltungsbibliothek zu dienstlichen Zwecken geschaffen. Da sich nebenher bald das Bedürfnis herausstellte, den dortigen Beamten und Angestellten auch deutsche unterhaltende und belehrende Literatur zugänglich zu machen, wurde in den Räumen der Verwaltungsbibliothek eine zweckentsprechende deutsche Bücherei begründet. Sie umfaßt jetzt etwa 500 Bände. Die Vergrößerung geschieht ohne bestimmte Fonds gelegentlich nach den Wünschen der Benutzer. Das Verhältnis der unterhaltenden zur belehrenden Literatur ist wie 2:1.

Und nun kommt die ganze Fülle der sog. Soldatenbüchereien. Es ist natürlich bei den Feststellungen darüber abgesehen worden von all den einzelnen kleinen Büchersammlungen in den Lazaretten und bei kleinen Truppenverbänden, wie Kompagnien usw. Sie sind als Privatunternehmungen zu betrachten. Berücksichtigt wurden nur die in besonderen Räumen geschaffenen Büchereien und Lesezimmer, die einer größeren Allgemeinheit zur Verfügung stehen. Solche Einrichtungen finden sich wohl jetzt in allen Orten Belgiens, die ständig mit Truppen, Militär- und Zivilbehörden belegt sind. Hier herrscht Mannigfaltigkeit nicht nur hinsichtlich der Aeußerlichkeiten, d. h. des Raumes und der Einrichtung, sondern auch z. B. betreffs der Organisation der Verwaltung, des Umfanges der Bestände, der Art der Vergrößerung, der Benutzerzahl, der Benutzungsbestimmungen, der Kataloge und so fort. An der einen Stelle z. B. findet man eine Bücherei, die mit einigen hundert Bänden ihr Dasein kümmerlich auf der Galerie eines riesigen als Soldatenheim eingerichteten Saales fristet; an einer anderen, wie in Brügge, gibt es einen prachtvollen Lesesaal für Offiziere mit lauter behaglichen für wenige Personen eingerichteten besonderen Plätzen und im Hintergrund mit einer großen deutschen Bücherei, die von einer Dame allein zugleich mit der Beaufsichtigung des Lesesaales geleitet werden kann. Außerdem gibt es in Brügge eine fast ebenso pompöse und reichhaltige Bücherei mit Lesesaal für Mannschaften.

Zum droßen Teil sind diese Unternehmungen von der National-Vereinigung für Kriegsfürsorge an der Westfront begründet worden, häufig aber auch von Ortsgeistlichen beider Konfessionen; endlich haben auch Truppenteile oder Militärbehörden es selbst in die Hand genommen, Büchereien zu gründen. Meistens wird ein Pfand erhoben, vielfach aber auch nicht; in diesem Falle haben die Büchereien in der Regel wesentliche Verluste erlitten. Da der Grundstock in den Soldatenbüchereien fast durchweg auf Schenkungen beruht, ist die Literatur selten ganz zweckentsprechend, trägt vielmehr Zufallscharakter. Das Lesebedürfnis kann nur selten ausreichend befriedigt werden. Selbst bei einer so großen Gründung, wie der durch die Nationalvereinigung geschaffenen Bücherei der IV. Armee in Gent, ist das Verhältnis zwischen Bände- und Leserzahl ganz unmöglich: für einen Bestand von etwa 12000 Bänden sind über 9000 Benutzer da.

Aus alledem ergibt sich, daß es im höchsten Maße wünschenswert wäre, wenn wenigstens die Soldatenbüchereien unter einheitliche Organisation kämen. Sie könnten z. B. in engen Zusammenhang gebracht werden mit den Unterrichtsoffizieren. Diese erhalten ihre Anweisungen für das Generalgouvernement durch die Zentralstelle in Brüssel. Sodann müßte ein Gesamtfonds ausgeworfen werden, mit dessen Hilfe man die Büchereien je nach den Erfordernissen des Ortes zunächst einmal in ihrem Bestande wesentlich ergänzte, und zwar vielseitig, weil sie vielfach nach ganz feststehenden einseitigen Ansichten ausgebaut sind.

Brüssel, September 1918. Dr. Oehler.

Neuere Literatur über den Weltkrieg und die damit zusammenhängenden Fragen.[1]

Auch nach Beendigung des Weltkriegs wird es eine vornehmliche Aufgabe der Bildungsbibliotheken sein, alle Zweige der Literatur mit besonderer Liebe zu pflegen, die den äußeren und inneren Ausbau unseres Volksstaats zum Gegenstand haben. Denn Hand in Hand mit der Erweiterung der politischen Rechte des Staatsbürgers muß die Vertiefung unseres politischen Verständnisses gehen: erst wenn den auf breitester Grundlage aufgebauten demokratischen Wahlordnungen der Regulator einer reifen und abgeklärten öffentlichen Meinung zur Seite steht, lassen sich die Gefahren fern halten, die sonst unsere Entwicklung vernichtend bedrohen würden.

Was nun die diesmal dargebotene Literatur-Auswahl anbetrifft, so muß es auffallen, daß die Mehrzahl der gehaltvolleren Schriften sich — ganz dem Gang entsprechend, den die Ereignisse inzwischen genommen haben — mit unsern westlichen Nachbarn beschäftigt und mit den Problemen, die bei einem Friedensschluß mit diesen unseren hartnäckigsten Feinden gelöst werden müssen. Ganz allgemeiner Natur oder richtiger den Gesamtbereich aller mitteleuropäischen Fragen umfassend ist das neue Buch von Martin Spahn „Die Großmächte", dessen Nebentitel „Richtlinien ihrer Geschichte, Maßstäbe

1) Dieser Aufsatz wurde im Juli 1918 geschrieben und mag so erscheinen, obwohl die Voraussetzungen inzwischen leider vielfach andere geworden sind.

2) Berlin, Ullstein & Co., 1918. (258 S. u. 6 farb. Kart.) Geb. 5,50 M.

ihres Wesens" schon andeutet, welches hohe Ziel der Verfasser sich gestellt hat. Im Gegensatz oder richtiger in Ergänzung der Werke älterer deutscher Historiker wandelt er in den Bahnen Friedr. Ratzels, indem er den unlösbaren Verbindungen nachgeht, die bei der festländisch-innereuropäischen Großmachtbildung zwischen den Daseinsbedingungen der dort angesessenen Bevölkerung der verschiedenen Rassen und dem von ihnen eingenommenen Raum allmählich entstanden sind.

Von allen Teilen unseres Kontinents hat in vergangenen Zeiten allein das innereuropäische Gebiet dem Wachstum von Großmächten auf mehrere Jahrhunderte hinaus den nötigen Spielraum gewährt, da nur ebendort auch die übrigen Voraussetzungen durch die politische Veranlagung der Bewohner tatsächlich gegeben waren. „Von den Alpen zu dem westlich und nördlich davon gelegenen Meer erstreckt sich dieser Bereich, um sich in den weiten Ausmaßen des osteuropäischen Tieflands zu verlieren. Der Rhein, die Rhone, die Donau sind die drei mächtigen Abschlußrinnen dieser auch geologisch einheitlichen Ländermaße: von den mittelhohen Gebirgen, die sich am Rande dieser Zone wiederum erheben, strömen in einem schönen Gleichmaße, das die Ausbreitung übereinstimmender Kulturverhältnisse sehr begünstigt, alle die französischen und deutschen Flüsse zweiter Größe zum Meere, von der Garonne bis zur Weichsel." Zur Zeit der Großmachtbildung innerhalb der letzten drei Jahrhunderte war Osteuropa noch nicht in den Umkreis abendländischer Politik einbegriffen, dahingegen hat zu jenem Schauplatz alles Land vom Biskayschen Meerbusen und vom Kanal bis etwa zum Niemen und Bug gehört, und ebenso von der Nord- und Ostsee bis zu den Pyrenäen, den Alpen, der Adriaküste bei Triest und dem unteren Lauf der Donau. „Staaten", so urteilt Spahn etwas kühn verallgemeinernd, „die an dem so umschriebenen Boden keinen Anteil hatten, sind vor 1878 nicht zu dauerndem Ansehen als Großmächte gekommen". Richtig ist jedenfalls die Beobachtung, daß alle anderen europäischen Staatswesen, die der Ehrgeiz der Macht erfüllte, von einem verborgenen Gefühl geleitet wurden, „daß nur die Eroberung eines Stücks innereuropäischen Bodens ihnen gleichfalls Größe und Geltung verbürge". Und wenn auch z. B. England in neueren Zeiten auf den unmittelbaren Besitz am Südufer des Kanals verzichtete, so glaubte es um so mehr sich durch die politische Beherrschung Belgiens einen Brückenkopf sichern zu sollen. Und der Weltkrieg lehrt, daß es ihm sogar gelungen ist, seine angelsächsischen Vettern jenseits des Ozeans auf ihr altes Programm festzulegen, die Vorherrschaft keines Staats über das Herzgebiet des kontinentalen Europa zuzulassen.

Spahn verfolgt dann in kurzen Umrissen den Versuch der Begründung eines französischen Uebergewichts in Mitteleuropa durch Richelieu und später durch Napoleon; des weiteren aber auch die Ausdehnung der Donaumonarchie hauptsächlich durch das Genie des Prinzen Eugen von Savoyen. Als letzter aber der drei Rivalen arbeitet sich das Preußen-Deutschland der Hohenzollern empor. „Aber alle diese Staaten verlangten hinwiederum von den Untertanen einen beständig anschwellenden Zoll an Gut und Blut," denn nur durch Aufstellung stehender Söldner- und später der Volksheere stets steigenden Umfangs ließ sich die „innereuropäische Raumwirtschaft" durchführen, die allen Beteiligten in der Jahrhunderte Lauf gewissermaßen zur zweiten Natur werden sollte. Einen gewissen Abschluß nun in dieser Entwicklung stellen die Friedensschlüsse von 1866 und 1870 dar, insofern als sie Oesterreich die neue Aufgabe stellten, seine Macht an der Adria zu mehren und seinen Schwerpunkt nach dem Osten zu verlegen, wohingegen Frankreich auf den Ausbau seines Kolonialreichs und die planmäßige Ausnutzung seiner Küstenlage hingewiesen wurde. Wenn trotzdem das Werk Bismarcks nicht unangefochten blieb, so liegt das daran, daß eine neue Periode der Weltgeschichte inzwischen begonnen hatte.

Diese hebt an mit dem Berliner Kongreß (1878), der endlich die Bahn freimachte für die moderne Großmachtentwicklung, die fortan das ganze Erdenrund zum Schauplatz hat. Zählten die innereuropäischen Hauptstaaten

nach Hunderttausenden von Geviertkilometern, so mißt man nunmehr nach Millionen, und die bisherige Staffelung in Großmächte und Staaten zweiter Ordnung macht einer solchen in drei Gruppen Platz, indem sich von den ersteren einige wenige zu Imperien erheben: „Sollten einzelne Großmächte der Vergangenheit nicht zur Weltmacht aufrücken können, weil sie ans europäische Festland gebunden blieben, so werden sie aus der Reihe der führenden Staaten wieder in das Schattenreich zurückführen".

Die Leser der „Blätter" werden sich erinnern, daß diese Gedankengänge Spahns vor allem in den geographisch-politischen Schriften des Schweden Kjellen begegnen, im vorliegenden Buch aber werden sie im steten Hinblick auf den Weltkrieg und die allgemeine Lage, die er geschaffen, in origineller Weise weitergeführt. Gewiß ist es kein Zufall, daß unter den modernen Weltmächten nicht weniger als zwei (Rußland und Großbritannien) so zu sagen nach Mitteleuropa hineinragen. Und ebenso wird man hinzufügen dürfen, daß die Befreiung der russischen Randvölker und das Zurückschieben Großrußlands aus dem Bereich nicht nur „Mittel-" sondern auch „Innereuropas" bereits als folgenschweres Ergebnis des gewaltigen Kampfes zu buchen ist, dessen unendliche Dauer durchaus im Verhältnis steht zu seiner außerordentlichen Bedeutung für das zukünftige Geschick der Menschheit.

Ob und inwieweit es auf der anderen Seite gelingen wird, die großbritannische Alleinherrschaft zur See niederzubrechen, vermag man noch nicht zu übersehen, oder aber man wird es aussprechen dürfen, daß an Stelle der englischen die angelsächsische treten wird, wobei die Frage offen bleibt, ob die augenblickliche Interessengemeinschaft wirklich Bestand haben kann. —

Wie schon berührt, sind es Belgien und Frankreich, die England in seine Kreise gezogen hat, um seinen Einfluß in Mitteleuropa nach wie vor mit aller Gewalt geltend zu machen. Kein Wunder, daß diese westdeutschen Grenzprobleme auf unsere Gelehrten eine besondere Anziehungskraft ausüben. Zunächst handelt es sich um ein Sammelwerk, in dem die alte Streitfrage unsers Anspruchs auf Elsaß-Lothringen nochmals mit deutscher Gewissenhaftigkeit erörtert wird.[1]) Der bekannte Bonner Rechtsgelehrte Philipp Tom räumt mit der während des Kriegs aufgekommenen Phrase, als ob die geplante Wiedergewinnung dieser Länder nicht als eine Annexion sondern als Desannexion anzusehen sei, gründlich auf. Aber nicht auf das formale Recht kommt es so sehr an, vielmehr „bezeugen Geschichte, Sprache, Stammeszugehörigkeit und der von seinen Vertretungen kundgegebene Volkswille es unwiderlegbar: Elsaß-Lothringen ist deutsch". Daß dem so ist, bekundet der prachtvolle Abriß der politischen und kulturellen Geschichte Elsaß-Lothringens aus der Feder Karl Stählins, der durch einen Aufsatz F. Wredes über die „Sprachenfrage" noch eine erwünschte Bestätigung erhält. Freilich war der Verzicht auf diese unsere alte Grenzmark, den die französischen Unterhändler durch den Frankfurter Frieden vom 10. Mai 1871 im Namen ihrer Nation bekundeten, von dieser nur als provisorisch gedacht. Wie K. Stupp in einem kurzen Schlußwort darlegt, waren nur wenige Franzosen verständig genug, sich ehrlich mit dem neuen Tatbestand abzufinden und für ein erträgliches Zusammenleben der beiden großen Kulturnationen einzutreten. So konnte es geschehen, daß, gerade wie Bismarck es vorausgesagt hatte, eine energische Minorität die Nation in den Krieg riß, nachdem man durch das Bündnis mit Rußland und ein entsprechendes Abkommen mit den Staatsmännern an der Themse die Uebermacht erlangt zu haben glaubte.

Der Nationalcharakter Frankreichs, wie er sich nach der Ansicht eines seiner größten Söhne im Zeitalter des Sonnenkönigs ausgebildet, wird sich auch durch die furchtbaren Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges schwerlich von Grund aus ändern; deswegen werden wir bei dem Friedensschluß, der doch auch einmal kommen wird, auf weitere Sicherheitsmaßregeln be-

---

1) Unser Recht auf Elsaß-Lothringen. Ein Sammelwerk herausgeg. v. K. Strupp. München, Duncker & Humblot, 1918. (228 S.) 6 M.

dacht sein müssen, nachdem sich der vom Fürsten Bismarck aufgerichtete Grenzschutz als nicht in jeder Beziehung ausreichend erwiesen hat. Was hier an deutschen Wünschen geltend zu machen ist, auch innerhalb des Rahmens eines für beide Teile notwendigen und annehmbaren Verständigungsfriedens, erörtert Karl Kiesel in einem vortrefflichen Buch, dessen irreführender Titel nicht den Reichtum der darin niedergelegten treuen Arbeit ahnen läßt.[1]) Der Verfasser hat seine Schrift als Soldat an der Westfront abgefaßt; auf den Maashöhen vor Verdun und in den Argonnen hat er erkannt, mit einem wie gewaltigen Gürtel natürlicher und künstlicher Schutzwehren Frankreich sich umgürtet hat, und eine ähnliche Sicherheit möchte er für die oberrheinische Tiefebene, „eine der wertvollsten und empfindlichsten Landschaften des deutschen Reichs", gewinnen, die jetzt beständig von der großen feindlichen Trutzfeste Belfort aus bedroht wird.

Um eine Grundlage für seine Schlußfolgerungen zu gewinnen, durchwandert Kiesel mit uns den Kamm der Vogesen, der bekanntlich in seiner östlichen Führung mit der Grenze zusammenfällt. Dabei überzeugt man sich bald, wie wenig diese letztere die Forderung erfüllt, die Treitschke 1870 erhob: „von den befestigten Pässen der Vogesen müssen deutsche Feuerschlünde in das welsche Land herniederschauen!" Ganz im Gegenteil; jeder der auch nur als Tourist jene herrlichen Gegenden durchquert hat, weiß sehr wohl, daß nur wenige Kilometer abseits der Grenze sich eine Linie feindlicher Forts erhebt, von denen z. B. der Ballon de Servance in 1180 m Höhe als ein wahres Gibraltar des Oberelsaß die Kreise Altkirch, Thann, Gebweiler und Colmar artilleristisch geradezu beherrscht. Aber erst die bittern Erfahrungen dieses Krieges, dem die Hochtäler sehr bald zum Opfer fielen, machten unserer Selbsttäuschung ein Ende; schon am 10. August 1914 konnte der französische Kriegsbericht melden: „Unsere Truppen bemächtigten sich der Vogesenpässe nach lebhaften Kämpfen." Die nächsten Wochen zeigten alsbald, daß von dem Steilabfall der östlichen deutschen Seite aus an eine Wiedergewinnung der verlorenen deutschen Stellungen gar nicht zu denken war. Es bewahrheitete sich mithin nur allzubald die Prophezeiung unseres im Jahre 1913 verstorbenen hochverdienten Generalstabschefs, des Grafen Schlieffen, daß die Gebirgsgrenze um durchschnittlich etwa 10 Kilometer nach Westen verschoben werden müßte, da die Verteidigung der Täler von der äußersten östlichen Grenze aus einfach unmöglich sei. —

Die andere kritische Zone zwischen uns und den beiden großen Westmächten ist bekanntlich Belgien, wobei man sich der bekannten Worte eines britischen Staatsmanns erinnern möge, daß Englands Grenzen soweit reichen als seine Schiffsgeschütze tragen. — Ueber diesen letzten Rest des alten burgundischen Zwischenreichs, das früher von der deutschen Wissenschaft fast ebenso vernachlässigt wurde, wie es unsere Politik unbeachtet ließ, liegen zahlreiche Schriften allgemeineren sowohl, wie spezielleren Charakters vor. Genannt sei zuerst die neun Abhandlungen umfassende, vom „Sekretariat Sozialer Studentenarbeit" herausgegebene Schrift „Belgien".[2]) Da wird die flämische Bewegung in ihrem bisherigen Verlauf von sachkundiger Seite kurz geschildert; andere Aufsätze gelten dem religiösen und wirtschaftlichen Leben der südlichen Niederlande. Von besonderem Interesse sind auch die Aufschlüsse über den Einfluß der französischen Literatur in Belgien, dem die eingeborenen wallonischen Schriftsteller zum Opfer fallen. Denn da in Brüssel nur die Bücher geschätzt werden, die den Verlagstempel Paris tragen, waren die besten Künstler des Landes genötigt ihre heimatlichen Eigenschaften aufzuopfern, wofern sie nicht völlig unbeachtet bleiben wollten.

Wie sehr das ganze Mündungsgebiet des Rheins wirtschaftlich betrachtet eine Einheit darstellt, daran erinnert das Buch des Nationalökonomen Paul Arndt,

1) Petershüttly. Ein Friedensziel in den Vogesen. Berlin, Dietr. Reimer (E. Vohsen), 1918. (216 S. mit 16 Textb. u. 10 Taf.) Geb. 8 M.

2) M. Gladbach, Volksvereinsverlag, 1916. (246 S.) 2,40 M.

„**Antwerpen, Rotterdam und die deutsche Rheinmündung**".[1]) Der Verfasser veranschaulicht uns den wirtschaftlichen Aufschwung der beiden großen niederländischen Welthäfen vor dem Weltkriege und stellt fest, in wie gewaltigem Umfang gerade Deutschland dazu beigetragen hat. Weniger aus nationalpolitischen als aus wissenschaftlichen Gründen tritt der Verfasser dann für die Herstellung einer künstlichen deutschen Rheinmündung ein, so befremdlich der Gedanke, durch Menschenkraft verwegen das ersetzen zu wollen, was die gewaltige Naturkraft so gewaltig geschaffen habe, zunächst auch sein möge. Man möchte diesen auf klugen Erwägungen beruhenden Darlegungen recht viele unbefangene Leser wünschen, im übrigen hängt die Beantwortung der Frage davon ab, ob es uns beim allgemeinen Frieden gelingen wird, dem deutschen Kapital, das in Antwerpen arbeitet, dadurch einen Rückhalt zu geben, daß Antwerpen ebenso zum Freihafen erklärt wird, wie das ja auch für wichtige Ostseehäfen geplant ist, deren Hinterland in fremden Händen bleiben dürfte. —

Dienen diese Schriften der Kenntnis der gegenwärtigen Zustände der Niederlande, so greift das hier zu besprechende Buch von K. **Hampe** „Das belgische Bollwerk" tief zurück in die Vergangenheit.[2]) Diese „aktenmäßige Darlegung über Barrierestellung, Neutralität und Festungspolitik Belgiens", wie der Nebentitel lautet, will zeigen, daß die Neutralisierung jenes Landes, die 1831 nach dem Willen der vier hauptbeteiligten Großmächte (England, Oesterreich, Preußen, Rußland) erfolgte, eine moralische Barriere gegen abermalige französische Ausdehnungs- und Eroberungsgelüste darstellen sollte. Darüber hinaus wurde bekanntlich den Mächten ein Einfluß auf das belgische Verteidigungssystem eingeräumt und dem belgischen Staate jede Abänderung als unvereinbar mit den maßgebenden Verträgen untersagt. „Wenn Belgien in seiner späteren Entwicklung, von den allgemeinen Weltverhältnissen begünstigt, seine Neutralität selbständiger gestaltete, sein Verteidigungssystem umwandelte, schließlich sogar völlig gegen Osten herumwarf und in das Gegenteil des früheren verkehrte, so entfernte es sich damit Schritt für Schritt von jenen Verträgen, die den modernen belgischen Staat geschaffen haben, auf dessen er letzten Endes beruht, und die bei jeder Neuordnung als der einzig sichere und für die deutschen Lebensnotwendigkeiten auch keineswegs ungünstige Ausgangspunkt zu gelten haben." Im Hinblick auf die Gegenwart mag hervorgehoben werden, daß der damals führende englische Minister, Lord Palmerston, nach der Revolution von 1830 gegen den Eintritt Belgiens in den deutschen Bund nicht nur nichts einzuwenden hatte, sondern sogar von sich aus einen derartigen Vorschlag machte.

Wenn diese Vorgänge in ihren Einzelheiten auch noch nicht genügend bekannt waren, so wußte man doch im Allgemeinen aus der kurzen Darstellung in Treitschkes Deutscher Geschichte, die doch in Jedermanns Hand ist, daß der werdende Staat nach einer Richtung hin von vornherein mit einer Servitut belastet wurde. Es war daher ein nicht mehr wieder gut zu machender Fehler, daß der deutsche Reichskanzler in seiner ersten Kriegsrede, in der er freimütig unser Unrecht Belgien gegenüber eingestand, mit keinem Wort auf jenes moralische Recht hingewiesen hat, das von König Albert und seinen Beratern, deren politische Marschlinie die Sorge um den Kongostaat bestimmte, schmählich vergessen ward. Und auch bis zur Stunde hat keiner unserer leitenden Staatsmänner den Versuch gemacht, das Versäumte nachzuholen und unsern Feinden den belgischen Wind aus den Segeln zu nehmen. Wie es aber tatsächlich vor 1914 in dem angeblich neutralen Lande aussah, dafür hat das Mitglied des bairischen Landtags, Dr. P. **Dirr**, der während längerer Zeit mit der deutschen Okkupationsarmee in Belgien verweilte, ausgiebig Material gesammelt. Er nennt sein Buch bezeichnender Weise „**Belgien als französische Ostmark**"[3]) und weist darauf hin, daß dieser Ausdruck

1) Stuttgart, F. Enke, 1918. (94 S.) 4 M.
2) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1918. (232 S.)
3) Berlin, M. Kirstein, 1918. (479 S.) 5 M.

den politischen Sprachschatz der Franzosen entstammt, deren Vorstellung nach Wallonien und Flandern, Luxemburg und Elsaß-Lothringen sowie die Westschweiz Erbstücke aus dem Nachlaß des alten Gallien darstellen, die von Rechts wegen zum Machtbereich der Republik gehören sollten. Als aber nach dem Frankfurter Frieden die Möglichkeit kriegerischer Eroberungen auf lange Zeit hinausgeschoben schien, erwies der französische Ausbreitungsdrang in diesen Gebieten eine erstaunliche Lebenskraft durch das Mittel der politischen Durchdringung. Während wir voller Sorglosigkeit die Dinge in Belgien gehen ließen, wie sie wollten, folgte, wie bereits mehrmals in der Vergangenheit, auf eine kurze Zeit glänzender germanischer Waffensiege eine lange Spanne romanischer Kultursiege. Instinktiv fühlte das Franzosentum die ungeheure Tragweite des Stammes- und Sprachstreites zwischen Vlamen und Wallonen und wurde, indem es die wallonische Vorherrschaft planmäßig und erfolgreich sich dienstbar machte, schon in der dem Ausbruch des Weltkriegs vorausgehenden schwülen Periode die Meisterin des Landes. Die Belgier und ihre französischen und belgischen Freunde hören ungern von diesen Vorgängen, die sich in aller Stille und Heimlichkeit abspielten, und über die nur gelegentliche Mitteilungen den Weg in die französische und wallonische Presse fanden. Es blieb dem Verfasser vorbehalten, zum erstenmal systematisch jener verborgenen Propaganda nachgegangen zu sein. Das Ergebnis seines mühseligen Spüreifers wird hier nicht in einer fortlaufenden geschlossenen Darstellung von uns ausgebreitet, vielmehr wird von verschiedenen Stoffgebieten aus immer wieder der Beweis erbracht, wie es in Wirklichkeit „mit der Legende von dem gänzlich unschuldigen, stets loyalen Belgien“ bestellt gewesen sei.

Um so mehr aber ist es unsere Pflicht, uns mit dem Tatbestand des häuslichen Sprachenzwists in Belgien zu unterrichten. Auch hierüber mangelte es vor dem Ausbruch der Weltkatastrophe durchaus an geeigneter Literatur. Inzwischen ist diesem Bedürfnis einigermaßen abgeholfen und die „Blätter“ haben hier und da über tüchtige Bücher solchen Inhalts berichtet. Das vorliegende gleichfalls vom „Sekretariat Sozialer Studentenarbeit“ herausgegebene Werk von Paul Rhenanus enthält unter dem Titel „Die Flamen“ fünf Abhandlungen: Vom flämischen Volk; die Französierung in Flandern; die Organisationen der flämischen Bewegung; Flämische Organisationen; Flämische Neugründungen.[1]) Das Buch ist hervorgegangen aus Artikeln, mit denen der Verf. in den ersten Kriegsmonaten für das flämische Volk zu werben suchte. Man merkt es jeder Zeile an, wie sehr ihm dieser notgedrungene Kampf Herzenssache ist und eben darum sei diese Schrift, in der man den Herzschlag unserer niederdeutschen Brüder deutlich vernimmt, namentlich als eine erste Einführung, herzlich willkommen geheißen. —

Vom Westen des ungeheuren Kriegsschauplatzes wenden wir uns dem Norden zu, der zwar auch von germanischen Stammesgenossen bewohnt wird, der aber offiziell seine Neutralität bewahrte, wenn er auch mit seinen Sympathien je nach der augenblicklichen Lage hin- und herschwankte. Das Buch, über das hier kurz berichtet werden soll, rührt von einem Norweger her, und gewiß wird man sagen dürfen, daß wir von den Vertretern seiner Nation in der Zeit der Not nicht verwöhnt worden sind. Um so mehr kann man sich über das gesunde und reife politische Urteil des Verfassers freuen, dessen Schrift uns zeigt, daß wir auch in Christiania Freunde haben, die genau wissen, daß unser Sieg im Osten auch Skandinavien vor Gefahren bewahrt hat, denen es in seiner politischen Zerrissenheit keineswegs gewachsen gewesen wäre. Albert Dresdner, der die Uebersetzung ausgeführt und die Arbeit eingeleitet hat, berichtet über den Verfasser, den Pfarrersohn Herman Harris Aall,[2]) der im nördlichsten Norwegen in der Nähe der russischen

---

1) Volksvereins-Verlag, M. Gladbach, 1918. (115 S.) 2,40 M.

2) Das Schicksal des Nordens eine europäische Frage. Weimar, G. Kiepenheuer, 1918. (353 S.) Geb. 8 M.

Grenze geboren ward, seine Universitätsstudien in der Heimat begann, dann seinen Gesichtskreis durch Reisen ins Ausland erweiterte und gerade in Deutschland weilte, als der Kriegsausbruch erfolgte. „Die Erscheinungen und Begleiterscheinungen dieser weltgeschichtlichen Katastrophe“ so urteilt Dresdner, der sich übrigens auch seinerseits schon als gediegener Kenner der politischen Verhältnisse des Nordens bewährt hat, „setzten sein überaus empfindliches Gerechtigkeits- und Wahrheitsgefühl nicht minder als sein Kulturgefühl in lebhafte Erregung, und vor ein Chaos von Anklagen, Beschuldigungen und Widersprüchen gestellt, ergriff er den Ausweg, der eines billig und selbständig denkenden Neutralen am würdigsten ist, und ging daran, unabhängig von den Parteien zu einem eigenen Urteile zu gelangen“. So ist das vorliegende Buch sozusagen die Rechenschaft, die ein mit Sorge für die Zukunft seines Volkes erfüllter norwegischer Patriot sich selbst und seinen Landsleuten geben wollte. Und daß seine Stimme nicht ungehört verhallte, ist ein Beweis, daß eine weniger leidenschaftlich ergriffene Zeit, gerechter als es jetzt meist geschieht, in dem großen Verfahren richten wird, das zwischen der Entente und den Mittelmächten noch immer schwebt.

Mit Einem unserer alten Prozeßgegner, und zwar gerade dem, dessen Millionenheere nach dem Kriegsplan unserer Feinde jeden Widerstand bis zur Reichshauptstadt hin niedertreten sollten, haben wir uns inzwischen abgefunden, und welche äußer- oder innerpolitischen Wandlungen der durch das jetzige Großrußland dargestellte Rumpf des ehemaligen Riesenimperiums auch noch durchmachen möge, allgemein ist die Erleichterung, daß der Friede von Brest-Litowsk mit allen seinen Zusätzen und Ergänzungen zur Tatsache geworden ist. Aus dieser Stimmung heraus will die Schrift bewertet sein, über die zum Schluß noch einige Worte gesagt werden mögen. „Der Aufmarsch im Osten“, Russisch-Asien als deutsches Kriegs- und Wirtschaftsziel, so lautet das Programm, über das uns Werner Daya in seinem mit 6 Karten versehenen Buch seine Gedanken und Beobachtungen mitteilt.[1]) Für uns als die wahre Mittelmacht Europas und damit der Welt ist ein Ausgleich mit Rußland um so mehr geboten, als der Gegensatz zwischen Mitteleuropa und den beiden westeuropäischen Demokratien und ihrem großen amerikanischen Hintermann auch nach dem Friedensschluß sobald noch nicht ausgeglichen sein wird. Die Gunst der Lage, die uns zum Grenznachbarn der ungeheuren Landmasse macht, die sich ununterbrochen bis zur Küste des Japanischen Meers im äußersten Osten erstreckt, wird noch dadurch gesteigert, daß wir nunmehr den Rivalen gegenüber einen außerordentlichen Vorsprung gewonnen haben und noch während der Dauer des Weltkriegs neue und aussichtsreiche Wirtschaftsbeziehungen wieder einleiten können. Hinzukommt, daß Rußland, wie der Verf. mit gutem Grund hervorhebt, zunächst die schwierigen agrarischen Probleme zu lösen hat, ehe es an die Wiederaufrichtung seiner so durchaus zerstörten industriellen Produktion zu denken vermag, die zudem nur unter Opfern auf neue Friedenstätigkeit umgestellt werden kann. Als der natürliche Helfer in allen diesen Nöten erscheint Deutschland, das man zwar nicht liebt aber bewundert, nachdem Frankreich und England ausgeschieden sind und das Mißtrauen gegen die amerikanische Uneigennützigkeit mehr und mehr um sich greift. Mit Recht möchte der Verf. die russische Empfindlichkeit geschont wissen, und ebendeswegen rät er den Schwerpunkt unserer Betätigung nicht im europäischen Rußland zu suchen, sondern nach Sibirien und die ihm nach Süden angrenzenden Steppenprovinzen zu verlegen. Daß wir hier auf dem richtigen Wege sind, zeigen die neuerdings hervortretenden Bemühungen unserer Feinde, zunächst in der östlicheren Hälfte dieses ungeheuren Länderbereichs politisch Boden zu gewinnen. Jedenfalls aber wird man von den trefflichen Beobachtungen Dayas über die verschiedenen Wirtschaftsgebiete Sibiriens, Turkestans und der äußeren Mongolei, über Landwirtschaft und Industrie, über

1) Einhorn-Verlag, Dachau bei München, 1918. (181 S.) 4 M.

Wasserstraßen und Eisenbahnen, über Mineralien, Bergbau und Hüttenwesen voller Interesse Kenntnis nehmen. Inwieweit sich dann die vom Verfasser gewünschte eurasische Kontinentalpolitik, inwieweit sich vor allem die von ihm befürwortete „natürlichste politische Konstellation“ eines Bundes zwischen Deutschland, Rußland und Japan im zwanzigsten Jahrhundert tatsächlich verwirklichen lassen wird, das kann erst die Zukunft zeigen. Denn daß es menschlicher Klugheit und Voraussicht versagt ist, die zukünftige Entwicklung vorauszuerkennen und nach Belieben zu lenken oder auch nur bestimmend zu beeinflussen, das ist die furchtbare Lehre, die jeder unbefangene und denkende Mensch den tragischen Ereignissen entnehmen wird, deren unfreiwillige Zeugen wir jetzt über vier lange und schwere Jahre hinaus gewesen sind.

Erich Liesegang.

Interimsleihkarte, Vielleserei und Statistik.

Von Dr. Emil Goecke-Dbg.-Ruhrort.

In einer früheren statistischen Notiz (Blätter f. Volksbibl. XII 1911, S. 52) über seinen damaligen Ausleihebetrieb auf Rheinstahlwerk konnte Verf. mitteilen, daß in den Jahren 1908—1910 als durchschnittliche Jahresausleihe der rund achtfache Betrag des jedesmaligen Bücherbestandes erzielt worden war. Beim Ausscheiden aus den Diensten der Firma (1. 1. 1912) war der Leserkreis auf gegen 2000 Personen angewachsen, am Schlusse des zehnten Betriebsjahres 1916/17 umfaßte er bereits mehr als 3500. Trotz dieses gewaltigen Steigens der Benutzerzahl ist bei einem Zuwachs des Bücherbestandes von 7000 Bdn im Jahre 1910 auf gegen 11000 Bde im zehnten Betriebsjahre kein höherer Jahresumsatz als der übliche von 50—60000 Bdn zu verzeichnen. Dies könnte auf pädagogische Bestrebungen im Sinne der Leipziger Richtung schließen lassen, ist jedoch auf einen durchaus vernünftigen praktischen Handgriff zurückzuführen: die durch die Kriegslage geschaffene Notwendigkeit der Einschränkung der auf einmal mitzugebenden Bändezahl. Es sind heute tatsächlich in der stark benutzten Werkbücherei in der schönen Literatur einschl. Jugendschriften nicht mehr Bücher genug da, um das Publikum am Ausleihetisch zu befriedigen. Wer wie Rheinstahlwerk nach zehnjährigem Betriebe jährlich einige hundert Bde als vollkommen zerlesen ausscheiden muß und beim Großantiquariat bei 400 Bdn Anfrage vielleicht nur mit 200 Bdn Lieferung zu rechnen hat, wird seine Bestände an bewährter gängiger Literatur im Kriege bei weitem nicht so schnell auffüllen können als mit Neuheiten. Das Wörtchen „vergriffen“ spielt heute eine zu große Rolle und alle ältere Romanliteratur neu gekauft und noch dazu gebunden belastet den Geldbeutel zu sehr. Daher hat man zur Zeit die Ausgabe von Interimsleihkarten, deren zu meiner Zeit der Leser durchschnittlich zwei oder drei besaß, erheblich eingeschränkt. Die auch bei Krupp verwendete Neben- oder Interimsleihkarte gelangt überall da zur Ausgabe, wo die Hauptleihkarte schon oder noch besetzt ist. Früher bekamen eben die meisten Benutzer, die zugleich ihre Angehörigen daheim mit Lesestoff versorgten, nicht nur Bücher soviel sie wollten, sondern auch so oft sie wollten, gleichgültig ob sie noch Bücher zu hause hatten oder nicht. Die Buchung dieser zwischendurch entliehenen Bände vollzog sich auf der von Ladewig in Essen daselbst eingeführten Interimsleihkarte, die auch ich s. Z. von dort übernommen habe. Jugendliche vor allem müssen heute ihre am Termin A mitgenommenen Bücher erst alle zurückgegeben haben, ehe sie neue mit nach hause nehmen dürfen. Bei meinem letzten Besuche wurden z. B. nachmittags zehn solcher Jungen zurückgewiesen, weil sie daheim noch Bücher hatten. Solche Beschränkung macht bei drei Wochen Ausleihefrist für die Statistik viel aus. Daß der Leser an keinem anderen Termine B, der zwischen A und dem Rückgabetermin liegt, etwas ausgehändigt bekommt, wird natürlich gerade bei der Masse jugendlicher Leser einen weniger günstigen

Einfluß auf das Ergebnis der Monatsausleihe haben. Dafür hindert man aber die Schmökerei, die Vielleserei (vergl. Blätter f. Volksbibl. 1911, S. 11), zu der ja auch die weiblichen Kriegsleser mit ihren ewigen Wünschen nach Anny Wothe, Marie Madeleine, H. Courths-Mahler und ähnlichem Schund besonders neigen. Die stärkste Beschränkung der Interimskarten bei Arbeiterlesern,[1]) ihre völlige Abschaffung bei weiblichen und jugendlichen Personen, ist also m E. das geeignetste Mittel, um der gegenwärtigen Büchernot im Betriebe der Werkbücherei wirksam zu steuern. Die Verteilung der geistigen Güter unter möglichst viele ist mehr am Platze als ihre Anhäufung in den Händen Weniger, die sie z. T. ungenutzt liegen lassen und am Ende erst nach mehrfachen Mahnungen zurückgeben. Das an sich harte Mittel — unverzüglicher Abzug der Kosten für angeblich verloren gegangene Bücher vom nächsten Monatslohn — hat sich bei der jetzt glänzenden geldlichen Lage des Fabrikarbeiters ausgezeichnet bewährt: die fehlenden Bücher erscheinen alsbald wieder und können an andere weiter verliehen werden!

Berichte über Bibliotheken einzelner Städte.

Es liegen vor die handschriftlichen Berichte über die Stadtbücherei und Lesehalle Bochum für die Jahre 1915, 1916 und 1917. Alle drei zeigen, daß trotz des Kriegs im ganzen die Entwicklung erfreulicherweise fortgeschritten ist. 1915 wurden 4 31, im folgenden Jahr 4771 und dann 4868 Leihkarten ausgestellt trotz der immer stärkeren Einberufungen. Selbstverständlich sind daran die weiblichen Leser in großem Umfang beteiligt, deren Zahl von 1483 im Jahre 1914 im folgenden Jahre bereits auf 2333 stieg, sich dann auf 2373 erhöhte und 1917 sich auf 3210 hob. Die Gesamtziffer der entliehenen Bände stieg von 118255 im Jahre 1914 auf 141440, sank dann auf 134807 und stieg 1917 auf 136664. Bei der Beurteilung dieser Zahlen ist noch zu berücksichtigen, daß vor einiger Zeit eine Beschränkung in der Benutzung der Schönen Literatur eingeführt wurde, in der Weise, daß nur noch ein Unterhaltungsband wöchentlich erlaubt ist. Der Lesesaal der 1914 noch von 31681 Personen besucht war, wies 1915 30319, dann 33930 und 1917 nur 32334 Besucher auf. Das Berichtjahr 1917 brachte der Bücherei die lang erwünschte Vergrößerung des Lokals, indem ein zweites Stockwerk mit 7 Räumen zur Verfügung gestellt wurde. Infolgedessen nahm der leidige Zustand, daß die Ausleihe im Lesesaal stattfand, ein Ende. Im oberen Stockwerk wurden drei ineinander gehende Räume als Lesezimmer eingerichtet, von denen eines vorwiegend für die Zeitungen dient. Die gleichfalls im Lesesaal befindliche Handbibliothek wurde weiter ausgebaut und umfaßt jetzt 309 Bände. Bei demselben Anlaß wurde der Bestand der ausliegenden Zeitschriften auf 128 gebracht. Die Zeitschriften mit wertvollen Bildbeigaben sind, um Diebstähle und Beschädigungen zu verhindern, nur auf Verlangen bei der Aufsicht erhältlich. Andere Räume des Oberstocks waren als Verwaltungszimmer sehr erwünscht, während der frühere Lesesaal zu ebener Erde zum Büchermagazin umgestaltet wurde. Neu eingestellt wurden im Jahr 1917 2000 Bände, so daß der Bestand von 11474 Bänden Anfang 1915 sich auf 13576 hob.

Der handschriftliche Jahresbericht der Volksbücherei Stolp i. P. für das Verwaltungsjahr 1917 stellt fest, daß dieses vierte Kriegsjahr ohne

1) Will ein solcher Leser, der auf seine Leihkarte am Termin A zwei Romane mitnahm, einige Tage später (B) ein technisches Werk für Studienzwecke entleihen, so ist die Interimskarte durchaus am Platze.

nennenswerte Störungen verlaufen sei, dahingegen hielt der neuerdings hervorgetretene Zudrang in unverminderter Stärke an. Während 1913/14 nur 22006 Bände ausgeliehen wurden, sprang diese Zahl 1915/16 auf 29865, im folgenden Jahr auf 33982 und 1917/18 auf 38281, also abermals um 4299 Bände oder um 12,65 % und während des Weltkriegs um insgesamt 16275 Bände oder um 73,96 %. Als erfreulich mag gebucht werden, daß das Verhältnis der ausgeliehenen Unterhaltungsschriften zur belehrenden Literatur ungefähr das alte blieb, ja daß im Berichtjahr der Anteil der letzteren von 17,06 auf 17,22 % stieg. Noch niemals aber — auch nicht in der Zeit nach der Errichtung — sind so viele Leser neu hinzugekommen. Statt 296 im Vorjahr, traten diesmal 435 neu ein, so daß die Gesamtziffer jetzt etwa 1100 beträgt. Den stärksten Zuwachs haben die Gruppen „Handels- und Gewerbetreibende“ und „erwerbstätige Frauen und Mädchen“ zu verzeichnen, aber auch die der Beamten, Tagesarbeiter und berufslosen Frauen sind beteiligt. Demgegenüber hat sich der Bücherschatz nur um 284 (Vorjahr 351) oder um 6,37 % vermehrt. Es entspricht den auch anderweitig gemachten Erfahrungen, daß leichter und leichtester Lesestoff, zumal aber solcher heiteren Inhalts bevorzugt wurde. Die Nachfrage nach Kriegsbüchern hat gegen die ersten Jahre unverkennbar nachgelassen. Der Zuschuß der Stadt Stolp, der auf 2200 M. vorgesehen war, ermäßigte sich durch die Mehreinnahmen um 300 M. Diese Herabminderung kann man nur bedauern, sie gleicht einem Raubbau, da die Bücher durch die Mehrbenutzung schneller aufgebraucht werden. Ganz im Gegenteil hätte eine einsichtige und voraussehende Stadtverwaltung infolge der außerordentlichen Steigerung der Ausleihe auf eine entsprechende Vermehrung des Bücherbestands bedacht sein müssen!

Schon vor zwei Jahrzehnten wurde von treuen Patrioten der Ostmark für die Errichtung einer größeren Bildungsbibliothek in der alten Grenzstadt des Deutschtums Thorn eifrig geworben, endlich noch kurz vor Beginn des Weltkriegs verwirklichte sich dieser Gedanke, am 12. Februar 1914 trat die Stadtbücherei Thorn ins Leben. Den Grundstock bildeten zunächst die Sammlungen der Ratsbücherei, der Bibliothek des Kopernikusvereins, der Lehrerbibliothek und der Volksbücherei. Trotz der schweren Zeiten hat die neue Bibliothek seither einen erfreulichen Aufschwung genommen, wie sich namentlich aus dem von Anny Frey erstatteten handschriftlichen Jahresbericht für 1917/18 ersehen läßt. Die Stadtbibliothek zerfällt in zwei Abteilungen: die große der wissenschaftlichen und die kleine der Volksbücherei. Stadtbibliothekar war von der Gründung an bis zum 1. Januar 1918 nebenamtlich Oberlehrer Dr. Albrich, seitdem Pfarrer Lic. Freytag. Fräulein Frey, die seit dem 1. März 1917 als Assistentin tätig war, wurde am 1. April darauf die selbständige Leitung der Volksbibliothek übertragen. Die Benutzung beider Abteilungen hat nun im Berichtjahr in erfreulicher Weise zugenommen. Erschwert wird freilich die Benutzung der wissenschaftlichen Abteilung, die 23000 Bände aufweist, durch die mangelhaften und veralteten Kataloge. Galt es hier vornehmlich das bereits vorhandene den Lesern zugänglich zu machen, so mußte die Volksbücherei von Grund aus neu eingerichtet werden. Da war ein zerlesener planlos zusammengetragener Bücherschatz, von dem ein Drittel ausgeschieden werden mußte. Ebenso unzulänglich waren Katalog, Aufstellung und Betrieb. Bei diesen Einrichtungsarbeiten, bei der Auswahl der Bücher usw. hat Frau Dr. Reyelt in Hagen mit ihren Erfahrungen die Leiterin freundlich unterstützt; auch standen 1000 M. als außerordentliche Beihilfe für Neuanschaffungen zur Verfügung. Am Ende des Berichtjahrs belief sich der Bücherbestand auf 2057 Bände, von denen 389 neu erworben waren. In einigen Monaten werden die neuen Kataloge, die zuerst einmal Ordnung in die wüste Büchermasse bringen, fertig gestellt sein. Freilich bleibt dann noch manche Arbeit übrig, die zunächst — wie z. B. die Errichtung einer Jugendabteilung — zurück gestellt werden mußte. Da mit drei Ausnahmen alle Leser der wissenschaftlichen Bibliothek auch in der

Volksbücherei Bücher entliehen, genügt die Angabe, daß die Zahl der Benutzer von 1141 im Vorjahr auf 1272 gestiegen ist. Die Ziffer der in der Volksbibliothek entliehenen Bände belief sich auf 21 808 (im Vorjahr 18 228). Die Gesamtausleihe betrug 24 141 (im Vorjahr 19 174).

Sonstige Mitteilungen.

Am 15. August war der 150. Geburtstag des Jugendschriftstellers Christoph von Schmid (1768—1854) dessen „Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all!" in jedem deutschen Kinderherzen widerhallt. Ebenso haben seine „Ostereier" und manche andere Erzählungen des „Verfassers der Ostereier" ihre siegreiche Kraft über die jugendlichen Herzen bewahrt. Wer unter den Aelteren aber den Verfasser lieb gewinnen und trotz aller Angriffe gegen seine nach modernen Begriffen veraltete Art lieb behalten will, der möge zu den „Erinnerungen aus meinen Leben" greifen, die zeigen, mit wie gütigem, kindlichem Herz und mit wie humaner Gesinnung dieser katholische Priester alle seine Mitmenschen ohne Unterschied des Glaubens umfaßt hat. Daher wäre es nur zu begrüßen, wenn eine Auswahl der schönsten seiner Geschichten nach wie vor in den Kinderlesehallen unsere Kleinsten erfreute oder in der Familie den Müttern zur Hand wäre!

Ueber die „Bibliothekskurse der Zentrale für Volksbücherei 1916—18" unterrichtet ein mit Bildern und Plänen ausgestattetes Büchlein (Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1918. 46 S.), das für 1,50 M. zuzüglich Porto beim Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht zu Berlin erhältlich ist. Für die Erfüllung der Aufgabe der Zentrale war eine umfassende Sammlung des archivalisch-historischen Materials für das öffentliche Bücherwesen erforderlich als Mittel zur vergleichenden Beurteilung aller einschlägigen Fragen der Praxis und der Technik. Vor allem aber machte sich die Zentrale für Volksbücherei die Ausbildung für den Dienst in der öffentlichen Bücherei zur Pflicht. Diese Kurse wurden auf folgende vier Hauptrichtungen eingestellt: 1. Bibliotheksverwaltungslehre und Technik; 2. Bibliographie und Buchwesen; 3. wissenschaftliche und literarische Vorträge; 4. sprachliche Kurse und Uebungen. Zu Ostern 1916 begannen diese Kurse, die dem Lehrplan nach in vier aufeinander folgenden Semestern ein abgerundetes System des bibliothekarischen Wissens auf breiter Grundlage darbieten sollten. Die dem Heft beigegebene Uebersicht einer Systematik veranschaulicht in dankenswerter Weise die Hauptgliederung der Lerngebiete. „Der ganze Unterricht will von vornherein der notwendigen einheitlichen Grundform der Bücherei vorarbeiten und stützt sich zu diesem Ende auf alle vorbereitenden oder bereits erfolgreichen Ansätze. Außerdem sollen die Schüler in die Lage versetzt werden, auf Grund ihrer Kenntnisse nicht nur in der eigentlichen Bücherverwaltung, sondern in allen möglichen Stellungen, wo man bibliothekarisch vorgeschultes Personal benötigt, z. B. in Verlagsgeschäften, Banken, Privatsekretariaten, Privatbüchereien, wissenschaftlichen Spezialbüchereien mit Nutzen Verwendung finden können." In die Kurse werden, wie man weiß, Schüler nur in beschränkter Anzahl aufgenommen, sie erfordern keine Abschlußprüfung.

Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung hat für das größte englische Internierten-Lager Knockaloe auf der Insel Man eine 3618 Bände umfassende Bibliothek zusammengebracht, die einschließlich des gedruckten Verzeichnisses rund 23 000 M. kostete (Hamburg-Großborstel, 1918). Da es sich um Zivilgefangene aller Stände und Berufe handelt, tritt die Schöne Literatur Deutschlands und der fremden Völker verhältnismäßig zurück, sie umfaßt von den 187 Seiten nur S. 1—49 und 49—59. Es folgen

Sprachwissenschaften, (S. 60—68), Erd- und Völkerkunde (S. 61—78), Lebensbeschreibungen usw. (S. 79—91), Geschichte (S. 91—102), Handel, Verkehr usw. (S. 103—107), Kunst (S. 108—121), Literaturgeschichte (S. 122— 27), Mathematik, Naturwissenschaften (S. 128—153), Philosophie und Pädagogik (S. 154—162), Religion (S. 165—170), Staats- und Rechtswissenschaft (S. 170 —173), Technik (S. 173—186). Ein alphabetisches Verfasserverzeichnis beschließt diesen sorgfältig ausgearbeiteten reichhaltigen Katalog, bei dessen Zusammenstellung natürlich auf die englische Zensur großmöglichst Rücksicht genommen werden mußte. — Etwas stiefmütterlich behandelt ist die Landwirtschaft, die mit allen ihren Problemen in Fachkreisen und unter den Gebildeten sich weitgehendsten Interesses erfreut; ebenso möchte man gern die wichtigen Fächer der Staats- und Rechtswissenschaft etwas besser ausgebaut sehen.

Der Jahresbericht der „Gesellschaft für Volksbildung“ (Volksbildung Jahrg. 48 Heft 7) interessiert die Leser der „Blätter“ insoweit er Kriegs- und Volksbüchereien betrifft. Es erhielten 1917 die verschiedenen militärischen Stellen (Generalkommandos, Divisionen, Regimenter, Depots, Lazarette, Gefangenenlager usw.) im Ganzen 238 961 Bände und 36 035 Hefte überreicht. Zu Aufwendungen in diesem Umfang war die Gesellschaft nur in der Lage durch die Unterstützung des Roten Kreuzes, infolge von Zuschüssen aus öffentlichen Mitteln und auf Grund der Ergebnisse besonderer Sammlungen. Von der Gesamtausgabe von rund 205 100 M. wurden nur 75 422 aus eigener Tasche bestritten. Was die Leistungen für Volksbüchereien anbelangt, so konnten die Zahlen der Zeit vor dem Kriege nicht wieder erreicht werden. Während 1913 an 11 219 Büchereien 219 151 Bände abgegeben wurden, sank diese Ziffer 1914 auf 7274 und 189 893; 1915 auf 5912 und 121 123; 1916 auf 6111 und 118 357. Im Berichtjahr 1917 betrug die Zahl der unterstützten Büchereien zwar nur 5455, dagegen hob sich die der Bände auf 127 987. Von diesen Bibliotheken waren 870 Wanderbüchereien, denen 35 678 Bände überwiesen wurden. Die Gründe der Abnahme namentlich auch der Zahl der Büchereien sind schon früher mitgeteilt. Viele kleinen Vereine, die Büchereien unterhielten, mußten ihre Tätigkeit einstellen; in anderen Fällen hörte der Betrieb auf, da die Büchereiverwalter zum Heeresdienst eingezogen waren. Vergleicht man die Gesamtzahl der Zeit vor und nach dem Kriegsausbruch, so erhält man ein anderes Bild: 1911 wurden 194 802, im folgenden Jahr 206 181, dann 219 151, im Jahr 1914 279 917, dann 351 301, dann 522 215 und im Berichtjahr 1917 406 742 Bände abgegeben. Das sind Leistungen, auf die alle Freunde der guten Sache stolz sein können. Wer sich im einzelnen über diesen Teil der Aufgaben der Gesellschaft unterrichten will, findet die nötigen Angaben in der Schrift „Gründet Volksbüchereien!“, die von der Gesellschaft (Berlin, NW 52, Lüneburgerstr. 21) unentgeltlich bezogen werden kann.

Zeitschriftenschau usw.

Unter der Ueberschrift zur sächsischen Prüfungsordnung für Bibliothekswesen veröffentlicht H. Heimbach (Chemnitz) im H. 7/8 des „Zentralblatts für Bibliothekswesen“ von 1918 einige Bemerkungen von allgemeinerem Interesse. Wie die Leser der „Blätter“ sich erinnern (vgl. oben S. 75) hat man es als besonderen Vorzug hinstellen wollen, daß das sächsische Prüfungsamt zwei besondere Abteilungen umfasse, eine Prüfungsordnung für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken und eine für den an volkstümlichen Büchereien. Was nun z. B. die Sprachenkenntnisse anbelangt, so

täuscht man sich nach H., wenn man hierin eine besondere Anforderung für die wissenschaftlichen Bibliotheken geltend macht. Das möge vielleicht auf Städte mit einem von alters her reich entwickelten Bibliothekswesen zutreffen, denen auch die höchst ausgebildeten staatlichen Formen der Büchereien nicht fehlen, „aber in einer typischen Großstadt, rasch aufstrebend mit lebhaftem Wechsel und Wachsen der Bevölkerung, internationalen Beziehungen der weitesten Kreise, wo in den Kontoren fast aller europäischen Sprachen korrespondiert wird . . ., wo in den Riesenbetrieben zwischen Ingenieur und Handarbeiter alle Schattierungen von Fachbildung oft von erstaunlicher Spezialisierung vertreten sind, da müssen auch in der volkstümlichen Bücherei Hunderte französischer, englischer, italienischer und spanischer Bücher zur Vorbereitung oder Fortbildung zur Verfügung stehen . . ." So seien z. B. in der Chemnitzer Bücher- und Lesehalle in den ersten 5 Monaten des Jahres rund 17 000 Bände wissenschaftlicher Bücher verliehen worden, von denen 500 fremdsprachig waren. „Und dies alles, obgleich sich im gleichen Hause und unter gleicher Leitung die wissenschaftliche Stadtbücherei befindet." Was ferner die Zweckmäßigkeit jener Trennung der Prüfungsordnung anbelange, so weist Heimbach mit gutem Grunde darauf hin, daß die Beantwortung der Frage von der Stellungnahme zu der Vorfrage abhänge: „gibt es in Deutschland schon einen festen Büchereitypus, den man vorzugsweise Volksbücherei nennen dürfte, oder haben wir es vielmehr mit einer Typenreihe zu tun, deren einzige gemeinsame Merkmale die leichte Zugänglichkeit, die reiche Darbietung von Unterhaltungslektüre sind, die aber sonst in unbegrenzter Anpassungsfähigkeit an das durch andere Büchereien nicht befriedigte Büchereibedürfnis die verschiedensten Formen mit den verschiedensten Leistungsrichtungen und Leistungsgraden annehmen?" Auch hier wird man H. zustimmen müssen, wenn er das Vorhandensein eines solchen Typus bestreitet. Jede große Stadt wird ihren besonderen Verhältnissen und Einrichtungen entsprechend ihre Bibliothekspolitik treiben müssen, überall wird es Uebergänge geben, falls die schon an sich nur spärlich fließenden Mittel wirklich ausgebeutet werden sollen. „Welche außerordentlichen Unterschiede folgen aber aus diesen Verschiedenheiten in bezug auf die Anforderungen an das Personal? Hier möglicherweise eine einzige Kraft, völlig selbständig, aber Leiter, Expedient und Diener in einer Person vereinigend, dort eine Nummer in einer großen Zahl gleichartig und vielleicht sehr einseitig Beschäftigter. Wo bleibt da die Möglichkeit, einen einheitlichen Beamtentypus zu finden und dessen Maße einer Ausbildungs- und Prüfungsordnung zu Grunde zu legen?" Unter diesen Umständen schlägt H. als gangbaren Weg vor „den Vorbereitungskursus für die mittleren Bibliotheksbeamten in eine Unterstufe und eine Oberstufe zu zerlegen, wobei die Unterstufe neben den allgemeinsten Grundlagen der Bibliothekswissenschaft alles enthalten müßte, was den beiden Büchergattungen gemeinsam ist. Anwärter für den Dienst in Volksbüchereiee würden diese Unterstufe erledigen und durch weitere praktische Tätigkeit in geeigneten Büchereien ihre Bildung abschließen". Auch gegen diese Lösung werden sich Bedenken geltend machen lassen. Jedenfalls aber wäre es erwünscht, alle diese Fragen gründlich und von allen Seiten her zu beleuchten.

Unter der Ueberschrift „etwas bestimmtere Formen im **Kampf gegen die Schundliteratur**" veröffentlicht Ph. Weber (Darmstadt) im „Tag" vom 17. Oktober beachtenswerte Betrachtungen, die vor allem von den Zuständen ausgehen, die der Weltkrieg herbeigeführt hat. Mit Recht macht der Verf. geltend, daß während so vieler Schund nach wie vor sich mit marktschreierischer Reklame breitmache, zahlreiche gediegene Bücher nicht mehr erhältlich sind, wegen allzuknapper Papierzuteilung. Diese Beobachtung ist durchaus zutreffend und leider hat auch der folgende Stoßseufzer seine Berechtigung: „Dabei sieht man, wie das Bächlein, welches aus dem Sumpf der Schundliteratur herausplätschert, ruhig weiter in die Lande hineinfließt und allmählich zu einem Strom anzuschwillen beginnt . . . Verschließen wir nicht

die Augen dagegen, daß sich die Schundliteratur wieder mehr und mehr breit macht und sich zu einer sittlichen und sozialen Gefahr auszuwachsen droht." Unter diesen Umständen möchte der Verf. auf die früher von Paul Förster erhobene Forderung eines Sondergerichtshofes gegen Schmutz und Schund in Wort und Bild zurückkommen: „Heute, wo man vielfach glaubt, ohne Zensur nicht fertig werden zu können, wäre dieser zu Nutz und Frommen der Unmündigen und derer, die nicht zu unterscheiden vermögen, von nicht zu unterschätzendem Wert." Namentlich bei der Papierzuteilung müßte unbedingt nach höheren Prinzipien verfahren werden, „um dem Guten den Weg zu bahnen und dem Schlechten, durch Ausschaltung bei der Papierzumessung, den Lebensfaden abzuschneiden".

In einem Artikel über Literatur und Lektüre von R. Ed. Stricker finden sich schöne Worte über die Wechselbeziehungen zwischen Autor und Verleger und zwischen Buchhändler und Leser, aus denen wenigstens ein Stück hier mitgeteilt werden mag. Geistvolle, herrliche Bücher glichen oftmals entlegenen Inseln im weiten Ozean, die nur selten betreten würden. Immerhin gibt es Leser, die solche heimlich-trauten Bücher um ihrer Einsamkeit willen lieben. Dann spannt sich vom Leser zum Buch, vom Buch zum Autor unmerklich Faden um Faden. Denn solch Leser steht in ganz anderer innerlicher Beziehung zu seinem Verfasser, als ein Konsument der „Leihbibliothek beliebter Romanschriftsteller", er ist gewissermaßen stiller Teilhaber seiner Ideen und seiner Weltanschauung geworden, sein dankbarer Freund und Jünger und eifriger Verfechter seines dichterischen Glaubensbekenntnisses. Seine Persönlichkeit ist ihm nicht Schall und Rauch, sondern er sucht sie und sein Leben sich im Rahmen seiner Werke menschlich nahe zu bringen und zu erklären — ganz im Gegensatz zu vielen Lesern der Gegenseite, die sich oft genug nicht einmal den Namen des Autors merken, ja kaum noch den Titel des „schönen Buchs" behalten werden. Das sind Leser wie sie die Bildungsbibliotheken sich wünschen und die heranzubilden ihnen am Herzen liegt. „Wichtig ist es, so heißt es weiter, daß die Werke dieses Autors immer im gleichen Verlage erscheinen, denn nur so kann die Wirkung auf den Leser durch umfassende Propaganda zu einem äußeren Erfolg ausgewertet werden."

Börsenblatt f. d. deutschen Buchhandel 1918 Nr. 206.

In der „Wilnaer Zeitung" (Nr. 196 vom 20. Juli 1918) veröffentlicht der Mitarbeiter der „Blätter", Herr Bibliothekar Dr. W. Pieth z. Z. im Felde, einen beachtenswerten Aufsatz über die deutsche Bildungsbücherei, in dem er in Kürze eine Geschichte der modernen Volksbibliotheksbewegung darbietet. Ueber seine Auffassung gibt das folgende Mittelstück des Aufsatzes Auskunft, das hier mitgeteilt werden möge. „Als die für die Bewegung grundlegenden Probleme sind von vornherein anzusehen: einmal die Universalität und die Freiheit der Benutzung der öffentlichen Bücherei, die keine Schicht der Bürgerschaft ausschließen soll oder darf, sei es nun, daß sie als moderne Einheitsbibliothek in der vortrefflichen Lage ist, alle Bibliothekspflichten erfüllt zu haben, sei es, daß sie, wo ältere, rein wissenschaftliche Gründungen bereits bestanden, neben diesen Studienbibliotheken für rein wissenschaftliche Forschung als Bildungsbücherei ihre hohe Mission erfüllt: wer der Bücherei sich strebend und bildungsuchend naht, den muß sie willkommen heißen ohne Ansehen des Standes oder der Person, der höheren oder geringeren Bildung. Die moderne Bücherei darf weder in den Fehler der alten Volksbibliothek noch in den umgekehrten der Leipziger „neuen Richtung", welche prinzipiell alle, die ihren übertriebenen Bibliotheks-Bildungsdogmen nicht von vornherein Genüge leisten, ausscheidet, verfallen, sie muß sich vor allem auch von der schlimmen Bevormundungspolitik der Reaktion, die wir in der „neuen Richtung" wieder erwacht sehen, frei halten. Nur da, wo auch der letzte Schein einer unerträglichen Bevormundungspolitik schwindet,

faßt das Publikum zu der Bücherei das Vertrauen, das eben mit die notwendigste Grundlage für deren Wirksamkeit sein muß. Ausleihschalter der Bücherei und Katheder sind eben zweierlei; das schließt nicht aus, daß es erwünscht ist, daß eine moderne Bücherei in eigenem Vortragssaal, in einführenden zwanglosen Vorträgen das Verständnis für gute Literatur, für Kunst- und Lebensanschauungsprobleme zu fördern strebt. Für die Bücherhalle ist die induktive Methode die durchaus gemäße, Selbstsuchen, Selbstfinden unter beständiger entgegenkommendster, aber nie aufgedrängter fachmännischer Hilfe der Bücherei: das sei ihr Benutzungsprinzip für ihre Leser. Die bestmöglichen technischen Hilfen sind ihr selbstverständlich dabei erwünscht. Diese Methode ist schon in der Jugendschriftenfrage anzuwenden. Das unglückliche Stormsche Wort: „Wenn du für die Jugend schreibst, so darfst du nicht für die Jugend schreiben", das die Hamburger um Wolgast auf ihre Fahne schrieben, ist ad absurdum geführt durch Ackerknechts Untersuchungen. Die Kindesseele ist und muß stets der Ausgangspunkt in dieser Frage bleiben. Die Jugendbücherei ist ein Hauptfaktor in der literarischen und kulturellen Höherentwicklung geworden, die von der Bücherei vermittelt wird. Dem Gemüte gebe sie in erster Linie Nahrung. Die Schule hat ihr die Wege zu ebnen: die Jugendbücherei-Verzeichnisse sollten an keiner Schule fehlen."

Neue Eingänge bei der Schriftleitung.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingehender, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen.

Albrecht, Elisabeth, Dat Fomilientauschendauk u. andere mecklenburgische Geschichten. Mit Titelzeichn. von F. Greve. Schwerin, F. Bahn, 1916. (206 S.) 2 M., geb. 3 M.

Das hier etwas spät angezeigte Buch verdient vor allem in niederdeutschen Büchereien einen Platz. Es ist in einem anheimelnden guten Plattdeutsch geschrieben. Die kleinen humorvollen Geschichten würden jedem guten Volksbuch zur Zierde gereichen. G. K.

Blanckenburg, C. von, geb. von Bülow, Ganz einfach Luise. Novelle. 7. A. (Kriegs-Ausgabe). Schwerin i. M., Fr. Bahn, 1918. (95 S.) 1,60 M.

Luise, die junge Frau eines adligen Gutsherrn, ist nahe daran, ihrem Manne, den sie liebt und achtet, untreu zu werden, als der im Hause aus- und eingehende geistvollere und stattliche Major ihr seine Liebe erklärt. Aber die Tugend oder die Frömmigkeit Luisens siegt über die Liebe, und alle Beteiligten finden sich wieder zurück zu Ruhe und Glück. Die schlichte Erzählungsart hat viel Anheimelndes. Aber viel Aufhebens ist von der kleinen Dichtung nicht zu machen. G. K.

Britting, Walter, Der helle Heimattraum. Gedichte aus dem Kriege. Braunschweig, E. Appelhans & Co., 1918. (60 S.) Kart. 1,80 M.

In vier Abteilungen bietet W. Britting uns seine kleine Sammlung formvollendeter Gedichte aus dem Kriege dar: Der helle Heimattraum; Nun, Kamerad, nun gilts!; Abendfrieden; Zeitgedichte. Bald sieht der Verf. im Traum die ferne helle Heimat, bald sind wir im Feldlazarett, bald im Schützengraben oder Unterstand. Stimmungsvoll mutet vor allem das nur wenige Zeilen umfassende „Abendläuten in Flandern" an, das Guido Gezelle nachgedichtet ist. Die Zeitgedichte finden einen wirkungsvollen Abschluß in dem am 20. Juli 1917 an der Westfront entstandenem Trutzgesang „Bis zuletzt". — Die geschmackvolle Einbandzeichnung sei besonders erwähnt.

Faßbinder, N., Am Wege des Kindes. Aufl. 2 u. 3. Freiburg i. Br., Herder, 1918. (396 S.) Geb. 4,80 M.

Dies Buch enthält in Form einer Erzählung — Lebensgeschichte einer Familie — viele pädagogische Ratschläge. Künstlerisch hat es nichts zu be-

deuten. Es ist reine Tendenzerzählung, die Tendenz nicht in Anschauung gelöst. Was der Verfasser in seinem Abschnitt Jugendlektüre gegen die patriotische Tendenzerzählung sagt, gilt von jeder Tendenz; wenn ihre innere Unwahrheit (hier als Weltspiegel) erkannt wird, kann sie nur schädlich wirken. H. R.

Flex, Walter, Der Kanzler Klaus von Bismarck. Eine Erzählung. 4.—6. Taus. Stuttgart, Verl. d. Evang. Gesellsch., 1918. (196 S.) Geb. 4 M.

Ein weiter Weg ist es von dieser früheren Arbeit des Frühvollendeten bis zu den reifen Leistungen, die kurz vor Kriegsausbruch oder noch während des Weltkriegs entstanden! Der Held der vorliegenden Erzählung ist der gewaltige Vorfahre des großen Kanzlers, dem der Boden in Stendal zu heiß wurde, als die Innungen die Vorrechte der vornehmen Gewandschneidergilde gewalttätig beseitigten. Es ist bekannt, daß Klaus von Bismarck damals eine der Landesfestungen erwarb, so daß er nicht ein gewöhnlicher Zaunjunker wurde, sondern in die Reihe der schloßgesessenen Geschlechter eintrat. Er war es dann, der in dem Dienst der Markgrafen emporkam und in einer traurigen Periode brandenburgischer Geschichte — unter den Wittelsbachern — eine bedeutende und ehrenvolle Rolle spielte. Das Buch, in dem poetische Freiheit und historische Tatsachen sich mit einander verschlingen, bildet einen Band der schönen Sammlung „Aus klaren Quellen“, die namentlich für „deutsche Mädchen und Frauen“ bestimmt ist. Auch der heranwachsenden männlichen Jugend, für die Will. Alexis noch zu spröde ist, mag diese Erzählung in die Hand gegeben werden. L.

Hedin, Sven, Jerusalem. Leipzig; F. A. Brockhaus, 1918. (158 S.) 1,50 M.

Das vorliegende Büchlein ist ein Auszug aus dem gleichnamigen des Verfassers, das demnächst erscheinen wird. Es gewährt einen eignen Reiz mit den Augen des großen Forschers und Reisenden die Stätten der Heiligen Schrift zu betrachten. Wie gewöhnlich bei diesem Schweden verbinden sich mit den geographischen poetische Betrachtungen, und so fragt er: was wird aus Jerusalem? was ist das Kriegsziel Englands im Orient? Ohne Frage ist Palästina der Westpfeiler der Brücke, die der englische Militarismus von Aegypten über Land nach Indien zu schlagen gedenkt. Noch kurz bevor die Engländer in Jerusalem einrückten, bereiste Sven Hedin Palästina, dessen landschaftlichen Eigentümlichkeiten, dessen Bewohner und Bauwerke er mit bekannter Kunst dem Leser veranschaulicht. L.

Lenk, Marg., Aus meiner Kindheit. Jugenderinnerungen. Zwickau, J. Hermann, o. J. (139 S.) Geb. 2,50 M.

Dies., Fünfzehn Jahre in Amerika. Ebenda. (155 S.) Geb. 2,50 M.

Diese beiden autobiographischen Bücher der jüngst verstorbenen erfolgreichen Jugendschriftstellerin werden auch Erwachsene interessieren. Frau Pfarrer Lenk wurde als Tochter des Oberlehrers Klee in Leipzig geboren und übersiedelte dann mit den Eltern nach Dresden, wohin der Vater als Rektor der Kreuzschule berufen ward, aus der unter seiner bewährten Leitung so viele treffliche Gelehrte hervorgingen. Allerlei berühmte Personen verkehrten in dem gastfreien, schlichten Hause. Ueber Gustav Freytag und dessen Verleger, den alten Hirzel, den Pathen der Verfasserin, enthält das zuerst genannte liebenswürdige Büchlein manche Nachrichten und ebenso erfährt man allerlei über das Schul- und Kunstleben Dresdens aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. — Inzwischen hat sich die Verfasserin verheiratet und die Fortsetzung führt uns in die bescheidene aber behagliche Wohnung des jungen Ehepaars, das im Begriff ist über Leipzig und Hamburg die große Reise nach St. Louis anzutreten, wo sich dem Manne sehr bald eine ihm zusagende seelsorgerische Wirksamkeit eröffnet. Allmählich kommen auch die Mittel zum Umbau des baufälligen alten Pfarrhauses zusammen und desgleichen ergeben sich angenehme kollegialische und Familienbeziehungen zu anderen Pastoren deutscher Abkunft. Auf mancherlei Ferienausflügen lernen wir einen guten Teil Amerikas kennen und begleiten das Ehepaar auf zwei Fahrten in die alte deutsche Heimat. Von dort ergeht darauf von einer Ge-

meinde des engeren Vaterlands ein Ruf an den Pfarrer, der alsdann noch viele Jahre im alten lieben Sachsenlande seines Seelsorgeramts waltet. In der Zeiten Laufe entdeckt die Verfasserin späterhin das beste Mittel gegen die trüben Stunden des Alleinseins, wenn der Mann seinem Beruf nachgeht: „So entstanden," so schließt das Buch, „meine schlichten Jugendschriften, die eine weit freundlichere Aufnahme gefunden haben, als ich zu erwarten wagte". L.

Mohr, Heinr., Die Seele im Herrgottswinkel. 10.—12. Aufl. Freiburg, Herdersche Verlagsb., 1918. (263 S.) 2,50 M., kart. 3,20 M.

Ders., Das Dorf in der Himmelssonne. 12.—14. Aufl. Ebenda. (243 S.) 2,50 M., kart. 3,20 M.

Diese beiden gemütvollen „Sonntagsbüchlein für schlichte Leute", wie der Untertitel lautet, denken an den Sonntagnachmittag auf dem Lande, wann die Kinder fort sind, keine Arbeit ruft und der Woche Mühe und Leid hinter Einem liegt. „Das ist die Zeit, wo die Seele sich selber angehören kann für ein einsames Stündchen." Dann möge der Leser, den der Verfasser sich als „Kind des Volks" vorstellt, zu diesem Buch greifen, denn „über den niederen Häusern des Dorfes habe ich die Himmelssonne des Evangeliums aufgehen lassen, und in ihr aufhellendes, tröstliches und verklärendes Licht habe ich das Alltagsleben des Volks hingestellt". Wie man weiß, hat der Verf. als Volksschriftsteller sich einen angesehenen Namen erworben, beschauliche Leser — namentlich katholischer Konfession — werden an diesen Betrachtungen, die von reifer Lebenserfahrung und reicher Menschenkenntnis zeugen, großen Gefallen finden.

Ranke, L. v., Ausgewählte Schriften. Herausg. v. Friedr. Rauhorst. Berlin, Askan. Verlag, 1918. (461 S.) Geb. 12 M.

Seitdem die Werke des Altmeisters deutscher Historie frei geworden sind, beginnen sie in immer weitere Kreise zu dringen. Die vorliegende Auswahl bietet eine für kleinere und mittlere Bildungsbibliotheken ausreichende Sammlung von Stücken aus seinen Geschichtsdarstellungen in chronologischer Folge dar. Der „Weltgeschichte" sind Fragmente zur älteren jüdischen, christlichen und mohamedanischen Religionsgeschichte entnommen; daran reihen sich Kapitel aus den Päpsten, aus der deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation und aus den Zwölf Büchern preußischer Geschichte. Die französische, englische und serbisch-türkische Geschichte sind gleichfalls mit einigen Kapiteln vertreten, den Beschluß machen „die großen Mächte" und die kaum minder berühmten Abhandlungen „Zur Geschichte der italienischen Kunst".

Schmidlin, Die christliche Weltmission im Weltkrieg. Aufl. 2 mit einem Anhang über Missionsfeiern herausg. v. A. Freitag. M. Gladbach, Volksvereins-Verl., 1918. (152 S.) 4,50 M.

Die erste Auflage der vorliegenden Schrift erschien im Jahre nach Ausbruch des Weltkriegs; die damals erst begonnene Zerstörung der Missionen hat inzwischen immer größeren Umfang angenommen und sich, wie man jetzt erfährt, fast allenthalben bis zu den Trümmern und Ruinen, bis zur Stillegung und Verwaisung und bis zur bittersten Not in den meisten Missionsgebieten ausgewirkt. Demgegenüber will das Buch in der Heimat ein mächtiges Aufblühen des Missionsinteresses feststellen, das auf eine große neue Missionsära hindeute. Jedenfalls hat es der Verfasser nicht an Mühe fehlen lassen, aus hunderterlei Quellen in den verschiedensten Ländern und Sprachen sein Material für die Darstellung zusammenzutragen, die sich übrigens flüssig liest und viele interessante Ausblicke eröffnet.

Schulz-Labischin, Gotth., Die Gräber draußen sie täten sich auf .. Ein Großdeutschland-Erleben: Leipzig, R. Wunderlich. (44 S.) 0,50 M.

Der ostdeutsche Dichter hat uns mit diesem großzügigen Gedichte voll edelster Wortschönheit eine Symphonie geschenkt, deren Hauptthema der Untertitel bereits klar zeichnet. Aus dem Doppelmotiv „Er starb ein Ge-

treuer — ein Getreuer fürs Vaterland", das in dem herben Seelenkampfe der Witwe und gebeugten trauernden Mutter erklingt und in den Variationen aufs meisterhafteste bearbeitet ist, ringt sich zum Schlusse jubelnd das strahlende Motiv hervor: „Mich drängt und reißt zu lichteren Höhen großdeutscher Geist!" Dr. Pieth.

Bücherschau und Besprechungen.

A. Bibliographisches, Populärwissenschaft etc.

Eltzbacher, Paul, Ein Ratgeber für kriegsbeschädigte Offiziere und andere Kriegsbeschädigte, sowie für Schüler höherer Lehranstalten. 2. Aufl. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1917. (346 S.) 4 M.

Wir Aerzte, besonders die Hausärzte alten Stils, sind in Berufsfragen die natürlichen Ratgeber der Einzelfamilie und der Oeffentlichkeit; in unseren Sprechstunden berichten die Vertreter der verschiedensten Berufe von deren Licht- und Schattenseiten. Eltern befragen den Arzt über die körperlichen und seelischen Gefahren, über geldliche und gesellschaftliche Aussichten der von der Jugend zu erwählenden Lebensstellungen. Auch die Aufgaben und Erfahrungen der Kranken- und Unfallversicherungsärzte nach öffentlicher und volkshygienischer Richtung und Bedeutung kommen in Betracht. Der sozialhygienisch interessierte Arzt hat also in der Frage der Berufswahl von kriegsbeschädigten Offizieren seine Friedenserfahrungen auf die Kriegsfürsorge einzustellen. In obigem Werk erhalten aber nicht nur wir Aerzte eingehende Anleitungen, sondern auch die Kriegsversehrten selbst und ihre Angehörigen; jeder einzelne Vortrag enthält vor allem praktische Hinweise; wir empfehlen diesen Ratgeber aufs angelegentlichste! B. Laquer.

Gaudig, Hugo, Deutsches Volk — Deutsche Schule! Wege zur nationalen Einheit. Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. (196 S.) Geb. 4,20 M.

Itschner, Hermann, Lehrerbildung und Volkstum. Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. (164 S.) Geb. 3,40 M.

Beide Bücher bewegen sich in gleichem Geleise; nur ist das G.'sche Werk mit allgemeinen eigendeutschen Idealismus predigenden Ausführungen stärker durchsetzt als das I.sche, welches Fachliches lebhafter behandelt; unsere Jugend, jene Hunderttausende, welche von der Schule hinweg mit kurzer Ausbildung an den Feind kommen, haben körperlich und sittlich so Heldenhaftes geleistet; ebenso jene Tausende von Lehrern, welche als Führer voranleuchteten; der Rückschluß liegt nahe. Immerhin gibt der Weltkrieg, der alle unsere Einrichtungen verinnerlichen und auf eigendeutsche Grundlagen stellen soll, auch der Schule und ihren Leitern neue Kraftquellen: sie auszugestalten, sind obige Bücher geschrieben. B. L.

Gerste, M., Die Schwaben an der Ancre. Aus den Kämpfen der 26. Reserve-Division, mit 5 Karten. Heilbronn, Salzer, 1918. (167 S.) 1,50 M.

Unter den zahllosen Kriegserinnerungen und Schilderungen von Kämpfen in allen „vier Winden" nimmt obengenanntes frisch und anmutend geschriebene Büchlein nicht den letzten Platz ein. Es berichtet von Schwaben und Schwabenstreichen unter General von Soden und dem Brigadekommandanten Anwärter; besonders tritt das 119. Reserve-Regiment in den Vordergrund. Zuerst standen sie den zähen französischen Alpentruppen in den Vogesen bei St. Dié gegenüber und trotzten ihnen Kuppe um Kuppe ab. Dann aber ging es im September 1914 in starken Tagesmärschen gen Norden, darauf in langen Truppenzügen durch Belgien nach Cambrai. Den Glanzpunkt bildet die

Schilderung des Anteils der Schwaben an der gewaltigen Sommeschlacht, der Verteidigung von Oviller und Thiepval besonders gegen die Engländer. Die Erinnerungen schließen zusammenfassend: „Ungeheures hatten die tapferen, sich mit beispiellosem Heldenmut schlagenden Truppen geleistet. Unsagbares erduldet und niemals wird es Worte so wild, furchtbar und grauenhaft geben, die nur einen schwachen Abglanz von dem widerspiegeln können, was sie in jenen Tagen ertragen haben. Oviller, Thiepval und Beaumont werden für immer als Glanzpunkte in der schwäbischen Kriegsgeschichte stehen."

Noack-Darmstadt.

Hedin, Sven, Bagdad, Babylon, Ninive. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1918. (410 S.) Geb. 12 M.

Auch diesmal ist der schon früher angezeigten vorläufigen Ausgabe dieses Buches des großen schwedischen Gelehrten die endgültige auf dem Fuße gefolgt, die mit reichem Anschauungsmaterial versehen ist. Am 1. März 1916 geht die Reise von Konstantinopel ab zunächst in Begleitung des neuernannten Militärattachés der deutschen Gesandtschaft in Persien. Ueber Aleppo führt die Bahn nach Ras el-Ain, wo der Reisende sich befreit fühlt, da er die mächtig wogende Wasserstraße vor sich sieht, die ihn nach der Stadt des Kalifen bringen soll. Auf der Werft ist alles in lebhafter Tätigkeit, kräftige deutsche Matrosenfäuste schwingen die Aexte, Türken und Araber sägen und hämmern, so daß ein Boot nach dem andern fertig gestellt wird. „Jedes erhält einen Namen nach irgend einem berühmten Ereignis des Weltkriegs. Auf einer Flottille solcher Boote oder Fähren verstaute gerade eine Fliegerabteilung ihre Tauben und Doppeldecker. Auf andere Fähren schob eine bayrische Batterie ihre 15-cm-Haubitzen und Munitionswagen." Bald langt denn Hedin glücklich in Bagdad an. Dort und in Kut-el-Amara lernen wir das kriegerische Leben und Treiben kennen; wir sind Zeuge der Verteidigungsmaßregeln, aber wir erfahren auch von den englischen Plänen und Angriffsversuchen. Im Mai wird die Fahrt nach Babylon fortgesetzt, dessen Ruinen und Ausgrabungen anschaulich geschildert werden. Mit einer kurzen Uebersicht über die Geschichte Assyriens und Babyloniens schließt diese interessante Fahrt durch Mesopotamien. „Reiche sind dort erwachsen, emporgeblüht und wieder zerfallen; neue treten an die Stelle der alten, und heute ist das Antlitz der Weltgeschichte abermals dem Lande zugewendet, wo ihre Wiege stand". L.

Hermann, G. A., Neues Rätselbuch für Denker und Freunde geistiger Kunst. Köln, Hoursch & Bechstedt, 1918. (128 S.) Pappbd. 2,85 M.

Die Sammlung bietet eine geschichtliche Darstellung der Rätselkunst und außer den einleitenden Erläuterungen der Rätselarten meist vom Verfasser ersonnene 101 Steigerungs-Rätsel, 115 Umstell-Rätsel (Anagramme), 55 Rücklauf-Rätsel (Palindrome) und 54 Wort-, Scherz- und Zahlen-Rätsel nebst den dazu gehörigen Lösungen im Anhang. Einige der Rätsel beziehen sich auf den Weltkrieg. Gebildete, die auch über Sprachkenntnisse verfügen, können sich daraus Kurzweil verschaffen. Bb.

Lamprecht, Karl, Kindheitserinnerungen. Gotha, F. A. Perthes, 1918. (97 S.) 2 M.

Welche Bedeutung das deutsche Pfarrhaus als Herkunfts- und Erziehungsstatt großer deutscher Persönlichkeiten seit Jahrhunderten besitzt, bedarf in diesen Blättern keiner besonderen Erwähnung. Daran mahnen uns auch die „Kindheitserinnerungen" des vielbefeindeten und vielgeschätzten Geschichtsschreibers, welcher den Neu- und Wiederaufbau Deutschlands nicht erleben durfte. — Verfasser hat L. im Leben mehrfach gesprochen; „eine Atmosphäre von Geist umgab ihn", das Wort das Overbeck v. Fr. Nietzsche gesprochen, darf man füglich auch auf Lamprecht anwenden! Und auch jene „Reizsamkeit", welche L. als durchgehende Stimmung der 2. Hälfte des XIX. Jahrh. bezeichnet, war in ihm selbst offenbar und lebendig; aus ihr

heraus mit feinster seelenforscherlicher Spürung und zugleich mit herzlicher Pietät und verecundia gegen das Elternhaus und dessen Freunde schrieb L. diese Kindheitserinnerungen nieder. Und nur eine große Trauer beschleicht uns zum Schluß, daß es L. nicht vergönnt gewesen, Schulpforta zu beschreiben. B. Laquer.

Wilms, H., Aus mittelalterlichen Frauenklöstern. Freiburg i. Br., Herder, 1918. (284 S.) Geb. 4,80 M.

Die Absicht des Buches tritt nicht deutlich hervor. Belehrung über diesen interessanten Abschnitt aus der Geschichte des Frauenlebens scheint nicht erstes Ziel gewesen zu sein, da der Verfasser dann hätte kritischer verfahren müssen. Zu bloßer Erbauung hätte es nicht des wissenschaftlichen Apparates bedurft. Nach einer trockenen Einleitung über die Entwicklung des Ordenslebens, die beinahe nur Aufzählung ist, bei der wir aber gar keine Verdeutlichung menschlicher Notwendigkeit dieser Lebensform und ihrer Wandlungen spüren, gibt Wilms an Hand von Chroniken, hauptsächlich aus Dominikanerinnenklöstern, einzelne Züge aus dem Leben mittelalterlicher Klosterfrauen. Gruppiert ist alles um die Hauptstätten und Beschäftigungen klösterlichen Lebens. Die einfache, natürliche Menschlichkeit und Liebenswürdigkeit mancher Klosterfrauen spricht uns heute noch an. Weniger ist dem Verfasser gelungen, die starke Gottessehnsucht dieser Epoche deutschen Geisteslebens näher zu bringen. Hauptaufgabe aber hätte sein müssen, den besonderen Weg, auf dem diese Frauen Gott suchten und fanden, dem modernen Menschen, der in einer andern Lage des Erlebens befangen ist, verständlich zu machen. H. R.

B. Schöne Literatur.

Aegidius, Die Siegesgöttin. Roman. Leipzig, Rabbinowitz, 1917. (376 S.) 5 M.

Der Verfasser behandelt in dem Roman das Flachsmann-Motiv. Jedoch ist hier der Träger des idealistischen Gedankens der Leiter der Schule, der in seinem Streben von einflußreichen Lehrern der Anstalt, die ihm das Amt neiden, auf Schritt und Tritt gehemmt wird, und von einer pedantischen übelwollenden Verwaltung zu Fall gebracht werden soll. Eine wertvolle Ausgrabung des Sockels der Nike, der Siegesgöttin, die dem Roman den Titel gibt, rettet den Idealisten aus dem hämischen Treiben dieser Umgebung in das reine Reich der Kunstforschung. Eine Lösung des pädagogischen Problems, das doch im Mittelpunkt des Ganzen steht, wird also nicht gegeben. Sarkastische Milieuschilderungen behandeln gesellschaftliche Probleme des Oberlehrerstandes, die neben dem rein pädagogischen dem Ganzen die Tendenz geben und böse Schäden aufzudecken suchen, die manche tüchtige Kraft dem schönen Berufe ferngehalten haben dürften. Pieth.

Bührer, Jakob, Aus Konrad Sulzers Tagebuch. Bern, A. Francke, 1917. (185 S.) Geb. 5 M.

Das Tagebuch des jungen Schweizers, der sich mühselig aus dürftigen Verhältnissen emporarbeitet, setzt im November 1894 ein und endet ohne Sang und Klang mit Ausbruch des Weltkriegs. Es zeichnet sich aus durch wahrhaftige Schilderung des Lebens; zunächst lernt man das Treiben der Fabrikarbeiter in der Schweiz kennen, dann folgen wir dem Verf., der allmählich Theaterezensent wird und journalistische Studien betreibt, nach Berlin. Zum Schluß kommt Konrad Sulzer als politischer Redakteur an einem kleinen Blatt seiner Heimat unter, wird wider Willen in den politischen Kampf gezogen und heiratet gegen Rat und Wunsch seiner braven Mutter ein Mädchen niederen Standes, das für seinen Beruf seiner ganzen Veranlagung nach kein Verständnis besitzen kann. Es liegt auf der Hand, daß diese ungeschminkten Schilderungen, die ein leibhaftiges Stück Zeitgeschichte darbieten, auch für

deutsche Leser nicht ohne Interesse sind, namentlich für solche, die einen Einblick in die Wirkungen der Armut auf die Entwicklung eines jungen Menschen gewinnen wollen. E. L.

Diers, Marie, Die Patienten des Doktor Ungemach. Ein Kleinstadt-Roman. Dresden, Max Seyfart, 1917. (188 S.) 3,50 M.

Der langen Reihe ihrer anerkannten Romane hat Marie Diers in den „Patienten des Doktor Ungemach“ ein neues Werkchen hinzugefügt, das gleich weit entfernt von modern-realistischem Streben wie der Verfolgung tief-psychologischer Ziele, unbefangen fröhlich, kleinstädtisch behaglich, leise auch an des Lebens Schattenseiten rührend, dem Leser eine angenehme leichte aber nicht oberflächliche Unterhaltung bietet. Mit all seinen Junggesellenschrullen, Grobheiten und verschämten Guttaten ist dieser Allerweltshelfer Christian Ungemach so wetterfest und echt auf die Füße gestellt, daß man seine Sorgen, kleinen Ränke und Freuden förmlich miterlebt und sich willig auf einige frohe Stunden in eine Welt entführen läßt, in der sich schließlich alles immer zum guten Ende wendet. E. Kr.

Ginzkey, Franz Karl, Der von der Vogelweide. 8. u. 9. Tausend. Leipzig, L. Staackmann, 1913. (387 S.) 5 M.

Etwas verspätet mag hier auf diesen wertvollen Roman hingewiesen werden, der dem Leser eine lebhafte Vorstellung gibt von dem Leben und der Kunst des gottbegnadeten Sängers, dessen Name immer unvergessen bleiben sollte. Am Eingang der Erzählung kehrt Herr Walter von der Vogelweide enttäuscht und voller Resignation in seine Tiroler Heimat zurück, findet dort huldigende Aufnahme und in der Tochter eines hohen Ritters, deren Mutter der Gegenstand seiner ersten Huldigungen gewesen war, verständnisvolle Liebe. Indessen wird er von dem Vater als mittelloser fahrender Mann schnöde abgewiesen. Dann reitet er an den Hof des jungen Staufers, Friedrichs II., der eben über die Alpenpässe gezogen ist, um das Erbe seiner Väter zu gewinnen. Zwar empfängt er von ihm das so lang ersehnte Lehen, bald aber muß er sich überzeugen, daß das Herz des ehrgeizigen Jünglings nicht für Deutschland schlägt und von ihm nicht die Erneuerung der alten Kaiserherrlichkeit zu erwarten ist. Noch einmal sucht der alternde Sänger Tirol und den Bruder der Geliebten auf, den er ehedem in der Sangeskunst unterrichtet hat und der jetzt als Burggraf waltet, um mit ihm am Grab der früh abgeschiedenen Schwester zu weilen, dann kehrt er auf sein Lehen bei Würzburg zurück, da er auf eigener Scholle sterben möchte. Die sinnvollen Strophen aus den Liedern Walters, die reichlich in den Text der Darstellung verwebt sind, werden nach der trefflichen Uebertragung von Ed. Kleber (Straßburg, Heitz u. Mündel) gegeben; es ist dem Verfasser gelungen, die Stimmung jener großen Tage, da sich die späteren deutschen Geschicke entschieden, überzeugend wiederzugeben. Ernstere Leser aller Bildungsbüchereien werden ihre helle Freude an diesem liebenswürdigen Buche haben, das man seiner kerndeutschen Gesinnung und seines ethischen Gehalts wegen vor allem auch der reiferen Jugend in die Hand geben sollte. E. L.

Gjellerup, Karl, Reif für das Leben. Roman in fünf Büchern. Jena, E. Diederichs, 1916. (447 S.) 6 M.

Ein Kandidat der Medizin, unerzogen und genußsüchtig, aber tüchtig in seinem Fach, sucht sich irgendwo in Dänemark eine Praxis als Landarzt zu begründen, und tritt in persönliche und gesellschaftliche Beziehungen zu den Honoratioren eines ländlichen Kreises. Die Liebelei mit der koketten jungen Frau eines Gutsbesitzers befriedigt ihn auf die Dauer nicht, wohl aber wird das Haus eines alten verwitweten Oberförsters, der mit einer Nichte zusammenlebt, allmählich für ihn der Hauptanziehungspunkt. Im Verkehr mit der abgeklärten Weisheit dieses Mannes und der stillen in sich gekehrten Natur des jungen zarten Mädchens, dessen Leben er sich vergeblich dem Tode abzuringen bemüht, gelangt auch er zu einer freien Menschlichkeit oder,

um mit dem Verfasser zu reden, zur Reife für das Leben. Die Lektüre des Romans, in dem sozusagen nichts geschieht, der aber eine Fülle philosophischer Gespräche darbietet, wird aufmerksamen älteren Lesern Anregung und Erhebung bringen. Ein Ton der Resignation, dem man sich unter dem Eindruck des Weltkriegs nur allzuleicht hingeben möchte, geht auch durch dieses Buch des nordischen Dichters und Denkers. E. L.

Hansjakob, H., Feierabend. Tagebuchblätter. Stuttgart, A. Bonz. (280 S.) 4 M.

Ein Feierabend, dem der Friede fehlt, den eine gesprungene Glocke einläutet! Die Tagebuchblätter des alten Pfarrers berichten von den letzten Lebensjahren in Haslach. Nach 50jähriger Dienstzeit zieht er in das selbst gebaute Schwarzwaldhaus. Seiner ganzen Anlage gemäß war ihm das Dienen schwer geworden. Doch die Freiheit, die Rückverpflanzung in die alte Heimat, läßt den Leidenden nicht zum Frieden gelangen. Er kann seiner Zeit nicht gerecht werden; die Ohnmacht des Alters lastet zu schwer auf ihm. — Kein erquickliches, aber ein tiefgehendes Buch. Es erweckt Widersprüche, fesselt jedoch durch die reiche Gedankenwelt dieser ursprünglichen, knorrigen Persönlichkeit, durch die starke Liebe zur Natur und den Humor, der auch zuletzt beim Abschied des Verfassers von seinen „Kunden“ trotz aller Schwermut durchklingt. H. R.

Keller, Peter, Sachsen-China. Ein kunsthistorischer Roman. Berlin, Vita Deutsches Verlagshaus, 1918. (229 S.) 6 M., geb. 8 M.

Selbst das sorgsamste Studium aller noch vorhandenen Akten über Leben und Wirken des Begründers der europäischen Porzellanindustrie, des Apothekers und Alchimisten Böttger, vermag kein abgeschlossenes Bild dieses merkwürdigen Mannes zu geben und deswegen versucht der Verf. die Lücken der Ueberlieferungen mit Hilfe der Phantasie zu füllen und in fortlaufender nachschaffender Erzählung sein Leben darzustellen. Ob er das im höchsten Sinne erreicht hat, mag unentschieden bleiben, jedenfalls aber erhalten wir hier ein packendes Zeitbild. Der junge Apotheker, dem der Boden in der preußischen Residenz zu heiß unter den Füßen wird, flieht in die Lande Augusts des Starken, und wird von diesem Gewalttätigen gezwungen, seine alchimistischen Experimente fortzusetzen, obwohl er selbst nicht mehr recht an die Möglichkeit des Gelingens glaubt. Da ihm aber für sein Leben bangt, weiß er den König durch Versprechungen und Ausflüchte hinzuhalten und durch Proben zu täuschen. Dagegen glückt ihm die Herstellung weißen Porzellans aus dem rotbraunen Ton Meißens und in rastlosem Bemühen vervollkommnet er diese Erfindung, obwohl sein Herr ihm keine Zeit und Gelegenheit gibt, diesen aussichtsvollen Zweig der Manufaktur im Interesse des Landes auszubeuten. Frühzeitig werfen Anstrengungen, Mißerfolg, Krankheit den genialen Mann darnieder, aber auch noch auf seinem letzten Lager lüftet er dem König, der in einer letzten Aussprache die Wahrheit über das angeblich hergestellte Gold erfahren möchte, nicht das Geheimnis seines ehemaligen Betrugs. E. L.

Krane, A. Freiin von, Wenn die Steine reden. Köln, J. P. Bachem, 1917. (335 S.) 6 M.

Schauplatz des Romans ist das wiederaufgebaute Jerusalem, Aelia Capitolina, mit seiner von den Römern hingebrachten Kolonie von Fremden. Die Hauptereignisse spielen im Tempel der Astarte. Die Bewohner des Tempels, die Priester, die Oberpriesterin, der Findling Eucharis und der Gärtner Myron auf der einen Seite sind die Hauptträger der Handlung, auf der andern vor allem der Arzt Markus und Clemens von Ephesos. Die Konflikte sind gegeben durch das aufsteigende Christentum, durch den Naturpantheismus des Astartedienstes und der Theosophie. Zu überzeugenden Gestalten sind aber alle diese drei nicht verdichtet. Der Ton ist ein belehrend erbaulicher, Personen und Handlung zweckbeschwert, sollen etwas beweisen. Der Stoff, unzweifelhaft einer der größten der Weltgeschichte, trotzt der

Kraft der Verfasserin. Weder die ungeheure Versunkenheit des untergehenden Heidentums (der Kultus der Astarte ist „für höhere Töchter“ dargestellt), sein Perversitätenkultus, die Verwirrung des Denkens, die tiefe Sehnsucht der Besten nach einem Leben, das selig und ewig ist, noch die steilhohe Glaubenskraft der Märtyrerchristen ist zwingend in unser Bewußtsein gehoben. Der Zufall spielt doch eine etwas sehr ungehemmte Rolle, die innere Wirkungskraft des Christentums ist dadurch ins Aeußerliche gebracht. Die Sprache ist abgesehen von einigen Trivialitäten von einer schweren, schönen Musik und einer glänzenden, prunkenden Farbigkeit, die hier dem Stoff sehr gut angepaßt ist. Gegenüber ihren Christuserzählungen und ihrer Novelle: „Wie der König erschrak“ ist dieser Roman aber doch wohl ein Abstieg. H. R.

Poeck, Wilhelm, Trina Groots Vermächtnis. Stuttgart, J. Engelhorn, 1918. (380 S.) Geb. 6 M.

Dieser „Roman aus der Hamburger Elbmarsch“ berichtet von dem Herunterkommen zweier großer Bauernfamilien durch die Schwäche und Genußsucht zweier Generationen. Auch die frühere Magd in einem der Höfe, Trina Groot oder Trina-Tante, kann trotz aller Tüchtigkeit das Schicksal nicht wenden, da ihre Stiefsöhne die leichtsinnige und bequeme Art der Eltern geerbt haben. Vollends kommt der Hof herunter, seit der unbeliebte Sohn ihres ältesten früh verstorbenen Stiefsohns, der durch eine Heirat wohlhabend geworden ist, es darauf anlegt, den Bauern, der sich dem Einfluß Trina Groots zu entziehen weiß, mit Ueberlegung zu Grunde zu richten. Ein Tagelöhnersohn, der eine Verwandte der Trina-Tante geheiratet und durch seine Erfindungen viel Geld verdient hat, übernimmt zum Schluß den Besitz, nachdem die alte Frau in einem vom Bauern angezündeten Feuer zusammen mit dem Hof zu Grunde gegangen ist. Dieser ganze Schluß, der zeigt, daß am letzten Ende das heroische Ringen der Hauptheldin gegen das Verhängnis vergeblich sein sollte, befriedigt nicht recht, so reich auch das Buch — wie bei Poeck nicht anders zu erwarten — an prachtvollen Einzelschilderungen von Land und Leuten ist. Der Roman spielt in der Zeit vor und nach dem großen Krieg gegen Frankreich und schildert die Einwirkungen der Gründerjahre auf die bäuerliche Umwelt. E. L.

Raithel, Hans, Männertreu. Eine Bauerngeschichte. München, Albert Langen, 1918. (244 S.) 3,50 M.

Man hat den Verfasser wohl mit dem großen Bauerndarsteller Jeremias Gotthelf vergleichen wollen, in seinen besten Leistungen aber möchte man ihn lieber seinem süddeutschen Landsmann Melchior Meyr an die Seite stellen, der das ländliche Leben im Ries bei Nördlingen mit derselben Liebe und Treue schildert wie Raithel die des Frankenlandes um Baireuth herum. Zu seinen liebenswürdigsten Schöpfungen gehört die vorliegende Erzählung, die wieder eine Fülle heiterer Gestalten aufweist, während in den letzten Erzählungen (vergl. Blätter Jahrg. 18 S. 74) die minder erfreulichen Typen des bäuerlichen Daseins allzusehr überwogen. Der Bericht gleich im Anfang von dem kleinen Mädchen, das den Großvater aus der Kneipe holt und durch seinen stillen Einfluß ihn davor bewahrt, ein Säufer zu werden, ist von außerordentlicher Schönheit. Der Verlauf der Erzählung ist im übrigen ein alltäglicher. Eben jene kleine Enkelin und Hoferbin behauptet nachmals, als ein feines und schönes Jüngferlein, dem Großvater gegenüber das Feld, indem sie seinen Listen gegenüber den Erwählten ihres Herzens zurückgewinnt. Diese anspruchslosen Geschichten sind mit solcher Behaglichkeit und Heiterkeit erzählt, daß einem wohl ums Herz wird. Gerade dieses Buch Raithels möchte man neben seinem Jugendwerk, dem Dorfblütenstrauß „Herrle und Hannile“, vor allem den Freunden guter Heimatkunst angelegentlich empfehlen. E. L.

Reich, Hermann, Die Flotte. Eine Tragödie. München, C. H. Becksche Verlagsh., 1918. (165 S.) Geb. 3 M.

Sollen alte Mähren und Geschichten zu neuer dramatischer Wirkung erstehen, so bedürfen sie der Wiedergeburt durch eigenes Erleben des Dichters.

Das ist Hermann Reich mit seiner Tragödie „die Flotte“ in vollem Umfang gelungen. Wie gegen das Athen des Themistokles so stürmen gegen das deutsche Reich der Gegenwart übermächtige Scharen aus allen Weltteilen an, aber stärker als die weißen und farbigen Angelsachsen, Franzosen und Russen ist „unsres Vaterlandes Geist und Seele“. Und wenn unserer jungen Flotte auch nicht die entscheidende Rolle zufällt wie den „hölzernen Mauern“ des griechischen Helden und Staatsmanns, so trägt auch sie dazu bei, den Anprall des Feindes zu brechen. In edler rythmisch gehobener Sprache vergegenwärtigt uns H. Reich die Zustände und Begebenheiten, aber auch die zu Fleisch und Blut erstandenen Männer jener ewig denkwürdigen Tage althellenischer Geschichte, sowie das tragische Geschick des großen Begründers der Flotte, der ein Opfer der schrankenlosen Demagogie wird, die alsbald in Athen platz greift. Den Menschen der Gegenwart kann diese Tragödie, die im zweiten Teil an dem Hof des Perserkönigs spielt, viel Stoff zum Nachdenken geben. Als Themistokles, der dem Reiche des Großkönigs durch gewaltige Kriegstaten neuen Glanz verliehen hat, die Heere des Orients nun auch gegen sein Vaterland führen soll, gibt er sich und seiner Gemahlin, der in dem Stück eine Hauptrolle zufällt, den Tod. E. L.

Schanz, Frida, Hochwald. Roman. 2. Aufl. Berlin, Trowitzsch u. Sohn, 1909. (232 S.) 2,50 M., geb. 3,50 M.

Frida Schanz' vorliegender Roman läßt sich nicht ganz leicht beurteilen, da neben der tief empfundenen und erschütternden Grundidee, die die Nietzsche-Tragödie streift, mancherlei Banalitäten störend einwirken. Zwei Geschwisterpaare werden sich gegenüber gestellt: der robust zugreifende, aber herzenswarme Landarzt Gerhard Falk und seine Schwester Maria, welche in ihrem leidenschaftlichen Künstlertum wohl den Mittelpunkt des Interesses bilden sollte, aber vielmehr nur überspannt und unglaubhaft erscheint, — und als Gegenspieler der vor der ausbrechenden Geisteskrankheit in die Berge fliehende Aesthetiker Rottmann mit der lieblichen Elsbeth, die Dr. Falk nach des Bruders Tode heimführt. Maria rettet sich aus der unglücklichen Liebe zu dem Verstorbenen in den künstlerischen Beruf zurück. — Das Buch hätte, wie gesagt, viel werden können, und mutet im ganzen doch zurecht gemacht und unnatürlich an. Die Sprache ist teilweise voller Schwung und ergreifend, dann wieder schwülstig überladen, sodaß auch hierin kein rechter Genuß aufzukommen vermag. Am erfreulichsten berühren noch die Naturbilder und echten Schilderungen aus dem Holzarbeiterleben des Thüringer Hochwaldes. E. Kr.

Zahn, Ernst, Nacht. Eine Erzählung. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1917. (244 S.) Geb. 5.50 M.

Zu dem Besten, was wir Ernst Zahn verdanken, gehört diese gedankenvolle fein durchgeführte Erzählung von der Jugendfreundschaft zweier adliger Menschen in dem Gebirgsstädtchen Infelden, die zur Ehe führt, obwohl Spes von Tschurners kranke Augen befürchten lassen, daß sie eines Tags völlig erblinden. Dieser furchtbare Augenblick tritt ein, nachdem die junge Frau ihren Mann mit einem reizenden Töchterchen beschenkt hat. Das gleichmütig ungestört verlaufende Leben der beiden Eheleute wird nun auf einmal gestört, als die junge lebenslustige Schwägerin aus der Pension zurückkehrt, mit dem Schwager alltäglich in die Umgegend reitet und ihren Jugendgespielen, der bestimmt auf ihre Hand gerechnet hat, schroff zurückweist. Darüber kommt es zu einer ernsten Aussprache zwischen den Beteiligten, die damit endet, daß die Eheleute sich in Liebe und Hochachtung und im Hinblick auf das erblühende Kind wieder finden, während die Schwester außerhalb Landes geht, um sich einen neuen Wirkungskreis zu schaffen. Der Vater der beiden Frauen, dessen gereifte Lebenserfahrung die Verwicklung hat kommen sehen, verharrt in vornehmer Zurückhaltung. So bleibt dem Leser die Ueberzeugung, daß innerlich empfindende, charaktervolle Menschen in tapferem Kampf auch das Schicksal bemeistern können, das sich ihrem Glück drohend entgegenstellt. E. L.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Ehrhardt Karras G.m.b.H. in Halle (S.).

1918 Nr. 1

Mitteilungen der Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen E. V.

Geschäftsstelle Berlin W 35, Genthiner Strafse 13, I

Sprechstunden Mittwochs 4—6 Uhr

Verantwortliche Schriftleitung: Martha Schwenke, 2. Vorsitzende. — Beilage zu den „Blättern für Volksbibliotheken und Lesehallen" (Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig) Diese Beilage ist einzeln nicht käuflich.

Vereinsnachrichten.

In der Generalversammlung am 12. Nov. 1917 wurde ein Nachtrag zu den Vereinssatzungen angenommen, der den Mitgliedern im Wortlaut bereits zugegangen und dem Gericht zur Eintragung vorgelegt ist. Er behandelt die Gründung von Zweigvereinen und die Erhöhung des Beitrags um mindestens 2 M. für die Mitglieder von Zweigvereinen. Man hat davon Abstand genommen einen Berliner Zweigverein zu gründen. Da aber die Veranstaltungen fast ausschließlich den Berliner Mitgliedern zu Gute kommen, ist der Beitrag für diese auch um 2 M. erhöht worden.

Ueber die Gründung eines Hamburger Zweigvereins wird in der nächsten Nummer berichtet werden.

Es wird nochmals daran erinnert, die Jahresbeiträge baldmöglichst einzuzahlen. Sie betragen für Großberliner 5 M. für ordentliche und 4 M. für außerordentliche Mitglieder, für alle andern (außer den Mitgliedern des Zweigvereins) 3, bzw. 2 M. Die Beiträge sind durch Zahlkarte zur Gutschrift auf Konto Nr 36412 Anna Moeller, Schatzmeisterin der Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen E. V. Berlin W 62 beim Postscheckamt Berlin NW 7 baldmöglichst einzusenden unter genauer Angabe von Namen und Adresse des Absenders.

Die Hamburger zahlen ihre Beiträge an die Schatzmeisterin des Zweigvereins.

„Der Krieg gegen den deutschen Buchhandel."

Von Käthe Miethe.

Hinter den Waffenfronten wütet der Kampf der Kulturen mit einer Erbitterung, die dieses gegenseitige Morden auch weit über das Kriegsende fortzusetzen bestrebt ist. In dem Kulturkampf, den hauptsächlich Frankreich und England gegen uns führen, spielt der Krieg des Buches, und zwar „durch" das Buch und auch „um" das Buch eine ausgedehnte Rolle. — An dieser Stelle soll nur vom Kampf „um" das Buch berichtet werden. — Wenn das deutsche Buchwesen noch eines Lobes bedürftig wäre, dann könnte es sich keiner besseren Reklame bedienen, als der Darstellung all dessen, was vor allem Frankreich unternimmt, um sich auf den Absatzgebieten anzusiedeln, die von Deutschland unter Kriegszwang verlassen wurden. — Bei der Verteilung der Kriegsaufgaben, die unsere Feindesschar untereinander vorgenommen haben muß, fiel Frankreich der größte Anteil am Kulturkrieg und am Kulturraub zu. Vor allen Dingen hat Frankreich die noch neutralen Völker mit der Lockspeise seiner Kultur für die Sache der Entente zu gewinnen. Daher hat sich Frankreich mit einer wahrhaft fieberhaften Hast darauf gelegt, im internationalen Buchhandel an Deutschlands Stelle die führende und treibende Kraft zu werden. Englands Offensive gegen die Verbreitung des deutschen

Buches in der Welt erstreckt sich abgesehen von einzelnen groben Uebergriffen, wie die genaue Nachahmung der deutschen Tauchnitzausgaben, hauptsächlich auf die Zurückhaltung und Aneignung aller deutschen Schriftwerke, deren es bei der bekannten Postkontrolle der neutralen Schiffe in englischen Häfen habhaft werden kann. Frankreich dagegen entwickelte auf seinem letzten „Congrès du Livre“ im Frühjahr dieses Jahres in Paris ein riesenhaftes Programm zur Organisierung und Propagierung des französischen Buchhandels. Wie groß die Erbitterung der französischen Geister gegen die allseitige Anerkennung des deutschen Buches im Auslande ist, beweist der Ausspruch eines französischen Propagandaredners, der bei einem Vortrag im Haag verzweifelt ausrief: „Man liest zwar das französische Buch in Holland, Schweden, Dänemark und Norwegen, aber — man kauft es in Leipzig!“

Um der deutschen Buchhändlerorganisation in Leipzig gleich gründlich zu Leibe zu gehen, wurde in Frankreich im letzten Februar die „Société d'exportation des éditions françaises“ gegründet, deren Programm ohne das Vorbild des deutschen Buchhandels niemals so vollständig und zielbewußt hätte aufgestellt werden können. Ueberhaupt, wenn sich allein mit Geld ein deutscher Buchhändlerbörsenverein abtöten oder überflügeln ließe, dann wäre Frankreich lange an seinem Ziel. Denn alles, was sich durch Geld im neutralen Lande erreichen läßt, ist bereits unternommen. So wurde in Holland, und zwar im Haag, vom „Office française“ ein französischer Lesesaal eröffnet, in dem außer Zeitschriften, der französischen Kriegsliteratur und den Pamphleten, die Neuerscheinungen des französischen Buchhandels und die Verlagskataloge bereit gelegt sind. Besprechungen der neuen französischen Literatur, polemische Artikel gegen deutsche Bücher und Anzeigenlisten der französischen Verleger sind in zahlreichen holländischen Zeitungen und Zeitschriften regelmäßig zu finden.

In diesen Tagen erst erschien das Ergebnis einer französischen Rundfrage im Druck, die an holländische Redakteure und Verleger gerichtet worden war, um die vielen Gründe für den Welterfolg des deutschen Buches im Ausland einmal zusammen zu tragen. —

Das ist nur ein kleiner Teil dessen, was Frankreich für seine Kulturpropaganda tut. Welche Ueberzeugung und Selbstsicherheit die französische Nation auf diesen Wegen leitet, sagt das in letzter Zeit so viel zitierte Wort Henri de Borniers:

„Tout homme a deux pays; le sien et puis la France.“

Vereinsaufführung.

Zum Besten der Front- und Lazarettbüchereien fand am 16. Dezember eine Aufführung des Don Karlos von unsern Mitgliedern statt. Es handelt sich um ein Jugendwerk von Max Reinhardt, erschienen im 1. Band von Schall und Rauch, Berlin, Schuster & Loeffler 1901. Wenn man das Stück liest, hat man den Eindruck von sinnlos aneinander gesetzten Zitaten aus Schillers Don Karlos. In dies Chaos Sinn zu bringen war das Verdienst der Mitspielenden, die durch ausdrucksvolle Mimik den Worten einen Zusammenhang gaben und ihnen oft eine Bedeutung beilegten, die geradezu verblüffend wirkte. Die Aufführung war von überwältigender Komik, das Zusammenspiel ausgezeichnet. König Philipp (Elisabeth Bierotte) berlinerte, die Königin (Maria Hilgers) flötete in den höchsten Tönen, Don Karlos (Gertrud Hamburger) kokettierte mit heftigem Temperament, Marquis Posa (Annemarie Floeter) lispelte, und alle übrigen Rollen vertrat der Statist in Feuerwehruniform (Mia Mayer). Am Klavier saß Lotte Floeter schmierenmäßig angetan. Hilde Braun sprach als Max Reinhardt den Prolog und soufflierte dann als Schmierenmutter. Das herzhafte Lachen der Zuhörer und reicher Gewinn dankte den Darstellern, es konnten 300 M. an die Kriegsbücherei abgegeben werden.

M. Schwenke.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (S.).

1918 Nr. 2

Mitteilungen der Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen

Geschäftsstelle Berlin W 35, Genthiner Strafse 13, I
E. V.
Sprechstunden Mittwochs 4—6 Uhr

Verantwortliche Schriftleitung: Martha Schwenke, 2. Vorsitzende. — Beilage zu den „Blättern für Volksbibliotheken und Lesehallen" (Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig)
Diese Beilage ist einzeln nicht käuflich.

Berliner Vereinsveranstaltungen.

Am 13. Januar lud die Vereinigung ihre Berliner Mitglieder in den Theatersaal des Lyceumclubs ein, wo eine Aufführung von kleinen Hauskomödien stattfand, den beiden Lustspielen von Kotzebue „Die gefährliche Nachbarschaft" und „Die Unglücklichen". Außerdem wurden einige Musikvorträge geboten. Neben unsern Mitgliedern wirkten einige Feldgraue mit, und ihretwegen geschah es, daß die beiden Theaternachmittage so schnell hintereinander folgten. Die Aufführungen, die der Schriftsteller Herr Hermann Kienzl einstudiert hatte, gefielen allgemein außerordentlich.

Am 2. Februar hielt Herr Geh. Rat Prof. Dr. Paalzow einen Vortrag über Jacob Grimm als Bibliothekar. Er erzählte anschaulich, wie Jacob und sein Bruder Wilhelm an der Bibliothek in Wilhelmshöhe und Cassel sich trotz drückender äußerer Verhältnisse sehr wohl fühlten, während sie in Göttingen sehr darunter litten, daß sie durch anstrengende tägliche Bibliotheksarbeit wenig Zeit für ihre wissenschaftlichen Arbeiten behielten.

Am 10. Februar fand unter zahlreicher Beteiligung eine Führung durch Alt-Berlin unter Leitung von Herrn Dr. Brendicke statt.

Martha Schwenke.

Zur Gründung der Ortsgruppe Hamburg.

Vorstand:

Julie Hansen. 1. Vorsitzende. Anny Schmidt. 2. Vorsitzende.
Martha Böhmer. 1 Kassenführerin. Hanna Bauer. 2. Kassenführerin.
Gertrude Lintz. 1. Schriftführerin. Hertha Jerrmann. 2. Schriftführerin.

Fräulein Hansen berichtet folgendes dazu: Am 14. Nov. 1917 wurde in Hamburg die 1. Ortsgruppe der Vereinigung bibl. arb. Frauen (E. V.) gegründet. Ein schon vor etwa 8 Jahren gemachter Versuch, hier einen Zweigverein ins Leben zu rufen, scheiterte an der geringen Zahl der hiesigen Mitglieder. Im Lauf der Jahre ist Hamburg um eine ansehnliche Zahl von wissenschaftlichen Instituten und Bibliotheken, die alle Damen beschäftigen, reicher geworden. Von den etwa 60 hier bibliothekarisch tätigen Frauen sind rund 50 Mitglieder der Vereinigung geworden. In meinem Vortrag auf unserer 1. Versammlung am 15. Mai 1917 habe ich dargelegt, daß ein engerer Zusammenschluß aller Kolleginnen unbedingt notwendig sei; um in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht für uns etwas zu erreichen, dazu ist es notwendig, daß wir die uns alle angehenden beruflichen Fragen gemeinsam erörtern. Auch ist es nur durch gegenseitige Aussprache, durch ein Kennenlernen der verschiedenen Bibliotheken möglich, ein Zusammenarbeiten der vielen Institute, wie es doch im Interesse der Bibliotheken selbst, wie in dem des Publikums liegt, anzustreben. Ferner bezeichnete ich es als wünschenswert, eine Gehaltsstatistik für Hamburg aufzustellen und eine Zentrale zu bilden, an die alle den Beruf der Bibliothekarin betreffende Anfragen zu richten sind. Nach einer angeregten Diskussion, die auch das Verhältnis der

auswärtigen Mitglieder zum Hauptverein berührte und da Aenderungen vorschlug, wurde beschlossen, die Zustimmung des Vorstandes in Berlin für die Gründung einer Ortsgruppe Hamburg einzuholen. Diese wurde auf der Vorstandssitzung Ende Juli 1917, an der ich teilnahm, bereitwilligst erteilt.

Im November 1917 riefen wir alle bibl. arb. Frauen Hamburgs nochmals zusammen und gründeten die Ortsgruppe Hamburg. Wir beschlossen 1. laut Statuten 3 M. an Berlin, 4 M. an die Ortsgruppe zu zahlen, 2. uns an die ausschlaggebende Stelle zu wenden, um Fortbildungsmöglichkeiten zu erreichen und 3. Bibliotheksführungen zu unternehmen. Bis Anfang Februar 1918 wurden besichtigt: 1. die Bibliothek der Gewerbekammer, 2. die Blindenbibliothek, 3. Oeffentliche Bücherhalle A, Kohlhöfen. Für Februar sind angesetzt: Die Oeffentliche Musikalienausleihe und die Bibliothek der Kunstgewerbeschule. Für März ist ein geselliger Abend vorgesehen, die Besichtigung der Stadtbibliothek und der Bibliothek des Hygienischen Instituts. Die Ortsgruppe hat sich dem Stadtbund Hamburgischer Frauenvereine und der Zentrale für Berufsberatung angeschlossen und erhofft ein ersprießliches Zusammenarbeiten mit beiden. Die Berufsberatungsstelle übernimmt die Beantwortung aller persönlichen und schriftlichen Anfragen, die die Ausbildungs- und Anstellungsmöglichkeiten im bibliothekarischen Beruf angehen. Weitere Auskunft erteilt die 1. Vorsitzende.

Das Bücherverzeichnis der Deutschen Bücherei in Belgien.

Zu den gewiß hohen Verdiensten, welche sich die Bildungszentrale beim Generalgouvernement in Brüssel erworben hat, gehört auch die Gründung der „Deutschen Bücherei". Ihr Zweck besteht darin, den in Belgien sich aufhaltenden Angehörigen der Besatzungstruppe und Zivilverwaltung die Möglichkeit zu geben, sich deutsche Belehrungs- und Unterhaltungsliteratur zu verschaffen, um sich beruflich weiterzubilden oder doch mit dem geistigen Leben der Heimat in Fühlung zu bleiben. Die Bücherei, welche die außerdem noch bei allen im Generalgouvernement stehenden Truppenteilen vorhandenen Mannschaftsbüchereien in glücklicher Weise ergänzt, trägt also zu einer wichtigen Kulturarbeit mit bei und wird tausenden von der Heimat lange Zeit unfreiwillig getrennt lebenden Deutschen zum Segen gereichen.

Das Unternehmen ist durch Zuwendungen aus der Heimat von Verlegern, Bibliotheken usw. und auf dem Wege käuflicher Erwerbung mit den vom Generalgouvernement zur Verfügung gestellten Geldmitteln entstanden und ausgebaut worden, so daß die Bücherei schon rund 4500 Werke aufweist. — Nach dem mir vorliegenden Katalog in sehr übersichtlicher systematischer Anordnung ist der Bücherschatz zweckmäßigerweise in zwei Hauptabteilungen, die schöne Literatur und die belehrende Literatur, eingeteilt, von denen die letztere die umfangreichere ist. Die schöne Literatur enthält nur erlesene Werke in deutscher, englischer, flämischer und französischer Sprache und bezeichnender Weise auch Bücher in stenographischer Schrift. Die belehrende Literatur umfaßt alle Wissenschaftsgebiete: Mathematik, Naturwissenschaften und Technik, Geographie, Geschichte, Kulturgeschichte und Kriegswissenschaften, darunter eine ziemlich umfangreiche Kriegsliteratur, ferner Sprachwissenschaft, Literatur, Kunst- und Musikgeschichte, Religion, Philosophie und Pädagogik, Rechts- und Staatswissenschaften, Volkswirtschaftslehre und Sozialpolitik. Ein Verfasser- und Schlagwortverzeichnis erleichtern den Gebrauch des Katalogs. — Ueberall in Sammlung und Anordnung erkennt man die Hand des gewiegten bibliothekarischen Fachmannes und als Organisator bekannten Herrn Leutnants Dr. Jaeschke, der im Vorwort als Vorsteher der Bücherei-Abteilung der Bildungszentrale zeichnet.

Buddecke.
Oberstleutnant und Abteilungschef im Stellvertretenden Generalstabe und Vorstand der Bibliothek des Großen Generalstabes.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (S.).

1918 **Mitteilungen** Nr. 3

der Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen

Geschäftsstelle Berlin W 35, Genthiner Strafse 13, I — E. V. — Sprechstunden Mittwochs 4—6 Uhr

Verantwortliche Schriftleitung: Martha Schwenke, 2. Vorsitzende. — Beilage zu den „Blättern für Volksbibliotheken und Lesehallen" (Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig) Diese Beilage ist einzeln nicht käuflich.

Berliner Vereinsveranstaltungen.

Am 12. März fand in der Zentrale für Volksbücherei von Fräulein Inga Grussendorf ein „Vortrag von Werken zeitgenössischer Dichter" statt. Das Programm wies Dichtungen von Agnes Miegel, Felicitas Leo, Lulu v. Strauss und Torney, Arno Nadel (der Dichter war selbst anwesend), Ernst Lissauer, Christian Morgenstern und Manfred Kyber auf und bot in Auswahl und Zusammenstellung ein künstlerisches Ganzes. Kurze Einführungen in das Wesen der Dichter erleichterten das Verständnis. Es gelang Frl. G. hinter den Dichtern zurückzutreten und die Werke durch sich selbst wirken zu lassen. Der Umfang der weichen und doch kraftvollen Stimme kam besonders gut in den Balladen zur Geltung. Bewundernswert ist ihr Gedächtnis, selbst längere Prosasachen trug sie vollständig frei vor. Martha Schwenke.

Einiges über die Gründung der Ortsgruppe Dresden.

Vorstand:

Dora Ziel, 1. Vorsitzende. Josepha Elstner, 2. Vorsitzende.
Gertrud Geissler, 1. Schriftführende. Margarete Knorr, 2. Schriftführende.
Johanna Roth, Schatzmeisterin.

Am 12. Januar 1918 wurde in Dresden, dem Beispiele Hamburgs folgend, die 2. Ortsgruppe der Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen (E. V.) ins Leben gerufen. Schon vor einigen Jahren wurde durch eine Anfrage an die Berliner Vereinigung die Gründung einer Ortsgruppe angeregt. Leider stand man damals in Berlin diesem Gedanken ablehnend gegenüber. Als darum die Berliner Vereinigung gegen Ende des vorigen Jahres sich entschlossen hatte, einen Nachtrag in ihre Satzungen zwecks Gründung von Orts- oder Bezirksgruppen aufzunehmen — wozu Hamburg die letzte Anregung gegeben — da wurde auch hier in Dresden dieser Plan freudig aufgegriffen, und am 5. Januar dieses Jahres fand unter 8 Dresdner Bibliothekarinnen von den verschiedensten Bibliotheken die erste vorbereitende Sitzung dazu statt. Acht Tage später wurden alle bibliothekarisch arbeitenden Frauen Dresdens durch ein Rundschreiben zusammengerufen und die Gründung der Ortsgruppe vollzogen. Es wurde das Programm der Tätigkeit des Vereins entwickelt, in dem wir uns den Berliner Unternehmungen anschließen wollten und es eben durch einen engeren Zusammenschluß aller Berufsgenossinnen ermöglichen wollten, die gemeinsamen Interessen der in Dresden tätigen Kolleginnen zu fördern. Von ungefähr 30 hier bibliothekarisch tätigen Frauen haben sich 25 Mitglieder der Ortsgruppe angegliedert. Ferner hat der Vorstand erwogen, auch auswärtige Mitglieder, z. B. aus Chemnitz, Meißen, Plauen in die Ortsgruppe aufzunehmen. Von den Mitgliedsbeiträgen sollen laut Satzungen 2 M. an Berlin und 4 M. an die Ortsgruppe gezahlt werden. Ueber Bibliotheksführungen soll demnächst verhandelt werden. Die Ortsgruppe hat sich dem Stadtbund Dresdner Frauenvereine, der kürzlich hier gegründet wurde, mit

einem Beitrag von 5 M. angeschlossen. Dieser Anschluß ist zur Festigung und zur Vertretung des Vereins nach außen ganz besonders wertvoll.

Eine befreundete Dame der Unterzeichneten, — deren Name jedoch nicht genannt werden darf — welche ein warmes Interesse für den Verein zeigt, hat diesem durch ihre tatkräftige Unterstützung mit einem einmaligen Beitrage von 50 M. eine große Freude bereitet und dem Verein auf diese hochherzige Weise über manche Schwierigkeiten, die jeder Anfang mit sich bringt, hinweggeholfen. Am 17. März 1918 fand zu Ehren von Fräulein Friederichs, die zu aller Bedauern Dresden am 1. April verlassen hat, ein Ausflug in die Dresdner Heide statt, an dem sich 11 Kolleginnen beteiligten.

Indem wir durch das Ganze wirken wollen, um dem Einzelnen zu helfen, hoffen wir auch, daß der Verein lebensfähig ist, da das Gebot der Zeit ihn geboren hat. Margarete Knorr.
2. Schriftführende.

Mitteilungen.

In der letzten Vorstandssitzung ist beschlossen worden, daß die Vereinigung Mitglied der „Genossenschaft für Frauenheimstätten“ wird. Wir hoffen, daß unsere Mitglieder schon in diesem Jahr Nutzen davon haben werden, denn das Erholungshaus für noch im Beruf stehende Frauen der gebildeten Stände „Dora Martin-Haus“ (in 20 Minuten vom Bahnhof Neubabelsberg zu erreichen) bietet den Mitgliedern für Tage und Wochen gesunden Aufenthalt für den mäßigen Preis von etwa 6 M. täglich. Anfragen sind zu richten an die Leiterin des Dora Martin-Hauses Nowawes-Neubabelsberg, Heinestr. 24. Telefon: Amt Nowawes 491. Die Mitgliedskarten der Vereinigung bibl. arb. Frauen sind mitzubringen, da sonst keine Ermäßigung gewährt werden kann. Dieses in der Nähe von Potsdam gelegene Heim kommt allerdings in erster Linie für Berlin in Betracht, es besteht aber die Absicht, ähnliche Heime auch in anderen Gegenden Deutschlands einzurichten.

Unser Mitglied, die städtische Bibliothekarin Fräulein Clara Noebel-Magdeburg, ist einstimmig zum Mitglied des städtischen Büchereiausschusses gewählt und von der Stadtverordnetenversammlung bestätigt worden.

Am 17.—19. Dez. 1917 wurde in Leipzig die erste sächsische Diplomprüfung für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken[1]) mit 14 Prüflingen abgehalten. Das Examen bestanden: Hertha v. Bauer-Leipzig, Elisabeth Blume-Bismarck (Prov. Sachsen), Helene Diersch-Leipzig, Renate Dumont-Leipzig, Gertrud Erler-Plauen, Margarete Herrmann-Saarbrücken, Margarete Höch-Gotha, Henriette Neudorf-Brody (Galizien), Charlotte Pickert-Leipzig, Isolde und Margarete Schmidt-Arnstadt i. Thür., Else Stöckmann-Oberhausen (Rheinl.) und 1 Herr. 1 erhielt das Prädikat sehr gut, 6 gut und 6 genügend.

Die preußische Diplomprüfung fand im März mit 26 Prüflingen statt. Es bestanden: Margarete Bumke, Elisabeth Chinnow, Else Dütschke, Therese Esch, Irene Gohmann, Gertrud Hennings, Käthe Jehnrich, Johanna Keune, Anna Killing, Hedwig Kösters, Margarete Kühl, Leonie Langes, Dora Leweck, Margarete Leyde, Hedwig Lund, Käthe Meyer, Margarete Prahst, Charlotte Steinitz, Margarete Voß, Erika Wegener, Katharina v. Wrochem, Olga Zschunke und 1 Herr; 7 erhielten das Prädikat gut, 16 genügend.

1) Nähere Angaben über die beiden neuen sächsischen Prüfungsordnungen s. Zentralbl. f. Bw. H. 3/4 1918 und Bl. f. Vb. u. Lh. H. 5/6 S. 75.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (S.).

1918 **Mitteilungen** Nr. 4

der Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen

Geschäftsstelle Berlin W 35, Genthiner Strafse 13, I — E. V. — Sprechstunden Mittwochs 4—6 Uhr

Verantwortliche Schriftleitung: Martha Schwenke, 2. Vorsitzende. — Beilage zu den „Blättern für Volksbibliotheken und Lesehallen" (Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig) Diese Beilage ist einzeln nicht käuflich.

Einiges über die Bezirksgruppe für den Rhein. Westf. Industriebezirk. Sitz Düsseldorf.

Vorstand:

Helene Schött, 1. Vorsitzende. Marie Zolleis, 2. Vorsitzende.
Franziska Dobbelmann, 1. Schriftführerin. Irene Gohmann, 2. Schriftführerin.
Elisabeth Jonen, 1. Schatzmeisterin. Christel Wienen, 2. Schatzmeisterin.

Auswärtige Ausschußmitglieder:

Hulda Droste, Bochum. Rosa Möncher, Dortmund.
Herta Burchard, Duisburg. Toni Hennecke, Elberfeld.
Käthe Regier, Essen. Hanna Reyelt, Hagen.

Dem Bedürfnis nach einem engeren Zusammenschluß folgend, haben auch wir im Rhein. Westf. Industriebezirk uns zu einer Bezirksgruppe der Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen (E. V.) zusammen gefunden. Anfang März dieses Jahres schickten wir von Düsseldorf aus ein Rundschreiben an alle uns bekannten Bibliotheken des Bezirks mit der Aufforderung an einer Besprechung zur Gründung einer Bezirksgruppe teilzunehmen. Welches Interesse unserem Plan entgegengebracht wurde, zeigte die überaus rege Beteiligung an der Versammlung. Alle größeren und viele kleinere Städte des Bezirks waren vertreten. So konnte gleich auf der 1. Versammlung am 17./3. 1918 im Frauenklub zu Düsseldorf die Gründung vollzogen werden. Als Sitz der Bezirksgruppe wurde Düsseldorf bestimmt, die größeren Städte des Bezirks sind durch ein Ausschußmitglied vertreten. Es sind jährlich 4 Versammlungen, einschließlich der Hauptversammlung, vorgesehen. Die Hauptversammlung tagt stets in Düsseldorf, die anderen Versammlungen werden abwechselnd in den Städten des Bezirks abgehalten, die durch ein Ausschußmitglied vertreten sind. Wir schließen uns im allgemeinen dem Programm der Berliner Vereinigung an. Eine unserer Hauptaufgaben wird sein: Förderung unserer beruflichen Interessen, sowohl in wirtschaftlicher wie in sozialer Hinsicht. Durch Vorträge, Besichtigungen und dergl. soll unseren Mitgliedern Anregung geboten werden. Der Jahresbeitrag wurde auf 5 M. für die ordentlichen, 3 M. für die außerordentlichen Mitglieder festgesetzt. Aufnahmegebühr 3 M.

Auf der 1. Mitgliederversammlung am 7./4. in Bochum wurde über die Aufnahmebedingungen beraten. Außerdem wurde beschlossen, eine Gehaltsstatistik für den Bezirk auszuarbeiten.

Bei unserer 2. Tagung am 2./6. in Dortmund fanden vormittags Besichtigungen der Stadtbibliothek und der westfälischen Abteilung des Museums statt. Die Sitzung wurde nachmittags im Lesesaal der Stadtbibliothek abgehalten. Die Zusatzstatuten für die Bezirksgruppe wurden besprochen und angenommen. Ferner wurde beschlossen, sämtliche Bibliotheken im Rhein. Westf. Industriebezirk festzustellen, um möglichst alle bibliothekarisch arbeitenden Frauen des Bezirks unserer Gruppe anzuschließen, so daß wir alle gemeinsam arbeiten, denn nur so wird unserer Tätigkeit ein wahrer Erfolg beschieden sein.

Die Gruppe zählt zur Zeit 72 ordentliche und 4 außerordentliche Mitglieder. Helene Schött.

Die Bibliotheksausbildung für Frauen.

Alle Kolleginnen werden gelegentlich in die Lage kommen, über die bibliothekarische Laufbahn für Frauen Auskunft geben zu müssen, darum stellen wir die verschiedenen Ausbildungsmöglichkeiten einmal kurz zusammen. Vorausgeschickt sei, daß allen in den Beruf neu eintretenden Frauen unbedingt anzuraten ist, eine Diplomprüfung abzulegen. Es ist anzunehmen, daß später viele Kriegsteilnehmer in unsern Beruf kommen und die Anstellungsverhältnisse dann ungünstiger als jetzt liegen werden. Auf eine Anstellung ohne Examen ist dann jedenfalls kaum zu rechnen.

Es gibt 5 verschiedene Prüfungsordnungen. Für Preußen, Elsaß-Lothringen, Baden und Sachsen, die 5. für Hamburg kommt für Frauen nicht in Betracht.

I. Preußen.

In Preußen ist seit dem 24./3. 1916 der „Erlaß betreffend die Diplomprüfung für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken, sowie für den Dienst an Volksbibliotheken“ in Kraft. (Jahrb. d. D. Bibl. 1916, S. 238, Zentralbl. f. Bw. 1916, S. 103, Bl. f. Vb. u. Lh. 1916, S. 109.) Bedingung für die Zulassung zur Prüfung ist:

a) der Nachweis der Reife für Obersekunda eines Gymnasiums, Realgymnasiums oder einer Oberrealschule, oder für die 3. Klasse einer Studienanstalt oder das Schlußzeugnis eines Lyzeums.

b) der Nachweis einer vierjährigen Ausbildung in den Fächern auf die sich die Prüfung erstreckt. Diese Ausbildungszeit hat eine zweijährige praktische Tätigkeit in vollem Bibliotheksdienst zu umfassen, von der ein Jahr an einer wissenschaftlichen Bibliothek und ein Jahr an einer unter fachmännischer Leitung stehenden Volksbibliothek zurückzulegen ist. Das Verzeichnis der zur Ausbildung ermächtigten Bibliotheken s. Zentralbl. f. Bw. 1916, S. 107 und 1917, S. 308 und Bl. f. Vb. u. Lh. 1918, S. 8.

Ueber die Wege und Methoden der Vorbereitung, abgesehen von den zwei Jahren praktischer Arbeit, sind bestimmte Anweisungen nicht gegeben worden. Die beiden anderen Jahre sind vorzugsweise der theoretischen Ausbildung zu widmen. Anzuraten ist der Besuch von Bibliothekskursen oder Vorlesungen über Literatur und Sprachen, Buchbinder-, Schreibmaschinen- und Stenographiekurse u. dergl., doch wird auch der Dienst an Bibliotheken und die Arbeit an Buchhandlungen gerechnet. Solchen, die ohne irgendwelche Vorbildung den Beruf ergreifen wollen, ist anzuraten, ihren Ausbildungsgang folgendermaßen einzurichten: 1. Erstes praktisches Jahr, 2. Theoretische Ausbildung, 3. Zweites praktisches Jahr.

An Fachkursen kommen in Berlin in Betracht:

1. Bibliothekskurse der Zentrale für Volksbücherei, Berlin-Schöneberg Grunewaldstr. 6/7. (Leiter Dr. Ladewig.) Beginn Ostern jeden Jahres. Die Kurse sind zweijährig. Unterrichtsgebühr jährlich 200 M. und 100 M. für Material und Handwerkszeug. Die Bedingungen für die Aufnahme entsprechen denen der Prüfungsordnung für das Diplomexamen, jedoch bereitet die Schule nicht einseitig auf dies Examen vor. Aufnahme nicht unter 18 Jahren. Ausführlicher Bericht erhältlich.
2. Halbjährige Vorbereitungskurse für das Diplomexamen.
   a) Wiederholungskursus für das preußische Diplomexamen von Bibliothekar Dr. Schneider. (Wissenschaftskunde, Literaturgeschichte, Bibliothekswesen, Bibliographie, Kassenwesen, schriftlicher Verkehr mit Behörden.) 2 Doppelstunden wöchentlich. Anmeldungen in der Kgl. Bibl.
   b) Bibliographiekursus mit praktischen Uebungen an den Nachschlagewerken von Frl. Wagner, Bibliothekssekretärin am Auskunftsbüreau der deutschen Bibliotheken in der K. B. 1 Doppelstunde wöchentlich. Anmeldungen nach Berlin-Steglitz, Grunewaldstr. 7.
   c) Einführung in die preußischen Instruktionen mit praktischen Uebungen in der Titelaufnahme von Bibliothekssekretär Dr. Beckmann. 2 Doppelstunden wöchentlich. Anmeldungen in der Universitäts-Bibliothek (Zimmer 312 9—3 Uhr).

Fortsetzung folgt.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (S.).

1918 **Mitteilungen** Nr. 5

der Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen

E. V.

Geschäftsstelle Berlin W 35, Genthiner Strafse 13, I

Sprechstunden Mittwochs 4—6 Uhr

Verantwortliche Schriftleitung: Martha Schwenke, 2. Vorsitzende. — Beilage zu den „Blättern für Volksbibliotheken und Lesehallen" (Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig) Diese Beilage ist einzeln nicht käuflich.

Die Bibliotheksausbildung für Frauen.

II. Elsaß-Lothringen.

In Elsaß-Lothringen ist die Ausbildung geregelt durch den Erlaß vom 26. Mai 1912 betreffend die Einführung einer Diplomprüfung für den mittleren Bibliothekdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken, sowie für den Dienst an Volksbibliotheken und verwandten Instituten. (Jahrb. d. D. Bibl. 1914 S. 173) Die Bestimmungen der Prüfungsordnung sind fast wörtlich übereinstimmend mit der alten preußischen von 1909. Während aber in Preußen eine Neuregelung 1916 erfolgte, wird in Elsaß-Lothringen weiter nach der alten Ordnung geprüft. Bedingung für die Zulassung zur Prüfung ist:

a) Der Nachweis der Reife für Prima eines Gymnasiums, Realgymnasiums oder einer Oberrealschule. Ausnahmsweise kann auch das Schlußzeugnis einer zehnklassigen Höheren Mädchenschule als ausreichend erachtet werden, wenn der Nachweis erbracht wird, daß sich die Bewerberin noch mindestens ein Jahr in den wichtigeren Schulfächern fortgebildet hat.

b) Der Nachweis einer dreijährigen Ausbildungszeit in den Fächern auf die sich die Prüfung erstreckt. Diese Ausbildungszeit hat eine mindestens einjährige praktische Tätigkeit in vollem Dienste an einer wissenschaftlichen Bibliothek oder an einer unter fachmännischer Leitung stehenden Volksbibliothek, sowie eine zweijährige theoretische Ausbildung in den für den Bibliotheksdienst notwendigen Fächern zu umfassen. Für das zweite theoretische Jahr kann auch in Anrechnung gebracht werden: Das Hören von Sprach- und Literaturvorlesungen, ein Aufenthalt im Ausland, Ablegung eines Lehrerinnenexamens oder eine buchhändlerische Ausbildung.

Zur theoretischen Vorbereitung auf dies Examen ist die Straßburger Bibliotheksschule gegründet worden. Sie ist der Koebigschen Höheren Mädchenschule, Straßburg i. E., Vogesenstr. 43, angegliedert. Beginn am 1. Mai jeden Jahres. Die Kurse sind zweijährig. Schulgeld jährlich 400 M. und 10 M. Schreibmaschinengebühr. Um den Schülerinnen die Möglichkeit einer andern Berufswahl offen zu lassen, wird der Unterricht auf breiter Grundlage, unter Betonung der kaufmännischen und sprachlichen Fächer erteilt.

III. Sachsen.

Am 24. September 1917 wurde in Leipzig in Verbindung mit der Univ.-Bibl. ein Prüfungsamt für Bibliothekwesen errichtet, das in 2 Abteilungen gegliedert ist: A für wissenschaftliche Bibliotheken und B für volkstümliche Büchereien. (Zentralbl. f. Bw. 1918 S. 73 u. Bl. f. Vb. u. Lh. 1918 S. 75.)

A. Bedingungen für die Zulassung zur Prüfung für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken:

a) Nachweis der Reife für Obersekunda einer deutschen neunstufigen höheren Lehranstalt (Gymnasium, Realgymnasium oder Oberrealschule) oder einer Studienanstalt oder Reifezeugnis einer Realschule oder eines Lehrer- oder Lehrerinnenseminars oder einer staatlich anerkannten höheren Mädchenschule oder Schlußzeugnis eines Lyzeums;

b) Nachweis einer zweijährigen praktischen Ausbildung in allen Zweigen des mittleren Dienstes an einer wissenschaftlichen Bibliothek, die vom Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts als geeignet zur Ausbildung von Praktikanten anerkannt ist, sowie der Nachweis theoretischer Ausbildung in den Prüfungsfächern. Ueber die Gestaltung der theoretischen Ausbildung, die neben der praktischen Ausbildung erfolgen kann, werden besondere Anweisungen nicht gegeben. In Betracht kommen insbesondere geeignete bibliothekarische Fachlehrgänge, Vorlesungen über Sprachen und Literatur, entsprechender Privatunterricht, buchhändlerische Ausbildung usw;

c) in der Regel das vollendete 20. Lebensjahr.

B. Bedingungen zur Zulassung zur Prüfung für den Dienst an volkstümlichen Bibliotheken:

a) Der Nachweis der Schulbildung entspricht den für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken gestellten Bedingungen.

b) Nachweis 1. einer einjährigen praktischen Ausbildung in allen Zweigen des Dienstes einer volkstümlichen Bücherei, die vom Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts als geeignet zur Ausbildung von Praktikanten anerkannt ist, und 2. einer einjährigen schulmäßigen Ausbildung auf dem gesamten Gebiete der volkstümlichen Bücherei. Bewerber, welche die schulmäßige Ausbildung, die zeitlich mit der praktischen Ausbildung nicht zusammenfallen darf, nicht einwandfrei nachzuweisen vermögen, werden zugelassen, wenn sie außer der unter 1 erforderten einjährigen praktischen Ausbildung noch weitere drei Jahre vollen Dienst an einer oder mehreren volkstümlichen Büchereien nachweisen können;

c) in der Regel das vollendete 22. Lebensjahr.

Beide Prüfungsordnungen enthalten die Bestimmung, daß Bewerber, welche eine Prüfung abgelegt haben, zu der anderen zugelassen werden, wenn sie den Nachweis einjähriger ergänzender Fachausbildung in diesem Dienste erbringen.

An Fachkursen für das Examen A kommen in Leipzig in Betracht:

1. Kursus für mittlere Beamte der Deutschen Bibliothekarschule in Leipzig. Studienleiter Professor Dr. Schramm, Direktor des Deutschen Kulturmuseums für Schrift- und Buchwesen, Zeitzer Str. 14. Vorsitzender des Lehrerkollegiums: Geheimer Hofrat Dr. Boysen, Direktor der Universitätsbibliothek. Dauer: 4 Semester. Die Teilnehmer haben während dieser Zeit an verschiedenen Bibliotheken in Leipzig als Volontäre zu arbeiten. Gebühren: 125 M. für das Semester. Aufnahmegesuche sind bis zum 15. September an den Leiter einzureichen. Es werden auch Hörer zugelassen. Ausführlicher Prospekt erhältlich.
2. Halbjähriger Wiederholungskursus für das Examen für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken von Frl. Schnedermann, Bibliothekssekretärin an der U. B. (Nur bei genügender Beteiligung.) Wöchentlich 1 Doppelstunde: Einführung in die preußische Instruktion mit anschließenden praktischen Arbeiten, $1\frac{1}{2}$ Stunde: Bibliographie. Anmeldungen nach Leutzsch b. Leipzig, Bahnhofstr. 30.

Fachkursus für das Examen B.:

Fachschule für Bibliothektechnik und -Verwaltung der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen. E. V. Leipzig. Zeitzer Straße 28. Leiterin: Frau Elise Hofmann-Bosse. Vorsitzender des Schulausschusses: Geheimer Hofrat Dr. Carl Boysen, Direktor der Universitätsbibliothek Leipzig. Beginn: Ostern. Schulgeld: 250 M. Dauer des Lehrganges 2 Jahre. 1 Jahr umfaßt die schulmäßige Ausbildung und 1 Jahr wird für die Uebung im praktischen Büchereibetrieb verwendet. In den zweiten Teil dieses Jahres fällt auch die Anfertigung der schriftlichen Prüfungsarbeiten. Mindestalter: 20 Jahre. Ausführlicher Prospekt erhältlich durch die Schulleitung.

Schluß folgt.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (S.).

1918 **Mitteilungen** Nr. 6

der Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen

Geschäftsstelle Berlin W 35, Genthiner Strafse 13, I — E. V. — Sprechstunden Mittwochs $4^1/_2$—$5^1/_2$ Uhr

Verantwortliche Schriftleitung: Martha Schwenke, I. Vorsitzende. — Beilage zu den „Blättern für Volksbibliotheken und Lesehallen" (Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig) Diese Beilage ist einzeln nicht käuflich.

Jahresbericht 1917/18.

Am Anfang des 5. Kriegsjahres erreicht unser Vereinsjahr sein Ende. Mit Sorge sehen wir der Entwicklung der Dinge entgegen, da für unser Vaterland eine ernste Stunde gekommen ist. Dieser Gedanke drängt fast alles andere in den Hintergrund. Dennoch dürfen wir in unsern kleineren Pflichten nicht erlahmen und jeder muß in seinem Kreise wirken. So auch wir in unserm Berufs-Vereinsleben.

Es handelte sich dieses vergangene Jahr hauptsächlich um den weiteren Ausbau des Angebahnten. Im vorigen Jahresbericht konnten wir von der ersten Ortsgruppe berichten, die sich gebildet hatte, nämlich in Hamburg. Nach einem Jahre der Weiterentwicklung ist eine weitere Ortsgruppe in Dresden gegründet worden und eine Bezirksgruppe für den Rheinisch Westfälischen Industriebezirk mit dem Sitz in Düsseldorf entstanden. Dies zeigt, daß man in jenen Gegenden Deutschlands für unser Berufsleben interessiert und der Sinn zum Zusammenhalten stark ausgeprägt ist. In Hamburg und Düsseldorf ist die Ausarbeitung einer Gehaltsstatistik für die Ortsbezirke in Aussicht genommen. Sobald die Gehälter nicht mehr solch großen Schwankungen unterworfen sind, wird es auch unsere Aufgabe in Berlin sein, eine ganz Deutschland umfassende Statistik wieder aufzustellen, da unsere vorhandene Aufstellung nur mehr den Friedensverhältnissen entspricht. Das ganze Werden der Ortsgruppen spiegeln die in unsern Mitteilungen veröffentlichten Aufsätze dieses Jahres wieder. Durch Versammlungen und Besichtigungen in den Gruppen wurde das Interesse der Mitglieder wachgehalten, und es besteht sowohl in Hamburg als auch in Düsseldorf die Neigung, mit den Berufsberatungsstellen in enge Fühlungnahme zu treten, ein Ziel, das sicher anzustreben ist, damit eine Einheitlichkeit der Auskunftserteilung und ein gegenseitiges in die Hände arbeiten in Berufsfragen erfolgen kann. So ist man eifrig bestrebt, unserm Beruf auch anderwärts die nötige Geltung zu verschaffen. Aber auch hier in Berlin, der Zentrale, war man bemüht, in diesen schweren Zeiten für die Berufsgenossinnen zu tun, was in unsern Kräften stand.

Die Sprechstunden der Vereinigung fanden wie gewöhnlich Mittwochs von 4—6 Uhr im Vereinslokale des Berliner Frauenklubs von 1900 statt. Doch wurde beschlossen, von jetzt ab die Sprechstunde von $^1/_2 5$—$^1/_2 6$ Uhr zu legen, einmal um den Damen, die die Sprechstunde halten, die Möglichkeit zu geben, nach dem Dienst sich zu stärken, zum andern Mal weil keine Notwendigkeit vorliegt, die Sprechstunde so lange auszudehnen, da die meisten Anfragen auf schriftlichem Wege an uns gelangen. Diese letztere Art der Auskunftserteilung lag wieder in den Händen der 1. Schriftführerin Frl. Annemarie Floeter, die sich in dankenswerter Weise dieser Arbeit unterzogen hat.

Im ganzen wurde die Auskunftsstelle der Vereinigung während des Geschäftsjahres 1917/18

363 mal in Anspruch genommen. Davon entfallen auf die 1. Schriftführerin
330 schriftliche Anfragen. Davon bezogen sich

98 auf die Ausbildung und die Aussichten in unserm Beruf. Die andern verteilen sich auf Stellenangebote, Stellengesuche, Beitrittserklärungen usw. Auf mündliche Anfragen in den Sprechstunden wurde
33 mal Auskunft erteilt. Davon bezogen sich
11 auf die Stellenvermittlung
11 auf die Fachausbildung und
11 auf sonstige Auskünfte.

Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß eine Entlastung unserer Zentralstelle zugunsten der Gruppen stattgefunden hat, was ja auch ganz naturgemäß eintreten mußte. Wir werden hier auch immer Sorge tragen, daß die bei den Ortsgruppen zuständigen Mitglieder sich an diese selbst wenden. Eine Entlastung unserer Zentrale ist daher nur zu begrüßen, zumal sich der Verein in letzter Zeit stark vergrößert hat.

An der Außenarbeit des Vereins beteiligte sich ferner die Stellenvermittlung, die wieder in den Händen von Frl. Judith Seger lag. Die Ergebnisse ihrer Tätigkeit werden in einem besonderen Abschnitt folgen. Das Vermögen des Vereins verwaltete die 1. Schatzmeisterin Frl. Anna Moeller. Auch ihr sei an dieser Stelle der Dank des Vereins ausgesprochen. Wie sie bestätigen wird, hat sich die Einwirkung des Postscheckkontos auf das glücklichste bewährt. Es verminderte die Arbeitslast und förderte den bargeldlosen Verkehr, in unserer Zeit ein Gebot der Stunde.

Es heißt ebenfalls in vaterländischem Sinne gehandelt, wenn sich der Verein zu nochmaliger Zeichnung der Kriegsanleihe in diesen Tagen entschließt, was bei der Höhe unseres Kapitals wohl zu verantworten ist.

Die Schriftleitung der Mitteilungen hatte die 2 Vorsitzende Frl. Martha Schwenke übernommen. Von ihrer Zusammenstellung „Die Bibliotheksausbildung für Frauen" sollen Sonderabzüge hergestellt werden, die bei Anfragen über die Examensvorbereitung zur Auskunft verschickt werden können.

In diesem Jahre haben auch die Satzungen unseres Vereins einen Neudruck erfahren, da der neu hinzugekommene Nachtrag dies nötig machte. Unsern Bemühungen ist es gelungen, unsern Mitgliedern eine Erholungsstätte in Neubabelsberg zugänglich zu machen, dadurch, daß wir Mitglied der Genossenschaft für Frauenheimstätten geworden sind. In der Nähe der Großstadt ist somit für die berufstätige Frau eine Möglichkeit geschaffen, einmal allem Getriebe zu entfliehen, um sich in waldreicher lieblicher Umgebung neue Kraft zu holen.

Auch sonst haben wir im vergangenen Vereinsjahre versucht, unsern Mitgliedern in den Vereinsabenden größere Abwechslung zu bieten. Dies wurde einerseits durch Vorträge, andererseits durch eine Neueinführung, nämlich Liebhaber-Theateraufführungen, in denen unsere Mitglieder mitwirkten, erstrebt. Der allgemeine Beifall, der diesem Bestreben gezollt wurde, gibt den Mut, auch im nächsten Jahre darauf zurück zu greifen. Im vergangenen Geschäftsjahre fanden 7 Mitgliederversammlungen statt:

am 16. Dez. 1917: Wohltätigkeitsaufführung zur Beschaffung von Büchern für die im Felde Stehenden. Don Carlos von Max Reinhardt.
„ 13. Jan. 1918: Theateraufführung.
1. Kotzebue: Die gefährliche Nachbarschaft.
2. „ Die Unglücklichen.
„ 2. Febr. 1918: Vortrag von Herrn Geh. Rat Paalzow, Abteilungsdirektor der Kgl. Bibl.: Jacob Grimm als Bibliothekar.
„ 10. Febr. 1918: Führung durch Alt-Berlin unter Leitung von Dr. Hans Brendicke.
„ 12. März 1918: Vortrag von unserm Mitglied Frl. Inga Grussendorf, von Werken zeitgenöss. Dichter und Dichterinnen.
„ 13. März 1918: Vortrag von Herrn Direktor Dr. Archenhold: Die Fliegerwaffe und ihre Helden (mit Lichtbildern und Films). Daran anschließend: Besichtigung der Bibliothek der Sternwarte Treptow.
„ 7. Mai 1918: Herr Geh. Rat Dr. Seelmann: Vor Gericht. (Eine lustige Vorführung einer Schöffengerichtsverhandlung wegen eines der Kgl.

Bibliothek entwendeten Buches, wobei die anwesenden Mitglieder die handelnden Personen selbst improvisierten.)

Am Ende des Vereinsjahres 1917/18 zählt die Vereinigung 560 ordentliche und 70 außerordentliche Mitglieder, zusammen also 630 (im Vorjahr 564) Mitglieder. Davon entfallen auf

Groß-Berlin	201	ordentliche und	14	außerordentliche Mitglieder
Ortsgruppe Hamburg	45	" "	9	" "
" Dresden	25	" "	—	" "
Bezirksgruppe f. d. Rh. Westf. Industriebez.	72	" "	4	" "

Ausgeschieden sind 15 Mitglieder. Leider sind uns auch durch die heimtückische Grippekrankheit mehrere Kolleginnen entrissen worden. Wir beklagen den Tod von Gertrud Konschak-Düsseldorf, Emma Zander-Berlin und Frau Dr. Frieda Weil, geb. Dresel-Charlottenburg. Auf dem Felde der Ehre gefallen ist unser außerordentliches Mitglied Herr Direktor Dr. Jaeschke-Düsseldorf.

Bei der Neuordnung unserer staatlichen Verhältnisse macht sich auch in unserm Verein der Wunsch geltend, unsere Gehaltslage unserer Vorbildung entsprechend zu verbessern und die Zukunft der in staatlichen oder städtischen Diensten tätigen Berufsgenossinnen zu sichern. Es wird daher die Regelung dieser Fragen im nächsten Vereinsjahre im Vordergrunde stehen müssen, damit wir der Bedeutung unserer Organisation gemäß für die Zukunft der Vertreterinnen unseres Berufs etwas erreichen.

Emma von Oven.

Bericht über die Stellenvermittlung 1917/18.

Im Jahre 1917/18 wurden durch die Vereinigung 19 Dauerstellen und 12 Vertretungs- oder Kriegsstellen besetzt: Dauerstellen z. B. an der Bibliothek des Reichsamts des Innern, des Kriegsministeriums, der Handelskammer, des Handelsministeriums und anderen, auch auswärtigen Behörden. Kriegsstellen wurden an Ministerial- und Behördenbibliotheken in Belgien, an der Druck- und Büchereistelle in Bukarest und an zahlreichen Kriegsbetrieben der Heimat durch Vermittlung der Vereinigung besetzt.

16 Stellenangebote mußten unerledigt bleiben. Es handelte sich bei diesen häufig um nicht eigentlich bibliothekarische, sondern mehr um archivarische und redaktionelle Tätigkeit, sowie um Stellen an auswärtigen Stadt- und Volksbibliotheken, deren Bedingungen für die heutigen schwierigen Zeitverhältnisse nicht günstig genug waren.

In die Bewerberinnen-Liste neu eingetragen wurden im letzten Geschäftsjahre 49 Mitglieder. Zum größten Teil haben diese Bewerberinnen feste Stellen inne und wünschen aus diesem oder jenem Grunde einen Wechsel. In 20 Fällen konnte den Wünschen der Damen Rechnung getragen werden. 19 Bewerberinnen stehen noch auf der Liste, 10 ließen sich wieder streichen, weil sie anderweitig die ihnen zusagende Beschäftigung fanden, oder den Entschluß gefaßt haben, doch in ihrer alten Tätigkeit zu verbleiben. 18 Mitglieder, die vom Geschäftsjahr 1916/17 her auf der Liste standen, fanden durch Bemühung der Vereinigung jetzt Beschäftigung.

Augenblicklich übersteigt das Angebot an Stellen die Nachfrage. Es sei jedoch darauf hingewiesen, daß der heutige Mangel an Arbeitskräften sich mit Friedensschluß in sein Gegenteil verkehren dürfte. Zahlreiche Kolleginnen, die heute in Kriegsbetrieben arbeiten, werden nach Kriegsende ihrem alten Berufe wieder zuströmen. Das Angebot, das die Bibliotheken dann stellen werden, dürfte indes nicht so reichlich sein, da anzunehmen ist, daß gerade in unserm Beruf viele Stellen für Kriegsbeschädigte freigemacht werden. Es *kann daher nicht dringend genug geraten werden, sich beizeiten nach Dauerstellungen umzusehen, auch wenn die Bedingungen, die diese bieten, für die heutigen Verhältnisse nicht günstig erscheinen.* Die „Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen“ wird sich große Mühe geben, ihren Mitgliedern beim Aufbau einer Existenz behülflich zu sein.

Neuanmeldungen mit Lebenslauf, Zeugnisabschriften und M. 1.— zur Deckung der Portounkosten sind an die 1. Stellenvermittlerin, Judith Seger, Berlin W. 30, Hohenstaufenstr. 52 I, zu richten. Auf Angebote, welche durch die Vereinigung an die Mitglieder gelangen, wollen diese umgehend und ausführlich antworten. Ebenso sind Adressenänderungen sofort anzugeben. Mitglieder, die in der Bewerberinnen-Liste eingetragen sind und anderweitig Stellen erhalten, wollen die Stellenvermittlung davon umgehend in Kenntnis setzen. Da die Arbeitslast, die auf der Stellenvermittlerin ruht, eine sehr große ist, bittet sie die Bewerberinnen herzlich, sie über ihr Berufsleben sorgfältig auf dem Laufenden zu erhalten, da ihr nur auf diese Weise unnötige Arbeit erspart werden kann.

Die Stellenvermittlung bibliothek. arbeitender Frauen möchte daran erinnern, daß sie auch die Vermittlung von Praktikantenstellen übernommen hat, daß es ihr aber an Anwärterinnen fehlt. Die Mitglieder werden gebeten, ihrerseits dafür zu sorgen, daß dies in ihrem Bekanntenkreise zur Kenntnis gelangt.

Judith Seger.

Kassenbericht 1917/18.

Einnahmen.		Ausgaben.	
Uebertrag 1916/17	1083,58 M.	Porti und Fahrgelder	329,04 M.
Vereinsvermögen i. Kriegsanleihe	1000,— „	Schreibmaterial	178,65 „
Mitgliederbeiträge:		Miete und Trinkgelder	240,— „
a) ordentl. Mitglieder	1944,40 „	Drucksachen und Vervielfältigungen	697,75 „
b) außerordentl. Mitgl.	130,05 „	Vereinsbeiträge	108,30 „
Erlös aus Vereinsdrucksachen	2,50 „	Gerichtskosten	11,40 „
Geschenk	5,— „	Büchersammlung	19,70 „
Stellenvermittlungsgebühren	63,05 „	Stellenvermittlung	55,30 „
Zinsen	46,05 „	Spenden aus der Vereinskasse (besonders an die Ortsgruppen)	205,— „
Reingewinn aus 2 Theateraufführungen	326,50 „	Spende an die Kriegsbücherei aus 2 Theateraufführungen	326,50 „
		Kassenbestand	1429,49 „
		Vereinsvermögen i. Kriegsanleihe	1000,— „
	4601,13 M.		4601,13 M.

Die Bibliotheksausbildung für Frauen.

Nachtrag zu I. Preußen.

Der in Nr. 4 der Mitteilungen angezeigte Kursus von Herrn Dr. Beckmann findet nicht statt. Dafür muß es wie früher heißen:

c) Einführung in die preußischen Instruktionen mit praktischen Uebungen in der Titelaufnahme von Frl. Bernhardi, Bibliothekssekretärin an der Kgl. Bibliothek. Anfragen sind nach Berlin NW 7, Unter d. Linden 38 zu richten.

IV. Baden.

In Baden gibt es keine Prüfung für den Dienst an Volksbibliotheken. Die Vorbildung und Prüfung der mittleren Bibliotheksbeamten ist durch Großherzogl. Badische Landesherrliche Verordnung vom 29. Juli 1913 geregelt (Jahrb. d. D. Bibl 1914 S. 171 u. Bl. f. Vb. u. Lh. Beibl. Nr. 5):

1. Die Befähigung zur Anstellung im mittleren Bibliotheksdienst an den beiden Universitätsbibliotheken, der Bibliothek der Technischen Hochschule und der Hof- und Landesbibliothek wird durch eine zweijährige Vorbereitungszeit und eine sich daran anschließende Prüfung erworben.

2. Die Zulassung zum Vorbereitungsdienst erfolgt nur nach Maßgabe des jeweiligen Bedürfnisses, zunächst probeweise auf die Dauer von drei Monaten durch den Bibliotheksvorstand und dann auf dessen Vorschlag durch das Unterrichtsministerium.
3. Die Zulassung zum Vorbereitungsdienst setzt den Nachweis des erfolgreichen Besuchs des sechsten Jahreskurses eines Gymnasiums, eines Realgymnasiums (Realprogymnasiums) oder einer Oberrealschule (Realschule) oder des zehnten Jahreskurses einer höheren Mädchenschule voraus.
4. Besucher der Oberrealschule (Realschule) und der höheren Mädchenschule haben die Kenntnis der lateinischen Sprache soweit nachzuweisen, als sie zur Uebersetzung eines leichten lateinischen Textes notwendig ist.
5. Bei der Zulassung zum Vorbereitungsdienst werden Bewerber, die mehrere Jahre in einer Sortimentsbuchhandlung oder in einem Antiquariat gearbeitet haben, vorzugsweise berücksichtigt.
6. An den zweijährigen Vorbereitungsdienst schließt sich eine Prüfung an, die dartun soll, ob der Kandidat die für den mittleren Bibliotheksdienst erforderlichen Arbeiten selbständig ausführen kann.

Es ist selbstverständlich, daß zur Erlangung einer staatlichen Anstellung in Preußen, Elsaß-Lothringen, Sachsen und Baden nur die Prüfung des betreffenden Landes in Betracht kommt, während es für nichtstaatliche Bibliotheken und die staatlichen der übrigen Bundesstaaten noch keine Vorschriften gibt. Es ist aber anzunehmen, daß diejenigen Büchereien, die Praktikantinnen ausbilden, Bewerberinnen bevorzugen werden, die die Prüfung abgelegt haben, zu der sie vorbereiten. Ein Verzeichnis der zur Ausbildung zugelassenen Bibliotheken gibt es bisher nur für Preußen. Da die Zahl dieser Büchereien begrenzt ist, macht es oft Schwierigkeiten rechtzeitig eine Praktikantenstelle zu erlangen, besonders da viele Bibliotheken schon auf Jahre hinaus Vormerkungen annehmen. Die Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen hat daher versuchsweise an ihre Stellenvermittlung auch eine solche für Praktikantinnen angeschlossen. (Stellenvermittlerin: Frl. Judith Seger, Berlin W. 30. Hohenstaufenstr. 52). Es ist aber zu erwarten, daß die Anmeldung zu den Praktikantenstellen in Preußen bald einheitlich geregelt wird. Es haben auch einige außerpreußische Bibliotheken die Erlaubnis erhalten, für die preußische Diplomprüfung vorzubilden, z. B. in Hamburg die Stadtbibliothek und die Oeffentliche Bücherhalle, in Bremen die Stadtbibliothek und die Lesehalle, in Dessau die Landesbibliothek.

Bei dem Vorbereitungsdienst für die sächsische Prüfung B. für volkstümliche Bibliotheken ist besonders zu bemerken, daß auch nicht-sächsische Büchereien zur Annahme von Praktikanten zugelassen werden.

Der Wortlaut der verschiedenen Prüfungsordnungen und sonstiger für die Prüfung erlassener Bestimmungen ist auch in den ausführlichen Berichten der entsprechenden Fachschulen abgedruckt. Der Besuch einer solchen Schule ist durchaus anzuraten, ist aber, dies sei noch ausdrücklich betont, nicht Bedingung für die Ablegung irgend einer dieser Prüfungen.

Zur neuen Lage.

Durch die großen Umwälzungen der letzten Zeit sind ganz neue Aufgaben auch an uns herangetreten. Die Vereinsleitung hat bereits Schritte getan, damit bei der Neuordnung des Volksbildungswesens auch ihre Stimme gehört wird. Ebenso wird sie bemüht sein, zur Wahrung unserer Standesinteressen zu tun, was möglich ist. Es ist noch alles so ungeklärt, daß man jetzt, Mitte November, die Sachlage nicht übersehen kann. Unsere Kommissionen sind aber schon in Tätigkeit und werden der Mitgliederversammlung, die baldmöglichst einberufen werden soll, Vorschläge unterbreiten.

Eine neue große Verantwortung erwächst ferner der Frau durch das uns plötzlich in den Schoß gefallene allgemeine Wahlrecht. Auch hier gilt es,

nicht zurückzustehen. In einer von Dr. Alice Salomon einberufenen Versammlung am 15. Nov. 1918, wurde ein Ausschuß der Berliner Frauenverbände gegründet, der die Aufgabe hat, die Frauen über die Wahl zur Nationalversammlung aufzuklären. Die Vereinigung ist durch die 1. Vorsitzende vertreten. Alle Frauen werden zur Mitarbeit aufgefordert. In dieser Zeit, die unser Schicksal entscheidet, darf es keine Frau mehr geben, geschweige denn eine berufstätige, die keine Zeitung liest und der die politischen Ereignisse ganz gleichgültig sind. Es muß anders werden, denn mit dem Wahlrecht ist uns eine Pflicht und eine große Verantwortung geworden. Deshalb setzt jetzt eine umfassende Aufklärungsarbeit ein, die unabhängig vom Parteistandpunkt den Frauen die nötigen staatsbürgerlichen Grundbegriffe vermitteln soll. Wir müssen selbst lernen, und außerdem muß es jede deutsche Frau als ihre Pflicht ansehen, überall wohin ihr Einfluß reicht, im Familien- und Bekanntenkreise, insbesondere auch bei den Dienstboten, aufklärend zu wirken, und auf Veranstaltungen aufmerksam zu machen, die diesem Zwecke dienen. Auch in unserer Berufsarbeit muß es möglich sein, durch Zusammenstellen geeigneter Bücherlisten die staatsbürgerliche Belehrung zu fördern. Das Losungswort heißt jetzt: „Frauen lernt wählen!"

Martha Schwenke.

Stellenangebot.

„Für die Bibliothek des Instituts für Seeverkehr und Weltwirtschaft zu Kiel wird eine Bibliothekssekretärin gesucht. Gute Schulbildung, insonderheit große Sprachkenntnisse, sowie abgeschlossene bibliotheks-technische Ausbildung sind unbedingt erforderlich. Die Stellung ist dauernd. Möglichst baldiger Antritt erwünscht. Angebote unter Beifügung eines Lichtbildes und von Zeugnisabschriften sowie Angabe der Gehaltsansprüche sind an das Institut zu richten."

Vorstand und Arbeitsausschuß für das Geschäftsjahr 1918/19.

1. Vorsitzende: Martha Schwenke, Charlottenburg, Droysenstr. 17. Städt. Volksbücherei Charlottenburg.

2. „ Johanna Mühlenfeld, Berlin O 17, Stralauer Allee 17c. 1. Städt. Kinderlesehalle und 26. Volksbibl. Berlin.

1. Schatzmeisterin: Ilse Graffunder, Schöneberg, Apostel Paulus-Str. 30. Bibl. des Reichsamts d. I.

2. „ Annemarie Floeter, Schöneberg, Feurigstr. 58. Kgl. Bibliothek.

1. Stellenvermittlerin: Judith Seger, Berlin W 30, Hohenstaufenstr. 52. Bibl. d. Reichstags.

2. „ Charlotte v. Hesse, Berlin W 30, Habsburger Str. 13. Bibl. d. Architektenvereins.

1. Schriftführerin: Erna Moldenhauer, Berlin W 15, Uhlandstr. 165/166. Kgl. Bibliothek.

2. „ Therese Krimmer, Berlin NW 21, Alt-Moabit 83c. Bibl. d. nationalliberalen Partei.

3. „ Charlotte Zitzwitz, Charlottenburg, Knesebeckstr. 70. Volksbücherei Charlottenburg.

Auswärtige Ausschußmitglieder:
- Julie Hansen, Hamburg 24, Mühlendamm, Oberaltenstift 88e. Oeffentl. Bücherhalle D. 1. Vors. d. Ortsgruppe Hamburg.
- Dora Ziel, Dresden, Dresdner Str. 9. Stadtbibl. 1. Vors. d. Ortsgruppe Dresden.
- Helene Schoett, Düsseldorf, Deichst. 14. St. Bücher- u. Lh. 1. Vors. d. Bezirksgr. f. d. Rh. Westf. Industriebez.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (S.).

Blätter
für
Volksbibliotheken und Lesehallen

Herausgegeben

unter ständiger Mitwirkung zahlreicher Fachgenossen

von

Prof. Dr. Erich Liesegang in Wiesbaden
und
Prof. Dr. Gottlieb Fritz in Charlottenburg

Zwanzigster Jahrgang

Leipzig
Otto Harrassowitz
1919

Inhalts-Verzeichnis.

Von Ch. Martin.

Als Beilage findet sich mit besonderer Paginierung ein Blatt „Mitteilungen der Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen“ hinter jedem Heft; der Inhalt ist in dem Namen- und Sachregister nicht berücksichtigt.

Namen- und Sachregister.

Bücherschau.*)

A. Bibliographisches, Populärwissenschaft etc.

*) Nur die besprochenen Werke sind aufgeführt.

B. Schöne Literatur.

20. Jahrg. Nr. 1 u. 2. Januar-Februar 1919.

Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen.

Herausgeber: Professor Dr. Erich Liesegang in Wiesbaden u. Professor Dr. Gottlieb Fritz in Charlottenburg. — Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig. — Preis des Jahrgangs (12 Nrn.) 4 M.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung und Postanstalt.

An unsere Leser.

Schon seit langem konnten sich Schriftleiter und Verleger dieser Zeitschrift nicht der Wahrnehmung verschließen, daß die Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen in der bisherigen Form vielfachen und sich immerfort steigernden Anforderungen nicht mehr voll gerecht zu werden vermöchten. Während der langen Kriegsjahre mit allen ihren Sorgen und Nöten war nun aber eine erhebliche Erweiterung des Umfangs und der Uebergang vom zweimonatlichen zum monatlichen Erscheinen um so weniger tunlich, weil damit eine wesentliche Erhöhung des Bezugspreises hätte verbunden werden müssen, die wir in dieser schweren Zeit lieber vermeiden wollten.

Notwendig erscheint es nun, nach Beendigung des Krieges, nicht länger mit einer Erweiterung der „Blätter“ zu zögern, sondern bis zur endgültigen Neuordnung, die bei Abschluß der ersten Folge von zwanzig Jahrgängen zum 1. Januar 1920 stattfinden soll, schon jetzt Doppelhefte und Monatshefte miteinander abwechseln zu lassen, ohne gleichzeitig trotz der Vermehrung des Umfanges um die Hälfte eine Erhöhung des alten Bezugspreises von 4 Mark vorzunehmen.

Schriftleiter und Verleger sind sich der großen Aufgabe bewußt, die für die Zukunft ihrer wartet. Unser Volkstum ist in einer Krisis seiner äußeren Existenz begriffen, umsomehr gilt es, die Bande zu verstärken, die uns zusammenhalten. Aus der kaum übersehbaren Menge der literarischen Erscheinungen populärwissenschaftlichen Inhalts, soweit sie in sich bedeutend sind und die Volksbildung im besten Sinne angehn, muß das Wertvolle herausgegriffen und an ihm aufgezeigt werden, daß alle die scheinbar so weit auseinanderstrebenden Quellen unserer Kultur am letzten Ende in denselben Urstrom deutscher Art ausmünden. Vom Standpunkt der historischen Entwicklung aus betrachtet, verlieren dann die Gegensätze, die uns auf so vielen Gebieten zu zerklüften drohen, ihre beängstigende Schärfe; sie nach Kräften schon jetzt auszugleichen und unbeirrt durch die Parteikämpfe der Gegenwart sie auf das Maß innerer Berechtigung zurückzuführen, muß eine der vornehmsten Aufgaben der Volksbildungsarbeit sein, bei der ein wesentlicher Faktor gerade das Volksbibliothekswesen in seiner für deutsche Verhältnisse bezeichnenden Vielgestaltigkeit sein wird.

Zur Durchführung dieses Programms, das naturgemäß nur hier angedeutet werden kann, bedarf es nun aber eines größeren Stabes von Mitarbeitern und Vertrauensmännern aus allen Teilen unseres Vater-

landes, als er bisher der Schriftleitung zur Verfügung stand. Auch diese sind bereits gewonnen und werden vom Erscheinen der neuen Folge (Anfang 1920) in äußerlich erkennbarer Form an den Redaktionsgeschäften teilnehmen. Inzwischen hat einer unserer bewährten alten Mitarbeiter, Herr Professor Dr. Fritz-Charlottenburg, schon für das laufende Jahr dem Schriftleiter seine wertvolle Unterstützung in dankenswerter Weise zugesagt. So wollen und werden die „Blätter" gerade unter den veränderten Verhältnissen auf breiterer Grundlage an ihrem Teile der Verinnerlichung, der Veredelung und dem Reiferwerden des großen deutschen Volkes dienen, das sich aus allen Nöten und Demütigungen heraus noch immer nur um so heldenhafter und herrlicher erhoben hat.

Professor Dr. Erich Liesegang. Otto Harrassowitz.

Volksbüchereitypen.

Es gibt Begriffe, die im Laufe der Zeiten immer vieldeutiger geworden sind, so daß die ihnen anhaftende Unklarheit ihren Gebrauch wesentlich erschwert. Wenn solche Begriffe trotzdem nicht aufgeteilt oder durch bessere Wertprägungen verdrängt werden, so beruht das oft auf der wach bleibenden Erinnerung an die ursprüngliche einfachere Bedeutung und auf dem Umstande, daß wenigstens noch ein leicht kenntliches Merkmal in allen späteren Abwandlungen des Gesamtbegriffes erhalten blieb.

Zu diesen Begriffen gehört auch das Wort Volksbücherei. Zwar ist es dem stolzen Erstarken des Volksbüchereiwesens gelungen, aus fast allen Klassen der Bevölkerung gewisse falsche Urteile zu entfernen, und nur wenige volksfremde Gemüter glauben heute noch, daß die Volksbücherei eine Bücherei der Ungebildeten im Gegensatz zu den Büchereien der Gebildeten sei, oder daß sie für die Besitzlosen arbeite, um von den Besitzenden gemieden zu werden, oder daß sie als eine Art bevormundend aufgedrängtes Almosen angesehen werden müsse und nicht als ein heißbegehrtes allgemeines Gut. Aber auch da, wo man die Volksbücherei kennt und schätzt, oft auch da, wo man berufen ist in ihre Entwicklung einzugreifen, da klammert man sich oft an die zwar nie fehlenden, aber doch nur ungenügend kennzeichnenden Merkmale der leichten Zugänglichkeit und der reichlichen Darbietung der schönen Literatur, ohne zu ahnen, welchen Reichtum von Erscheinungsformen die Volksbücherei hat, ohne zu begreifen, daß diese Vielgestaltigkeit eine notwendige Aeußerung ihres innersten Wesens ist, welches darin gefunden werden muß, daß die Volksbücherei eben die moderne allgemeine Bücherei ist, zugleich geboren und gewachsen mit dem modernen allgemeinen Büchereibedürfnis. Diesem ihrem Wesen entsprechend gestaltet sie sich einfach in einfachen Verhältnissen, entwickelt sie sich breit und hoch an Stätten gesteigerter Kultur, und schmiegt sie sich dort zwischen andersartige Bibliotheken ein, wo sie einem von diesen nicht befriedigten Bedürfnis entsprechen kann.

So entstehen verschiedene Typen der Volksbücherei, die ohne der Uebergänge und Sonderbildungen zu entbehren eine Reihe bilden, an deren einem Ende die zahlreichen kleinen Volksbüchereien, an deren anderem Ende die verhältnismäßig wenigen großen und ganz großen Volksbüchereien stehen. Die kleine Volksbücherei ist einerseits die Bücherei der kleinen Orte, dann aber ist sie in großen Orten neben großen Volksbüchereien die Bücherei besonderer Kreise, die sich im Rahmen einer Vorstadt, einer Kirchen- oder Fabrikgemeinde oder einer Vereinstätigkeit zusammenfinden. Die geringe Größe ist zwar das kaum fehlende, nicht aber das ihr Wesen kennzeichnende Merkmal, dieses liegt vielmehr in Objekt, Mittel und Methode ihrer Tätigkeit. Diese kleine Volksbücherei hat als Hauptwirkungsziel den Jugendlichen und die hinter ihm stehende Familie, soweit deren geistige Ansprüche sich mit denen der Jugendlichen decken oder ihnen ähneln. Sie ist die familiäre Volksbücherei. Eine niedrig angesetzte Altersgrenze als Voraussetzung für die Benutzung der Bücherei, ein guter Bestand an Jugendschriften, die Tönung der übrigen Bestände auf das Niveau jugenderziehlich beeinflußter Auswahl und ein nur in mäßigen Grenzen gehaltener darüber hinausgehender Aufbau mehr für Erwachsene bestimmter Werke, das ist der äußere Rahmen dieser Anstalten, ihr Leib, der aber ungeahnt wertvolle und weitgehende Wirkungen ausübt durch sein Hirn und Herz, durch den Leiter, der wenn auch ohne jede Arbeitsteilung alle höheren und niederen bibliothekarischen Tätigkeiten meist in einziger Person vereinigend eine in anderen Bibliotheken nicht wieder erreichbare einzigartig günstige Stellung gegenüber der Leserschaft einnimmt. Denn die Gleichartigkeit und Beeinflußbarkeit eines dazu noch wohlbekannten Leserkreises, die durchsichtige Beschaffenheit und verhältnismäßige Enge der Bücherbestände geben einer besonders geeigneten Persönlichkeit Gelegenheit, die einzelnen Leser und die einzelne Familie so unmittelbar zu fördern, daß man den idealen Fall der Bibliotheksleistung, die restlose Ausschöpfung aller Bildungsmöglichkeiten durch Ausleihe gelegentlich verwirklicht sehen kann. Dazu gehört allerdings, daß der Bibliothekar eine Vertrauensperson, eine Autorität für seine Leser und eine geistig diese Kreise überragende und pädagogisch geschulte Persönlichkeit ist. In hingebender Weise haben ja bisher viele Persönlichkeiten des Lehrerstandes im Nebenamte diese dankbare Stellung ausgefüllt und oft persönliche Opfer gebracht, um sich das notwendige Maß bibliothekarischer Bildung vorher anzueignen.

Andere Verhältnisse finden wir auf dem entgegengesetzten Flügel der Typenreihe innerhalb des Volksbüchereiwesens, bei der großen allgemeinen Volksbücherei. Diese rechnet mit einem reifen Leser. Wenn sie sich mit dem Jugendlichen befaßt, so verweist sie ihn in besondere Abteilungen oder auf besondere Bestände. Wohl bilden nationale, kulturelle, sittliche Grundsätze ihre Richtschnur bei Auswahl der Bücher, aber sie kann ihre Bestände nicht deshalb einengen, weil ein Unreifer durch ein an und für sich wertvolles Buch zum Straucheln

gebracht werden könnte. Eben weil sie die allgemeine, die das ganze Volk befriedigende, die echt nationale Bücherei ist, braucht sie Freiheit in der Breite. Aber sie braucht auch Freiheit in der Höhe. Wohl will sie auch dem schlichtest Gebildeten das geben, was er zur Belehrung oder Erbauung braucht, aber sie will bei Auswahl ihrer Bücher auch bis zu der Höhe gehen, die dem Niveau ihrer besten Leser entspricht, unbekümmert darum, ob es sich um Werke handelt, die man sonst in einer wissenschaftlichen Bibliothek oder in einer Fachbibliothek sucht, falls nämlich solche Sonderbibliotheken fehlen oder dem vorhandenen Bedürfnis namentlich auch in bezug auf Zugänglichkeit nicht genügend entsprechen.

Eine Zwischenstellung zwischen den wissenschaftlichen Büchereien und den familiären Volksbüchereien nehmen die großen allgemeinen Volksbüchereien ein in bezug auf die Beratung der Leser bei der Ausleihe. Sie erkennen das Recht des Lesers, sich beraten zu lassen voll an und richten sich dementsprechend ein, aber sie erkennen ebenso das Recht des Lesers auf völlig freie Wahl an. Sie dringen also ihren Rat niemandem auf und lehnen für die Ausleihe dem erwachsenen Leser gegenüber jede Bevormundung ab. Für diese Zurückhaltung sind drei Gründe maßgebend. Erstens ist es bei dem Massenverkehr und namentlich, wenn wirklich alle Schichten der Bevölkerung am Ausleihtisch erscheinen, ganz unmöglich, die Ausleihe stets Personen anzuvertrauen, welche dem Entleiher gegenüber als Autoritäten, als besser Unterrichtete gelten können. Weiter ist es angesichts der in der Großstadt hundertfach sich kreuzenden Bildungseinflüsse unmöglich, die individuelle geistige Lage eines Lesers zu überschauen, und damit fällt die unentbehrliche Grundlage für jede bevormundende Beratung. Schließlich lehrt die Erfahrung, daß große und wertvolle Leserkreise einfach wegbleiben, weil sie es mit Recht unter ihrer Würde finden, sich derart bevormunden zu lassen.

Wenn sich nun die allgemeine Volksbücherei in bezug auf Größe, Umfang und Mittel so sehr von der familiären Volksbücherei unterscheidet, so müssen auch die Anforderungen an die bibliothekarische Tätigkeit andere sein. Zunächst bringt die Größe des Betriebes die Arbeitsteilung mit sich. Wir haben daher einen Leiter, der an der Expedition und den täglichen laufenden Arbeiten im allgemeinen nicht teil nimmt. Von ihm verlangen wir außer dem Besitz der höchsten Bildung einen geläuterten Geschmack. Dazu soll er Gegenwartsmensch sein, der alle Fragen der Zeit in sich aufnimmt und mit Ruhe und Sicherheit auf seine Ankäufe wirken läßt. Er wird sich in der Mitte halten zwischen der hastigen Anteilnahme des Tagesschriftstellers und der weltfernen Stellungnahme des abstrakten Gelehrten. Die Erziehung, Weiterbildung und Beeinflussung seines Personals, die Entwicklung dessen, was man den Geist der Volksbücherei nennen kann, das Studium aller sozialen, kulturellen, psychologischen und zeitgeschichtlichen Einflüsse, die sich in seiner Bücherei kreuzen, muß seine vornehmste Aufgabe sein, damit er als das Haupt der Bücherei auf ihre Glieder, die Beamten und dadurch auf die Leserschaft selbst wirken kann.

Auch die Tätigkeit der Beamten in der großen allgemeinen Volksbücherei erhält ein ganz besonderes Gepräge durch deren eigentümliche Verhältnisse. Hier wirkt vor allem die notwendige Schnelligkeit und Genauigkeit der Massenarbeit und die große Streubreite der Anforderungen durch die Leserschaft. Niemand wird diesen Anforderungen entsprechen können, der nicht mit guter Allgemeinbildung vollendete Bibliothekstechnik und Systemsicherheit verbindet, und der nicht über glatte Umgangsformen, schlagfertiges Denken und Kenntnisse in den modernen Sprachen verfügt.

Zwischen den beiden bisher geschilderten Volksbüchereitypen liegt nun eine große Anzahl von Volksbüchereien, die einen Uebergang bilden zwischen der familiären Volksbücherei und der großen allgemeinen Volksbücherei, und dementsprechend kreuzen sich in ihnen in mannigfacher Weise die Ziele und die Wege der bisher geschilderten beiden Volksbüchereitypen. Daher sind diese Uebergangsbüchereien besonders wichtig für die Einheit des gesamten deutschen Volksbüchereiwesens und für den Austausch von Erfahrungen, die man teils hier teils da macht. Häufig hat man es bei ihnen mit wachsenden Büchereien zu tun, die dann mit wachsender Größe notwendigerweise auch einen Wechsel ihrer Ziele und Mittel erleiden und allmählich an die Eignung ihrer Beamten immer andere Ansprüche stellen müssen.

Rückblickend erkennt man, daß die Typen im Volksbüchereiwesen keine zufälligen Variationen sondern notwendige Ergänzungen ihrer selbst sind. Daher ist man auch nicht berechtigt, wenn an einem Orte neben einer großen allgemeinen Volksbücherei noch familiäre Volksbüchereien bestehen, von Kräftezersplitterung zu reden. Der Anteil an der Volksbildung, der dem Volksbüchereiwesen zuzufallen hat, ist eben viel zu groß, als daß diese Aufgabe nur auf einem Wege, nur mit einem Mittel bewältigt werden könnte.

Chemnitz. H. Heimbach.

Franz Michael Felder der Volksdichter.

Von Karl Noack-Darmstadt.

Einen wenig bekannten, fast schon halb vergessenen deutschen „Selbwachsenen" Bauerndichter und Volkserzieher, der schon vor fast einem halben Jahrhundert die Feder aus der schwieligen Hand legte und nach einem kurzen, aber unermüdlichen Lebenswirken einer fröhlichen Urstände entgegenschlummert, wollen wir heute betrachten und die Aufmerksamkeit des Fachgenossen auf ihn hinlenken. Nach unseren Erfahrungen sollte er der Bregenzerwäldner neben seinem großen steirischen Landsmann Peter Rosegger, dem ein längeres literarisches Schaffen und Wirken beschieden war, einen Ehrenplatz in jeder deutschen Volksbücherei erhalten. Kein geringerer als der Nachfolger Jakob Grimms in der Wörterbuchsarbeit, Rudolf Hildebrand, der jedem Lehrer wohlbekannte Reformator des deutschen Sprachunterrichts, einer der feinsinnigsten Kenner unserer Volksdichtung, hat

Felder, den er bei einer Ferienwanderung durch den Bregenzerwald persönlich kennen lernte, gewissermaßen für die deutsche Oeffentlichkeit erst entdeckt und bekannt gemacht. Er vermittelte ihm für seine weiteren Werke einen trefflichen Leipziger Verleger und hat ihn überhaupt in jeder Art gefördert. Hildebrand wollte auch ein Leben seines Freundes Felder schreiben, ein Plan, der wie so manches Andere unter der Arbeitslast des Wörterbuchs liegen blieb. Als Ersatz wurde dann neuerdings von einem Fachgenossen Hildebrands, dem Grazer Professor der deutschen Philologie A. Schönbach, dem Verfasser des allbekannten Werks „Ueber Lesen und Bildung“, in der Ausgabe von Felders sämtlichen Werken eine Lebensskizze desselben geboten.

Franz Michael Felder wurde am 13. Mai 1839 in Schoppernau, dem innersten Dorfe des damals noch ganz weltabgeschiedenen Bregenzerwaldes geboren. Sein Vater war ein armer Hirtenbauer, der ihm schon früh dahinstarb. Dem schwächlichen Kinde, dessen eines Auge leidend war, wurde durch einen gewissenlosen Arzt auch noch das gesunde gefährdet. Trotzdem ihm infolgedessen das Lesen große Beschwerde machte, stellte sich bei ihm mit der Zeit eine wahre Lesewut ein und bald trat eine nicht ungewöhnliche Begabung zu Tage. Um sich nun die Mittel zum Erwerb der geliebten Bücher zu verschaffen, webte er eifrig auf einem vom Vater selbst gefertigten kleinen Webstuhl Bänder, die er dann selbst im Dorfe vertrieb und wußte mit großem Geschick die Ware an den Mann zu bringen. In seinen Erinnerungen ‚Aus meinem Leben‘ erzählt Felder sehr hübsch, wie einmal der Pfarrer in der Schule eine Umfrage gehalten habe, was jeder werden wolle. Als die Reihe an ihn gekommen, habe er frischweg geantwortet, ein „Bibliothekari“, eingedenk der Erzählung eines Fuhrmanns, der ihm eine wunderbare Beschreibung der Innsbrucker Bibliothek geliefert habe. Doch konnte er sich bei der Mittellosigkeit der Familie eine höhere Bildung auf der Hochschule nicht erwerben und blieb Zeit seines Lebens auf das Bücherlesen als Quelle seiner Bildung angewiesen. Schönbach wirft a. a. O. S. 18 die Frage auf, ob Felder mit einer höheren Schulbildung mehr geleistet hätte, und verneint sie mit vollem Recht, „seine Begabung hätte sich nur andere Ausdrucksformen gesucht; das eigentümlich Herbe, das seinen Schöpfungen anhaftet, durch die er aus der Bauernarbeit nach dem Lorbeer des Dichters greift, hätte er wahrscheinlich eingebüßt“. Mit Hilfe des heimischen Pfarrers Stockmayr und des edlen Arztes Dr. Eck schöpfte er allein aus Büchern sich ein reiches Wissen, das er dann auch allenthalben zum Wohl seiner Heimat verwertete. Durch die fast ausschließliche Beschäftigung mit seinen Büchern in den Mußestunden, geriet Felder in ein schiefes Verhältnis zu seinen Landsleuten, die sein Wesen, sein Leben als „Bücherwurm“ nicht begreifen konnten, er wurde als Sonderling, als „Bischer“, wie es dort heißt, verschrien, und das verbitterte ihn immer mehr. Doch trat 1860 durch ein zufälliges Ereignis ein völliger Umschwung bei Gelegenheit eines Unfalls, bei dem er fast in den Wellen der hochgehenden, reißenden Aach

beim Austreiben seines Viehs auf die Venhaß umgekommen wäre, in der Meinung seiner bäuerlichen Landsleute ein. Auch brachte dieses Unglück ihn seiner geliebten „Nanni“ näher, mit der er dann im folgenden Jahr sich fürs Leben verband. Nanni Moosbrugger war ein in ihrer Art gebildetes Mädchen, das in den deutschen Klassikern wohlbelesen war, als sein „treues Wible“, wie er sie zärtlich nennt, nahm sie an seinem geistigen Schaffen regen Anteil, richtete den durch die Not des Lebens Bekümmerten immer wieder auf und begeisterte ihn zu neuem Wirken. Ihr früher Tod am 31. August 1868 nach einer siebenjährigen Ehe, in der sie dem Gatten 4 Söhne und eine Tochter schenkte, brach seine Lebenskraft, nach wenigen Monaten folgte er ihr nach kurzer Krankheit am 26. April 1869 nach.

Schon früh begann Felder seine Gedanken niederzuschreiben. Als Schüler schrieb er eine „Schoppenauer Schulzeitung“, die, wie er berichtet, auch großen Anklang bei den Erwachsenen fand. Alle diese Versuche in gebundener und ungebundener Rede überantwortete er vor seiner Verheiratung dem Feuertod, er wollte die Schriftstellerei aufgeben und nur seinem bäuerlichen Beruf leben. Doch sein glückliches Eheleben mit der geliebten „Nanni“ regte ihn mächtig an und ließ ihn doch nicht für immer die Feder aus der Hand legen; 1863 erschien sein Erstlingswerk „Nümmamüllers und das Schwarzokaspale“ im Verlag von Th. Stetten in Lindau. Diese Dorfgeschichte, die von der Kritik viel Anerkennung fand, ist überaus frisch geschrieben und spiegelt das junge Eheglück des 22jährigen Dichters wieder. Wir können sie nicht besser kennzeichnen, als mit den Worten die Scheffel darüber geäußert: „Das Buch ist echt, recht und gut. Der Verfasser hat seinen Hinterwald landschaftlich wie lautlich mit künstlerischem Blick betrachtet. Seine Seele mag einem jener kleinen, tiefen lauschig ernsten Gebirgsseen des Landes gleichen; mit seinen manchmal unbewußt humoristischen Umrissen ist das Abbild dessen, was Schoppernauer Berge und Menschenkinder hineinspiegelten, wiedergegeben. Ein unbefangenes, einfach Solidem zugewandtes Gemüt klingt durch. Von den mit starker Reflexion künstlich komponierten Dorfgeschichten Auerbachs unterscheidet sich Felders Standpunkt dadurch vorteilhaft, daß er ein naiver ist und den Bauer mit seiner bäuerlichen Welt nicht benutzt, um als vorteilhaft wirkende Staffage die modern geschulten Kulturmenschen, die in den Mittelpunkt der Bilder gestellt sind, zu umgeben. Hier schildert der Dörfer den Dörfer unbefangen, wie es einer kann, der selber auch Kühe im Stall zu füttern und Heu auf der Alm zu mähen gelernt hat.“ Felder nahm es mit dem Dichten sehr ernst, in einem Briefe an seinen Schwager Kaspar Moosbrugger schreibt er: „Nicht um Lob und Ehre, nicht um Geld will ich schreiben, nie will ich meine Feder entweihen, aber ich will nützen, wenn es mir möglich ist.“ An seinem nächsten, größeren Werke arbeitete er deshalb lange, änderte daran, verkürzte, arbeitete manches Kapitel um, kurz ging streng mit sich zu Gericht. Für dieses Buch, wie für das folgende besorgte ihm Freund Hildebrandt in S. Hirzel einen tüchtigen Verleger. Es erschien erst 1867 und führt den Titel: Sonderlinge.

Bregenzwälder Lebens- und Charakterbilder. Der Fortschritt in der Bildung der Charaktere und ihre Kennzeichnung in ihren Handlungen ist unverkennbar. Erst in diesem Werk ließ sich Felders „ganze Bedeutung erkennen und sie ward auch von nicht wenigen erkannt, darunter Kennern ersten Ranges“ (Hildebrand). Hören wir noch, was Felder selbst über sein Werk sagt: „Der Gedanke des Ganzen . . . ist: Es sind nicht die Großen, die die Fäden des Geschicks halten; auch sie können zum Glück nicht alles, was sie wollen. Kampf und Streit, nicht Siegen und Unterliegen hilft vorwärts. Doch ich sehe, daß sich das in Kurzem nicht so leicht sagen läßt, ich füge daher noch bei: ein Geistlicher und Weltlicher, beide wollen einer wie der andere die Welt bessern, daraus entsteht Auerismus (= die im Dorfe Au nach der Ansicht des Dichters vorherrschende fortschrittliche Richtung) und Schoppernauerhaftigkeit (= die des starren Beharrens auf dem hergebrachten Alten)“. Bereits ein Jahr darauf erschien sein Hauptroman „Reich und arm“. Eine Geschichte aus dem Bregenzerwald. Auf der Höhe seines dichterischen Könnens entwirft Felder ein umfassendes Gemälde des bäuerlichen Lebens. Die Gegensätze zwischen Arm und Reich werden schon politisch gewertet, war doch Felder in den letzten Jahren sozialpolitisch tätig gewesen und hatte das Genossenschaftswesen nach Schulze-Delitzsch, sowie die Lehren von Carey und Lassalle eingehend studiert. Doch stand er weit von letzterem ab auf dem Boden des positiven Christentums und suchte von hier aus seine Mitmenschen, die Bregenzerwälder, besser und glücklicher zu machen, die Armen und Belasteten zu heben. Seine Bestrebungen in dieser Richtung trugen auch reichliche Früchte. So gelang es ihm, in seiner Heimatgemeinde eine gerechte Verteilung der Umlagen nicht wie bisher dahin nach Köpfen, sondern nach dem Vermögen durchzusetzen. Führte er zuerst den Genossenschaftsgedanken in das bäuerliche wirtschaftliche Leben ein durch Begründung einer Brand- und einer Viehversicherung, eines Handwerkervereins sowie endlich eines „Käsehandlungsvereins“. Auch begründete er in Schoppernau 1867 eine Volksbibliothek, die dann später nach Begau kam und zur „Landesbibliothek“ erweitert wurde. Leider erlaubt uns der Raum nicht auf diese seine Tätigkeit als Volkserzieher näher einzugehen, wir verweisen hier auf die Angaben von Sander und Schönbach in der Felder-Ausgabe. Das letzte seiner Werke, den Schlußstein seines schriftstellerischen Lebenswerks bilden seine auf Anregung Hildebrands niedergeschriebenen Erinnerungen „Aus meinem Leben“, die bis zu seiner Verehelichung reichen. Brieflich äußert er sich: „Meinem Wible ist darin ein Denkmal gesetzt, wie es noch selten einer Wälderin wurde. . . . Du siehst Nanni lebend, schaffend, du hörst ihre Ansichten über Menschen und Zustände und ihre Gedichte.“ Weiter fährt er fort: „ich habe mich durch diese Selbst- und Umschau von vielem befreit. Auch ungemein anregend war sie. Manche neue Seite unseres Gesellschaftslebens hat sich mir gezeigt, manches ward mir klar und ich legte es zurück, da ich es dort nicht gehörig gebrauchen konnte.“ Der Tod verhinderte Felder, auch noch die Begebenheiten seines

späteren Lebens zu behandeln in einer Fortsetzung, die ohne Zweifel in vieler Hinsicht noch anziehender und bedeutsamer als die seiner Frühzeit geworden wäre. Wir stehen nicht an, das Urteil Hildebrands zu unterschreiben, der dieses Werk für Felders erstes und gehaltvollstes erklärt hat. Man kann nur zwei Werke unserer Literatur ihm an die Seite stellen, Heinrich Stillings Lebensgeschichte und in noch höherem Grade das Leben des armen Manns in Tockenburg von ihm selbst erzählt, das neuerdings wieder von A. Wilbrandt ans Licht gezogen wurde (Berlin 1910). Zur Herausgabe einer Volksausgabe der „sämtlichen Werke" Felders wurde 1910 in einer Versammlung in Began ein Franz Michael-Felder-Verein begründet. Diese liegt jetzt in 4 Bänden abgeschlossen vor, herausgegeben von Hermann Sander, dem Verfasser eines trefflichen Buchs über F. 1876, mit einer Einleitung von A. Schönbach, Leipzig Verlag von H. Hesse. I. Aus meinem Leben. 1910. II. Reich und arm. 1911. III. Sonderlinge. 1912. IV. Erzählungen und kleine Schriften. (Nümmamüllers und das Schwarzokaspale. Liebeszeichen. Land und Leute: Ausflug nach d. Tannberg, Abdankungsrede u. a. Soziales u. Politisches: Gespräche des Lehrers Magerhuber mit seinem Vetter Michel I—III. Aus d. Bregenzerwalde I—III. — Autobiographisches. Dichterische Versuche. Endlich sei noch bemerkt, daß in Reclams Universalbibliothek Nr. 5326 eine treffliche Ausgabe der zarten Novelle Liebeszeichen (= Werke IV) mit einer Einleitung von M. Bilgeri erschienen ist.

Eine Verfügung der Preufs. Regierung in Oppeln über ordnungsmäfsige Verwaltung gröfserer Volksbüchereien.

Ueber die mustergültige Organisation des Volksbibliothekswesens in Oberschlesien ist hier oftmals berichtet worden. In H. 5/6 der Zeitschrift des Verbands oberschlesischer Volksbüchereien ist nun ein Erlaß der Regierung in Oppeln vom 15. April 1918 abgedruckt, der um so mehr von allgemeinerem Interesse ist, als nach Beendigung des Weltkriegs diesem Zweige der Volksbildung unzweifelhaft das regste Interesse entgegen gebracht werden wird. Da ist es aber vor allem die Personenfrage, die zugleich eine Geldfrage ist, die vor allem zu lösen sein wird. Gewiß wird eine kleinere Gemeinde, die einige Mittel für die Errichtung einer Volksbibliothek aufgebracht hat, zunächst an die Beschaffung des erforderlichen Bücherschatzes gehen und froh sein, einen Bücherwart im Nebenamt für eine geringe Entschädigung ausfindig zu machen. Wenn aber die Gründung sich weiter entwickeln und wirkliche Frucht tragen soll, so kommt alles auf den Leiter an, und dann wird in Städten mittlerer Größe sehr bald die Zeit kommen, da eine nebenamtlich beschäftigte Kraft nicht mehr ausreicht und nicht mehr den vollen Nutzen aus dem investierten Kapitel ziehen kann. Die Verfügung der Königl. Regierung gibt einen überaus lehrreichen Einblick in die Entwicklung in Oberschlesien und zeigt, daß man ebendort vielerorts bereits soweit gelangt ist, daß die Bestellung einer hauptamtlichen Kraft notwendig erscheint. In der Erwartung dessen, daß ähnliche Verhältnisse in den nächsten Jahren oftmals wiederkehren werden, sei hier diese Verfügung, die in verständiger Weise die reichen Erfahrungen ausnutzt, die der Verband oberschlesischer Volksbüchereien in seiner langen Praxis gemacht hat, nochmals im Wortlaut wiedergegeben.

Oppeln, den 19. April 1918.

Die ordnungsmäßige Verwaltung größerer Volksbüchereien, wie sie in den kreisfreien Städten und den bedeutenderen kreisangehörigen Orten des Bezirks jetzt fast überall bestehen, erfordert eine Arbeitsleistung, die nebenamtlich kaum mehr bestritten werden kann. Verschiedene Büchereiverwaltungen des Bezirks sind demgemäß schon zur hauptamtlichen Verwaltung übergegangen, andere sind im Begriff es zu tun. Es kann im allgemeinen als Richtschnur angenommen werden, daß bei Orten von 20000 Einwohnern und mehr die nebenamtliche Verwaltung, sofern nicht besonders tüchtige und eingearbeitete Kräfte dafür zur Verfügung stehen, nur noch im Stile einer nicht mehr zeitgemäßen Betriebsführung möglich ist. In allen diesen Fällen wird — natürlich ohne Härten gegenüber verdienten bisherigen Mitarbeitern, daher vor allem bei Personenwechsel — erwogen werden müssen, ob nicht zur hauptamtlichen Leitung übergegangen werden könnte. Der Verband oberschlesischer Volksbüchereien läßt in neuerer Zeit weibliche Kräfte mit guter Vorbildung für den hauptamtlichen Dienst an Volksbüchereien ausbilden. Der Verband hat ferner eine Prüfungs- und Studienordnung für den Ausbildungsgang solcher Anwärterinnen erlassen, die eine hauptamtliche Anstellung im Bereich des Regierungsbezirks Oppeln anstreben.

Auch in Orten von weniger als 20000 Einwohnern, in denen man gewöhnlich noch bei der nebenamtlichen Leitung verbleiben wird, ist es nicht mehr an der Zeit, bibliothekarisch unvorbereitete, im besten Falle nur literarisch unterrichtete Kräfte mit der Leitung einer Standbücherei zu betrauen. Die gegenwärtigen Leiter sind zumeist in langjähriger Aufwärtsentwicklung der Volksbücherei in die Arbeit hineingewachsen und mit ihr verwachsen, beherrschen also in der Regel ihre Aufgabe in befriedigendem Maße. Der Nachfolger dagegen sieht sich von vornherein einem großen und reichgegliederten Betriebe gegenüber, dessen Leitung neben guter literarischer Schulung ein so großes Maß von Sachkenntnis und Fertigkeit in den verschiedenen Formen der Betriebstechnik voraussetzt, daß es nur sehr befähigten und gut vorgebildeten Kräften gelingt, sich einzuarbeiten. Für gewöhnlich wird also bei Personenwechsel auch hier der Nachweis einer Fachvorbildung, z. B. eines mindestens dreimonatigen Arbeitens an einer guten Bücherei, gefordert werden müssen.

Wir ersuchen, unsere Anregung den beteiligten Stellen weiterzugeben und auf ihre Beachtung hinzuwirken. Von jedem Wechsel in der Person des Büchereiverwalters ist uns bei staatlich unterstützten Volksbüchereien mit dem Hinzufügen Bericht zu erstatten, ob und in welcher Weise unsern Wünschen entsprochen worden ist. Auskünfte in diesen Fragen ersuchen wir bei unserm Hilfsarbeiter, Herrn Verbandsbibliothekar Kaisig in Gleiwitz, Keithstraße 4, einzuholen, der von uns mit entsprechenden Weisungen versehen ist.

gez. Küster.

Berichte über Bibliotheken einzelner Städte.

Der Verein Volkslesehalle e. V., Braunschweig erstattet seinen 8. Jahresbericht (1917/18), aus dem hervorgeht, daß die Tätigkeit des Vereins, die sich abgesehen von der Unterhaltung der öffentlichen Bücherei und Lesehalle auf die Veranstaltung von Theatervorstellungen und Volksunterhaltungsabenden erstreckt, unter Fehlbeträgen, die laut dem Kassenbericht für 1917/18 15770,80 M. betrugen, zu leiden hatte. Die Ausgaben betrugen 40721,64 M., die Einnahmen 24950,84 M. Für 1918/19 ist sogar mit einem Fehlbetrag von 19600 M. zu rechnen. Möchten die städtischen Behörden den Verein, der so außerordentliche hohe Leistungen aufzuweisen hat, trotz der Schwere der Zeit in seiner bedrängten Lage helfen! Ungeachtet dieser Umstände hat die von Bibliothekar E. Kron geleitete Bücherei und Lesehalle Außerordentliches

geleistet. Entliehen wurden 143 286 Bände (143 126 im Vorjahr), Tagesdurchschnitt 476 (469). Davon entfielen auf belehrende Literatur 24,23 %. Die Lesehalle besuchten insgesamt 60 510 Personen, davon waren 23 % weiblich, Tagesdurchschnitt 167 Leser. Die Ausleihbücherei enthielt 15 250 Bände, die Handbücherei des Lesesaals 1759 Bände.

Die Benutzung der städtischen Bücher- und Lesehalle Düsseldorf im Rechnungsjahr 1917/18 war eine sehr rege. Der Bücherbestand der sechs verschiedenen Anstalten betrug am 1. April 1918 62 706 (Vorjahr 60 841) Bände. Der Zuwachs beläuft sich auf 1255 Bände; angeschafft wurden 2384, ausgeschieden 1055 Bände. Bei der Erhöhung der Bücherpreise mußte bei Neuerwerbungen vielfach auf billige Sammlungen (Engelhorn, Hendel usw.) zurückgegriffen werden. Die Zahl der Leser, die sich im Laufe des Jahres aufnehmen ließen, beläuft sich auf 19 100 (20 402), davon waren 46,15 % Frauen, 15,50 % Schüler und Schülerinnen der Volks- und Mittel-, 7 % solche der höheren und Fachschulen. 4192 (4707) Leser waren im Besitz von zwei Leihkarten. Entliehen wurden im Ganzen 426 246 Bände, die sich auf die sechs Bücherhallen der Reihe nach folgendermaßen verteilen: 129 334; 657 67; 54 346; 54 140; 73 929; 42 730. — Der Besuch der Lesehallen ging, wie auch anderwärts, erheblich zurück, er sank von 81 407 auf 51 352 Leser. Dieser Rückgang ist in der Hauptsache auf militärische Einberufungen zurückzuführen. Infolge der geringen Benutzung wurde die Zahl der aufliegenden Zeitungen von 71 auf 51 und die der Zeitschriften von 272 auf 195 herabgesetzt. Wegen der Reinigungs- und Instandsetzungsarbeiten wurde in den Sommermonaten auf 3 Wochen geschlossen. Lesehalle VI wurde außerdem wegen Kohlen- und Lichtknappheit statt um 9 bereits um 8 Uhr geschlossen. Der Haushaltsplan für das Jahr 1917/18 sah — ausschließlich der Einnahmen — eine Summe von 72 000 M. vor, der neue Haushaltsplan schließt mit 75 900 M.

Nach dem Verwaltungsbericht der Städtischen Bücherei und Lesehalle zu Frankfurt a. O. für 1917/18 erfuhr die Ausleihe gegen das Vorjahr die stärkste seit Bestehen der Bücherei bisher verzeichnete Steigerung. Es wurden 143 205 Bände ausgeliehen, 14,2 % mehr als 1916/18. Der Tagesdurchschnitt stellte sich auf 402 Entleihungen. Der Besuch des Lesesaals ging von 27 095 Lesern auf 25 005 zurück, da der Raum baulicher Veränderungen wegen mehrere Wochen geschlossen werden mußte. Die Ausgaben betrugen 14 872 M., 11 412,38 M. steuerte die Stadt bei, während die Bücherei 3459,62 M., also 30 % durch eigene Einnahmen aufgebracht hat. Die Kosten des Lesesaals beliefen sich auf 2850 M., die der Ausleihbücherei auf 12 232 M. Die Kosten der einzelnen Entleihung betrugen 8½ Pf., von denen der Leser 2½ Pf. trägt. — Nachdem sich die Einrichtungen der Bücherei allmählich zur Grundlage einer Beratungsstelle für Volksbüchereien im Rgbz. Frankfurt a. O. gestaltet hatten, wurden deren Kosten nunmehr aus staatlichen Mitteln bestritten; 500 Büchereien des Reg.-Bezirks kommen für die Beratung in Betracht. An die Oeffentlichkeit trat die Beratungsstelle zum erstenmal in einem dreitägigen Lehrgang für Leiter volkstümlicher Büchereien zu Pfingsten 1917, an dem 55 Herren und Damen teilnahmen. Die Leitung der Bücherei und der Beratungsstelle liegt in den bewährten Händen des städtischen Bibliothekars A. Plage. — Im Interesse der Lichtspielreform ist die Stadt dem Bilderbühnenbund Deutscher Städte beigetreten.

Ein handschriftlicher Bericht über die Volksbibliothek Schweidnitz in den Jahren 1915—1918 (1. April) stellt fest, daß schon von Anfang 1915 die Benutzung, die bei Beginn des Krieges erheblich zurückgegangen war, sich wieder hob, um bald darauf zu „ungeahnter Höhe emporzuschnellen!“ 1915/16 wurden rund 36 000, im nächsten Jahre 43 000, und 1917/18 gar 48 000 Bände ausgeliehen. Die genaue Gesamtziffer stellte sich auf 128 988 Entleihungen. Der Bücherbestand beträgt 5761 Werke in 7504 Bänden, von

denen 608 Doppelstücke sind. Es ist also im letzten Jahre durchschnittlich jeder Band 6mal umgesetzt worden. Der Zugang an Lesern nahm jedes Jahr zu und belief sich im ganzen auf 2551. Seit 1917 sind Kinderlesekarten eingeführt, doch dürfen die Kinder nur einmal wöchentlich umtauschen, sie werden in besonderen Ausleihestunden abgefertigt, wodurch zugleich eine bessere Kontrolle möglich ist. Um die nicht im Verzeichnis abgedruckten Neuerwerbungen bekannter zu machen, wurden sie seit Herbst 1917 im Lesezimmer ausgestellt, eine Neuerung der Leiterin, die allgemeinen Anklang fand.

Ueber die Tätigkeit des Vereins „Volkslesehalle" in Wien im Jahre 1917 berichtet Ministerialsekretär A. Vejbomy in H. 4 der „Volks-Lesehalle" 1918, S. 78. Hiernach machte sich ein gesteigertes Lesebedürfnis geltend, noch sehr viel mehr aber stiegen alle Betriebsabgaben, die Kosten der Bücheranschaffungen, der Buchbinderarbeiten, der Besoldung usw. Gleichwohl sah man vorläufig von einer Erhöhung der Entlehnungsgebühr ab. Wohl aus diesem Grunde wuchs die Ausleiheziffer, die von 1853808 Bänden im Jahre 1916 auf 2423893 Bände emporschnellte. — Außerhalb Wiens wurde im Berichtsjahr eine grofs angelegte Bibliothek in Roden errichtet, die von vornherein eine starke Entlehnung erzielte. Auch die Beziehungen zu Graz wurden erweitert, so daß jetzt doch drei große Vereinsbibliotheken vorhanden sind. In diesen auswärtigen Filialen nahm die Benutzung in ähnlicher Weise zu, sie stieg von 132688 Bänden im Jahre 1916 auf 200162 diesmal. Was die Einnahmen anbelangt, so betrug das Soll 167240 K., während sich das Haben auf 167240 K. stellt. Für Bücher und Zeitschriften wurden 440,24 K., für den Buchbinder 10015 K., für Mietszinse 15130 K., für Verwaltungsspesen 18022 K., für Angestelltenbesoldung 28591 K. verausgabt.

Sonstige Mitteilungen.

Die Soldatenbücherei in Elberfeld, die zu Anfang des Kriegs ins Leben gerufen und der dortigen Stadtbücherei angegliedert wurde, hat inzwischen 156000 Bücher, 625 tragbare Feldbüchereien, 200 große Bücherkisten, 2000 große, 5700 kleine Pakete, 1100 Pakete an Kriegsgefangene, 1280 Notenhefte, ferner Bilder, Gesellschaftsspiele und Karten der Kriegsgebiete an unsere Truppen, an Soldatenheime und Lazarette gesandt. Die Zuweisung war unentgeltlich und ohne Zwang der Rückgabe oder Rechenschaftsablegung. In erster Linie wurden Angehörige der Bürger bedacht. Etwa ein Drittel der verfügbaren Masse und 25000 M. sind von der Elberfelder Bürgerschaft geschenkt worden, 33000 M. wurden vom „Hauptausschuß für Kriegswohlfahrtspflege in Elberfeld" zur Verfügung gestellt. Es liegt hier also eine Leistung vor, auf die die Beteiligten mit berechtigter Genugtuung zurückblicken dürfen.

Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung Hamburg-Großborstel hat bis September 1918 unentgeltlich 718397 gute neue Bücher an Truppenteile, Lazarette und deutsche Kriegsgefangene ins Ausland verteilt.

Am 3. Dezember 1918 verstarb in Zehlendorf bei Berlin der bekannte Dichter und Schriftsteller Karl Busse im 46. Lebensjahr an einer Lungen- und Rippenfellentzündung, die er sich bei dem eiligen Rückzug der Zivilbehörden aus Warschau zugezogen hatte, wo er in militärischem Dienst stand. Als treuer Sohn der deutschen Ostmark zeigt sich der Heimgegangene namentlich in seinen zahlreichen in der Provinz Posen spielenden Erzählungen. Während des Weltkriegs hat er Millionen von Soldatenherzen durch seine gut be-

obachteten, in markiger Sprache vorgetragenen und von tiefem religiösen Empfinden zeugenden Kriegsgeschichten erfreut und erhoben. Als Kritiker ist Karl Busse vielleicht von einer gewissen Einseitigkeit nicht freizusprechen, stets aber ist er für das Gesunde und Volkstümliche eingetreten. Unsere Leser werden dem wackern Patrioten und feinsinnigen Literaturkenner immer ein ehrenvolles Andenken bewahren.

Zeitschriftenschau usw.

Ueber Josef Wichner handelt ein Aufsatz von J. W. Schmidinger-Donauwörth in der Volkslesehalle (Bd 8, H. 4), der diesen trefflichen Vorarlberger als einen neuen Peter Hebel feiert. Beide sind Söhne Alemanniens, beide entstammen den unteren Schichten des Volks und haben sich nach harter Jugend dank der Unterstützung edler Gönner zum Studium emporgearbeitet. Am 23. Oktober 1852 wurde Wichner im Dorf Rüss bei Bludent geboren in einer Arbeiterhausstelle, dem sog. Schneckenhaus, das seit seinem 60. Geburtstag eine Gedenktafel trägt. Auf der Universität in Innsbruck war es der bekannnte Germanist und Förderer des Denkmals Walthers von der Vogelweide, Ignaz Zingerle, der sich des jungen Studenten annahm, der dann bald eine kümmerlich besoldete Hilfslehrerstelle annahm, aber 1880 zum Gymnasialprofessor in Krems ernannt wurde. Im Jahre 1889 trat W. zuerst mit seinen Alraunwurzeln, 70 kurzen aber echt volkstümlichen Erzählungen in die Oeffentlichkeit. Zwei Jahre darauf folgte die Schrift „Aus der Mappe eines Volksfreundes“. Beide Werke wurden mit großer Freude begrüßt und begründeten seinen Ruf als Volksschriftsteller, zumal sich P. Rosegger sofort mit allem Nachdruck für ihn einsetzte. Von seinen weiteren Veröffentlichungen, die meist bei J. Hebbel in Regensburg und Wien erschienen sind, verdient die Trilogie „Im Schneckenhaus“ (1894), „Im Studierstüblein“ (1896), „An der Hochschule“ (1900) besondere Erwähnung. Ein Verzeichnis seiner Werke nach drei Gruppen gegliedert: „Für Volksbüchereien“, „Für Gebildete“, „Für die Jugend“, ist dem Aufsatz beigegeben.

Die Vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften, deren Zahl sich auf 123 beläuft, beabsichtigten zum Oktober 1918 eine Eingabe an den Reichskanzler und Bundesrat zu machen zur künftigen Gestaltung des Kampfes gegen die Schundliteratur, deren Ueberreichung vorläufig verschoben wurde. Bei dem Anlaß wurde die von Herrn Dr. v. Erdberg schon früher einmal formulierte Zusammenstellung der diese Gattung von Schriften kennzeichnenden Merkmale wiederholt, „daß für die Schundliteratur niemals künstlerische, literarische oder wissenschaftliche Absichten vorliegen, sondern lediglich das Geschäft maßgebend ist, daß sie als Massenware hergestellt und vertrieben wird, daß sie darum allergrößte Billigkeit voraussetzt, daß die Folge davon elendeste Ausstattung in jeder Beziehung ist, daß sie, um des Massenabsatzes unbedingt sicher zu sein, nur darauf bedacht ist, Masseninstinkte zu befriedigen, und daß sie eben darum die niederen Triebe der Masse nicht veredeln will, sondern gerade in ihrer Entfesselung einen Anreiz zu ihren geschäftlichen Erfolgungen sucht und findet.“ Die Eingabe stellt dann nochmals die traurige Tatsache fest, daß weder die Größe des Weltgeschehens noch die Begeisterung der ersten Kriegszeit die Herstellung solcher Machwerke verhindert hätten. Daher hatten die Stellvertretenden Generalkommandos allen Grund dazu, Listen der hauptsächlichsten Schundliteratur herzustellen und den Verkauf zu verbieten. Die Eingabe verlangt nun, daß auch nach Beendigung des Kriegszustandes diese Listen in Kraft bleiben (vor allem handelt es sich um die sogenannte Berliner

Liste). Die Prüfungsausschüsse machen dann den Vorschlag, der amtlichen für die Herausgabe der Liste verantwortlichen Stelle des Berliner Polizeipräsidiums einen Sachverständigenausschuß anzugliedern, der sich aus geschäftlich unbeteiligten, literarisch und künstlerisch gebildeten und erzieherisch tätigen Männern und Frauen aller Bekenntnisse und Parteien zusammensetzt und wiederum in Zusammenarbeit mit den Jugend- und Volksbildungsvereinigungen jener amtlichen Stelle seine Vorschläge unterbreitet." Des weiteren wird in der Eingabe auf Grund juristischer Gutachten einer Aenderung der Reichsgewerbeordnung das Wort geredet, um eine mehr geeignete gesetzliche Grundlage für die Bekämpfung des Schundes zu erhalten.

Jugendschriften-Warte Nr. 11/12 1918.

Unser Buchhandel hat sich stets als Pionier des nationalen Schrifttums erwiesen, daher wird eine Betrachtung über den deutschen Buchhandel in Rußland nach dem Kriege von Erich Haake (Börsenbl. f. d. deutsch. Buchh. Nr. 283 vom 7. Dezember 1918) gewiß viele interessierte Leser finden. Trotz der Zeiten Ungunst beurteilt der Verfasser die Aussichten nicht als schlecht. Noch immer ist trotz der unglücklichen Ostpolitik die Bewunderung für unsere Taten, für unsere Wissenschaft und unsere Technik ein mächtiger Faktor: „Wie groß in Rußland die Sehnsucht nach deutschen Büchern ist, kann nur der ermessen, der mit deutschen Buchhändlern und der Intelligenz beider Residenzen während des Krieges in Berührung gekommen ist. Als beispielsweise im Frühjahr 1918 die ersten deutschen Bücher auf dem Markt in St. Petersburg erschienen, wurden die Scherlschen u. a. Markbände mit 3,50 Rub. verkauft und fanden reißend Abnehmer. Gleichzeitig wuchs die Nachfrage nach wissenschaftlicher, schöner und Zeitschriftenliteratur, und das Bedauern war groß, als den Käufern erklärt werden mußte, daß die regelmäßige Einfuhr deutscher Bücher noch nicht möglich sei. Auch der große Bücherabsatz im Oberost-Gebiet nach der Besetzung zeigte, wie groß der Hunger nach dem deutschen Buch gewesen ist." Der Verf. charakterisiert dann die einzelnen Gruppen von Käufern deutscher Bücher in Rußland, als deren bedeutsamste immer noch die russischen Untertanen deutscher Nationalität gelten dürfen. „Wie diese Kreise am Deutschtum festzuhalten bemüht sind und welche Rolle das deutsche Buch in ihrem Leben spielt, habe ich von neuem während meiner Tätigkeit als Redakteur der St. Petersburger Nachrichten vom Januar bis Juli 1918 feststellen können. Ich glaube, wir haben das Deutschtum in Rußland immer unterschätzt: es blüht nicht nur in den beiden Residenzen und in den größeren Städten der Provinz, nein, in fast jeder kleinen Provinzstadt findet man einen deutschen Kreis, der deutsche Literatur pflegt und schätzt, ganz abgesehen von den nach Millionen zählenden Angehörigen deutscher Kolonien, die als Bücherkäufer in Betracht kommen."

Im Oktoberheft der in Sneek erscheinenden Zeitschrift „Onze Leeszaal" erörtert L. Hertzberger die Frage der Versorgung der Jugend mit angemessenem Lesestoff, für die die Schülerbibliotheken allein unmöglich aufkommen könnten. Während die Erwachsenen schließlich für die Auswahl ihrer Lektüre selbst verantwortlich sind, hat der Bibliotheksleiter die Aufgabe, der Jugend das Ungeeignete fern zu halten. Das trifft auch noch für die Zeit nach dem 13. Lebensjahr, also für die schulentlassene Jugend zu, die sich erst allmählich an Selbständigkeit im Urteil gewöhnen wird. Die Lektüre ist ein wesentlicher Faktor innerhalb dieser Entwicklung und ihre Auswahl darf nicht gegen den Willen der Eltern erfolgen. Daher habe sich der Bibliotheksleiter — was aber in der Traan seine Schwierigkeit haben dürfte — nach den Wünschen der Eltern zu richten. Was nun das schulpflichtige Alter anbetrifft, so muß ebenfalls ein Zusammenstoß zwischen Bibliothek und Schule vermieden werden. Es dürfen nur solche Schriften dargeboten werden, die sich der Vorstellungswelt der Schule und Familie einfügen. Das Recht der Auswahl des Bibliotheksleiters ist also in beiden Fällen nur ein beschränktes

und es ist seine Pflicht, sich beim Ausleihen nach der Umwelt zu erkundigen, in der der jugendliche Leser heranwächst. Das ist aber so schwierig, daß es eigentlich nur bei näherer Bekanntschaft mit dem Kinde möglich ist. Außerdem ist noch die außerordentliche Verschiedenheit in Anlage, Entwicklung und Eigenart der Kinder zu berücksichtigen. Um diesen Unzuträglichkeiten beizukommen, hat man in Sneek eine Zentrale Jugendbibliothek zusammengebracht, aber bei der Auswahl die verschiedenen Schulen zu Rate gezogen, die ihrerseits wieder aus diesem Bestand an ihre Zöglinge weiterverleihen. Der Lesesaal besorgt die Katalogisierung und die äußere Verwaltung, der Lehrer erhält die von ihm gewünschten Bücher und verteilt sie seinerseits nach bestem Wissen und Gewissen an die ihm anvertrauten Kinder. Was ferner die schulentlassene Jugend anbelangt, so müsse man sich der Mitwirkung der Eltern, oder an ihrer Stelle geeigneter Vertrauensmänner oder Patrone bedienen. Selbstverständlich brauche nicht jeder jugendliche Leser einen besonderen Patron zu haben, vielmehr könnte ein solcher, etwa der Seelsorger oder ein früherer Lehrer einer ganzen Anzahl von Personen gegenüber dieses Vertrauensamt versehen.

Neue Eingänge bei der Schriftleitung.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingehender, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen.

Adler, Kurt, Wie baut man fürs halbe Geld? Mit Anleitungen u. 60 Abb. Wiesbaden, Heimkulturverlag 1918. (55 S.) 1,50 M.

Die Zerstörungen des Weltkriegs und die notgedrungene Stille im Baugewerk eröffnen die Aussicht auf eine überaus eifrige Bautätigkeit in der Zeit unmittelbar nach dem Friedensschluß. Um diesem Massenbedürfnis zu genügen empfiehlt Verf. an Stelle kostspieliger Ziegelbauten Lehmdrahtbauten, wie sie sich auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen bewährt hätten. Das bedeute jener teueren Bauweise gegenüber eine Ersparnis von 40 - 60 %. Besonders die heimkehrenden Feldgrauen würden, wo sich geeignetes Stampfmaterial vorfindet, sie gern anwenden, nachdem sie sich im Kriege damit befreundet haben.

Bührer, Jak., Aus Konrad Sulzers Tagebuch. Volksausgabe. 3.—5. Taus. Bern, A. Francke, 1918. (124 S.) Geb. 4,30 M.

Die großen Eigenschaften des vorliegenden autobiographischen Romans sind schon früher (Blätter Bd. 19 S. 188) gewürdigt worden; um so mehr ist es zu begrüßen, daß die vorliegende Volksausgabe auch weiteren Kreisen diesen Roman zugänglich macht, der in einer demokratischen Zeit auf einen weiten Leserkreis wird rechnen können.

Federer, Heinrich, Patria! Eine Erzählung aus der irischen Heldenzeit. 31.—50. Taus. Freiburg i. Br., 1918. (92 S.) Geb. 1,50 M.

Ders., Eine Nacht in den Abruzzen. 31.—50. Taus. Eb. Geb. 1,50 M.

Ders., In Franzens Poetenstube. 21.—40. Taus. Eb. Geb. 1,50 M.

Ders., Gebt mir meine Wildnis wieder! 21.—40. Taus. Eb. Geb. 1,50 M.

Ders., Das Wunder in Holzschuhen. Geschichten aus der Unterschweiz. Eb. (68 S.) Geb. 1,50 M.

Ders., Der Fürchtemacher. Eine Geschichte aus der Unterschweiz. Eb. (75 S.) Geb. 1,50 M.

Mit Dankbarkeit muß man es begrüßen, daß der große Freiburger Verlag die Schriften Heinrich Federers, die man als gesunde Volksliteratur gar nicht hoch genug einschätzen kann, von vornherein zu billigen Preisen auch kleineren Bildungsbibliotheken in zierlichen Bändchen in geschmackvollem Karton zugänglich macht. Von den vorliegenden Erzählungen sind die vier ersten bereits früher besprochen, sie haben inzwischen ungemeine

Verbreitung gefunden. Neu hingegen sind die beiden anderen Bücher „Das Wunder in Holzschuhen“ und der „Fürchtemacher“, von denen das erste drei wirksam kontrastierte kleinere Geschichten darbietet. Sie alle spielen in der „Urschweiz“ und ebendorthin führt uns auch „Der Fürchtemacher“, eine prächtige historische Erzählung aus dem 15. Jahrhundert, dem Zeitalter der Burgunderkriege. Die Eidgenossen, die die Schaaren Karls des Kühnen niedergerungen haben, sind ein hartes und rauhes Geschlecht, das sich rühmt, trotz Folter und Henker selbst den Fürchtemacher, den Teufel nicht zu scheuen. Ueber sie alle hinaus aber ragt in seiner sittlichen und christlichen Größe der Waldbruder Klaus — gemeint ist der bekannte Einsiedler Niklaus von der Flüe im Tobel der Melchaa — vor dem sich schließlich alle beugen. Im übrigen liest sich diese in ihrer Herbheit packende Geschichte nicht ganz leicht für alle die, denen die lokalen und historischen Voraussetzungen nicht recht geläufig sind. E. L.

Gaehtgen, Eva, Dita Frohmut und ihre Geschwister. Was sie im Krieg erlebten. Mit Illustrationen von Elis. Voigt. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses, 1918. (181 S.) 4,50 M., geb. 6 M.

Die Pfarrerfamilie Frohmut in Hamburg hat auf der Insel Goting ein altes Bauernhaus zur Sommervilla eingerichtet, um daselbst die Ferien zuzubringen. Alle die kleinen Freuden und Leiden der Großstadtkinder in solcher Ländlichkeit werden hier in behaglicher Breite geschildert. In dieses Stillleben bricht der Weltkonflikt ein, der die älteren Verwandten des Hauses und manche junge Leute der Freundschaft auf die verschiedenen Kriegsschauplätze führt. Leider überdauert der Krieg die Sommerferien, und auch als man in Hamburg Weihnachten feiert ist er noch nicht zu Ende. Trotz aller Siege und Heldentaten, von denen die Briefe der abwesenden Helden oder sie selber während des Urlaubs berichten, schließt sich ein Jahr an das andere, das Leben wird überall ernster und schwerer infolge der Absperrung, dennoch glaubt man auf ein gutes Ende der gerechten Sache rechnen zu dürfen, denn „fest hält Deutschland die Zügel, sicher steuert es seine Kinder durch Not und Mangel“. Namentlich die weibliche Jugend im Alter von 9—13 Jahren wird dies gut illustrierte Buch gern lesen. E. L.

Hessen-Kunst 1919. Herausg. v. Christ. Rauch, Bildschmuck v. Bautzer & Ritter. Marburg, N. G. Elwert, 1918. (52 S.) Kart. 2,65 M.

Der Hessen-Kalender, über dessen vielfache Vorzüge schon wiederholt berichtet wurde, mußte diesmal ohne das Geleitwort des Herausgebers, der noch an der Westfront weilt, herauskommen. Bei der Auswahl des Inhalts sind auch diesmal hier und da die Grenzen der beiden Hessen überschritten. Das ist z. B. bei der Abhandlung von Klingelschmitt „drei mittelrheinische Madonnen“ der Fall. Besonders gelungen ist diesmal die Illustrierung zu der sich zwei so hervorragende Künstler wie Karl Bautzer und Wilhelm Ritter, die seit alters miteinander befreundet auch treue Freunde ihrer hessischen Heimat geblieben sind, sich verbunden haben. Da die Bauernbilder Bautzers weltbekannt sind, sei hier namentlich auf die stimmungsvollen Landschaftsbilder und -Radierungen Ritters hingewiesen, die an Intimität und Feinheit Ihresgleichen suchen.

Kluge, Friedr., Von Luther bis Lessing. Aufl. 5. Leipzig, Quelle & Meyer, 1918. (315 S.) 7 M., geb. 8 M.

Bei früherer Gelegenheit haben die „Blätter“ eine ausführliche Würdigung dieses inhaltsreichen und, man kann es wohl so nennen, klassischen Buches gegeben. Der Verf. betrachtet die Entstehung unserer Schriftsprache von der hohen Warte deutscher Einheitsbestrebungen aus. Luther und die Lutherbibel stehen im Mittelpunkt des Interesses, Norddeutschland wird dann für die Einheitssprache gewonnen und im Südwesten wird die Schweiz dem deutschen Schrifttum angegliedert. Ueber den alten Titel des Buches hinaus führen die später hinzugekommenen gewichtigen beiden Aufsätze: „Goethe und die deutsche Sprache“, „Schiller und die deutsche Sprache“. Gewiß setzt die Lektüre dieses Buches gewisse Kenntnisse voraus, andererseits tragen

alle Darlegungen Kluges, die ursprünglich aus Vorlesungen hervorgegangen sind, so sehr den Stempel der Wahrheit und Klarheit, daß auch weitere Kreise, die sich für das Werden unserer deutschen Sprache wirklich interessieren, ihm mit Freude und Begeisterung folgen werden. L.

Lauffer, Otto, Deutsche Altertümer im Rahmen deutscher Sitte. Eine Einführung in die deutsche Altertumswissenschaft. Leipzig, Quelle & Meyer, 1918. (134 S.) Geb. 1,50 M.

Auf diese populär gehaltene Darstellung „deutscher Altertumskunde", wie nach des Verf. Meinung der Titel eigentlich hätte heißen müssen, soll hier besonders hingewiesen werden. Nacheinander werden die Hausaltertümer, die wissenschaftlichen, die des Kriegs, des Rechts, des Staats und der Gemeinden und endlich die kirchlichen Altertümer kurz und klar behandelt. Das Büchlein, das 10 Tafeln mit 15 Abb. darbietet, bildet Band 148 der Sammlung „Wissenschaft und Bildung", die sich bekanntlich über alle Gebiete des Wissens erstreckt.

Mumbauer, Joh., Der Dichterinnen stiller Garten. Marie von Ebner-Eschenbach und Enrica von Handel-Mazzetti. Bilder aus ihren Leben und ihrer Freundschaft. Freiberg i. B., Herdersche Verlagsh., 1918. (90 S.) 1 M., kart. 1,60 M.

Auf Grund des bisher unveröffentlichten Briefwechsels schildert der Verf. das Leben und das Freundschaftsverhältnis der beiden großen österreichischen Schriftstellerinnen. Wie man aus einer Aufzeichnung der jüngere Dichterin erfährt, hat das Erscheinen ihres „Helmpergers" die Aufmerksamkeit Marie Ebners erregt und ihr den Wunsch eingegeben, die Verfasserin auch persönlich kennen zu lernen. Wie dies Freundschaftsverhältnis dann immer inniger wurde, dafür legt der Anhang der schönen Briefe, die sie an Enrica gerichtet hat, ein beredtes Zeugnis ab. Das letzte Briefchen ist vom 30. Dezember 1915, am 12. März verstarb die greise Dichterin. L.

Wissenschaft und Bildung. Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Leipzig, Quelle & Meyer, 1918. Geb. 1,50.

Von dieser für Bildungsbibliotheken unentbehrlichen Sammlung liegen in neuen Auflagen vor: Bd. 35: F. Lienhard, Das klassische Weimar, A. 3; Bd. 42: Felix Rosen, Anleitung zur Beobachtung der Pflanzenwelt, A. 2; Bd. 55: Eug. Schmitz, Richard Wagner, A. 2; Bd. 83: R. v. Lichtenberg, Die ägäische Kultur, A. 2; Bd. 107: Aug. Messer, Geschichte der Philosophie im Altertum und Mittelalter, A. 3; Bd. 108: Aug. Messer, Geschichte der Philosophie vom Beginn der Neuzeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, A. 3.

Bücherschau und Besprechungen.

A. Bibliographisches, Populärwissenschaft etc.

Auerbach, F., Ernst Abbe. Eine Lebensbeschreibung. Leipzig, Akad. Verlagsgesellsch., 1918. (512 S.)

Aerzte und Naturforscher haben alle Veranlassung, in Bewunderung und Dankbarkeit zu Ernst Abbe aufzusehen. Täglich benutzen wir am Mikroskop die von ihm geschaffene Lichtquelle, täglich seine Oelimmersion. Ueber das Leben dieses großen Mannes, namentlich auch über seine harte Jugend, da der kleine Knabe, der 1840 geboren wurde, dem Vater täglich das Mittagsbrot in die Fabrik zu bringen hatte, unterrichtet das sorgfältig gearbeitete und umfassende vorliegende Buch. Ein Mäcen in Frankfurt a. M. ermöglichte dem Jüngling, der 17 jährig die Universität Jena bezogen hatte, späterhin die Habilitierung. Als junger Extraordinarius in Jena begründet Abbe alsdann

einen eigenen Hausstand, nachdem er einige Zeit vorher die für ihn so folgeschweren Beziehungen zu Karl Zeiß und dessen mechanisch-optischen Werk angeknüpft hatte. Es handelte sich für dies Unternehmen darum, einen Gelehrten zu gewinnen, der Bau und Anordnung des Mikroskops wissenschaftlich errechnete: nichts ist praktischer als die Theorie! Was Frauenhofer für die Astronomie geschaffen, leistete A. für die Welt der kleinsten Lebewesen und Strukturen. Aber auch noch andere wertvolle Instrumente, deren Berechnung und Zielsetzung geometrischer Optik zugrunde liegt, wurden geschaffen. Wissenschaftliche Gegnerschaft kam und ging für Abbe und seine Theorien, wenn auch die Anerkennung von berufener Seite (Helmholtz) überwog. Um seine Theorien in die Praxis umzusetzen, versuchte A. die Erzeuger des Rohmaterials für die fortgeschrittenen Aufgaben der Optik zu interessieren. Es war Anton Dohrn, der nachherige Gründer der Zoologischen Anstalt in Neapel, ein Freund aus den 60er Jahren, der Abbe in die sozialistische Gedankenwelt einführte. Seine sozialpolitischen Schriften, die einen Beitrag zur Lehre vom Wesen und Gewinn der modernen Großunternehmung und von der Stellung der Arbeiter in ihr geben, hat Schmoller ausgiebig gewürdigt und das Zeißwerk in Jena als Musteranstalt ersten Ranges gepriesen. Die Zeit der Reife und Ruhe kam Ende der 70er Jahre, die schlichte Lebensführung, die der Biograph uns kennen lehrt, entsprach seinen theoretischen Grundsätzen. Jahrelange Nachtarbeit zermürbte das schon in der Jugendzeit zu schweren Migräneanfällen veranlagte Gehirn: am 14. Januar 1905, kurz vor dem 65. Geburtstag, kam der Tod drohendem Siechtum zuvor. Die hier gebotene Beschreibung dieses Lebens hält den Leser fest wie Jakob den Engel: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“ B. Laquer.

Braun-Artaria, R., Von berühmten Zeitgenossen. Lebenserinnerungen einer Siebzigerin. München, C. H. Beck, 1917. (215 S.) Geb. 5,50 M.

Anmutige Erinnerungen ziehen hier an unserem geistigen Auge vorüber. Frau Braun, geborene Artaria und aus der Familie eines bekannten Kunstverlags (Artaria) stammend, verlebt ihre frohe Jugend in einem Landhaus an der Bergstraße und verlobt sich mit 16 Jahren mit einem Heidelberger Kunsthistoriker und Privatdozenten in Heidelberg, der seinen Freund, Scheffelmann, ins Haus der Braut einführt. Dann folgt die Ehe in Tübingen und bald darauf siedelt das junge Paar nach München über, wo dann ein reiches und anregendes geselliges Leben herrscht. Von Steub, Schwind, Heyse, Geibel und vielen anderen Dichtern, Künstlern und Gelehrten, die in den 60er Jahren sich in der Isarstadt zusammengefunden hatten, empfangen wir kluge und feine Charakteristiken. Auch nach dem frühzeitigen Tode des Gatten (1869) umgibt die Verfasserin und ihre heranwachsende Familie ein Kreis bedeutender Männer, zumal sie im Jahre 1886 in die Redaktion der Gartenlaube eintritt. Einige Zeit später macht Frau Braun-Artaria die Bekanntschaft des damals noch unbekannten jungen Radierers Otto Greiner. Der Erinnerung an ihn ist das letzte anziehende Kapitel gewidmet. E. Kr.

Francke, Emmy, Praktische Volksbildungsarbeit. Eine Sammlung von Programmen und Erklärungen. Bergisch-Gladbach, 1918. (240 S.) 5,45 M.[1])

Die Leiterin der Bücherei und Lesehalle in Bergisch-Gladbach legt in diesem Werke Rechenschaft ab von einer stattlichen Summe von Veranstaltungen, die sie in einem Zeitraum von zehn Jahren ihrer Leserschaft kostenlos bieten konnte. Jugendliche Leser wie Erwachsene sind hierbei gleich liebevoll bedacht. Die aufgeführten Vortragsfolgen zeigen die größte Mannigfaltigkeit der Mittel und halten sich frei von jeder schematischen Anordnung. Die einzelnen Abende sind geschickt auf einen Gesamtton gestimmt, der dem jeweiligen Vorwurf angemessen ist. Einleitende Ansprachen oder eingestreute Erläuterungen bereiten das Verständnis vor. Bei der Darbietung

1) Dieser Betrag ist an die Lesehalle Bergisch-Gladbach einzusenden.

des dichterischen Stoffes herrscht bewegter Wechsel zwischen Vorlesung und freiem Vortrag. Die Anschaulichkeit wird gewahrt durch Bilder oder Lichtbilder, während der Stimmungsgehalt der feiertäglichen Stunde ausklingt in einem Kinderchor oder einem Liede zur Laute. In die Vortragsfolgen für Erwachsene sind auch Klavier-, Geigen- und Gesangsvorträge eingestreut. Die literarischen Abende sind einem bestimmten Dichter gewidmdt oder schlagen ein Thema an, das in einer Ansprache allseitig aufgehellt wird und das dann der Vortrag der Dichtung oder die musikalische Darbietung in das künstlerische Erlebnis umsetzt. Der musikalische Teil ordnet sich dabei beziehungsreich dem gewählten Rahmen ein. So dienen die literarischen Abende vorzüglich der inneren Aufschließung des Bücherschatzes und bilden gewissermaßen eine Fortsetzung der beratenden Schaltertätigkeit mit eindringlicheren Mitteln. In diesen Programmen und Erklärungen gibt das Werk einen Ausschnitt aus der umfassenden Bildungsarbeit der Verfasserin, deren Arbeitsgebiet eine kleinere Fabrikstadt im bergischen Lande ist. Es ist also kein Zufall, wenn hier ersichtlich die Pflege des Gemüts, des heimatlichen und vaterländischen Empfindens in den Vordergrund gestellt ist gegenüber dem rein Belehrenden. Wenn dabei die Erziehung des literarischen Geschmacks nicht vergessen ist, so beweist das, daß keine Bevölkerungsschicht der liebevollen Fürsorge entbehrt. Der Fachmann wird aus der Fülle des Gebotenen mancherlei Anregungen schöpfen können und vor allem die gewissenhafte Angabe der Buchquellen für jeden einzelnen Stoff dankbar begrüßen. Jedem, dem eine vielseitige Vertiefung der Büchereiarbeit am Herzen liegt, kann das Werk bestens empfohlen werden. Der Preis ist nicht zuletzt durch eine gewählte und sehr ansprechende Druckausstattung gerechtfertigt. Plage.

Gizycki, Paul v., Aufwärts aus eigener Kraft. Ratschläge und Lebensziele. 4. Aufl. Berlin, Ferd. Dümmler, 1918. (277 S.) Geb. 7,25 M.

Kerschensteiner, dem nach dem Tode des Verfassers die Sorge für das vorliegende Buch anvertraut war, sagt in einem Begleitwort, daß das vornehmste Ergebnis der Erziehung für den Lebenskampf nicht das Wissen, sondern die Gesinnung sei. Das ist das Hochziel, welches Gizycki vorgeschwebt hat, als er voller Energie gegen die Unterdrückung der „heroischen Anlagen“, wie er es nennt, bei der Jugend auftrat. „Eine Nation, die vorzugsweise aus solchen unselbständigen Individuen besteht, muß und wird in den großen Kämpfen des zwanzigsten Jahrhunderts hinter den aufstrebenden Völkern des Westens und Ostens zurückbleiben. Die Größe eines Volkes liegt nicht in den materiellen Hilfsquellen des Landes, in dem Rahmen seiner Geschichte, in dem Glanz seines Herrscherhauses, sondern in der persönlichen Tüchtigkeit und dem Charakter seiner Bürger. Die Nation, die auf dem Erdball herrschen oder sich auch nur ehrenvoll behaupten will, muß alles daran setzen, um die heranwachsende Jugend zu charaktervollen Männern und Frauen auszubilden: das ist ihre Ehre, ihre Sicherheit und der Grundstein ihrer Macht.“ Diese Worte, die sich lesen als ob sie von den letzten großen Weltereignissen mitbeeinflußt wären, sind bereits vor 12 Jahren geschrieben. Die in ihnen enthaltene Auffassung hat der Verf. auf Grund reicher Erfahrung in den Dingen und Verhältnissen dieser Welt in einer Weise durchgeführt, die den reiferen Leser nicht allein fesselt, sondern auch zu überzeugen vermag.

Hacks, Jakob, Die Grundbegriffe der Volkswirtschaftslehre. Breslau, Priebatsch, 1917. (116 S.) 1,40 M.

Eine ausgezeichnete kurzgefaßte Darlegung, die an Klarheit und Sicherheit der Beweisführung nichts zu wünschen übrig läßt. Der Verfasser geht von den beiden Urfaktoren: Arbeit und Boden aus und entwickelt im Anschluß daran Begriffe wie Produktion, Kapital, Volksvermögen, um zuletzt das Problem der Bevölkerungslehre in den Grundzügen zu behandeln. Die Lektüre der Schrift setzt ein gewisses Maß von Bildung voraus, ohne besondere Schwierigkeiten zu enthalten. Sie gehört in jede Volksbücherei.
G. F.

Hamann, E. M., Abriss der Geschichte der deutschen Literatur. 7. Aufl. Freiburg i. B., Herder, 1918. (VII, 328 S.) Geb. 4,80 M.

Verfasserin will mit ihrem Buch eine kurze Geschichte der deutschen Literatur geben. Nach einleitenden, knappen Kapiteln über Literatur und Literaturgeschichte, Deutsche Sprache und Schrift folgte eine Uebersicht über deutsches Schrifttum von der ältesten Zeit bis auf unsere Tage. Im allgemeinen verfährt sie historisch, in den einzelnen Unterabteilungen auch wohl systematisch nach Gattungen. Der geringe Umfang des Buches macht natürlich eingehendere Ausführungen unmöglich, jedoch treten die einzelnen Dichtergestalten klar genug in ihrem Charakter und ihrem Künstlertum hervor. Die Wertung der einzelnen Persönlichkeiten ist aus katholischen Lebens- und Ideenzusammenhängen gegeben. Im einzelnen wird man vielfach anderer Meinung sein. Häufig vermißt man liebevolle Versenkung; Herausarbeitung und Wertung des geistigen und seelischen Nährgrundes ist oft mehr so nach dem Gefühl der Verfasserin, als klar ins Gedankliche gehoben. Literaturangaben dürften vielfach erwünscht sein, auch oder gerade für Selbstunterricht. Volksbibliotheken, die auch katholisches Lesepublikum haben, werden des Buches als einer kurzen Anleitung kaum entraten wollen, da es sich durch übersichtliche Gliederung, durch seinen sympathischen, gar nicht schulmeisterlichen Vortrag und durch eine selten gute Sprache empfiehlt. H. R.

Hoeniger, Rob., Das Deutschtum im Auslande vor dem Weltkrieg. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1918. (131 S.) Geb. 1,50 M.

Bis zum Jahre 1912 gibt das vorliegende treffliche Buch (Bd. 402 der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt") eine Darstellung der Geschichte und Lage des Deutschtums im Ausland. In der Neubearbeitung dieser vor 6 Jahren erschienenen Schrift sind nunmehr die Spuren des feindlichen Verläumdungsfeldzugs sorgfältig gebracht, der bekanntlich nicht nur gegen das deutsche Reich und seine politische Machtstellung sich richtete, sondern das Deutschtum als solches treffen und in den Augen der gebildeten Welt als minderwertig und verächtlich erscheinen lassen will. Im übrigen ist der Text abgesehen von sorgfältiger Revision im Einzelnen der alte geblieben, und zwar mit gutem Grund, denn, wie der Verfasser es ausdrückt, „findet die ahnende Vorausbestimmung des kommenden inmitten der weltgeschichtlichen Umwälzung keinen zuverlässigen Halt". H. hat sich also damit begnügt, den alten Titel durch den Zusatz „vor dem Weltkrieg" zu ergänzen und möchte es sich vorbehalten „Weltkrieg und Auslanddeutschtum" seiner Zeit in einer besonderen Darstellung, die gewiß des allgemeinsten Interesses würdig wäre, zu behandeln. Den kleinen Nationen aber, die durch uns erst befreit sind, und denen unter ihnen, deren maßloser nationaler Ehrgeiz, den gegenwärtigen Weltkrieg hervorgerufen oder aber verschärft hat, möchte man die maßvollen Worte des Verfassers zu Gemüte führen, mit denen er von den Rechten und Pflichten unserer Brüder draußen ihrem Volk und dem Staat gegenüber spricht, dessen engeren Verband sie angehören. „Gerade der Auslanddeutsche hat es hundertmal bewährt, daß er Staatstreue und Volksliebe in einer neuen Einheit zu verbinden weiß." Seine Aufgabe muß es selbstverständlich sein, festzuhalten, was die sprachliche und geistige Gemeinschaft mit einem ganzen großen Volk, an unersetzlichen Werten ihm sichert: „Diese Auffassung kränkt kein fremdes Recht, sie hebt und stärkt die Stellung des Deutschtums in der Welt und wirkt in ihrer Weise mit, die Menschheit und die Weltgesinnung zu fördern und zu veredeln. E. L.

Jentsch, Karl, Volkswirtschaftslehre. Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft. 33.—38. Taus., 4. Aufl. Leipzig, W. Grunow, 118. (377 S.) 4,80 M., geb. 6,50 M.

Volkswirtschaftliche und politische Fragen werden nach dem Friedensschluß naturgemäß im Vordergrund des allgemeinen Interesses stehen, da mag die Aufmerksamkeit auf das Buch gelenkt werden, das seinen Siegeszug auch

nach dem Tode seines Verfassers (am 28. Juli 1917) fortsetzen wird. Jentsch kann von sich rühmen, daß er niemals einer Schule angehört habe, auch wendet sich seine durch tiefes Erfassen der Hauptprobleme ausgezeichnete „Volkswirtschaftslehre“ nicht, wie so viele Grundrisse akademischer Lehrer, an die Studenten in Ergänzung der Vorlesungen, vielmehr ist sie von vornherein für Volksschullehrer, für den Unterricht in den obern Klassen der höheren Schulen und für das Selbststudium denkender Menschen gedacht. Da es ihm gelang — was eine überaus schwierige Aufgabe war — für diese Zwecke die entsprechende Form der Gemeinverständlichkeit zu finden, eignet sich sein Buch auch in hervorragender Weise für Bildungsbibliotheken aller Art. Im Vorwort zur vierten — noch während des Kriegs entstandenen Auflage, kann Jentsch von sich rühmen, daß manche Wahrheiten, die der Weltkrieg erst offenbart hat, ihm, der sich vor allem auch an Adolf Wagners treffliche Grundlegung anlehnt, nichts neues waren. Eine Anzahl dieser Erfahrungen werden jetzt in einem besonderen Kapitel „die volkswirtschaftlichen Lehren des Weltkriegs“ nachdrücklich zusammengefaßt. Ein Freund des Verf., A. H. Rose, hat nach dieser Ausgabe letzter Hand die neue Ausgabe, der ein Lebensabriß des Autors beigefügt ist, besorgt. Denn seiner Art klassischen Werke wäre, wie nochmals gesagt werden möge, die weiteste Verbreitung zu wünschen. E. L.

Leitzen, Hans, Zwei Brüder in Frankreich. Kriegstagebuch von 1870/71. 4. Aufl. Volksausgabe. Braunschweig, E. Appetham & Komp., 1918. (380 S.) Geb. 2 M.

Von dem gegenwärtigen Krieg wird man mit Neid den Blick zurückwerfen auf den großen nationalen Einigungskrieg, der uns Kaiser und Reich zurückbrachte. Das vorliegende Buch gehört zu den anziehendsten Erinnerungsbüchern darüber wegen des goldenen Humors von dem es erfüllt ist und wegen der lebhaften, liebevoll eingehenden Schilderung der Umwelt. Der Verf., beim Kriegsausbruch Korpsstudent auf irgend einer norddeutschen Universität, und sein jüngerer Bruder, treten als Kriegsfreiwillige in einem braunschweigischen Infanterieregiment ein und nehmen nach kurzer Ausbildung an den Leiden der Belagerung von Metz und später an den Kämpfen bei Le Mans und Orleans teil. Nachdem es ihnen nicht ohne Schwierigkeit gelungen ist, in ein und dieselbe Kompagnie aufgenommen zu werden, halten sie wackere Kameradschaft und häufig treffen Sendungen aus dem Elternhaus ein, die die schmale Kost wesentlich verbessern. Recht viel Erhebendes und Erfreuliches erfährt der Leser, am schönsten aber ist es, daß alles Ungemach mit so guter Fassung ertragen wird, daß man noch jetzt herzhaft lachen muß über die famosen plattdeutschen Redensarten, mit denen unsere wackeren Niedersachsen immer wieder sich als Herren auch der ungemütlichsten Situation behaupten. In den ernsten Tagen, die wir durchleben, möchte man vielen Lesern wünschen sich an dieser Kraft goldenen Humors zu erquicken. E. L.

Meffart, Max, Das zarische Rußland und die katholische Kirche. Eine apologetische Studie. M. Gladbach, Volksvereinsverl., 1918. (207 S.) 3,60 M.

An das Werk, mit dem der sterbende Papst Pius X. die große kirchengeschichtliche Bedeutung des gegenwärtigen Weltkriegs charakterisierte, daß Rußlands Sieg auch der Sieg des Schismas im Orient bedeute, knüpft dieses inhaltreiche Buch an; zwischen russischer Orthodoxie und dem katholischen Oesterreich ging der Kampf, der bereits zu Gunsten des letzteren gegen den Erben von Byzanz entschieden ist. Seither ergaben sich nicht allein für die polnisch-russischen Grenzländer, sondern auch für den Balkan und den Orient neue Aussichten und Möglichkeiten. Nach einem einleitenden Kapitel über den „Caesaropapismus“ folgt eine historische Darstellung des Kampfs der Moskowiter gegen die einzelnen Glieder der katholischen Kirche, die sich ihnen auf ihrem Siegeszug nach Europa meist mit ungenügender Kraft ent-

gegenstellten. Bis zur Gegenwart werden die Ereignisse gemeinverständlich aber auf Grund sorgfältiger Vorarbeiten erzählt. Rußlands romfeindliche Politik, seine „historische Mission“ ist eine der Hauptursachen des großen Konflikts, dessen Beendigung wir mit Sehnsucht entgegensehen. „Mit dem Zusammenbruch des russischen Anti-Rom öffnet sich für das katholische Rom das Tor nach dem Orient. Der Kirchenhistoriker — so verkündet der Verfasser mit Genugtuung — bucht den Beginn einer neuen Epoche der Kirchengeschichte des Ostens.“ Aber nur durch die Bundesgenossenschaft mit dem preußischen Militarismus haben Oesterreich und Rom, woran stets erinnert werden muß, dies hohe Ziel erreichen lassen!

Meumann, E., Zeitfragen deutscher Nationalerziehung. Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. (143 S.) 2,60 M.

In der Besprechung eines neuen Romans las ich kürzlich den Satz, daß der adaequateste Ausdruck der deutschen Lebensformen auch in diesem Wirbel der Zeit hinein immer noch der Biedermeierstil geblieben; wir wundern uns immer noch z. B. über die Verläumdungen des Auslandes über uns. Wir versuchen es immer noch, eine uns mit Vernichtung bedrohende Welt über uns aufzuklären; wir verteidigen unsre Schuldlosigkeit am Kriege; wir mißbilligen — zum Teil — die imperialistischen Gelüste und Bestrebungen usw. Ja unsere Riesen-Leistungen erscheinen uns manchmal wie die Taten eines aus dem Schlummer geweckten Riesen. Auf diesen Ton ist auch obiges Buch gestimmt; es will uns selbst erklären und aus der Charakterisierung des Deutschtums Wege und Maßnahmen für die Zukunft aufzeigen; rein und schlicht wie der leider zu früh verstorbene Verf. im Leben war, so auch sein Werk; solch' „besinnliche“ Menschen leben glücklicherweise auch in unseren Großstädten noch massenweise. Wir empfehlen diese Vorlesungen angelegentlich.
B. Laquer.

Mosapp, Hermann, Doktor Martin Luther und die Reformation. Mit 12 Bildern. Braunschweig, Georg Westermann, 1917. (237 S.) Geb. 3 M.

Von den zahlreichen Schriften, die zur 400jährigen Lutherfeier erschienen sind, verdient die vorliegende besondere Verbreitung wegen ihrer warmherzigen, wahrhaft volkstümlichen Art, die dem Verfasser eignet. Das Buch zeichnet sich zudem durch gute Gliederung und reichen Inhalt aus unter besonderer Berücksichtigung der zeitgeschichtlichen Verhältnisse. Es erhebt sich auf streng wissenschaftlicher Grundlage und ist auch für die reifere Jugend geeignet.
G. F.

Oehlke, Waldemar, Lessing und seine Zeit. In zwei Bänden. München, C. H. Becksche Verlagshandl., 1919. (478 u. 603 S.) Geb. 27 M.

Erich Schmidt hat vor einem Menschenalter als Hauptwerk seines arbeitsreichen Lebens eine Lessing-Biographie erscheinen lassen, die zu unseren klassischen Büchern zählt und die der Verf. mit sorglicher Hand von Auflage zu Auflage weiter ausgefeilt und auf der Höhe der Forschung zu halten gewußt hat. Neben dieser älteren Lebensbeschreibung hat jede neuere einen harten Stand, gleichwohl wird man die vorliegende mit besonderer Freude begrüßen müssen, da der Nachfolger mit dem Vorgänger die Gediegenheit der Forschung teilt, ihn aber an Flüssigkeit der Darstellung und Volkstümlichkeit weit hinter sich zurück läßt. Man merkt es jeder Zeile an, mit wie großer Liebe für seinen Helden Oehlke erfüllt ist, und in unseren Tagen, die vielen Illusionen und Selbsttäuschungen ein jähes Ende bereitet hat, wird man ihm die Sympathie für diesen unbestechlichen Kritiker und Wahrheitsucher durchaus nachfühlen können. Mehr noch als Schiller oder Goethe verlangt Lessing, wie die Vorrede sehr richtig hervorhebt, einen historischen Hintergrund, denn aus der allgemeinen Zerflossenheit des 18. Jahrhunderts sammelt sich in ihm der deutsche Geist, der im neunzehnten der Geist der Welt werden sollte: „in ihm laufen alle Strahlen seiner Zeit zusammen.“ Dem Verf.,

der durch manche tüchtige Studie auf dem Gebiete deutscher Literaturgeschichte sich einen Namen gemacht hat, versteht es, diesen vielgestaltigen und wirr verschlungenen Lebenslauf geschickt zu größeren Einheiten zusammenzufassen. Vor allem aber zu rühmen ist seine überaus glückliche Gabe anschaulicher Detailmalerei der Umwelt sowie der frische Erzählerton. Die Anmerkungen, die man nicht übersehen sollte, da sie eine reiche Fülle interessanter Mitteilungen enthalten, sind, um den Text zu entlasten, an den Schluß jedes Bandes verwiesen. Ein chronologisches Verzeichnis der bedeutenderen Schriften Lessings gibt einen bequemen Ueberblick über sein literarisches Schaffen. Das Register, das sich über beide Bände erstreckt, umfaßt zunächst alle vorkommenden Personen und gibt dann nochmals die Schriften unseres Helden in alphabetischer Folge. Zwei Porträts Lessings nach Joh. Heinr. Wilh. Tischbein und A. Graff in vorzüglicher Reproduktion zieren das geschmackvoll ausgestattete Werk, das man allen größeren und mittleren Bildungsbibliotheken als eine in jeder Beziehung gelungene Leistung nur angelegentlich empfehlen kann. E. L.

Schubert, Hans v., Luther und seine lieben Deutschen. Eine Volksschrift zur Reformationsfeier. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1917. (179 S.)

Die „Blätter“ mußten es sich versagen, grundsätzlich auf die Lutherliteratur einzugehen, die das Reformationsjubiläum des verflossenen Jahres in großem Umfang gezeitigt hat. Gleichwohl wäre es eine Unterlassungssünde, wenn man nicht auf das vorliegende prachtvolle Buch hinweisen wollte, daß in edler, volkstümlicher Sprache gehalten ist. Was Luther als Deutscher bedeutet, wie grunddeutsch er in allen Fasern seines Seins ist, wie er in der Hinsicht unter unsern Großen und Größten fast nur noch in Bismarck sein Gegenstück hat, das zeigt diese Geschichtserzählung, die Jeder verstehen muß und die sich doch so spannend liest wie ein Volksroman, wobei noch hervorgehoben werden mag, daß überall herrliche Lutherausdrücke und Worte in die Darstellung verwebt sind. Besonders anziehend und lehrreich vor allem auch für verständige Katholiken, die das Hochempfinden der großen Zeit des Weltkriegs über alles Kleinliche und Enge hinausgeführt hat, sind die beiden Schlußkapitel. Von ihnen bespricht das eine die Begründung einer neuen deutschen Kultur infolge der Reformation; das letzte aber, das die Ueberschrift trägt, „Luthers Erbe und Deutschlands nationales Werden“ ist vorzüglich geeignet, das politische Leben der Gegenwart verständlich zu machen. Hinter dem Buche aber wird der Leser die Persönlichkeit des Autors suchen und ihn in seiner vornehmen und großzügige Art lieben lernen. Acht geschickt ausgewählte Bilder dienen der Schrift, die sich als Geschenk für die reifere Jugend eignet, zum besonderen Schmuck. E. L.

Hinter dem Stacheldraht. Kriegsgefangenenlager Münsingen. Stuttgart, Hug. Matthäs, 1918. (88 S.) Kart. 3 M.

Das Kriegsgefangenenlager Münsingen liegt 700 - 800 m über dem Meere auf der Hochfläche der Schwäbischen Alb, fern von jedem größeren Ort, der verkehrsfördernd hätte sein können, um dergestalt alle Fluchtversuche von vornherein auszuschalten. Rund 3900 Insassen kann das Lager unter Ausnutzung des ganzen verfügbaren Raumes aufnehmen, diese Zahl wurde aber nur Anfang 1915 erreicht, nachher sank der Bestand dauernd durch den Abgang der Kriegsgefangenen auf Außenarbeit. Ueber die Anlage und den Ausbau der Baracken dieses Lagers, das mehr und mehr zu einem „Arbeitsstammlager“ großen Stils wurde, über die Werkstätten, Schulen, über Lichtspiel- und Liebhabertheater und alle möglichen anderen Veranstaltungen, die dauernd oder vorübergehend in Betrieb waren, berichtet die Einleitung, dann folgen Einzeldarstellungen über den Verkehr mit der Heimat, über gesundheitliche Fürsorge, Ernährung, Fluchtversuche, über die Verschiedenheit der einzelnen dort vertretenen Nationalitäten usw. Ueberall hat man den Eindruck, daß die Behandlung überaus human und verständig war. Man wird

sagen dürfen, daß die Methode, die so vorteilhaft von der Praxis abstößt, die von unseren Feinden, namentlich in Frankreich vielfach angewandt wurde, zugleich den Geboten der Klugheit entsprach, da wir uns dadurch für die Zukunft bei unseren Nachbarn einen Stamm von Freunden gesichert haben, deren Urteil über die von der Entente versuchten Verläumdungen nicht ohne Bedeutung für die Zukunft sein wird. Das Buch ist mit reichem und geschmackvollem Illustrationsmaterial versehen. L.

Thiessen, Johannes, Kindheit. Erinnerungen. (Bücher der Rose.) Langewiesche Ebenhausen-München, 1917. (251 S.)

Der bisher vorliegende erste Teil umfaßt die Kindheitserinnerungen des Verf., der als jüngstes achtes Kind eines vom Eisenbahnarbeiter zum Bahnmeister aufgestiegenen Beamten in Schleswig-Holstein aufwächst. Liebevoll versenkt sich der Verf. in den gewiß immer dankbaren Stoff erster Kinder- und Schülererlebnisse; seinem besten Spielkameraden Kule, dem Teckel, ist ein Kapitel gewidmet. Er erzählt schlicht und anspruchslos, oft mit Humor. Eine gesunde Lebensauffassung, ohne nüchtern zu sein, kommt überall zum Ausdruck. Geeignet für Volksbüchereien, auch für jugendliche Leser, die sich bei der ausführlichen Beschreibung der selbst angefertigten Spiele willkommene Winke holen werden. A. R.

Wahl, Hans, Prinz Ferdinand von Preußen. Ein Bild seines Lebens in Briefen, Tageblättern und zeitgenössischen Zeugnissen. Weimar, Gust. Kiepenheuer, 1917. (465 S.) 7 M.

In dieser Zeit, deren innere Bedrängnisse an die Jahre 1806—1813 erinnern, ist obiges Lebensbild sehr willkommen; es hält uns und vor allen denen, welche uns zu führen berufen sind, einen Spiegel vor, daß und wie ein Hochstehender seine großen, fast genialen Anlagen in zügellosem Genießen vergeudet! Der Heldentod bei Saalfeld erwies auch bei dem „preußischen Alkibiades“ die sühnende und versöhnende Kraft und milderte das Urteil der Nachwelt! Wie anders, wie innerlich und harmonisch wirken die Brautbriefe eines Clausewitz gegenüber den zuchtlosen Liebesrasereien des Prinzen an Pauline Wiesel; ihr Tod in — Paris als Gattin eines französischen Offiziers! — ist ja auch charakteristisch. Als Gegenwirkung lese man auch die eben erschienenen „Feldpostbriefe“ eines lebenden Hohenzollern, des Prinzen Adalbert: „Mit meinem Bataillon im vordersten Schützengraben“ bei Scherl 1918! Wir empfehlen obiges Buch reifen, historisch gebildeten Lesern.

B. Laquer.

B. Schöne Literatur.

Conscience, Hendrik, Ausgewählte Werke. Aus dem Flämischen übersetzt von Otto v. Schaching. Bd. 1: Jakob van Artevelde; Bd. 2: Der Löwe von Flandern; Bd. 3: Flämisches Volksleben. Regensburg, Friedr. Pustet, 1918. (604, 488 u. 468 S.) Geb. 4,80 M., 3 u. 3 M.

Von dieser von O. v. Schaching mit großer Liebe und Sorgfalt veranstalteten Uebersetzung der Hauptwerke des großen flämischen Volksschriftstellers und Patrioten, dessen Bedeutung demnächst die „Blätter“ in einem besonderen Artikel würdigen werden, liegen diesmal die drei ersten Teile vor. Band 1 u. 2 enthalten die beiden berühmten Romane, die Höhepunkte der älteren flandrischen Geschichte zum Gegenstand haben. Sehr viel unbekanntes dürften die im dritten Bande unter dem Titel „Flämisches Volksleben“ vereinigten Novellen und Erzählungen sein, die meist in neuerer oder neuester Zeit spielen und also sehr viel mehr in der Gegenwart wurzeln, als es bei jenen beiden größeren historischen Romanen der Fall sein konnte. Hier hat Conscience eine sehr weit bessere Gelegenheit, seinen fein entwickelten Natur-

sinn zu offenbaren: „und wenn ein Meisterpinsel mit wenigen, aber fein und aufgesetzten Farbentönen die Schönheit der Natur verkündigt, dann führt ihm der niederländische Landschaftskünstler die Hand“. — Von den hier dargebotenen kleineren Erzählungen erfreut sich der größten Berühmtheit „Der Rekrut“, deren Hauptheldin das Dorfkind Frien ist. Diese ganze Ausgabe erhält den Reiz des Ursprünglichen durch Uebernahme der zeitgenössischen Holzschnitte. So haben Uebersetzer und Verleger ihr Bestes getan, um die Werke dieses alten Flamenführers wieder zu Ehren zu bringen. Früher waren es in Deutschland die katholischen Jugendbüchereien, in denen hier und da noch ein Werk von Conscience begegnete, fortan werden alle unsere Volksbibliotheken gut daran tun, ihre Leser mit diesem kerngesunden prächtigen Schriftsteller bekannt zu machen. E. L.

Dörfler, Peter, Das Geheimnis des Fisches. Eine frühchristliche Erzählung. Freiburg i. B., Herder 1914. (81 S.) Geb. 1,50 M.

Wie das übermütige Söhnchen des reichen Mehlhändlers Theon, der aus Aegypten nach Rom gekommen war, von seinem neuen griechischen Hofmeister, den der Vater um schweres Geld auf dem Sklavenmarkt gekauft hat, dem Christentum gewonnen wird, erzählt Dörfler in diesem kleinen Buch in schlichter zum Herzen dringender Sprache. Der Lehrer und Freund des Knaben stirbt als Blutzeuge für den neuen Glauben und mit ihm erleiden andere — zum Teil Sklaven aus der Mühle Theons — voller Ergebung und Freudigkeit den Märtyrertod. Da dem Verf. Ort und Zeit der Handlung von seinen ärchäologischen Studien her wohlbekannt sind, haben seine Gestalten Fleisch und Blut. Die fein durchgeführte Erzählung eignet sich für die reifere Jugend ebenso wie für Erwachsene und sei daher bestens empfohlen.

Felscher, Kurt, Die Boberbahn. Eine Dorfgeschichte aus dem Hirschberger Tal. Leipzig, Quelle & Meyer, 1918. (318 S.)

Die vorliegende Geschichte behandelt einen Gegenstand, der oft genug dargestellt ist. Der alte Bauer eines schlesischen Dorfes sieht es als ein schweres Unrecht an, daß die seiner Meinung nach ziemlich überflüssige neue Eisenbahn durch seinen Obstgarten geführt werden soll, dessen Bäume er mit größter Liebe gehegt und gepflegt hat und die dem alten Mann, der mit seiner Enkeltochter still dahin lebt, ans Herz gewachsen sind. Sein nach langer Entfremdung zurückgekehrter zweiter Sohn ist Werkführer bei dem Bahnbau, er vermag es nicht, den Vater zu beschwichtigen, der sich schließlich zu einem Anschlag auf den Eisenbahndamm hinreißen läßt, der zum Glück rechtzeitig entdeckt wird. Darauf entzieht sich der Schuldige durch Selbstmord dem irdischen Richter. In diese Haupthandlung fallen verschiedene Herzens- und Liebessachen der bildschönen und häuslichen, aber leicht entflammten Enkelin, die schließlich ihrem Oheim die Hand reicht, der schon ihre Mutter geliebt hatte und ihr in allen ihren Kümmernissen in selbstloser Treue zur Seite stand. Der Roman ist frisch erzählt, aber mit der psychologischen Begründung macht es sich der Verf. ziemlich leicht und desgleichen muß man manche Unwahrscheinlichkeit mit in den Kauf nehmen. E. L.

Geißler, Max, Das Storchnest. Ein Roman der Jugend von damals und heute. Weimar, A. Duncker, 1917. (343 S.) 4 M., geb. 5,50 M.

Das „Storchnest“ scheint mir nicht auf der Höhe der früheren Geißlerschen Dichtungen zu stehen. Die Handlung hat keinen rechten Zusammenhang und Schluß. Die Geschicke der verschiedenen Storchnest-Kinder verlaufen ziemlich unabhängig voneinander und nebeneinander. Die einzelnen Charaktere sind nur obenhin geschildert und man gewinnt zu keinem ein rechtes Verhältnis, für keinen ein rechtes Interesse. Ein paar Tage nach der Lektüre weiß man von der ganzen Geschichte nichts Erhebliches mehr. Nur dadurch erhält die Dichtung einen gewissen Reiz, daß sie den Versuch macht, die deutsche Jugend zu Beginn des Weltkrieges in ihrer Besonderheit zu erfassen. Dieser Versuch ist in den Hauptzügen geglückt, so daß in den Storchnest-

Kindern ein gut Teil der heutigen Jugenddenkweise mit ihren Licht- und Schattenseiten wirklich verkörpert erscheint. G. K.

Ginzkey, Franz Karl, Jakobus und die Frauen. Eine Jugend. Leipzig, L. Staackmann, 1909. (248 S.) 3,50 M., geb. 4,50 M.

Dies ist ein so schönes Buch, daß ein weitläufigeres Urteil den Gesamteindruck nur störend zerstören würde. Ueber den Roman hinauswachsend birgt es das Bekenntnis einer starken und dabei wundersam zarten Dichterseele, bis in die kleinsten Einzelheiten selbst empfunden, in des Lebens Tiefen selbst geschaut, auf des Lebens Höhen selbst gejubelt; und dabei künstlerisch von feinem, spannenden Aufbau, in einer Ausdrucksart geschrieben, die gleichweiser schlicht und anspruchslos, wie an gegebenen Stellen farbenprächtig, gewandt und reif, immer aber die unverkennbare Sprache eines großen Könners ist. E. Kr.

Ginzkey, Franz Karl, Das heimliche Läuten. Neue Gedichte. Leipzig, L. Staackmann, 1910. (111 S.) 2 M., geb. 3 M.

Echte Lyrik soll sein wie ein Stückchen Musik: ein Klingen, Aufjauchzen, Schluchzen, Trösten. Und Ginzkey gelang es, von all diesem einen Widerhall in seine Lieder zu bannen, die nicht gerade leichtflüssig, aber doch durchaus ungesucht und natürlich anmuten. Besondere Eigenart bekundigt sich in dem „grotesken Intermezzo"; das „Kalifen-Lied", sowie die „letzte Pflicht" müßten wohl auch bei dem ernstesten Leser ein heiteres Lächeln auslösen. Und auch manche andere Zeile wird — wie Hermann Hesse sehr fein urteilt — „Menschen, denen das Lesen ein Feierabendglück nach getaner Arbeit bedeutet" zur stillen, reinen Freude werden. E. Kr.

Hahnewald, Edgar, Trümmer. Erzählungen. Mit einem Geleitwort von H. Wendel. Dresden, Kaden & Comp., 1919. (127 S.).

Der Verf. der vorliegenden Erzählungen ist ein Beliebiger im Gewimmel der Millionenheere, ein junger Landwehrmann aus der feldgrauen Masse, der als „Granatenkutscher" mehrere Jahre hindurch mit seiner Munitionskolonne über die Schlachtfelder Europas gefahren ist. An Schulbildung weist er nur soviel auf, als ihm die Volksschule mit auf dem Weg gab. Freilich mit der Natur und allen sie belebenden Kreaturen muß Hahnewald schon frühzeitig gelebt und mitgefühlt haben, davon geben die Erzählungen Zeugnis, die trefflich beobachtet und in gedrungener, kraftvoller Prosa geschrieben sind. Das prachtvolle Büchlein, das sich so ganz schlicht gibt, sei größeren und kleineren Büchereien bestens empfohlen.

Kohne, Gustav, Ellernbrook. Leipzig, W. Grunow, 1918. (43 S.)

Eine Episode neuzeitlicher Erlebnisse in einem niedersächsischen Heidedorf will der Verf., der sich auf dem Gebiete der Heimatkunde einen geachteten Namen gemacht hat, uns hier vergegenwärtigen. Der Gutsbesitzer, der Pfarrer, der Arzt, der Lehrer und einige andere Honoratioren schließen sich zu volksbildnerischen und -aufklärischen Veranstaltungen zusammen, um mit dem Aberglauben der Bauern aufzuräumen, der zu vielen Mißständen geführt hat. Da aber jeder der Beteiligten hierbei seine Sonderinteressen oder Ideale verfolgt, kommt nichts Ordentliches zustande und erst die furchtbaren Wirkungen einer Feuersbrunst führen die auseinanderstrebenden Geister zu einheitlichem Wirken zusammen. Anmutig erzählt K. von der Liebe zwischen dem fröhlichen Pfarrkinde und dem strebsamen jungen Schulmeister, die durch die Musik zusammengeführt werden. Da der Vater dieser Neigung entgegentritt, verläßt die Tochter das Elternhaus, um sich eine selbständige Existenz zu gründen. — Die Errichtung einer Dorfbücherei wird anschaulich geschildert, auch werden die Grundsätze erörtert, nach der der Lehrer die Auswahl glaubt treffen zu sollen. Jedenfalls liegt hier ein ernstes Buch vor, dem man Verbreitung wünschen möchte. E. L.

Kotzde, Wilh., Die Pilgerin. Eine Geschichte vom Rhein. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1918. (444 S.) Geb. 8 M.

Die vorliegende Erzählung spielt zu Beginn des 11. Jahrhunderts, da Kaiser Heinrich II. über das deutsche Reich gebietet, und man führt uns an den mittleren Rhein zur stolzen Feste Hammerstein, deren Herr den Zorn der Geistlichkeit dadurch erregt, daß er sich nicht von seinem schönen Gemahl scheiden lassen will, nachdem die Kirche einen zu nahen Grad der Verwandtschaft zwischen den beiden Ehegatten ausfindig gemacht hat. Da die Kaiserin Kunigunde und ein mächtiger Geistlicher, Erpo, der spätere Erzbischof von Mainz, der blonden Irmgard feindlich gesinnt sind, zieht der Kaiser vor die Burg und zwingt die Besatzung, sie zu räumen und ins Elend zu flüchten. Auch der fränkische Graf Konrad wagt es nicht, die Gebannten in seinem Schloß zu Alzig zu bergen; als er selbst dann zum Kaiser gekürt wird, ist es aber eine seiner ersten Handlungen, diese seine Verwandten wieder zu Glück und Ehren zu bringen. Den großen Anforderungen eines historischen Romans aus so entlegenen Zeiten vermag ein moderner Schriftsteller nur auf Grund sorgfältiger Studien gerecht zu werden. Die aber reichen in diesem Falle doch wohl nicht aus, selbst wenn man von bösen Entgleisungen, wie etwa der Gerichtssitzung unter Mitwirkung von Rachimburgen, absieht. Der Stil ist unruhig und manchmal gequält, was äußerlich die sich nicht selten geradezu häufenden rhetorischen Fragen bekunden. Daneben fehlt es nicht an manchen wohlgelungenen Partien, wozu man z. B. die Verse rechnen möchte, die die Kinder von Andernach gleich im Anfang zu Ehren der Maikönigin singen. Jedenfalls beansprucht das Buch in seiner Weitschweifigkeit ernste und willige Leser, so daß es sich zunächst wohl nur für größere Bildungsbibliotheken eignet. E. L.

Krämer, Philipp, Buben. Erzählungen. 3.—7. Aufl. (Neue christliche Erzähler, Band 1.) Berlin, Furcheverlag, 1918. (188 S.) Kart. 3,60 M.

Es ist nicht mehr leicht, etwas zu schaffen, was sich aus der Masse unserer Erzählungsliteratur wirklich eigenartig hervorhebt. Philipp Krämer, seines Zeichens Oberlehrer, hat dies geleistet. Nicht alles kann ich einleuchend finden, was diese sechs kurzen Erzählungen über die tiefen Wirkungen einzelner Geschehnisse, die gelegentlich sogar äußerlich betrachtet unbedeutend sind, auf das ganze Denken und Empfinden elf- bis sechszehnjähriger Knaben unserer Zeit berichten; auch die wiederholt eingeführten ausgesprochen christlich-religiösen Motive wirken nach meinem Gefühl nicht immer überzeugend. Aber ganz gewiß erhalten wir in der Hauptsache Einblicke in Knabenseelen von einer menschlichen und künstlerischen Tiefe, wie sie nur liebevollstes Verständnis zu vermitteln vermag. Jeder reife, feiner empfindende Mensch wird mit freudiger Teilnahme solcher Führung folgen. Als Perle des Ganzen will mir „der Tod des Ludwig Ziemendorf“ erscheinen. Geschildert wird uns hier der jugendlich-überschwengliche Freundschaftsbund zweier Sekundaner. In dem einen regt sich schon der schöpferische Komponist; der andere verspricht ein Geistlicher von echtestem Christussinn zu werden; doch rafft ihn ein früher Tod, für den Freund epochemachend, hinweg. Besonders eigenartig wirken auch weiter „Serpentino“ und im letzten Stück das erste Flügelprüfen eines jungen Dichters. E. La.

Krane, Anna Freiin von, Die Sünderin. Ein Mysterium in fünf Bildern. Köln, J. P. Bachem. (144 S.) 2,40 M., geb. 3 M.

Die bezahlte Verfasserin hat uns zahlreiche gute Bücher geschenkt, die unter Bevorzugung christozentrischer Stoffgebiete religiöse Probleme zu lösen versuchen. Aus der Zeit Christi hat sie auch hier die seelischen Konflikte einer biblischen Gestalt, der großen Sünderin Miriam (Maria Magdalena), dichterisch verkörpert. Diese große Büßerin und Heilandsucherin hat sie bereits in dem großzügigen Roman Magna peccatrix (Jahrg. 1908 Nr. 1/2) in

die erzählende Literatur eingeführt, nunmehr aber in einem sehr lesenswerten Bühnenstück auftreten lassen; aber auf einer großen Bühne jedoch dürfte sich dieses Mysterium ebenso wenig wie Paul Heyses Maria von Magdala dauernd erhalten. Bb.

Kurz, Hermann, Das Glück in der Sackgasse. Roman. Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. (822 S.) Geb. 5 M.

Dieser Roman des „Schweizers" Kurz, der laut dem Geleitwort an seinen Verleger eigentlich ein Badener ist, zeigt soviel Erzählergeschick, so reiches Spiel des Humors mit nicht wenig Satire gemischt, ein so weitherziges Verständnis für die recht starken Menschlichkeiten, die oft auch im Leben nicht untüchtiger Menschen eine starke Rolle spielen, daß er sich viele Freunde gewinnen wird. Die beiden Männer, die wir zuerst sich recht stattlichen Reichtum in der Sackgasse gewinnen sehen, sind wahrlich nicht viel mehr als geschäftstüchtige Philister, aber gram sein können wir ihnen und ihrem Mammon nicht, und ihre Kinder arbeiten sich, wenn auch nicht immer auf einwandfreien Wegen, der eine so, der andere so, doch zu einer gewissen Tüchtigkeit durch. Innerlich höher als sie, obgleich auch kein Tugendspiegel, steht aber doch Frau Anna Hanauer, die mit Schmerzen auf den Mann ihrer Liebe verzichtet. Ich würde das liebenswürdige Buch noch höher stellen, wenn es mit dem „Moralischen, das sich immer von selbst versteht", darin etwas ernster genommen würde. E. La.

Lilienfein, H., Hildebrand. Ein Drama in drei Akten und einem Vorspiel. Stuttgart, J. G. Cotta, 1918. (100 S.) 2 M., geb. 4 M.

In unseren alten Sagen besitzen wir einen Schatz, aus dem — abgesehen vom Nibelungenhort — nur selten ein Kleinod von den neueren deutschen Dramatikern gehoben wurde. Jetzt, da der Ausgang des Weltkriegs uns zwingt, uns erst recht auf die heimische Art zu besinnen, erscheint zu guter Stunde dieses Schauspiel von Lilienfein, dem man eine gewisse Größe nicht wird absprechen können. Die verschiedenen Ueberlieferungen des alten Heldenlieds von Hildebrand, der im bittern Kampf den eignen Sohn erschlägt, hat L. mit weisem Kunstverstand verwandt und zu einem Guß zusammengeschmolzen. Die alte Sage ist von ihm seelisch vertieft und die alten Gestalten bekommen Blut und Leben. Die Sprache in ihrem altertümlichen Klang mit vereinzelten Stabreimen rollt wuchtig dahin und entspricht durchaus dem Gegenstand. Ernstere Leser, die mit dem alten Stoff vertraut sind, werden ihre Freude an dieser Dichtung haben, die vielleicht dermaleinst dem eisernen Bestand unserer nationalen Dramen zugerechnet werden wird, deren Zahl nicht eben groß ist. E. L.

Maltzahn, E. von, Eine Königin von Frankreich und Navarra. Erzählung aus der Revolutionszeit. Mit Titelbild der Königin Marie Antoinette von Frankreich. 7. Aufl. Schwerin, Fr. Bahn, 1916. (206 S.) 4,50 M.

Die lesenswerte Erzählung schildert unter Benutzung zahlreicher Briefe in Uebersetzung Ursachen, Ausbruch und Ausgang der französischen Revolution, insonderheit den allmählichen Gesinnungswechsel der Königin Marie Antoinette. Zu spät gewahrt sie den Abgrund, in den sie sich und andere durch leichtfertiges Genießen des Augenblicks gezogen hat, und endet als gläubige Christin unter dem Fallbeil. Den inneren Zusammenhang vermittelt die hoffnungslose Liebe des schwedischen Edelmanns Felsen zur Königin. Bb.

Molo, Walter v., Fridericus. München, Albert Langen, 1918. (274 S.)

Der erste Band einer Roman-Trilogie „Ein Volk wacht auf" liegt hier vor. Wir werden in das Lager Friedrichs des Großen während des siebenjährigen Krieges versetzt in einem Augenblick, da die Not am größten ist, eine Hiobspost nach der andern einläuft und nur noch ein großer Schlag den

König retten kann. In diesen ernsten Stunden taucht vor dem geistigen Auge des früh Gealterten sein ganzes bisheriges Leben wieder auf: die harte Jugend und der Zusammenstoß mit dem Vater, die heiteren Tage in Rheinsberg, die schweren Regentenpflichten und die unerhörten Schicksalsschläge im Kampf gegen eine ungeheure Uebermacht. Weder die Mahnungen der Angehörigen und Freunde, noch das Murren der Offiziere und Gemeinen vermögen in dieser verzweifelten Lage seinen stolzen Sinn zu beugen, vielmehr ist er es, der das ganze Heer zu höchsten Heldenleistungen emporreißt und seine gelichteten Scharen durch die verschneite winterliche Landschaft seinem größten Siege entgegenführt. Die Lektüre ist nicht ganz leicht, da die langen Zwiegespräche zwischen dem König und seiner Umgebung, die die Situation veranschaulichen sollen, auf die Dauer trotz aller Feinheit doch etwas ermüdend wirken. Mit Spannung wird man der Fortsetzung entgegensehen. E. L.

Munier-Wroblewska, Mia, Und doch! Ein Roman aus Kurlands Leidenstagen. Stuttgart, J. G. Cotta, 1917. (427 S.) 4,50 M.

Bei der vorliegenden Erzählung überwiegt der stoffliche Reiz durchaus den literarischen. Wir lernen die Zustände in Kurland vor und während der erschütternden Katastrophe des Weltkriegs kennen. Den russischen Machthabern ist es gelungen, während der großen Revolution, die dem russisch-japanischen Kriege folgte, die Letten und sogar die Juden gegen die deutsche Oberschicht, namentlich die Gutsbesitzer und Barone, aufzuhetzen, aber auch die Deutschen selbst sind uneins in ihren Empfindungen und schwanken zwischen ihren Gefühlen für den russischen Staat und denen für die angestammte Nationalität. Erst die brutalen Maßnahmen der Regierung, die ihre loyalsten Unterthanen als Verräter brandmarkt, weist Vielen den rechten Weg, während Wenige nach wie vor zur Sache des Zaren halten und Andere sehnsüchtig der Befreiung entgegenharren. Wirre Gerüchte schwirren endlich durch das Land von russischen Niederlagen und vom Herannahen des Feindes, dessen angebliche Grausamkeit die Massen der ländlichen Bevölkerung zu kopfloser Flucht veranlaßt. Aber auch die Besten unter den Balten überzeugen sich erst in der Schule des Kriegs, wie rückständig sie in Allem und Jedem der von ihnen kritisch beobachteten Entwicklung in Preußen und im Reich gegenüber geblieben sind. So entrollt sich hier in gut beobachteten Einzelszenen ein ergreifendes Stück Weltgeschichte. Am Horizont sinkt das Abendrot des sterbenden alten Kurlands hernieder und emporsteigt die Morgenröte einer neuen Zeit, die sich vollenden muß, sobald ein ruhmreicher Friede die alte Kolonie zwischen Memel und Düna mit dem großen Mutterlande wieder vereinigt haben wird. So sei das anregende Buch, das die Leiden unserer deutschen Brüder im Gottesländchen so herzbewegend schildert, weiteren Kreisen bestens empfohlen, die mit Genugtuung feststellen werden, daß wir in jenen von der Natur gezeichneten Gebieten eine nationale und zugleich eine Kulturmission zu erfüllen haben. E. L.

Philippi, Felix, Jugendliebe. Roman aus Alt-Berlin. 21.—30. Taus. Berlin, Aug. Scherl, 1918. (332 S.) 3 M., geb. 4,50 M.

Wohl nicht ohne Grund hat das vorliegende Buch weiteste Verbreitung gefunden. Die Tragik dieser Jugendliebe zwischen Robertchen, dem Sohn des reichen Tuchhändlers im Vorderhaus, und Gustchen, dem Sonnenschein, dem einzigen Töchterchen des Prokuristen im Hinterhaus, spielt sich in dem Berlin der fünfziger und sechsziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ab, das noch nichts vom Jagen und Hasten der Weltstadt aufweist. Mit dem Leben und Treiben im alten Handelshaus und in den Mietshäusern ringsherum mit allen ihren Insassen der verschiedenen bürgerlichen Kreise macht der Verf. den Leser bekannt. Aus der Kinderfreundschaft wird allmählich Liebe und mit immer größerer Leidenschaft erfüllt das junge Mädchen ihr Herz für ihren Freund, dem sie sich hingibt in der selbstverständlichen Erwartung, daß er in passender Stunde das erlösende Wort sprechen werde. Statt dessen zwingt der Machtspruch des alten Kommerzienrats den schwächlichen Sohn zum

Verzicht und zu einer Konvenienzheirat mit einer reichen Cousine, die ihn unglücklich macht. Jeder kennt die wundervollen Berliner Romane Fontanes, die dasselbe Motiv behandeln, und vermessen wäre es, diese Geschichte Philippis ihren vergleichen zu wollen. Immerhin wird man zugestehen müssen, daß auch hier eine ganz tüchtige Leistung vorliegt, die den Lesern, mit nicht allzu hohen Anforderungen, Genuß bereiten wird. L.

Schanz, F., Zweite Ehe. Ein Buch vom Tode und der Liebe. Berlin, Trowitzsch. Geb. 3,80 M.

Eine überaus glückliche Ehe wird durch eine heimtückische Krankheit, die den Mann hinwegrafft, zerstört. Die fassungslose Frau kämpft einen fürchterlichen Seelenkampf, als der Freund ihres Hauses, der sie seit Jahren liebt, ihr seine Liebe erklärt und sie heiraten will. Sie hält es für unmöglich nach ihrer ersten heißen Liebe an der Seite ihres prachtvollen Gatten, einem andern Mann je wieder gehören zu können. Sie sagt sich los von dem Freunde und sucht sich einen Pflichtenkreis, dem sie ihre ganze Kraft widmet. Nach langen Jahren, als der Freund nahe am Erblinden ist, geht sie freiwillig zu ihm, um sein Leben schön zu gestalten. Mit psychologischer Wahrhaftigkeit ist der feine Frauencharakter dargestellt. Eine menschlich tiefe Novelle für gereifte Frauen. H. R.

Seeliger, Ewald Gerhard, Die Abenteuer der vielgeliebten Falsette. Roman. München, Georg Müller, 1918. (458 S.)

Falsette ist die Tochter einer Dirne; ihre Kindheit verlebt sie, bald nach dem 30jährigen Krieg, im Hause eines unverheirateten mecklenburgischen Dorfpastors, der vielleicht ihr Vater ist. Durch ihre wunderbare Schönheit gewinnt sie, höchstens fünfzehnjährig, die Liebe eines noch ganz jungen Junkers und Rittergutsbesitzers aus der nächsten Nachbarschaft. Sie wird seine Geliebte und er ist entschlossen, sie zu heiraten; aber durch schlimmste Tücken werden sie auseinandergerissen. Mußten wir schon bis dahin manches Unglaubliche hinnehmen — nun setzt ein Abenteurer- und Dirnenroman der kühnsten Art ein. Falsette, durch die Wundermacht ihrer Schönheit jedes Männerherz sofort entflammend, geht bald aus Zwang, bald aus Dankbarkeit, bald aus Liebe aus einer Hand in die andere über, wechselt, in den verschiedensten Ländern Europas und Asiens weilend, zwischen größtem Elend und hochfürstlichem Glanz, bewahrt — unglaublicher Weise — ihren vollen Schönheitszauber, entgeht den schlimmsten Gefahren, handelt gelegentlich auch sehr edel und wird schließlich — nach 14 Jahren — die allverehrte Gemahlin ihres Jugendgeliebten, der gleichfalls die wunderbarsten Schicksale durchgemacht hat. Wer sich an den buntesten Abenteuern erfreuen will, der findet die vollste Befriedigung, aber nach Wahrscheinlichkeit darf er nicht fragen. Man fragt sich vergebens, was einen angesehenen Schriftsteller und einen hochgeschätzten Verlag veranlaßte, einen solchen, übrigens allen Bedenken zum Trotz unleugbar fesselnden, für Volksbibliotheken aber jedenfalls nicht geeigneten Roman erscheinen zu lassen. E. La.

Sell, Sophie Charl. v., Die Prähme. Eine Kriegsgeschichte von denen daheim. 3. A. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1918. (316.) Geb. 6,50 M.

Wer das Buch der Verfasserin über Johanna v. Bismarck kennt, wird an jede ihrer anderen Schriften mit dem günstigsten Vorurteil herantreten. Die vorliegende Geschichte versetzt uns in die Anfänge des Weltkriegs. Die Wogen nationaler Begeisterung gehen hoch und ergreifen auch die Familien in und um Berlin, deren Schicksale hier erzählt werden. Die jungen Berufsoffiziere ziehen voller Freudigkeit in den Kampf, die Kameraden von der Reserve folgen ihnen in dem gleichen Gefühl selbstverständlicher Pflichterfüllung, und von Amerika kommt ein Angehöriger in der Verkleidung eines schwedischen Matrosen und Schlossers, um sich bei seinem alten Regiment zu stellen. Den jetzt vielgescholtenen preußischen Militarismus lernt man von

der besten und sympathischsten Seite kennen. Den Abschiedsbrief, den der Hauptmann von Nordenburg, der in der Schlacht von Tannenberg bleibt, in trüber Ahnung an sein Töchterchen schreibt, wird niemand ohne Ergriffenheit lesen. Und diese hoheitsvolle Auffassung des Dienstes für das Vaterland findet bei den deutschen Frauen in der Heimat vollen Widerhall. Mit Genugtuung sei darauf hingewiesen, daß diese herrliche Stimmung, die leider in der Not der Jahre und im vorzeitigen Gefühl des Siegertums nicht bis zuletzt ausgedauert hat, hier festgehalten und einer billiger urteilenden Nachwelt in ungetrübtem Lichte überliefert wird. Im übrigen ist es unmöglich, den Inhalt des Romans mit wenigen Worten wiederzugeben; nur soviel sei gesagt, daß die Frauen, die ihre Männer haben hergeben müssen, voller Ergebenheit sich mit dem Schicksal abfinden und erhobenen Hauptes ihren Lebensweg weiterschreiten; daß der Offizier, dem beide Augen erblindet sind, ein treues, liebendes Herz sich gewinnt, und daß die verwöhnte junge Frau, die ihrem auf Urlaub heimkehrenden Mann freudestrahlend ihren Erstgeborenen darreichen kann, im Ernst der Zeiten eine andere und bessere geworden ist. So mag dieses tüchtige und feinempfundene Buch seiner kernhaften nationalen Gesinnung wegen allen angelegentlichst empfohlen sein, die ihr deutsches Vaterland in diesen schweren Tagen, die wir durchzumachen haben, als teures Kleinod tief im Herzen tragen und fleißig für die Wiederaufrichtung des deutschen Namens die Hände regen.

Skowronnek, Fritz, Der Polenflüchtling. Ein Roman aus dem Osten. Breslau, Otto Janke, 1918. (371 S.) 5 M., geb. 6 M.

Der Polenflüchtling ist ein Ueberläufer, der sich aus dem russischen Heer über die ostpreußische Grenze schleicht und in dem Fischereigewerbe an einem der großen masurischen Seen einen Unterschlupf findet. In dem jungen Manne steckt innerer Trieb, so daß er sich allmählich emporarbeitet, der deutschen Sprache mächtig wird und die Lücken seiner Bildung zu ergänzen beginnt. Ein reicher Mann, dessen Kindern er das Leben rettet, nimmt sich seiner väterlich an: schließlich stellt sich heraus, daß der Flüchtling einer edelen polnischen Familie entstammt, die ihn gern wieder aufnehmen würde. Er aber ist inzwischen Deutscher der Nationalität und Gesinnung nach geworden, heiratet die Tochter seines Wohltäters und bleibt dem neuen Vaterland treu. Die Landschaft um den Spirding, den Fischereibetrieb an diesem See, das Schmuggler- und Grenzerleben schildert Skowronnek mit der ihm eigenen Kunst; die liebenswürdige Erzählung, die in der Zeit des russisch-japanischen Kriegs spielt, klingt freilich etwas unwahrscheinlich. Das Buch mag als gute Unterhaltungslektüre empfohlen werden, zumal es zeigt, daß ein gediegener, innerlich gefesteter Mensch in der Welt seinen Weg macht. E. L.

Vogel, Rudolph, Glückskindle. Märchen und Schwänke für Jung und Alt. Aufl. 2. Gotha, Friedr. A. Perthes, o. J. (239 S.)

Ders., Spinnweiblein. Märchen und Schwänke für Jung und Alt. Aufl. 3. Ebd., o. J. (188 S.)

Ders., Frau Märe. Märchen und Schwänke für Jung und Alt. Aufl. 4. Ebd., o. J. (188 S)

Schon lange war es die Absicht der „Blätter“ auf die Märchenbücher von Rudolph Vogel hinzuweisen, die alle von einem Meister wie Joh. Gehrts prachtvoll illustriert sind, aber dennoch keineswegs die Verbreitung gefunden haben, die man ihnen ihres inneren Werts wegen wünschen möchte. In treuherzigem Ton versteht es Vogel zum Kinderherzen zu sprechen, wohlklingend und — wie jedes echte Märchenbuch — zum Vorlesen geeignet fließt die Erzählung dahin, die das Meisterwerk der Gottheit, die uns umgebende Natur mit allen ihren Schönheiten belebt und dem kindlichen Verständnis offenbart. Das Geschlecht der Mensches ist es leider, — und wem wäre das nicht ans der Seele geschrieben, — das in ihrer Leidenschaft vielfach Neid und Streit, Zorn und Zank, Haß und Hader in die göttliche Schöpfung bringt, so daß

das Weib sich vom Mann scheidet, das Kind die Hand aufhebt wider den Vater, der Knecht wider den Herrn, so daß getrennt wird was Gott zusammengefügt hat. Dann meiden die guten Geister, die uns sonst freundlich umgeben, die Gemeinschaft der entarteten Menschheit und hausen heimlich an verborgenen Stätten, die noch kein Auge fand und kein Fuß betrat. „So ward die Welt entgeistert, und der holde Zauber schwand, mit dem die reinen Geister der Menschen Herzen getröstet und entzückt, und die Unholde zogen ein, die den Blick bannen an das schnöde Gold und das liebeleere Herz mit der Gier füllen nach falschem, gleißenden Glück." So geht ein Geisterwehn durch die Welt, besonders in den heiligen zwölf Nächten, wenn die Sonne sich zum Aufstieg für das neue Jahr rüstet und das Christkindlein vom Himmel zur Erde niedersteigt, suchen diese Holden nach reinen, kindlichen Herzen „und wo sie eins finden, da küssen sie des Kindes Augen, daß es Wunder schauen, und des Kindes Lippen, daß es Wunder singen und sagen lernt". Mit diesen Worten lauterer Poesie hebt die Sage von der „Waldfrau von der hohen Mör" an, die vom Tannenduft des wilden Schwarzwalds erfüllt ist, in dem zu jener Zeit noch Bären, Wölfe, Wildkatzen und anderes Getier hausen, während Wiese und Wehre, die jetzt so lieblich im Wiesengelände dahingleiten als Wildbäche daherbrausen. Alle diese Märchen und Schwänke werden gleichmäßig gut und sorgfältig erzählt und eignen sich, wie der Verf. ja auch andeutet, für Jung und Alt, namentlich aber für die Aelteren, die jetzt so oft die Tage der Kindheit heransehnen, um wenigstens für Augenblicke die Gegenwart mit ihren Sorgen und Nöten zu vergessen. Ihnen allen kann man Vogels luftige Märchengebilde nur bestens empfehlen, sie werden ihre helle Freude daran haben und reichlich auf ihre Kosten kommen. E. L.

Voß, Rich., Das Haus der Grimani. 9. Taus. Stuttgart, J. Engelhorn, 1918. (199 S.)

Es wird niedlich erzählt, wie eine junge bairische Gräfin, die in einem Brüsseler Kloster in Pension war und dort eine elegante Pariserin zur Herzensfreundin gewann, im Laufe der Zeit von ihrer Vorliebe für die französische Art kuriert wird. In Monaco besucht sie die Freundin, die inzwischen einen eleganten Lebemann aus dem uralten Haus der Grimani geheiratet hat. Die Erfahrungen, die sie mit diesem Herrn macht, führen sie zur Einkehr und freudig reicht sie ihrem Vetter, der ihr von der Kinderzeit her in Liebe zugetan ist, die Hand, bevor er mit seinem Regiment in den Weltkrieg zieht, um die Westmark vor dem Einfall der Franzosen schützen zu helfen. Der Gegensatz zwischen den beiden Nationen wird ziemlich oberflächlich charakterisiert, auch widerstreitet es eigentlich vornehmeren Empfinden, daß unter der Einwirkung der Stimmung, die uns alle gegenwärtig beseelt, Licht und Schatten doch allzu einseitig verteilt sind. E. L.

Westkirch, Luise, Das Licht im Sumpf. Roman. Leipzig, Phil. Reclam jun., (1918). (260 S.)

Mit lebhafter Phantasie verwickelt und entwickelt die Verf. die Fäden ihrer Geschichte. Geschickt stellt sie an den Anfang eine geheimnisvolle Begebenheit und ebenso rätselhafte, erst nach und nach klarer erfaßbare Charaktere. Sie hält sie den Leser dauernd in Spannung. Die bisweilen etwas sprunghafte Charakterentwicklung, die z. T. sehr starke Steigerung des Guten und Bösen in den Hauptpersönlichkeiten und die oft recht ungewöhnlichen Begebenheiten versteht sie doch einigermaßen glaubhaft zu machen. Der Schauplatz der Geschichte, das Bremer Moor mit seiner eigenartigen Kolonistenbevölkerung mit der Beimischung von allerlei Zigeunervolk gibt hierfür den geeigneten romanhaften Boden. Eine große sittliche Idee soll das Ganze durchziehen: Die völlig selbstlose Liebe ist das Licht im Sumpf des Lebens. Alles in allem gehört das Buch wohl zu den besseren Vertretern der Unterhaltungsliteratur. G. K.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Ehrhardt Karras G.m.b.H. in Halle (S.).

20. Jahrg. Nr. 3 u. 4. März-April 1919.

Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen.

Herausgeber: Professor Dr. Erich Liesegang in Wiesbaden u. Professor Dr. Gottlieb Fritz in Charlottenburg. — Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig. — Preis des Jahrgangs (12 Nrn.) 4 M.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung und Postanstalt.

Bildungspflege durch kleinste Bücherei.

Von Paul Ladewig.

In den letzten Monaten erhält die Zentrale für Volksbücherei aus den verschiedensten Gegenden die Anfrage von Industrien und kleinen Orten nach den Ausführungsmöglichkeiten für eine kleine Volksbücherei. Die Begründung kehrt immer wieder, daß die Bildungspflege eine allererste Aufgabe der Gegenwart sei, um mehr und bessere Werte zu schaffen, um dem Volke einen praktischen und geistigen Halt zu bieten, um sein Gemeinschaftsgefühl zu erwecken und auch um es nach Einführung des Achtstundentages zu besserer Beschäftigung zu führen, als die Straße und das Wirtshaus bietet.

Nun ist gerade die Aufgabe der Volksbücherei für die Gesamtheit des Volkes eine allerschwierigste, weil sie nicht durch Mechanismus und Organisation zu lösen ist, sondern nur durch die Voraussetzung des Taktes und der psychologischen Eignung des Bildungspflegers, die in den verschiedenen Formen der Volksbücherei jedesmal zweckentsprechend wirken müssen. Da aber die Frage in der Tat im höchsten Grade dringend zur Beantwortung steht, so muß man ihr entgegenzukommen versuchen. Allerdings ist keine einzige der zu stellenden Fragen allein durch Bücherausleihe zu lösen. Sie sind auch nicht auf dem normalen Wege der Büchereiführung, die von oben nach unten geschieht, zu lösen. Am allerwenigsten von einer beherrschenden Zentrale aus; das würde die von den Führern der Volksbücherei oft genug beklagte gouvernementale Fessel nur aufs neue und zwar härter, als sie früher bestand, schaffen. In der auf solchem Wege völlig versandeten französischen Volksbücherei haben wir ein klassisches Beispiel der Unmöglichkeit, so eine lebendige Kraft zu entwickeln.

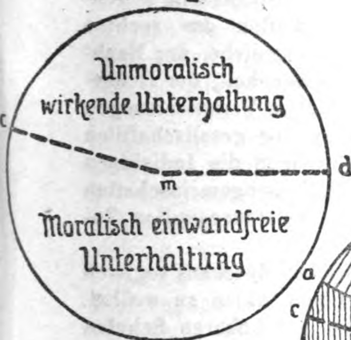
Wenn man sich des Gegensatzes bewußt wird, in dem sich die Mittel für wissenschaftliche Büchereien in Preußen zu den Mitteln, die für Förderung der Volksbücherei staatlich gewährt werden, verhalten, so wird es klar, daß die Volksbücherei, welche der überwiegenden Masse des Volkes dienen soll, zu kurz kommt. Die Grundlegung der Bildungsarbeit am Volke mit aller ihrer Verantwortlichkeit wird heute im wesentlichen noch freiwillig humanitär geleistet und steht nicht in der erforderlichen Beziehung zu einer Reihe der wichtigsten Fragen, ohne deren Berücksichtigung Buch und Bücherei nicht zur Wirkung kommen können. Eine Höherführung der weitesten Volkskreise soll so rasch als

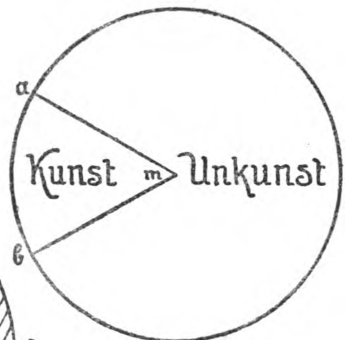
möglich geschehen und läßt sich doch nur nach Maßgabe der äußeren Möglichkeit der Mittel und der inneren Möglichkeit der Eignung der Pfleglinge durchführen.

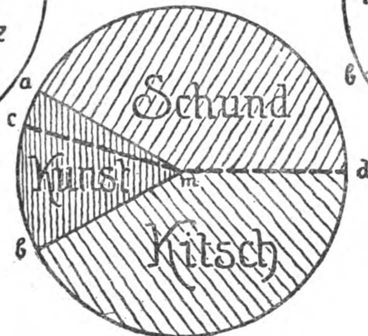
Der Boden der Wirklichkeit ist nur mit den vorhandenen Kräften zu beackern. Aber wie soll man dem mit dem Buche nahe kommen, der dessen ungewöhnt ist, dessen Kopf nur für wenige Elemente aus dem Reichtum seiner Muttersprache verfügbar erscheint? Zunächst wird er an irgendeiner Stelle für Menschenfreundliches zu haben sein. Seinem eigenen Standpunkte entsprechend kann ich danach für jeden Gutes und Schönes aus der Fülle des deutschen Buches vermitteln. Ist denn unsere Zeit so sehr gegen frühere Jahrhunderte geringer Volksbildung zurückgetreten, wo Märchenflügel durch die Spinnstuben in der kleinen bäuerlichen Gemeinde rauschten, gegen Zeiten durch die Sage und Volkslied bis zu uns getragen wurde! Freilich waren das Zeiten, wo das Haupt der Familie, wo der Pfarrer das Gemeinschaftsgefühl der ihnen Zugehörigen pflegte.

Heute liegt es tatsächlich so, daß das Mittelalter ohne das Wort zu kennen, die soziale Verpflichtung der Menschen untereinander anerkannte, während es heute notwendig scheint, die soziale Verpflichtung durch Zwang zu erreichen. Wir sollen unser Volk wieder dahin bringen, daß es aus der Einsicht handelt, daß Pflichterfüllung Voraussetzung nicht nur der Lebensfreude sondern der gemeinen Wohlfahrt ist. Das kann ich aber nicht dadurch erreichen, daß ich ganz einfach Bücher hinstelle; es muß die dauernde und persönliche, wachsende Beziehung zwischen Menschen, die aufeinander angewiesen sind, vorausgehen. Wo solche Wechselbeziehung heute noch besteht, da wird noch heute geistiger Wert durch Vorlesen von Büchern, durch Besprechen von geistigen Fragen entwickelt. Es gibt keinen Müßiggang, wenn neben der Arbeit die freie Zeit durch geistig hebende Beschäftigung ausgefüllt wird, wobei auch der Musik und dem Spiel ein wichtiger Anteil zufällt. So wird die Gegenwart reich und gegenständlich und so wird eine Grundlage wirklicher Kultur geschaffen. Es ist in der größeren Familie, wie sie in einer Fabrik oder Gemeinde sich darstellt, gar nicht anders. Erst wenn die Beziehung zu geistigen Werten ein täglich Brot geworden ist, wenn man sich gewöhnt hat, sie gegenständlich zu betrachten, kann das lebendige Interesse kommen. Da setzt die Aufgabe des Bildungspflegers ein, der in jedem Falle das rechte Werkzeug kennen muß, um seine Wirkung auf Menschen verschiedener Art zu erproben. Für die breiten Kreise des Volkes, die einem noch nicht kulturfähig bearbeiteten Erdreich vergleichbar sind, nützt es nichts, wenn man ihnen die höchsten Werte unvermittelt anvertraut. Die Begriffsbestimmung Ackerknechts (in seinem Buche „Das Lichtspiel im Dienste der Bildungspflege, Berlin 1918") über Kunst, Kitsch und Schund darf der Bildungspfleger, wenn er nicht einer Fata Morgana zureiten will, nicht ungestraft übersehen. Zunächst für das Lichtspiel berechnet, gelten Ackerknechts Ausführungen ebenso auch für die Literatur, insgemein für die Bildungspflege überhaupt:

„Mit dem Eintritt der Selbstbestimmung und Selbsterziehung bei einem Volke, mit andern Worten: als Folge der Rationalisierung, die mit dem Kulturprozeß gegeben ist, ergibt sich zunächst die Entwicklungsstufe, die wir kurz die vorkünstlerische nennen wollen. Es ist die innere Reaktionsform des Kindes (genauer des Schulkindes), die sich weiterhin auf die ganze Evolutionsschicht der nicht mit einem entfalteten Kunstsinn ausgestatteten erwachsenen Kulturmenschen erstreckt. Hier findet die Wertung A statt. Für sie gliedert sich der Umkreis alles Belletristischen in moralisch einwandfreie und in unmoralische Literatur. Ueber sie hinaus ergibt sich dann die künstlerische Entwicklungsstufe. Ihr entspricht die Wertung B: der kunstsinnige (erwachsene) Kulturmensch unterscheidet innerhalb der Belletristik Kunstwerke (eigentliche Dichtungen") und Nichtkunstwerke („bloße Unterhaltungsliteratur"). Er verwirft also alle geschmacklich unzureichende Belletristik, wobei ganz außer Betracht bleibt, ob sie wenigstens moralisch einwandfrei oder ob sie überdies noch gemein ist, während umgekehrt wieder der vorkünstlerische Mensch die ästhetischen Werte als solche nicht anschlägt. Die Wertung des Volkserziehers aber ist, wie der dritte Kreis zeigt, eine Kombination der Wertung B, die







sein entwicklungsgeschichtliches Ziel, und der Wertung A, die seinen entwicklungsgeschichtlichen Weg widerspiegelt. So ergibt sich ihm die dreifache Gliederung in Kunst, Kitsch und Schund, wobei in Gestalt des Winkels auch eine höchst interessante Inkongruenz entsteht, auf die wir später noch zurückkommen. Hier sei, ehe wir zur besonderen Anwendung dieser allgemeinen Sätze auf die Filmbelletristik übergehen, nur noch festgestellt, daß also Kitsch und Schund

sowohl vom Standpunkte des Naturmenschen aus, wie von dem des künstlerischen Menschen aus Entartungsformen zu sein scheinen, während er den Kitsch als (entwicklungsgeschichtliche) Uebergangserscheinung ansieht."

Die Erziehung durch Bücherei kann in der Regel nur eine mittelbare sein, denn es ist nicht möglich bei jedem ausgeliehenen Buche den Mentor zu machen. Am allerwenigsten ist sie dadurch unmittelbar zu machen, daß die Forderung einer radikalen Theorie erhoben wird: „das Beste ist für das Volk gut genug." Das ist richtig, aber ohne „distinguo" angewendet unsinnig. Als ob es noch nicht genug Begriffsverwirrung in der Welt gäbe, als ob wir nicht allen Anlaß hätten, die rechte Aufnahmefähigkeit für das Gute und Schöne vorzubereiten, bevor wir die Menschen mit ewigen Problemen füttern. Es gibt nur eine Stelle unmittelbarer Erziehung durch Bücherei, die kleinste Volksbücherei, und darum ist sie die feinste sowie dankbarste Form aller Büchereien, und sie verdient darum ihrer Eigenart entsprechend besondere Pflege. Der Bildungspfleger kommt hier seinen Leuten in einer Weise näher, wie es dem Bibliothekar einer großen Verkehrsbibliothek niemals möglich sein wird. Er hat von Haus aus die dauernde unmittelbare Beziehung zu ihnen, die Vertrauen schafft und erhält. Je vielseitiger diese Beziehung ist, desto besser. Durch die Liebe zu seinen Pflegebefohlenen, durch die Hingabe an seine Sache, soll er ihnen seelsorgerartig gegenüberstehen. Dann werden sie von den Eigenschaften des rechten Bildungspflegers etwas annehmen: von seiner Ordnungsliebe, der Nachsicht, der Treue, dem Pflichtbewußtsein, der Bescheidenheit, der Heiterkeit, der Zweckmäßigkeit. Es kann aber unter solchen Voraussetzungen nicht fehlen, daß innerhalb der Büchereigemeinde eine gesellschaftlich unbefangene Beziehung aller einsetzt, wie sie in dem die Individuen einander entfremdenden Zeitalter der äußerlichen Massengemeinschaften nicht leicht besteht, wie sie aber Voraussetzung vertrauensvollen Zusammenlebens im Staate ist.

Nur ein Unkundiger wird sich darauf versteifen, durchaus sogleich den Erwachsenen literarisch Unberührten zum Buche holen zu wollen. Im Alter von 18 bis 40 Jahren liest auch der auf höheren Schulen gebildete Mensch nicht soviel wie vorher und nachher, selbst wenn er die Zeit dazu hat, läßt sich auch nicht gerne dazu zwingen, zum Hören wäre er allenfalls bereit. Aber die Jugend liest, wenn sie schon während der Schulzeit richtig herangeholt wird, so nämlich, daß ihre Interessen auf ihre Kosten kommen, und dann, wenn es nicht aus Zwang geschieht. Gelingt solches einem Lehrer oder Pfarrer, so ist es desto besser. In der Regel wird aber eine nicht unmittelbar mit Erziehungsaufgaben arbeitende Persönlichkeit leichter zum Ziele kommen. Die Kinder, die die Schule verlassen, müssen aus Neigung Leser bleiben. Neigungen, die sie gewonnen haben, müssen auf ihre häusliche Umgebung eingewirkt haben, damit allmählich auch Erwachsene der Bücherei zugeführt werden. Ihre Interessen muß auch auf praktischen Gebieten der Bildungspfleger wahrzunehmen wissen. Leicht ists nicht. Aber wer es versteht, kommt sicher zum Ziele.

Der richtige Weg zur Bücherei führt aber doch nicht durch die Schule, sondern durch geeignete Zwischenstellen. Der Einfluß des unmittelbaren persönlichen Umgangs bedeutet selbst schon eine solche Zwischenstelle. Der Bildungspfleger muß zu den Zeiten, an welchen seine Pflegebefohlenen besonders freie Zeit haben z. B. an langen Winterabenden oder Sonntagen, den Unterhaltungsabend oder Leseabend pflegen oder andere besondere Veranstaltungen treffen, die dem Zwecke der „Verkündigung des Buches" dienen. Das Vorgelesene, Vorgeführte, Erläuterte wird richtig gewirkt haben, wenn die dazu gehörige Literatur nicht nur in der Bücherei verlangt, sondern womöglich in der Bücherei selbst durch Vermittlung des Buchhandels käuflich erworben wird. Wenn dann mit der Zeit in den kleinsten Bildungskreisen der Besitz von Büchern eine kleine Mode wird, wird der Bildungspfleger sagen können, daß seine Arbeit Erfolg zu zeigen beginnt.

Es wäre verfehlt, wollte der Volksbildner bei einer solchen praktischen Benützung nur sich selbst oder fremde autoritative Persönlichkeiten auftreten lassen. Sein Interesse fordert, daß er sein Publikum zur eignen Leistung bringe, die er natürlich anzuleiten haben wird. Sein Interesse fordert Vielseitigkeit der Betätigung, die auch in kleinen Kreisen stets möglich ist; zweckmäßige Abwechslung muß er bringen, in der Auswahl der Literatur, im Lichtbild oder im Bild, durch musikalische Darbietung, wenigstens des Volksgesanges. Und wenn sich im Sommer der Zusammenhang im geschlossenen Raum nicht halten läßt, so müssen geeignete Aufgaben und Gelegenheiten im Freien verhindern, daß das Publikum auseinanderläuft. Dazu muß der Bildungspfleger über eine hinreichende Vorbildung und über hinreichende Verbindungen verfügen. Die Beschränkung der Zahl und der Zeitdauer des Gebotenen ist dabei aus Gründen des Geschmacks, wie der Aufnahmefähigkeit der Zuhörer zu bedenken. Die Herstellung der Beziehung zum Buche muß der Leitstern bei jedem Schritte sein.

Zu seinen Zwecken braucht der Bildungspfleger Bücher nach zwei Richtungen: für sich, um den Zusammenhang mit der Welt nicht zu verlieren, für seine Schutzbefohlenen, um sie in den Zusammenhang der Welt einzuführen. Ueberwundenes darf er nicht anbieten, sondern nur für die Gegenwart Ersprießliches. Im kleinsten Kreis der literarischen Unberührten braucht das nicht das Allerneuste der schönen Literatur zu sein, mit dem nach Erfahrung Bewährten, fährt man in kleinster Bücherei gut. Die untere geistige Entwicklung, im Sinne Ackerknechts, muß zunächst mit Gemüts- und Phantasiewerten gepflegt werden, die in echt volkstümlicher Form und Inhalt den Uebergang zu höheren Stufen gesund zu entwickeln vermögen. Nirgend mehr als in der kleinsten Volksbücherei ist der Schund, die Spekulation auf die niederen Instinkte abzulehnen; aber ebenso sehr die Koketterie des „Bildungssnobs" und dessen bequemes, oberflächliches Schlagwort. Das eine wie das andere ist unverantwortliche Versündigung an den wirklich guten und entwicklungsfähigen Eigenschaften unseres Volkes. Die Art, wie heute von rechts wie von links „aufgeklärt" wird, ist oft

genug zu nichts gut, als zu verwirren, die wirkliche Geistes- und Herzensbildung, das wirkliche Vorschreiten zu erschweren. Jedenfalls soll sich der Bildungspfleger mit menschlich und sachlich Freiem und Schönem beschäftigen. Sein Sonderinteresse, seine Handfertigkeit, seine Liebhaberei wie Blumen, Bienen- und Tierzucht soll er dabei nützen, und daran seine Bücherbildungsarbeit anknüpfen. Er muß aber nicht in Einseitigkeit stehen bleiben wollen, er muß nicht nur schulmeistern, sondern im guten Sinne spielend erziehen, sich selbst seiner Aufgabe zum Opfer bringen.

Nun wird seine Bücherei sich nicht leicht mit einer kleinen Anzahl kleiner Bände zusammentragen lassen. Unter Verzicht auf gewisse, der normalen Bücherei notwendige Aeußerlichkeiten — größeren Druck mit Durchschuß, gutes Papier, gute Ausgaben, wäre es mit Hilfe der massenhaften billigen Reihenschriften vor dem Kriege wohl möglich gewesen, die zuerst notwendigen Auswahlen der schönen Literatur und der zunächst daran zu reihenden, der Sage, Geschichte, Naturwissenschaften und des allgemeinen Lebens der Gegenwart, mit billigem Gelde zu treffen und noch eine angemessene kleine Auswahl teuerer, Werke, z. B. zum Nachschlagebedürfnis, zu kaufen. Ich habe oft genug kleinste Büchereien für 100 bis 300 Mark mit 100 bis 400 Bänden entwickelt. Die Ausführungsform und der Verschleiß stellen sich in solchen Büchereien günstiger als in der eigentlichen Verkehrsbücherei, aus Ursache des unmittelbaren Zusammenlebens von Bildungspfleger und Schutzbefohlenen. Die Erhaltung der Bücher kann besser beobachtet werden, außerdem ist der Leserverkehr ein langsamerer und die Amortisation des in Büchern angelegten Kapitals erfolgt viel günstiger, als bei der repräsentativen Volksbücherei. Man kann zur Stunde bei den großen Bücherpreisen nicht so günstig arbeiten, aber erreichen läßt sich doch etwas. Geht die Sache, wie sie soll, so ergibt sich naturnotwendig bei der zum Bedürfnis gewordenen Anstalt die Bereitwilligkeit, ihr einiges an Mitteln zuzuwenden. Ohne stete Zuführung neuen Blutes kann kein Organismus leben. Hier stehen wir nun an einer, aus der Gegenwart folgenden Notwendigkeit. Es ist nahezu ein Axiom geworden, daß der Staat womöglich alles, was für die Bildung geschieht, den Staatsangehörigen kostenlos zu bieten habe. Richtig ist daran, daß der Staat ein unmittelbares Interesse daran hat, seine der Höherführung der Gesamtheit dienenden Einrichtungen vom Volke wahrgenommen zu sehen.

Sofern diese Wahrnehmung nicht geschieht, kann der Staat durch geldliche Beihilfe solche Einrichtungen fördern, sie auch billiger gewähren, wohl gar wie Volksschule oder Lehrmittel umsonst, wenigstens bis der beabsichtigte Erfolg erreicht ist. Es ist dabei zu vermeiden, daß aus solcher Politik eine Forderung nach „panem et Circenses“ werde. Denn der Staat soll das Volk zur Freude an der Leistung, die den gebührenden Lohn findet, entwickeln, nicht zur Forderung einer Staatsleistung auf jeden Fall. Er soll auch nicht bei dem Volke das Gefühl rege machen, daß das von ihm gewährte weil es nichts koste, auch nicht

viel wert sei. Er soll beim Volke nicht die Empfindung züchten, daß alles aus Staates Kraft nichts aus eigener geleistet werden müsse, sofern dadurch der Anreiz der Entwicklung eigener Kräfte unmittelbar Schaden litte. Es liegt für den Ehrliebenden leicht etwas verletzliches in der Kostenlosigkeit der Bücherei indem der Leser dazu erzogen werden muß, in der Staatsanstalt etwas zu sehen, worauf er ein Recht hat; diese Empfindung gewinnt er nur wenn er „bezahlt“ hat. Auch das ist zu vermeiden, daß man das Volk glauben läßt, man widme ihm Einrichtungen, als den geistig Enterbten. Das Gefühl der Menschenwürde soll entwickelt werden, daß jeder ganze Mann vollgiltig sei. Aus allem folgt, daß es nötig ist, der Bücherei Einnahmen zu verschaffen, und auf die grundsätzliche Kostenlosigkeit zu verzichten.

Wir sind weit genug dazu entwickelt. Eine Anzahl der bestgeleiteten, im höchsten Sinne volkstümlichen Büchereien, obenan die Wiener Zentralbibliothek, haben den Leihheller seit Langem, ohne jeden Anstand, und werden vorwiegend vom breiten Volke benutzt. Wo wir heute in der Notwendigkeit stehen, Büchereien zu schaffen, während die Mittel fehlen, bleibt einfach nichts übrig, als in unaufdringlicher Form ein Leihgeld zu erheben. Es kann auch bei bestehenden Büchereien unbedenklich eingeführt werden: ein Leserausfall tritt nicht ein. Eine musterhaft geführte Stadtbibliothek mit größerem Verkehr, ist der Not der Zeit gehorchend, von 1 Pfennig auf $3^1/_2$ Pfennig Leihgebühr für den Band vorgeschritten, und hat eine größere Leseranzahl als je. Diese wird ebensowenig zurückgehen, wenn sie ihre Absicht, 5 Pfennige zu erheben, durchführt, d. h. für ein Leserkonto für 10 Entleihungen, 50 Pfennige erheben wird. Das Drängen zur Volksbücherei ist heute ein ganz anderes, als in ihrer Jugend vor 70 Jahren. Mit Geldeinnahmen, selbst in der kleinsten Bücherei, ist es ganz anders möglich, eventuellen Bedürfnissen entgegenzukommen. Die großen amerikanischen Büchereien schröpfen ohne ausdrücklichen Leihheller ihr Publikum bei der Benutzung auf die raffinierteste Weise durch Zahlung an allen Ecken und Enden. Auch von Hilfsquellen aus „Strafen“, nur müssen sie nichts verletzliches haben, kann man bis zu gewissem Grade Gebrauch machen.

Nach allem ist es klar, daß die Form der kleinsten Bücherei von der eigentlichen, öffentlichen Verkehrsbücherei verschieden sein muß. Die Bücher stehen nett in verschließbarem Schrank; auf besonderen Brettern darin steht der ganze Apparat von Buchführung und Material, um zur Zeit der Bücherausgabe herausgestellt zu werden. Die Bücherausgabe muß so oft als möglich zu festbestimmter Stunde in der Woche erfolgen, zu bequemen Zeiten, eventuell am Sonntag nach der Kirche; sonst, wenn der Bildungspfleger zu Hause sein kann. Es bedarf aber keineswegs des ganzen Formularkrams der Verkehrsbücherei, mit Antragsregistern, Leihquittungen, Geschäftsbüchern und Statistiken aller Art. Alles was an „Geschäft“ vorkommt, ist so gering an Umfang, und so leicht zu übersehen! Wohl soll das Gefühl für Ordnung geweckt werden. Wohl muß das bischen Einnahme und Aus-

gabe richtig eingetragen werden: Ein Bücherverzeichnis, ein Ausleihbuch muß geführt werden. Das läßt sich mit den einfachsten Mitteln, die im Schreibwarenladen zu haben sind, erreichen. Die wenigen Bücher lassen sich in ganz wenigen Hauptabteilungnn nach den Verfassern alphabetisch aufschreiben. Die paar Ausleihungen lassen sich fortlaufend in ein einfaches Buch nach dem Datum, mit Angabe des Entleihers eintragen, und bei Rücklieferung ausstreichen. Ein ebenso nach der Zeit des Lesebeginns eingerichtetes Buch nimmt die Namen der eingeschriebenen Leser auf. Höchstens einfache Erinnerungszettel zur Rücklieferung wären zu drucken, wenn sich die Verbindung zu den Lesern durchaus nicht zu irgend einer Zeit, etwa nach dem Ortsgottesdienst, oder durch die Schule kürzer herstellen läßt. An Statistiken soll gar nicht gedacht werden, welche mehr verlangen als etwa einfach die Tatsache: soviel Leser, nach den Hauptabteilungen soviel entliehene Bücher, soviel bei Gelegenheit von Veranstaltungen der Bücherei verkaufte Bücher. Schließlich kann für den, einer vorgesetzten Stelle schuldigen Bericht jedes Datum aus der Geschäftsbuchführung ersehen werden. Die kleinste Bücherei hat allen Anlaß Schlußfolgerung aus ihrer Arbeit zu vermeiden, besonders in den ersten 10 Jahren ihres Bestehens. Im günstigsten Falle ist nicht mehr als die Arbeit des Bildungspflegers festzustellen, niemals der Erfolg gewonnenen Bodens an Bildung und Vertiefung. Eine Behauptung solcher Erfolge ist einfach Selbstbetrug, wenn nicht der Versuch blauen Dunst zu machen. So schnell wächst keine Pflanze. Einem hübsch anwurzelnden Pflänzchen soll man aber nicht immer gleich mit dem Finger die Wurzel visitieren. Mit einem einzigen Schlagwort ist das Erfordernis an Verwaltung der kleinsten Bücherei begrenzt: Einfach, klar, bequem, besonnen, heiter und nützlich soll sie sein. Dazu gehört, daß sie dem Leser jegliche Mühewaltung an Schreibereien erspare.

Ist nach allem die Aufgabe der kleinsten Bücherei viel umfassender angelegt, ist ihre besondere sachliche Form viel anspruchsloser als die der großen Volksbücherei, so wird ohne weiteres derjenige, der nur Fachbibliothekar ist, gar nicht der richtige Mann für sie sein. Der Bildungspfleger vielmehr, der allerdings auch bibliothekarische Tugenden haben muß, gehört dahin. Von ihm kann und braucht man nicht wie vom eigentlichen Fachbibliothekar einen weiten Ueberblick über Literaturen, nicht eine besondere buchkritische Ader zu verlangen, wenn er nur Geschmack und allgemeine hohe Geistes- und Herzensbildung hat. Der Fachbibliothekar soll ihm kritisch vorarbeiten und ihm unterrichtlich helfen. Gleich hinter dem Bildungspfleger für kleine Bücherei fängt schon die größere Ortsbücherei mit lebhaftem Verkehr an, wo die genannten Vorzüge der unmittelbaren Erziehungsmöglichkeit am Volke leider nicht mehr ohne weiteres bestehen, und wo der Verkehr eine straffer geführte technische Verwaltung erfordert. An diesen größeren Stellen würden die dem Bildungspfleger eigenen Vorzüge zum Teil brach liegen müssen, dafür der Fachbiblio-

thekar am Platze sein. Wenn jeder seinen Kreis recht versieht und jeder dem anderen zu Hilfe eilt, wo es not tut, wird es recht werden. Der Fachbibliothekar ist in dem großen Betrieb unter Umständen besonders wertvoll. In der Klein- und Feinarbeit der kleinen Bücherei kann er nichts seinen Kenntnissen entsprechendes leisten. Mir ist in einer großen Filiale der Fall vorgekommen, daß ein besonders tüchtiger Assistent zu der Hauptbücherei zurücktrat, weil er sich eben auf die Feinarbeit nicht einrichten konnte. Der Bildungspfleger — der Ausdruck ist mit Bedacht gewählt — muß in der kleinen Bücherei eine Künstlernatur, ein vollgültig im Leben stehender Mensch sein, der aus dem Geringen heraus das Leben erkennt und zu gestalten versteht.

Mit der Zeit wird er viel erfahren — diese Erfahrung muß immer wieder in Arbeit fruchtbar umgesetzt werden. Sie muß immer wieder in eigener Ueberlegung und im Austausch mit der Erfahrung anderer kontrolliert werden. Der Sinn muß stets offen sein, um fremde Erfahrung im Fache für sich zweckmäßig nutzbar zu machen. Ohne Zusammenschluß zu größerem Zusammenarbeiten läßt sich aber der kleinsten Bücherei keine Zukunft schaffen.

Bisher gab es als zusammenfassende Stelle für kleinste Bücherei etwa die Kreissekretariate von Landratsämtern. Eine ganze Anzahl haben sich in Wahrheit herzlich darum bemüht. Aber solche übergeordneten Stellen waren eben selbst nicht hinreichend frei, noch beherrschten sie ihre Aufgabe. Es hat ihnen auch oft gouvernementale Auffassung der Bücherei geschadet. Zusammenarbeit mit größeren Büchereien und Instituten, deren Nutzbarmachung für die kleinste Bücherei, haben sie nicht gepflegt, auch nicht pflegen können.

Dann arbeiteten große Bildungsvereinigungen, von denen einen wirklichen inneren Zusammenhang in gegliederten Ordnungen nur der Borromäusverein mit Hilfe seiner Pfarrer erreicht hat. Aber auch für ihn ist in der feinsten Bildungspflege noch ein großes Feld zu beackern. Aehnlich sind die Arbeiten des Vereins für Volksbüchereien in Oberschlesien zu werten, während in Posen der Zusammenhang der kleinen Bücherei nicht so ausgebildet worden ist, wie es vielleicht möglich gewesen wäre.

Insgemein ist dem Bildungspfleger der auf das ganze Leben der kleinen Gemeinschaft sich erstreckende Wirkungskreis noch nicht zugewiesen, den früher Pfarrer und Lehrer inne hatten, den sie aber heute in der Regel nicht mehr wie dereinst versorgen. Pfarrer und Lehrer haben nicht mehr allgemein die patriarchalisch intime Beziehung zu ihrer Gemeinde. An die Stelle der patriarchalischen Arbeit tritt heute die gesellschaftliche. Zu diesem Zwecke scheint die Ausbildung von reifen Frauen als Landpflegerinnen in einzelnen kleinen Kreisen eine wichtige Brücke zu bilden. Mit der hygienischen Fürsorgearbeit, der Krankenpflege und Säuglingsfürsorge kommen sie ohne weiteres in jedes Haus; ihre besondere Erfahrung führt ihnen, wenn sie nur irgend wollen, jedes Vertrauen zu. Einem heiteren Wort, einem Lied folgen in arbeitsfreien Stunden alle gern. Beides findet im Haus des

Landarbeiters, im Ortswirtshaus oder in einer großen Bauernstube für größeren Kreis Ortsangehöriger gute Statt. Unvermerkt kann so ein Publikum der Ortsgemeinde zwanglos zusammengeschlossen werden, das im Laufe der Zeit durch ruhige stille Arbeit der Teilnahme an einer kleinen Bücherei zugeführt werden kann. Wenn aber die Arbeit von Landpflegerinnen nach dieser Richtung der seelischen Hygiene und wahrhaft mütterlichen Aufgabe sich entfalten soll, ist eine Schulung auf diese Aufgaben notwendig. Mit ein paar Stunden ist das nicht getan. Ein gehöriger Teil eines Ausbildungskursus, wie solche jetzt eingeführt werden, müßte der Bildungspflege gehören.

Gelingt die Einführung von Landpflegerinnen mit so verbreiterter Aufgabe, so ist die zusammenfassende Beobachtung ihrer Arbeit an einer landschaftlichen Zentrale, bei der jeder Pfleger nächsten Rückhalt und Rat — aber niemals einen Befehl! — erhalten kann, geboten, sonst ermattet der beste Antrieb. Dafür sind die bereits gebildeten und in Bildung begriffenen Büchereiberatungsstellen in Preußen geradezu berufen. Musterhaft arbeitende gibt es schon. An sie würden ohne weiteres etwa Landpflegerinnen des Regierungsbezirks in Volksbildungsfragen sich wenden können. So lange und wo solche Beratungsstellen noch nicht bestehen, wird die Zentrale für Volksbücherei wie bisher sich zu jeder Hilfe bereit zeigen.

Die Zeit ist günstig — denn die Gesamtentwicklung der Bücherei **kann** auf vorgearbeiteten Wegen heute ohne die großen früher begangenen Fehler erfolgen — nachdem das Stichwort Organisation von unten herauf gegeben ist. Wohl fehlt es noch an zuverlässigem ausreichend geschultem Personal, aber wir sind am Werk es zu schaffen. Vieles kann die Liebe zum Volke und zu der schönsten Aufgabe, die die Gegenwart bietet, zunächst ersetzen, bis die auf einander angewiesenen Faktoren der Volksbildungsarbeit, von denen im Zusammenhange dieser Arbeit nicht die Rede sein konnte, aufeinander eingespielt sind. Ist die zielbewußte Volksbildungsarbeit einmal im Zuge, so kommt alles darauf an, mit ihrer Hilfe uns von dem irren, leeren, der deutschen Menschheit unwürdigem Rationalismus zu erlösen. Sonst geht der deutsche Wert, der für die Menschheit etwas bedeutet, der aber heute verdunkelt ist, wirklich verloren.

Fritz von Unruh.

Von Dr. **Hans Knudsen**-Berlin-Steglitz.

Wenn man aus den sogenannten Kriegsdichtungen all die ausscheidet, in denen das gewaltigste Geschehen und Erlebnis seit Jahrhunderten nur den (leicht vertauschbaren) Hintergrund abgibt, oder die, mit Benutzung der hochgehenden August-Stimmung von 1914, mehr gute vaterländische Gesinnung und Meinung als künstlerische Kraft zum Ausdruck brachten, oder denen, im Drama, der verwundete

Kriegsfreiwillige Auflösung oder fünften Akt bilden helfen mußte, — wenn man also dergleichen ausscheidet, dann bleibt wenig übrig, das mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die Nachwelt wird kommen dürfen. Der Wenigen einer wird Fritz von Unruh sein. Ihm wird zu Gute kommen, daß sein durch Kriegserlebnis geborenes Schaffen nicht eine völlig neue Entwicklungslinie zeigte, sondern daß es anknüpfen konnte an sein Vorkriegswerk, an seine beiden Dramen: „Offiziere“ und „Louis Ferdinand, Prinz von Preußen.“ 1)

Wenn man im ersten Akt der „Offiziere“ die Vorbereitungen für die Kasino-Gesellschaft erlebt, könnte man vermuten, es gehe auf „Rosenmontag“ zu und O. E. Hartleben und F. A. Beyerlein sähen dem jungen Dichter über die Schultern. Aber mag er auch immerhin zunächst den Offiziersstand auch in einzelnen weniger wertvollen Erscheinungen zeigen: den leichtsinnigen Spieler Harry von Henner, der um der Schulden willen quittieren muß, oder den Baron Max, dem die Bügelfalte und der Kragen nicht den kleinsten Teil militärischer Notwendigkeiten ausmachen — man spürt doch bald, daß es hier um ein sittliches Problem geht. Denn sie alle, am meisten aber Ernst von Schlichting, fühlen sich unbefriedigt in ihrer Tätigkeit, haben alle irgendwie den Drang nach befreiender Tat, die sie erlösen soll aus dem spielerischen Zeitvertreib mit Mädeln, Pferden und Sekt, aus dem Nur-Bereitsein-Schaffen, wo man sich die Zukunft „an den Fingern abzählen kann“ und fragt: „Wofür trag ich den Rock! Wofür überhaupt leb ich!“ Und mit einem Male kommt der befreiende Augenblick, die Möglichkeit, vom „Dienst“ zur „Tat“ zu dringen: Der Herero-Aufstand bricht aus, erfordert Freiwillige, und von den „Offizieren“ will keiner fehlen. Ernst weiht sein Glas „jubelnd, übermutsprühend“: „Dem Tod!“ Aber daran denken sie vorerst nicht, ihnen erscheint die afrikanische Kolonie auf der Karte „wie das Füllhorn der Göttin Fortuna!“, und Ernst empfindet die Freiheit zur Tat so intensiv, daß auch seine Braut, des Obersten Tochter Hedwig, zurücktreten muß, nicht traurig sein darf: „Mächtiger ists, als ich, Natur verlangts von mir, wie atmen ......“

Nicht als ob das Gefühl, mit der Ueberfahrt dem Tod oder der Gefahr näher zu kommen, die Offiziere in ihrem übermütigen und tollen Treiben lähmte, aber jener fremde Offizier, den die Angst ruhelos über das Deck des Schiffes treibt, ist doch ein leiser Vorklang kommender Not. Indes ist dem Draufgänger Ernst der Oberst zu sehr Cunctator. Seine Vorsicht würde ihnen nur das Leben bringen, das sie eben — Gott sei Dank! — hinter sich geworfen haben: Kasernendienst. Sie wollen keine „Polizei-Truppe“ sein, sondern kämpfen für eine Idee, und der Offiziersrock soll ihnen keine Maskerade sein. Weil Ernst eine, wenn auch glücklich verlaufene, Patrouille ohne oder gegen den Befehl des Obersten unternimmt, wird ihm statt eines Kommandos

1) Außer der Tragödie „Ein Geschlecht“, die bei Kurt Wolff in Leipzig erscheint, sind sämtliche Werke von Unruh bei Erich Reiss, Berlin, verlegt.

eine Signalstation anvertraut. So wäre er hier wieder auf den Weg der Pflicht gewiesen und sieht doch den Zweck des Menschen allein im Handeln, das ihm hier untersagt ist, das ihm nicht freigegeben wird, selbst als Wassersnot die Reiter der Station der Meuterei nahe bringt. Da aber bricht Ernst das „Du sollst“ und schafft sich selbst sein „Du darfst“.. Als er seinen erfolgreichen Angriff dem Obersten im Hauptquartier begründen will, wird er unterwegs tödlich verwundet. Er hätte hier auch zunächst die Aufgabe gehabt, den Obersten zu überzeugen, daß es „tatsächlich Fälle gibt, wo es Pflicht eines Offiziers ist, zu handeln auf eigene Verantwortung“. Diese Erkenntnis kommt dem Obersten nicht leicht und zu spät. Ernst aber hat das ganze und große Bewußtsein: „Ich habs getan ...... Ob sie mich köpfen oder mit Orden behängen ...... Ich habs gefühlt“, gefühlt die Erlösung und Befreiung in der bewußten, verantwortungsreichen Tat.

Anfängerstücke erfordern ein liebevolles Nachgeben und Nachgehen. Das ging beim Erscheinen der „Offiziere“ soweit, daß man mit Unruh einen neuen Kleist ausrufen wollte. Freilich lag das nahe, denn auch dieser neue Prinz von Homburg muß den Kampf zwischen Freiheit und Notwendigkeit freilich anders als bei Kleist durchkämpfen. Aber der Vergleich war doch wohl zu kühn; denn ein Anfängerwerk war es trotz aller Lebendigkeit und überraschender Charakterzeichnung, trotz seiner Problemtiefe und überzeugenden Motivierung.

Was hier sozusagen noch Angelegenheit des Individuums war, höchstens aber Sache einer bestimmten Gesellschaftsklasse, das wird von Unruh im „Louis Ferdinand, Prinz von Preußen“ die Frage an ein gesamtes Volk. Wer seine bildende Hand eben schon bewiesen hatte, dem wird man es nicht besonders nachrühmen, daß er mit sicheren Strichen ein Biid vom untergangsreifen preußischen Königshof entwirft; daß er unehrliche Menschen vom Schlage Lombards, „deren Politik Festung verdiente“, begeisterungsfähige und jubelfreudige Bürgertypen, tatenfrohe Offiziere echt und klar gestaltete; sondern man wird zu unterstreichen haben die Ehrlichkeit und den Mut, mit dem er den schwankenden König Friedrich Wilhelm III. in seiner ganzen Hilflosigkeit zeigte. Mag ihn Prinz Louis Ferdinand in Schutz nehmen: „Auch ein König hat ein Gefühl, das, einmal verletzt, sich bäumt und Vergeltung will“ — seine Ratlosigkeit und Schwäche ist durch nichts aufzuwiegen, seine Abdankungsabsicht ist ebenso Komödie wie seine Mobilmachung des Heeres, die ganz gewiß nicht einem Napoleon den Schreckschuß einjagen wird, dessen bündiges Diktat, das Haus Brandenburg habe aufgehört zu regieren, der König, nachdem es ihm erst durch Prinz Louis Ferdinand enthüllt ist, nicht wahr wissen will. Louis Ferdinand allein und mit ihm die wenigen, die in solcher Luft gesund geblieben sind, sehen den Ausweg: die Tat nur könnte Ehre und Land und Volk retten. Und so sehr ist das die Ueberzeugung des besseren Teils im Volke, daß man ihn im Stillen zum König macht. Nachdem auch die Königin Luise, der des Prinzen innige Neigung gilt,

sich als zu unfrei gezeigt hat, dem König den Spiegel vorzuhalten, bleibt für Louis Ferdinand, in klarer Erkenntnis des drohenden Zusammenbruchs, nur die eine Möglichkeit, dem bei Saalfeld andringenden napoleonischen Heere für Augenblicke Halt zu gebieten, den glühenden Drang nach befreiender Tat durch den Tod zu stillen. Der König mag sich inzwischen von der Ballfestlichkeit in Sicherheit bringen. Luisens schmerzlichen Verzweiflungsruf: „Es gibt keine Preußen mehr!" hat Louis Ferdinand eigentlich Lügen gestraft. Solange solche Helden in Preußen erstehen konnten, brauchte man nichts zu fürchten. Er aber und andere nach ihm mußten erst einmal dahin gehen, bevor aus dem zusammenbrechenden Preußen, in dem der Mann der Tat an völlig veräußerlichten Pflichtforderungen scheitern mußte, ein neues Reich entstehen konnte.

Daß ein solches Werk, so völlig bar jedes chauvinistischen Mäntelchens, mit dem man gerade Friedrich Wilhelm III. so unnötigerweise glaubte behängen zu müssen, und doch so voll glühendem, warmem, echtem Vaterlands- und Soldatengeist, daß ein solches Werk, mit viel Frische, aber vielleicht mit zuviel Breite geschrieben, nicht auf die Bühne hatte kommen können, ist erklärlich. Man sieht aber auch leicht, daß diesem Dichter, den man bald mit dem Kleist-Preis ehrte, wenn nur irgendetwas von seinen führenden Gestalten in der eigenen Seele lebte, der Ausbruch des Krieges wie eine Vollendung erscheinen mußte. In der Tat haben seine ersten Kriegsverse ganz den Klang: Der Ulanen-Offizier zog für die beleidigte deutsche Ehre freudig in die Schlacht und sang dann, besonders bezeichnend für ihn:

O Dasein, herrlich süßes Gut,
Jetzt lernen wir dich lieben:
Fürs Vaterland und deutsches Blut
Bist du dem Tod verschrieben.

— — — — — — — — — —

Doch dieser Schwur sei ernst getan:
Wie Gott auch bläst die Flammen — —
Wir Lützower stehen auf dem Plan
Und haun die Welt zusammen.

Aber dann kommt bald ein anderer, neuer Ton. In einem Gedicht vom 19. September 1914 „Das Lamm", das er, als Gegengruß für eine von Gerhart Hauptmann empfangene Gedicht-Widmung, nun „dem Dichter der Liebe unter den Menschen" zueignete, schließt Unruh mit den Worten:

Lamm Gottes, ich sah deinen wehen Blick,
Bring' Frieden uns und Ruh',
Führ uns bald in die Himmel der Liebe zurück
Und deck die Toten zu.

Wo Verwesung über die Felder weht,
Da halte Dein Opfermahl.
Bis wieder Mensch mit Menschen geht
Durch deinen Sternensaal.

Je mehr die August-Stimmung wich und die ganze Grausigkeit dieses übergewaltigen Krieges sich zeigte, um so deutlicher muß es dem Dichter geworden sein, daß der welt- und ideengeschichtliche Sinn des Krieges nur eine tiefe sittliche Erneuerung des Menschen sein könnte, eine Höhersteigerung der deutschen Seele. Auf dem Vormarsch zur Marne-Schlacht schrieb Unruh im Oktober 1914 sein dramatisches Gedicht „Vor der Entscheidung". Es hat vor Aufhebung der Zensur nicht erscheinen können und liegt auch jetzt noch nicht gedruckt vor. Ich kenne es nur aus einer Vorlesung des Dichters und muß mich auf mein Gedächtnis verlassen.[1]) Man spürt hier wie bei dem später entstandenen, aber früher bekannt gewordenen „Geschlecht" die gewaltige Erlebniskraft des Dichters, mit der er den Krieg durchgemacht hat — „Der Krieg läßt uns in Träumen einst nicht Ruh" —, ihn aber doch nicht so durchmachen konnte wie der Freiwillige, von dem er hier spricht, der nur draufgängerisch, voll Jugendsturm und -Lust in den Kampf zieht, der eine Mutter auch dann noch fröhlich sehen möchte, wenn der Sohn den frischen Soldatentod stirbt. Unruh erlebt den Krieg so wie sein Ulan. Dem schneidet das unsagbar Grausige des Krieges, die (notwendige) Einäscherung der feindlichen Stadt, das schauerliche Massengrab, Schmutz und Qual des Schützengrabens ganz tief in die Seele und läßt ihn leiden und den inneren Wahnsinn des Krieges erkennen. Während der Freiwillige fällt, hat der Ulan, dem des Dichters Seele gehört, noch eine höhere Aufgabe: mit dem Geist Shakespeares und Heinrich von Kleists, die ihm erscheinen, muß er sich auseinandersetzen und hat, weil er Künstler ist — „gestalten will ich, was ich sah" —, die Gewißheit, der Völkerdegen wird in der Liebe schmelzen, sie nur wird hier ein Ende machen können. Wie auch die Entscheidung fallen wird, wir gehen einer neuen Zeit im Geiste entgegen.

Wie sich Unruh die Wirkung dieses neuen Geistes denkt und ob das, was wir jetzt erleben müssen, als Erfüllung seiner Hoffnung ihm wirklich erscheinen kann — das wissen wir nicht. Auch seine zweite Kriegsdichtung, das Prosawerk „Opfergang", das soeben erscheint — es ist identisch mit der angekündigten Arbeit „Verdun" —, atmet die Stimmung jener dramatischen Dichtung. Mit der gleichen Ehrlichkeit, die durch seelische Eindrucksfähigkeit eines selbst Mitkämpfenden Sicherheit und Stütze gewinnt, spricht Unruh in dem neuen Werke von der katastrophalen Grausigkeit des Krieges. Wir erleben den „Anmarsch" der Truppe auf Verdun mit, das Leben, die aufreibende Ungewißheit im „Schützengraben", den „Sturm" und nach dem Mißerfolg den „Opfergang". Wieder stellt Unruh festumrissene Soldaten hin. Das Schwergewicht liegt aber nicht auf denen, die er mit soldatischem Humor zeichnet: auf Fips, dem Koch, dem Trommler Preis; schon der Schauspieler Cäsar Schmidt aus Görlitz gewinnt aber

---

1) Eine kurze Scene, der ergreifende Tod einer werdenden Mutter in der feindlichen Stadt, ist abgedruckt: „Das junge Deutschland," Berlin, 1918. Heft 11/12. Seite 356/358.

einen tieferen Sinn, wenn er die Soldaten um sich fragt: „Seid Ihr etwas anderes? Müßt Ihr nicht mitspielen? .... ich denke, jedem ist seine Rolle zugeteilt.“ Des Dichters eigene Seele lebt in dem Vizefeldwebel, dem Lehrer Clemens, ferner in dessen Freund und Kollegen, dem Sergeant Hillbrand, und auch in dem Hauptmann von Werner. Denn aus Clemens Munde kommen jene Ueberlegungen über den Sinn des Krieges, über den Zweck dieser Unternehmung. „...... Wahnsinn hat alle Menschen geschlagen ...... Sind wir wirklich nur Mittel? Was ist der Zweck? Wo finde ich Grund, der mich trägt, da alles wankt? ......“ Ich weiß nicht, ob man berechtigt ist, von „Anklagen“ des Dichters zu reden, der auch hier wieder den Blick in eine neue Zukunft richtet: „Es ist schön, was ich in der Zukunft sehe. Eine Sonne hinter Nebeln. Aber bis zu ihr hin! ..... Durch welche Schluchten! Durch welchen Schlamm!“ Auch die andern sind der festen Zuversicht, der Geist dieser Soldaten „wird wirken“. Man wird ihn vernehmen müssen, „selbst auf das Schreckliche hin, daß die Welt weiterliefe wie vor dem Kriege“. Von besonderem Interesse ist die Gestalt des Hauptmanns, weil er mit soldatischer Treue, die ihn, gegenseitig, mit seinen Mannschaften bindet, seine „Pflicht“ erfüllt, im innersten aber schwerste Seelenpein erduldet, weil er zerrissen wird durch die blanke Erkenntnis des immanenten Kriegswahnsinns, weil er sich und den andern es einreden muß, hier ginge es um eine Idee, weil er glaubt: „Volk will vor, will Wahrheit!“, es sei „reif“ und dürfe die „Dämme der Vormundschaft“ brechen, neues Dasein erkämpfend, nachdem „die Zeit vor dem Kriege zusammengestürzt ist“. Aber der Soldat ist doch stark und sein Ehrgefühl lebendig genug, daß er im Tode all seine kompromittierenden Aufzeichnungen vernichten kann. Anklage richtet sich gegen die, die ein solches Werk — Verdun! — mit „unzureichenden Mitteln“ unternommen haben, Anklage richtet sich gegen die Würdelosigkeit in der Heimat, wo es hieß; „nur nichts vom Kriege“ und wo man den Frontkrieger in seiner Heldenhaftigkeit garnicht erkennt. Zuversichtlicher Glaube an die Zukunft und ein neues Dasein, durch keine Enttäuschungsmöglichkeit getrübt, geht auch durch diese Schilderung, die in schlichter Erzählung geboten wird, die aber an den Gipfelpunkten durch eine Verkürzung im Stil zu steigern versucht und ihr eigenes Pathos erhält und die darin durch Wortschöpfungen, namentlich für das Beiwort, wirksame Unterstützung bekommt.

Beim Erscheinen der Tragödie „Ein Geschlecht“ kannte man diese beiden Kriegsdichtungen noch nicht, und man war begreiflicherweise erstaunt über die innere Spannung zwischen den früheren Dramen und diesem Werk, das im Felde während des Sommers 1915 begonnen und im Herbst 1916 beendet wurde. Nun sieht man die Zwischenglieder: Das neue Erleben des Krieges, das Erfühlen des „Weltvernichtungsgeistes“, das Bewußtsein vom Leid der gesamten Menschheit, das sich der Dichterseele mit besonderer Eindringlichkeit einhämmert, die Zweifel, nicht an der Notwendigkeit des Krieges, aber

doch an seinem inneren Sinn und seiner menschheitlichen Berechtigung — das alles führte zu der Vorstellung, daß die Menschheit zurückgestoßen worden ist in das Chaos. Nur unter diesem Gesichtspunkt, denke ich, kann man zu der Dichtung absoluter Negation ein Verhältnis gewinnen. Wie anders sollte man sonst über diese Häufung urelementarer, triebhaft-ungezügelter Leidenschaften hinwegkommen. Das Chaos symbolisiert Unruh an einem Geschlecht, dem die Mutter angehört, die eben einen gefallenen Sohn begraben hat, dazu zwei verbrecherische Söhne, eine Tochter und ein jüngster Sohn. Der eine Sohn hat den Gehorsam verweigert und „sich der Feigheit Ekel aufgeladen“ und der andere hat Frauen-Ehre geschändet. Aber diese Schlechtigkeiten der Söhne haben ihren Urgrund gemeinsam mit ihrer Größe und Kraft, mit der der ältere kriegerische Heldentat vollbracht hat, und entstammen dem „eigenen Kraftrausch ihres Lebenswunders“; sie sind dennoch „adlig“. Wenn die heiße Seele sich nun verirrt, so darf der älteste Sohn klagen:

Erst reißt man uns auf sonnennahe Gipfel
und hat sich unsere Brust dem Tal entwöhnt,
daß sie sein Bauernjoch nicht mehr erträgt,
sticht man uns mit Gesetzen durch das Herz!

So sehr kehrt der Mensch in animalische Instinkt-Welt zurück, daß Bruder und Schwester in leiblicher Liebesgier sich nähern — — „ein wüster Strudel der Verirrung“, wie die Mutter erkennt, die, durch der „Kindermund geschändet“, mit ihrer Kinder Glut hin und hergerissen wird, die aber doch im Nur-Triebhaften ihrer Umgebung so etwas wie Sicherheit und bleibende Kraft darstellt. Und doch ist in diesem Kampf von Trieb gegen Trieb, von brutalem Jugend-Instinkt gegen das alte Geschlecht ein Zukunftsschimmer: der älteste Sohn und die Tochter geben sich selbst den Tod, die Mutter, der Inbegriff fortzeugender, neues Leben schaffender Urgewalt, steht fest, der jüngste Sohn, der Mutter innerlich angehörend und in der Schlacht „zum würdigen Glied des großen Volks gehämmert“, weist in eine reinere Zeit, in der ein glücklicherer Stern leuchten wird. Denn, so spricht die Mutter mit tiefem Sinn es aus:

Es rundet sich die Welt
aus tiefster Freude nur ins Gleichgewicht!

Einer so ausschließlich negierenden Dichtung, die nur Chaos zeigt, nur erschütterndes Rausch- und Instinkt-Wirken, fehlt damit noch die allerletzte Größe. Man wird überhaupt das Buch nur in die Hände reifer Leser legen dürfen, die dann auch erkennen werden, daß hinter der Monumentalität und wuchtigen Pathetik glattflüssiger Verse eine unbezweifelbare dichterische Fähigkeit liegt. Aber nachgerade sehnen wir uns nach Positivem. Schließlich entläßt uns, um nur ein Beispiel heranzuziehen, Georg Kaiser in seiner Menschheits-Tragödie „Gas“, obschon er uns den neuen Menschen nicht zeigt, sondern nur auf sein Kommen Hoffnung gibt, nicht leerer. Unruh setzt sein Werk an den

Anfang einer Trilogie, deren weitere Teile, wie man hört, bereits fertig-gestellt sind und sinngemäß positiver werden müssen. Der Dichter hat gesagt, daß er sich nunmehr das Erlebnis des Krieges endgültig von der Seele geschrieben habe.

Das letzte Wort über die Frage, ob einer unserer jungen Zeitgenossen ein Dichter ist oder nicht, wird doch immer nur die Nachwelt sprechen dürfen. Wenn wir aber mit einiger Sicherheit urteilen können, so wird Unruh nicht zu denen gehören, die nur als eine flüchtige Uebergangserscheinung leben; und gerade in seinen Kriegsdichtungen spürt man den dichterischen Erlebniskeim und die Formungsgabe. Wer so im tiefsten Kriegselend mit empfänglicher Seele drinstand, der hat ein Recht, das, was er sah, nackt und schmucklos vor die Menschheit zu stellen, auch auf die Gefahr hin, von denen, die in seinen Werken Politik, nicht Dichtung sehen wollen, ein „Pazifist" genannt zu werden. Wir sind nicht sonderlich reich an jungen Dichtern, obschon man ihrer zwanzigtausend zählen will; aber um diesen Dichter wird uns, wenn es heißen wird, Auslese halten, nicht bange zu sein brauchen. Wir warten mit innerer Anteilnahme auf sein weiteres Werk!

Emil Jaeschke †.

In Emil Jaeschke, der am 27. Mai 1918 einer feindlichen Granate zum Opfer fiel, hat die deutsche Büchereiarbeit und darüber hinaus die Bildungspflege eine ihrer kräftigsten und markantesten Persönlichkeiten verloren. Jaeschke kam von der Kunstwissenschaft her, die er in Breslau, seiner Heimatsuniversität — er war am 29. Oktober 1874 zu Wioske geboren — studierte. Er hat 1900 über die Antike in der Florentiner Malerei des Quattrocento promoviert — die Dissertation erschien in Straßburg bei Heitz als Bd. 3 der Sammlung 'Zur Kunstgeschichte des Auslandes' —, auch noch einen Band Vasari übersetzt (1904), aber er war seinem Wesen nach weder Gelehrter noch Aesthet: er war Organisator. An der Breslauer Universitätsbibliothek seit 1898, dann, seit 1900, an der Provinzialbibliothek und am Provinzialmuseum zu Posen tätig, wurde er im Frühjahr 1902 nach Elberfeld berufen, um die Stadtbücherei auf dem Grunde halbjähriger Vorarbeiten zu schaffen und zu leiten. Schon die kurze Frist, innerhalb deren er die Bücherei eröffnete und den Druckkatalog herstellte, zeigte den praktischen Mann, als den er sich dann elf Jahre bewährt hat. Die Elberfelder Stadtbücherei ist eine Einheitsbibliothek; Jaeschke hat den wissenschaftlichen Oberbau zunächst noch zurücktreten lassen vor dem was vor allem nottat, dem breiten Unterbau für die breiten Leserschichten und nicht zuletzt für die, welche von Haus aus unliterarisch und unziehbar zu künstlerischen Genießen schlechtweg Unterhaltung und seelische Erquickung brauchen und suchen. Sein gesunder Instinkt hat Jaeschke davor behütet, diese Leserkreise zur literarischen Bildung

künstlich erziehen oder den nicht „reifen" hochmütig die Tür weisen zu wollen; durch bittere Angriffe von bildungspolitischer Gegenseite hat er sich nicht anfechten lassen. Sein derb-schlichtes Wesen ließ ihn leicht den Weg zur persönlichen Fühlung mit dem „Volk" finden, und die Arbeiterschaft brachte ihm und seinem Werk Vertrauen entgegen. Was er in elfjähriger Tätigkeit aus der Stadtbücherei gemacht hat, sagen uns die Jahresberichte und die oft neu bearbeiteten Katalogdrucke.

Sein rastloser Schaffensdrang betätigte sich in Veranstaltungen, die teils an die Stadtbücherei sich angliederten, teils selbständig waren.

Auf seine Anregung wurden von Herbst 1903 ab eine Anzahl volkstümlicher Vortragsreihen in den Aulen höherer Schulen abgehalten, sie gingen aber nach einigen Wintern aus Mangel an Mitteln wieder ein. Vom Herbst 1904 ab richtete er im Vortragssaal der Bücherei wöchentliche Vorlesungsabende ein, um weiteren Kreisen die gute Schöne Literatur nahe zu bringen; dann veranstaltete er von 1905 ab vier Winter hindurch Einführungs-Vorträge zu den Volksvorstellungen des Stadttheaters. Die große städtische Schillergedächtnisfeier Mai 1906 hat er angeregt und geschäftlich geleitet. Im Dezember 1909 machte er mit den Buchhändlern gemeinsam eine Weihnachtsausstellung billiger guter Bücher und richtete 1911 im Vortragssaal eine Kinderlesehalle ein.

Wie er an den Vortragsveranstaltungen selbst als Vortragender teilnahm, so hat er auch auf Elternabenden an Sonntagen viele Vorträge gehalten; für Lehrlinge und jugendliche Fabrikarbeiter hat er ein literarisches Kränzchen gegründet und geleitet. Daneben hielt er an den Kunstgewerbeschulen zu Elberfeld und Barmen kunstgeschichtliche Vorträge.

Auch literarisch war Jaeschke in seinen Elberfelder Jahren tätig. 1907 erschien sein Göschen-Bändchen (Sammlung Göschen 332): Volksbibliotheken (Bücher- und Lesehallen), ihre Einrichtung und Verwaltung; 1913 im gleichen Verlage: Leitfaden für die Errichtung und Verwaltung von mittleren und kleineren Volks- und Schulbüchereien; daneben in Fach- und allgemeinen Zeitschriften zahlreiche Aufsätze über die Volksbücherei, werbende und aufklärende. Ein größerer Vortrag über Bücherei und Lesehalle in kleinen Städten und auf dem Lande, gehalten auf dem Ersten Kongreß für Städtewesen in Düsseldorf, September 1912, ist in den Verhandlungen dieses Kongresses S. 197 ff. abgedruckt.

Von Elberfeld aus hatte Jaeschke an die Regierung zu Düsseldorf eine Denkschrift eingereicht über Förderung des Büchereiwesens auf dem Lande, die hinauslief auf Begründung einer Beratungsstelle für den Regierungsbezirk. Diese wurde in seine Hand gelegt und hat als staatlich unterstütztes Institut am 1. Oktober 1910 ihre Wirksamkeit begonnen.

Durch Einrichtung von Kreis-Wanderbüchereien, Beratung der Gemeinden und Bibliothekare, auch in örtlichen Vorträgen, Ausarbeitung

von Bücherlisten, Rat und Hilfe beim Bücherkauf, dann durch mehrere mehrtägige Lehrgänge für angehende Volksbibliothekare, zu denen er die ersten Fachleute heranzog, hat er noch bis in den Krieg hinein eine reiche und fruchtbare Wirksamkeit entfaltet; sein Rat wurde auch in anderen Teilen der Provinz verlangt und gewährt.

Auch ganze Büchereien sind von ihm oder unter seiner Oberleitung eingerichtet, so die Werksbücherei der Harpener Bergwerksgesellschaft in Gahmen bei Lünen (1905), die öffentliche Bücherei und Lesehalle in Bergisch-Gladbach (Richard Zanders-Stiftung) und die der Farbwerke in Höchst am Main.

Zum 1. April 1913 wurde Jaeschke zur Leitung der bis dahin nebenamtlich verwalteten Städtischen Bücher- und Lesehallen nach Düsseldorf berufen. Sein Wirken dort war kurz, aber intensiv. Er hat die erste Bücherhalle durch starke Ausscheidungen unbrauchbarer Bücher, große Neuanschaffungen und Neuordnung durchorganisiert, — der stattliche neue Druckkatalog, rd. 600 Seiten, erschien 1915 —, eine neue Bücherei, die sechste, im Stadtteil Gerresheim, eingerichtet und eine siebente, für den Stadtteil Rath vorbereitet; er hat das Personal durch Vorträge und Kurse technisch und literarisch ausgebildet, die Einheitlichkeit der Katalogisierung an den verschiedenen Bücherhallen durchgeführt und die geschulten Beamten durch Einstellung billiger Hilfskräfte von den mechanischen Arbeiten entlastet.

Seine frische Tatenlust warf sich auf neue Gebiete; er schuf und leitete eine staatliche Beratungsstelle für Jugendpflege im Regierungsbezirk Düsseldorf und eine städtische Berufsberatungsstelle für die schulentlassene Jugend und hat auch zeitweise das Städtische Historische Museum verwaltet. Im August 1914 meldete er sich freiwillig zur Fahne; nach längerem Bahnschutzdienst in Belgien wurde er 1915 nach Brüssel in die Bildungszentrale beim General-Gouverneur berufen. Dort faßte er den Plan eines Deutschen Theaters und führte ihn auch durch. An zahlreichen Vorstellungen in Brüssel — darunter Wagners Ring — und hinter der Front hat er als Intendant große Verdienste gehabt; ein äußeres Zeichen der Anerkennung war die vom Könige verliehene Württembergische Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. In Brüssel schuf er 1916 als Vorsteher der Bücherei-Abteilung der Bildungs-Zentrale die „Deutsche Bücherei in Belgien“ als allgemeine Bildungs- und Unterhaltungsbibliothek für die Besatzungstruppen, für Angehörige der Zivilverwaltung und für die sonstigen im Bereich des Generalgouvernements wohnenden Deutschen. Das stattliche Bücherverzeichnis (Brüssel, Staatsdruckerei) erschien Dezember 1916.

Wieder nach Deutschland kommandiert, zum Offizier ausgebildet und zum Leutnant befördert, zeitweise in der Heimat im Beruf tätig und zugleich eifrig durch Vorträge für die in Ausbildung stehenden Soldaten, ging er dann wieder hinaus und hat als Unterrichts-Offizier durch die Frische und suggestive Kraft seiner Persönlichkeit auf die Truppen, die damals ja zu zermürben begannen, mit Erfolg und An-

erkennung gewirkt, bis am 27. Mai, dem ersten Tage der Aisne-Offensive ein Granat-Volltreffer seinem Leben ein so frühes Ziel setzte.

Jaeschke war kein Mann der Spekulation oder philosophischen Begründung seiner Berufsarbeit sondern ein Mann der Tat. Mit nüchternem Blick sah er, wo es etwas zu schaffen gab, erkannte die Mittel und Grenzen der Durchführbarkeit und griff ohne Zaudern zu. Ein glücklicher Optimismus und eine starke Selbstsicherheit, verbunden mit außergewöhnlicher Arbeitskraft standen ihm zur Seite; und wer vor einer gewissen Derbheit seines Wesens zuerst stutzte, wurde bald gewonnen durch seine Frische, Gradheit und Ursprünglichkeit. Er gab und nahm aufrichtige Freundschaft, und seine Helfer und Helferinnen im Beruf haben mit herzlicher dankbarer Verehrung an ihm gehangen.

Das Geschick hat ihn aus der Fülle der Arbeit und aus neuen Plänen auf der Höhe des Lebens hingerafft, er war einer von denen, die am schwersten zu ersetzen sind, von der Art, wie wir sie nach dem Krieg zum Wiederaufbau so bitter nötig brauchen. Ein dauerndes ehrenvolles Andenken wird ihm bleiben.

C. Nörrenberg.

Eine deutsche Büchereihandschrift.

Wer je bedauernd, aber doch mit aller gebührenden Nachsicht gegen sich selbst die eigene Klaue auf Leserlichkeit und Gefälligkeit hin ansah, wird leichter Tröstung froh, wenn er die Verantwortung dafür auf die Extemporalienjagd seiner Pennälerzeit und auf die unpädagogische Diktiermethode seines Geschichtslehrers abwälzen kann. Aber diese schöne Gelassenheit erhält den ersten Stoß, wenn er über ein Lehrbuch der Graphologie gerät, und kehrt erst wieder in die Gleichgewichtslage zurück, wenn er dann auch das zweite Lehrbuch der Graphologie gelesen hat. Es verbleibt dann doch immerhin die Möglichkeit, daß die Taumelbewegungen der eigenen Buchstabenreihe sich durch die Bodenschwankungen der graphologischen Wissenschaft erklären lassen. Wer aber vielleicht das vielsagende Verstummen des schriftenkundigen Seelenkünders erleben mußte, dem man in aller Freundschaft ein „unbefangenes“ Urteil über die eigene Handschrift abzupressen gedachte, der hat zuweilen nur die Wahl, an seiner eigenen bisher so hochgeschätzten Persönlichkeit das Harakiri zu vollziehen oder der Reihe nach Redisfeder, Kugelspitz- und Breitkantfeder zu versuchen, um die offenkundigen Mängel seiner entblößten Seele auch für Näherstehende erträglich bekleidet erscheinen zu lassen. Nun, mag auch der bohrende Blick des obgedachten Seelenkenners selbst durch die Bügelfalten wohlgeübter Selbstbeschriftung dringen, so schulden wir doch schon den Mitlebenden, mit denen wir auf dem Umwege über die Schrift verkehren, die billige Rücksicht, daß wir uns ihnen in einem Schriftgewande nähern, das den Verkehr überhaupt möglich macht. Wer kennt nicht die ärgerlichen Hemmungen, die durch Enträtselung schwer leserlicher Handschriften entstehen. In allen schreibenden Berufen ist der Besitz einer klaren und übersichtlichen Handschrift sogar eine der ersten Bedingungen des Vorwärtskommens. Der Beruf des Büchereibeamten erfordert vollends noch ganz besondere Schrifttugenden, die nur auf dem Wege beharrlicher Selbstzucht zu erreichen sind. Und nicht nur in der Bücherei, sondern auch in allen Verwaltungen, in denen Verzeichnisse auf Karten oder in Listenform von verschiedenen Mitarbeitern arbeitsteilig für einen vielseitigen und längeren Gebrauch zu erstellen sind, ist die Forderung

einer einheitlichen Normalschrift für alle Mitarbeiter unabweisbar. Besonders die Kartothek erfordert eine solche raumsparende, übersichtliche, gut lesbare Schrift, die auch für Erwachsene noch zwanglos und leicht erlernbar ist. Daß man auf dem Wege der Normaltafeln für die Kanzleischrift, daß man insbesondere durch die spielerische Rundschrift nicht zu diesem Ziele gelangen kann, weiß jeder, der in heißem Bemühen um eine unpersönliche Musterschrift gerungen hat.

Nun legt Dr. Erwin Ackerknecht-Stettin unter den Schriften der Zentrale für Volksbücherei (Berlin 1919, Weidmannsche Buchhandlung) eine „Deutsche Büchereihandschrift" (32 S. und 13 Tafeln) vor, die nicht nur alle Merkmale einer gebrauchsfähigen, leicht erlernbaren Normalschrift für Büchereien und verwandte Berufsaufgaben theoretisch vereinigt, sondern bereits eine vielfache Bewährung in der Büchereipraxis und in den Kursen der Zentrale für Volksbücherei erfahren und in einer langjährigen Entwicklung die Rinden des eigenen Wachstums abgestoßen hat.

Da diese Schrift zur Schreibung deutscher Texte dient, so ist sie auf die optische Gewöhnung des deutschen Lesers durch die Fraktur eingestellt und heißt daher mit Recht deutsche Büchereihandschrift, obwohl sie Lateinschrift sein muß. Es ist eine nur wenig druckbetonte Steilschrift von monumentaler Einfachheit, ohne eine Spur von dekorativem Beiwerk. Trotzdem entbehrt sie nicht einer gewissen Zierlichkeit und erreicht im Zeilenverbande infolge ihrer Sachlichkeit und Uebersichtlichkeit die Wirkung des wohlgeschlossenen Satzspiegels.

In dem Werkchen A.s geschieht es meines Wissens zum ersten Male, daß Buchstaben und Ziffern in ihren Formenelementen und Abmessungen systematisch beschrieben sind und mit ihren häufigsten Entartungsformen in Vergleich gestellt werden. Der Lernende wird dadurch über die Stufe des einfachen Nachmalens hinweggehoben, bleibt sich in jedem Augenblicke der Gesetze des Aufbaus bewußt und vermag selbst nach dem Mißlingen die Baufehler sofort aufzuspüren. Was A. lehrt, könnte man ein Denkschreiben nennen. Seine Schreibschule ist keine Schreibfibel, die vorgezeichnete Schriftformen durch Eingewöhnung des Auges und der Hand in reflektorische Muskeltätigkeit umzusetzen sucht, sondern eine Schriftgrammatik für erwachsene denkende Menschen, die sich im Augenblick der Darstellung der syntaktischen Regeln bewußt bleiben; sie kommen so nicht in Gefahr, im ermüdenden Schreibturnen die Geduld zu verlieren. Auf diesen zuverlässigen Verstrebungen ihres gedanklichen Aufbaus beruht die leichte Erlernbarkeit der deutschen Büchereischrift A.s. Den Schutz gegen Entartung aber trägt sie in der klassischen Einfachheit ihrer ausgereiften Form.

In dem Werkchen A.s schenkt uns ein feinfühliger Formensucher eine Fülle überraschender Beobachtungen und öffnet dem Lernenden wie dem Lehrenden einen Schatz wertvoller methodischer Erfahrungen. Es ist somit nicht nur ein Lehrbuch der Büchereihandschrift, sondern es stellt zugleich die überaus tröstliche Lösung eines Problems dar, aus dessen Sackgasse dem Ungewandten und dem Unfindigen bisher kein andrer Ausweg blieb als die Schreibmaschine. Ein nachdenklicher Beruf wie der unsre wird dem Verfasser für diese erfreuliche Bereicherung seiner Gestaltungsmittel Dank wissen.

F. Plage.

Neuere Literatur zum politischen und wirtschaftlichen Verständnis der Gegenwart.

Von Dr. Hans Rothhardt.

Gewaltig ist die Flut der Schriften, welche sich die politische und wirtschaftliche Aufklärung des Volkes über die gegenwärtige Lage zum Ziele gesetzt haben. Hierin eine Sichtung nach bestimmten Gesichtspunkten vorzunehmen, ist Zweck und Aufgabe der folgenden Blätter, die sich bemühen,

namentlich für mittlere und kleine volkstümliche Bibliotheken eine Handhabe für die Auswahl aus dem einschlägigen Lesestoff zu bieten. Die folgende Sammelbesprechung macht demzufolge keinen Anspruch auf Vollständigkeit, will auch nicht die einzig mögliche Auswahl aus der Menge der erschienenen Schriften bieten, sondern muß sich damit begnügen, lediglich einige geeignete Literatur, die der neueste Büchertisch darbietet, mit knappen kritischen Hinweisen namhaft zu machen. Um in den Besprechungsstoff eine gewisse Ordnung hinein zu bringen, sind vier Gruppen gewählt worden, und zwar I. Weltkriegsgeschichte, II. Weltpolitik und Staatenlehre, III. Die neue Erziehung, IV. Weltwirtschaft. Es sind in die kritische Uebersicht auch einige Schriften aufgenommen worden, die bereits eine Würdigung in dieser Zeitschrift gefunden haben. Dies geschah, um wichtige Schriften im Zusammenhange noch einmal hervorzuheben, und weil ihre Anschaffung dringend zu empfehlen ist.

Ich beginne mit Schriften, welche sich mit der Darstellung der Weltkriegsgeschichte, und zwar mit Entstehung, Verlauf, Ausgang, Folgen des Krieges und den Friedensfragen befassen. Gerade diese Literatur ist naturgemäß zu einem breiten Strom angewachsen, und es hält besonders schwer, sichtend wertvolles von dem Allzuvielen zu scheiden. Mit der Vorgeschichte des Weltkrieges beschäftigt sich das Werk von Otto Hammann, Zur Vorgeschichte des Weltkriegs. Erinnerungen. 2 Bände. Berlin 1918. Hobbing. 16 M. Er gibt in Form von persönlich erlebter Geschichte, die ihm als ehemaligem Pressechef im Auswärtigen Amte ja besonders nahe verlief, eine sehr interessante Darstellung der Persönlichkeiten und der Ereignisse, welche der jüngsten deutschen Vergangenheit vor Ausbruch des Krieges den Stempel aufdrückten. Vor allem gibt er darin auch neue sachliche Aufschlüsse über wenig oder gar nicht aufgeklärte Begebenheiten. Die Erinnerungen reichen bis etwa zum Jahre 1890, also noch in das Bismarckische Zeitalter zurück und begleiten den Gang der Ereignisse bis zum Jahre 1906. Ein wertvolles, sehr lesenswertes Dokument zur jüngsten Zeitgeschichte.

Das folgende Werk von Hellmuth Schmidt-Breitung, Weltgeschichte der neuesten Zeit. 1902—1918. Leipzig, Engelmann 1919. (280 S.) 4,80 M. ist ein Sonderabdruck aus dem vierten Band des Lehr- und Handbuches der Weltgeschichte von Weber-Baldamus. Das Buch ist trotz seiner Eigenschaft als Teil eines größeren Ganzen doch als eine für sich allein lesbare und in sich geschlossene Darstellung der jüngsten Vergangenheit von vornherein angelegt. Es versucht nach des Verfassers eigenen Worten zum ersten Mal den Kriegsverlauf nicht nur mit der Vorgeschichte des Weltkriegs, sondern mit der gesamten inneren Entwicklung aller Kulturstaaten und mit der Weltpolitik von 1902—1914 in einem Rahmen übersichtlich zusammenzufassen. Durch Angabe der Jahreszahlen für die dargestellten Ereignisse und Heranziehung von Stichworten am Rande ist ein rascher Ueberblick und eine einprägsame Rekapitulation des Gelesenen ermöglicht. Die Sprache ist knapp und klar, daher auch dem Laien leicht verständlich. Ein ausführliches Sachregister erhöht seinen Gebrauchswert noch erheblich.

Für die Darstellung des Kriegsverlaufs sind die beiden ja bereits bekannten Lieferungswerke zu empfehlen: Kriegs- und Heimatchronik von Dr. Friedrich Naumann und Dr. Gertrud Bäumer. Berlin, Georg Reimer (bisher 2 Bände je 9 M) und Chronik des deutschen Krieges nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Kundgebungen. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Bisher sieben Bände und ein Ergänzungsband je 3,50 M. geb.

Beide Werke folgen den täglichen Kriegsereignissen, wie der Titel schon andeutet, im Chronikstil; das erstere mit fühlbar warmherzigem Anteil die Ereignisse draußen und daheim schildernd, das zweite mehr nüchtern die Ereignisse des Krieges registrierend. Beide Werke genießen einen bedeutenden Ruf. Es erübrigt sich deshalb, noch etwas zu ihrem Lobe zu sagen.

Erwähnenswert ist ferner die kleine Schrift von: Fr. Ehringhaus, Einführung in die Politik und Weltgeschichte der neuesten Zeit.

Halle, Gesenius 1918. (72 S.) mit Zeittafel und Bildbeigaben. 2,40 M. Das Werkchen ist eine volkstümliche Umarbeitung von: Heinrich Theodor List, „Grundzüge der deutschen Auslandspolitik seit der Errichtung des Reiches“ für Schule und Haus gedacht. Es ist von vaterländischem Geiste getragen und will zur Kenntnis der neuesten Geschichte und damit zur „Politisierung weiter Volkskreise‘ beitragen. Es greift bis auf die Zeit der deutschen Reichsgründung zurück.

Heinrich Lhotzky, der bekannte Ethiker setzt sich in einer kleinen lesenswerten Schrift: „Das neue Weltreich“ Bd. 1 von „deutsches Leben“ Ludwigshafen am Bodensee, Hans Lhotzky Verlag, (80 S.) 1 M. für einen „deutschen Frieden“ ein, d. h. einen, der uns militärische Sicherheit für die Zukunft, freien wirtschaftlichen Weltverkehr und freie Meere bringt. Weitere Abschnitte haben „die deutsche Verständigung“, „die deutsche Arbeit“ und „das deutsche Ziel“ zum Gegenstand. Angehängt ist noch eine Abhandlung über das „Schülerparlament“ des Landeserziehungsheims Schondorf am Ammersee.

A. S. Schultze, Der sogenannte Verständigungsfriede im Lichte des Völkerrechts. Jena, S. Fischer 1918. (31 S.) 1 M. ist eine über den genannten Gegenstand gut orientierende und lesbare Arbeit. Sie knüpft an das bekannte Friedensangebot des Kaisers vom 12. Dez. 1916 an und setzt sich mit den feindlichen Regierungen einschließlich Amerika und deren offene und geheime Kriegsziele im Lichte des Völkerrechts auseinander. Daß diese Auseinandersetzung zu einer herben Abrechnung mit unseren Feinden wird, darf nicht Wunder nehmen.

Die Friedenspflichten des Einzelnen behandeln 6 Preisarbeiten der Großloge für Deutschland von Georg J. Plotke, Wilhelm Jerusalem, Immanuel Lewy, Ismar Elbogen, Max Seber und Max Golde. Gotha, Perthes 1918. (224 S.) 4 M. Der Inhalt ist umschrieben durch die Worte: Gerechtigkeit, Duldsamkeit und Menschenliebe als Richtlinien im internationalen Verkehr. Die Abhandlungen tragen also wesentlich pazifistisches Gepräge, was ja in der allgemeinen Politik einen bestimmten Standpunkt bedingt. Die Teilnahme des einzelnen an der großen Arbeit der Völkerversöhnung findet in dem Buche beredten Ausdruck.

Gleichfalls mit dem Friedensproblem befaßt sich die Schrift: „Der Völkerbund“ von M. Erzberger, Staatssekretär und Mitglied des Reichstages. Berlin, Hobbing 1918, einliegend: „Der Völkerbund als Friedensfrage“ von dem gleichen Verfasser ebenda. (159 und 30 S.) 3,80 M. Der als Vorsitzender der Waffenstillstandskommission im Vordergrund des Interesses stehende Verfasser sieht in der Aufrichtung des Völkerbundes den besten, wo nicht einzigen Weg zum Weltfrieden, freilich einen Völkerbund, dessen Verfassung er in seinem Werke vorlegt. Wie der wirkliche Völkerbund aussehen wird, falls er mit Einschluß Deutschlands zu stande kommt, oder ob er nicht lediglich eine Verewigung der uns feindlichen Koalition darstellen wird, bleibe dahingestellt. Immerhin ist der Erzbergersche Versuch das vielbeschworene Bild des Völkerbundes greifbare Form gewinnen zu lassen, sehr dankenswert und wird auch, wie der Verfasser wünscht, zur Klärung beitragen. Die kleine beigefügte Schrift ist der Abdruck einer am 27. Dez. 1918 in der Berliner Handelshochschule gehaltenen Rede, die also bereits auf der Neuordnung der Dinge infolge der Novemberrevolution basiert. Sie behandelt die einzelnen Friedensfragen auf Grund der neuen durch den Waffenstillstand geschaffenen Lage.

Zum Schluß sei ein Hinweis gestattet auf: „Die Völker Europas und der Erde.“ Völkerkarten von Mitteleuropa, Europa und der Erde, Karten der Verbreitung der Deutschen, statistische Zeichnungen und Zahlenangaben. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1,50 M. Da ja das Leitmotiv für das gesamte komplizierte Friedenswerk das Selbstbestimmungsrecht der Völker bildet, so ist das Erscheinen dieser Karten ganz besonders als Mittel, sich über die Völkerfragen Europas zu orientieren, zu begrüßen. Die Verbreitung des Deutschtums auf der gesamten Erdoberfläche ist m. W. hier zum erstenmal zur geographischen Darstellung gelangt.

Wir gehen nunmehr zur 2. Gruppe unseres Sammelreferats über, die unter dem Begriff Weltpolitik und Staatenkunde zusammengefaßt wird. Die Kenntnis vom Wesen des Staates ist gerade in Deutschland, das ja auf dem Wege zu einer neuen Staatsform ist, äußerst wichtig, so wichtig, daß man nunmehr nicht mehr zögern sollte, den staatskundlichen Unterricht unverzüglich in die Schulen einzuführen. Erfreulicherweise ist die Zahl an guten Schriften über diesen Gegenstand in neuerer Zeit sehr gewachsen. Die Auslese der besten sollen die folgenden darstellen:

Um von der ersten Gruppe zur zweiten überzuleiten sei als erstes genannt: v. Freitag-Loringhoven, Politik und Kriegführung. Berlin, Mittler & Sohn 1918. (252 S.) 9,75 M. Das hervorragende Werk des bekannten Militärschriftstellers behandelt Fragen, die jeden angesichts der staatlichen Umwälzungen, des vaterländischen Zusammenbruches, der Nationalversammlung und der Friedensverhandlungen eindringlich beschäftigen. Sein Leitmotiv ist v. Clausewitz vielzitiertes Wort, daß der Krieg die Fortführung der Politik mit anderen Mitteln und daher die scharfe Trennung von Politik und Kriegführung ein Unding sei. Als Grund für die irrtümliche Auffassung von der Notwendigkeit der Trennung beider nennt er den gering entwickelten geschichtlichen Sinn des deutschen Volkes und beweist aus der Geschichte den Zusammenhang zwischen Kriegführung und Politik. Eine ebenfalls wichtige Frage der Weltpolitik behandelt der bekannte Vertreter Deutschlands auf der Haager Friedenskonferenz, der Staatsrechtslehrer Zorn, in „Die Zukunft des Völkerrechts". (In der Sammlung: Im neuen Deutschland, 1. Heft.) Berlin, Vossische Buchhandlung 1918. (63 S.) 2,30 M. Zu Beginn seiner Ausführungen steht der lapidare Satz: „Der Träger des nackten Machtgedankens in der Staatenwelt der neuesten Zeit ist England." Ihm steht der moderne Nationalstaat und sein Selbstbestimmungsrecht gegenüber. Zorn behandelt dann das von England so schmählich zerfetzte Völkerrecht der Neuzeit, beleuchtet die Grundgedanken des geplanten „Völkerbundes" und Einzelfragen, wie z. B. das Neutralitätsrecht. Im letzten Abschnitt: „Nach dem Weltkriege" setzt er sich mit dem Problem des ewigen Friedens und des Weltstaatsgedankens auseinander, dem er skeptisch gegenübersteht jedoch den Willen des deutschen Volkes bekennend daran unter der Bedingung vollkommener Entwicklungsfreiheit mitzuarbeiten. Einen ähnlichen Gegenstand behandelt der vielgenannte österreichische Staatsmann Karl Renner in seinem Werk: „Das Selbstbestimmungsrecht der Nationen." Erster Teil: Nation und Staat. Leipzig und Wien, Deuticke 1918. (293 S.) 7,20 M. Dieses mehr auf die verworrene Staatlichkeit Oesterreichs zugeschnittene Werk wird erst nach Erscheinung seines 2. Teils voll gewürdigt werden können. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß es eine der wichtigsten politischen Fragen der Gegenwart in umfassender und interessanter Weise erörtert. Die zwei folgenden Arbeiten:

Karl Hermann Müller, Weltpolitisches. Das Aufklärungsbuch für Heer und Heimat. Hamburg, Boysen & Maasch 1918. (100 S.) 1,50 M. und

Hans Offe, Politische Weltkunde. Leipzig, Herm. Tauchnitz 1917. (69 S.) 2,50 M. wollen Aufklärungsbücher sein und im Sinne der Volksbildung wirken. Sie werden beide ihrer Aufgabe in durchaus geschickter Weise gerecht. Dem ersteren steht das Problem England — er nennt „Albion den bösen Engel der Menschen" — im Mittelpunkt seiner Aufklärungsarbeit Offe wendet sich dagegen an die Schule und untersucht, inwieweit die Einführung der politischen Weltkunde als wesentlichen Bestandes der Volksbildung im Geiste einer besonnenen Schulreform notwendig und möglich ist.

Erwähnung verdient ferner Justus Hashagen, Umrisse der Weltpolitik. Bd. 1. 1871—1907; Bd. 2. 1908—1914. (Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt 553, 554.) (140 u. 138 S.) 1916 je 1,50 M. Es ist ein außerordentlich klar geschriebenes und bei gedrängter Kürze doch über alle wichtigen Fragen der Weltpolitik der letzten 45 Jahre vollen Aufschluß gebendes Werk.

Alfred Vierkandt will in seinem Buch: „Staat und Gesellschaft in der Gegenwart" (Sammlung: Wissenschaft u. Bildung Bd. 132). Leipzig,

Quelle & Meyer 1916. (162 S.) 1,50 M. eine Einführung in das staatsbürgerliche Denken und in die politische Bewegung unserer Zeit geben. Das Buch ist als gediegenes politisches Volksbildungsmittel sehr zu begrüßen.

Hermann Jordan, „Die Demokratie und Deutschlands Zukunft" (Sammlung: Im neuen Deutschland, Heft 3). Berlin, Vossische Buchhandlung 1918. (80 S.) 2,50 M. sieht in der Demokratie das Symbol deutscher Zukunft. Er sieht sie nicht als Partei sondern als Gemeinsamkeit der Tüchtigen, die gewillt sind, Deutschland als freies Land unserer Enkel aufzubauen.

Theodor Heuss, „Die Bundesstaaten und das Reich" (Heft 3 der Sammlung: Der deutsche Volksstaat). Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe" 1918. (55 S.) 1,50 M. kämpft gegen die partikularistischen Bestrebungen im neuen Deutschland, die ja ohne Zweifel eine starke Gefahr für den Zusammenhalt der mühsam gewonnenen Reichseinheit bilden. Sehr zu empfehlen! Schließlich noch zwei Veröffentlichungen über die politische Stellung der Frau im Staatsleben der Gegenwart:

Kaethe Schirmacher, „Frauendienstpflicht" (Deutsche Kriegsschriften 29. Heft). Bonn, Marcus & E. Webers Verlag 1918. (29 S.) 1,80 M. und Luise Scheffen-Döring, „Das politische Wahlrecht und die christlichen Frauen". Berlin, Furcheverlag 1919. (46 S.) 1,20 M. Die Politisierung der deutschen Frau, die solange gezwungen war, abseits des politischen Lebens zu stehen, wird eine der vornehmsten Zukunftsaufgaben der deutschen Volksbildung sein. Die beiden Schriften, die zwei wichtige politische Aufgaben der Frau erörtern, nämlich die schon oft geforderte „Frauendienstpflicht" und das „Frauenwahlrecht" sind die ersten Pioniere auf diesem Wege. Weitere werden wohl bald folgen.

Für die nächste Gruppe: „Die neue Erziehung" seien nur je 2 Werke genannt, welche allerdings zentrale Probleme behandeln: Oskar Kühnhagen, „Die Einheitsschule im In- und Auslande". Gotha, Perthes 1916. (168 S.) 5 M. und

E. Ries, „Die Gefahren der allgemeinen Volksschule (Einheitsschule)" 2. Auflage. Leipzig und Frankfurt a. M., Kesselring 1914. (72 S.) 1,20 M. Der Verfasser der ersteren Schrift steht auf einem maßvollen Standpunkt in dieser alle Gemüter stark bewegenden Frage. Er will die Einheitsschule auf der Grundlage des Gewordenen in allmählicher, natürlicher Entwicklung aufbauen. Ries dagegen zeigt die Gefahren der Einheitsschule. Für ihn ist „differenzieren und individualisieren, nicht aber uniformieren und schablonisieren" der Weg, auf dem der pädagogische Fortschritt liegt. Das wichtige Problem der Volkshochschule haben folgende zwei Schriften zum Gegenstand: Georg Koch, „Die künftige deutsche Volkshochschule". Berlin, Trowitzsch & Sohn 1918. 1 M. und

Adalbert Luntowski, „Städtische Volkshochschulen" (Fichte-Hochschulen, Flugschriften der Fichtegesellschaft von 1914, Heft 5). Verlag der deutschnationalen Verlagsanstalt Hamburg, 1918. (16 S.) 0,60 M. Kochs gehaltvolle Arbeit knüpft an den Dänen Grundtvig an, auf dessen Wirken der hohe Stand des dänischen ländlichen Volkshochschulwesens zurückzuführen ist, und setzt sich warm für die Errichtung von Volkshochschulen auf dem Lande ein. Luntowski rollt dieselbe wichtige Zukunftsfrage der Volksbildung für die Städte auf. Er empfiehlt städtische Volkshochschulen nach dem Muster der auf dem deutschvölkischen Standpunkt stehenden Volkshochschule zu Hamburg auf, die dort von der „Fichtegesellschaft von 1914" ins Leben gerufen worden ist. Der mitgeteilte Lehrplan sieht vorzugsweise „Deutschkunde", deutsche Geschichte und Philosophie, deutsche Literatur und Vorlesungen über das Auslanddeutschtum vor.

Die letzte und wichtigste Gruppe unseres Sammelreferates bilden folgende Schriften, welche in das wirtschaftliche Verständnis der deutschen Gegenwart einführen sollen. Den Reigen mag das vorzügliche Werkchen von Jakob Hacks, „Die Grundbegriffe der Volkswirtschaftslehre". Breslau, Priebatschs Verlagsbuchhandlung 1917. (116 S.) 1,40 M. eröffnen, das gleichsam wie eine Fibel der Wirtschaftslehre ihre Grundbegriffe in einfacher, an-

schaulicher Form vermittelt und daher nicht nur für den Schulgebrauch an höheren Lehranstalten sondern auch als erste Einführung für jedermann ohne Vorkenntnisse hervorragend geeignet ist.

W. Wygodzinski, „Wandlungen der deutschen Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert“. Köln, Du Mont-Schaubergsche Buchhandlung 1912. (201 S.) 1,80 M. wollen in Form von Vorlesungen einem weiteren Kreise von Gebildeten zeigen, wie die Arbeit der Wissenschaft die unabsehbare Fülle der wirtschaftlichen Geschehnisse im werdenden und gewordenen Deutschland als innerlich folgerichtig, als zusammenhängend mit dem ganzen Leben der Nation zu begreifen und zu deuten sich bemüht hat. Das Buch ist klar und fesselnd geschrieben. Ein eminent wichtiges Problem stellt sich die Schrift von C. H. Stratz, „Volkszunahme und Wehrmacht im deutschen Reich“, doppelt wichtig nach diesem gewaltigsten aller Kriege, der so ungeheure Lücken in die am Kriege beteiligt gewesenen Völker gerissen hat. Stratz stellt die Ueberlegenheit der weißen Rassen über alle anderen fest und erkennt unter ihnen den germanischen Rassen die größte Lebenskraft zu. Als sicherstes Mittel, eine bleibende Steigerung der Volkszahl zu erreichen, empfiehlt er dem Staate die Erhöhung der Existenzmöglichkeiten. Von Gesetzen gegen willkürliche und verbrecherische Geburtenbeschränkung verspricht er sich keinen durchschlagenden Erfolg.

Das weite Gebiet der Kolonialwirtschaftspolitik behandelt Dr. Karl Hoffmann, „Das Ende des kolonialpolitischen Zeitalters“. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1918. (149 S.) 3,85 M. in einer höchst lesenswerten Schrift, die ganz neue Gesichtspunkte für die Voraussetzungen und die Zukunft der Kolonialpolitik findet. Er ist der Ansicht, daß mit der machtvollen Entwicklung der Weltwirtschaft und ihr folgender Industrialisierung der Kolonien, diese mehr und mehr sich verselbständigen würden und schließlich als eigene Imperien von dem ursprünglichen Mutterlande oder Schutzstaat loslösen würden. Er exemplifiziert hier besonders auf England, das ja in Australien, Kanada und Indien bereits stark in sich geschlossene Riesenkolonialreiche besitzt, die reif genug sind, in nicht zu ferner Zeit sich als selbständige Imperien zu konstituieren. Damit würde die englische Weltherrschaft dereinst von selbst im Wege der natürlichen Entwicklung in nichts zerfallen, und England selbst müßte sich, von seinen großjährigen Kindern verlassen, auf seine Inseln als sein Altenteil zurückziehen. Es läßt sich nicht leugnen, daß Hoffmanns Ausführungen etwas ungemein Bestechendes haben und zum Nachdenken stark anregen.

Folgende drei weitere Schriften:

Alfred Hettner, „Englands Weltherrschaft und ihre Krisis“. Dritte umgearb. Auflage des Werkes: Englands Weltherrschaft und der Krieg. Berlin, B. G. Teubner 1917. (296 S.) 6 M.

Staatsminister Dr. Helfferich, „England und wir“. Rede über Wirtschaftskrieg und Wirtschaftsfrieden. Berlin, Georg Stilke 1918. (26 S.) 0,60 M.

Sir Harry Johnston, „Mitteleuropa, ein britisches Friedensziel. Gesunder Menschenverstand in der auswärtigen Politik“. Berlin, Dietrich Reimer 1917. (132 S.) geb. 5 M. beschäftigen sich ebenfalls mit England, unserem gefährlichsten und entschlossensten Feinde, jedoch in seinen politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zu Deutschland. Hettner untersucht die englische Weltherrschaft von ihrer geographischen Basis aus. Ausgehend von der starken Verbreitung der englischen Sprache in der Welt schildert er Entstehung und Wachstum des gewaltigen englischen Kolonialreiches und die daraus resultierende englische Verkehrsmacht, die wiederum das Fundament von Englands Weltwirtschaft wurde. Sodann werden Englands Wehrmacht und Weltpolitik, seine Stellung im Kriege und endlich Englands Weltherrschaft und ihre Zukunft erörtert. Verfasser erhofft trotz allem trennenden von der Zukunft eine Verständigung mit England. Das Werk ist leicht faßlich geschrieben und eignet sich deshalb ganz besonders zur Anschaffung für mittlere Bibliotheken. Des bekannten Staatsministers und

einstigen Vizekanzlers Helfferich Rede schildert eindringlich die großen Gefahren für Deutschland für den Fall des Obsiegens Englands und hatte wohl den Zweck, (die Rede stammt vom März 1918) noch einmal die inneren Kräfte der Nation zu erhöhter Kraftanstrengung anzutreiben. Leider ist ihm ja der Erfolg versagt geblieben. Seine Ausführungen gipfeln in der Forderung eines gerechten Wirtschaftsfriedens. Die Verständigung zwischen England und Deutschland mit dem Zweck, den drohenden Krieg zu verhüten hat die dritte Arbeit, die der Engländer Johnston noch vor Ausbruch des Krieges erscheinen ließ, zum Gegenstand. Merkwürdig ist die Schrift aus dem Grunde, weil sie bereits einen ähnlichen staatlichen Zusammenschluß empfiehlt, wie er in der deutschen Politik als „Mitteleuropa" bekannt und propagiert worden ist. Johnston hofft dadurch dem deutschen Drang über seine Grenzen hinaus ein auch vom englischen Standpunkte zu wünschendes Ventil zu schaffen und den Frieden dadurch zu wahren. Der Hintergedanke ist hierbei ein deutsches Gewährenlassen der englischen Kolonialpläne in Afrika; plädiert er doch für käufliche Erwerbung der deutschen Kolonien und Elsaß Lothringens durch England! Diese Art von „gesundem Menschenverstand" in der auswärtigen Politik ist durchaus britisch und dürfte bei uns doch wohl auf kein allzugroßes Verständnis stoßen. Immerhin ist das Buch für den deutschen Leser sehr interessant und lehrreich.

Im Zusammenhang mit dem letztgenannten Buche und gewissermaßen als Gegenspiel zu ihm sei auf das bekannte Werk von Fr. Naumann, „Mitteleuropa". Berlin, G. Reimer 1915. (299 S.) 5 M. hingewiesen, das für ein Mitteleuropa vom deutschen Standpunkt, d. h. ohne Verzicht auf Kolonien mit gewohnter Warmherzigkeit eintritt. Drei weitere Schriften:

Friedrich Prinz zu Löwenstein, „Volksvermögen und Kriegsentschädigung". München u. Leipzig, Duncker & Humblot 1918. (44 S.) 1,20 M.

Julius Steinberg, „Deutschlands Kriegslasten und seine wirtschaftlichen Kraftquellen" (Deutsche Kriegsschriften. 22. Heft). Bonn, Marcus & Webers Verlag 1917. (30 S.) 0,80 M.

A. Hahn, „Von der Kriegs- zur Friedenswährung". Tübingen, J. C. B. Mohr 1918. (64 S.) 2 M. untersuchen eine der brennendsten Fragen des deutschen Wirtschaftslebens der Gegenwart und nächsten Zukunft, nämlich die der Kostendeckung für die gewaltigen Kriegslasten und die uns durch den kommenden Friedensschluß wahrscheinlich erwartenden Entschädigungskosten. Ein überaus düsteres Bild entwirft die erste Arbeit und sieht als Lebensfrage unserer Volkswirtschaft unter den heutigen Verhältnissen eine ausreichende Kriegsentschädigung an, eine Hoffnung, die das unglückliche Kriegsende zunichte gemacht hat. Steinberg sieht in seiner 1917 verfaßten Arbeit noch Deutschlands Wirtschaftskraft als unerschütterlich an und macht eine Reihe auch jetzt noch sehr beachtenswerter Vorschläge, diese Wirtschaftskraft zu konsolidieren z. B. durch Steigerung der Produktion, Menschenökonomie, Sparsamkeit im privaten und öffentlichen Leben, Reichsmonopole und ähnliches. Die Gesundung unseres Wirtschaftslebens nach dem Kriege erhofft Hahn von der Wiederaufrichtung der Goldwährung. Er fordert die Goldankaufsverpflichtung der Reichsbank und die Freiprägbarkeit des Goldes. Er schlägt ferner, da der Umfang des Notenumlaufs für die Tauschkraft des Geldes ausschlaggebend ist, vor, die Größe des Notenumlaufs durch Gesetz zu bestimmen in der Form, daß die Reichsbank berechtigt sein solle, Noten bis zu einem bestimmten Höchstbetrage auszugeben. Alle drei Arbeiten haben demjenigen, der Aufklärung in diesen Fragen sucht, viel zu sagen.

Umfassender erörtert das Problem der Kriegsentschädigung der Sozialist H. Mehner, „Europas Kapital und Arbeit nach dem Kriege". Er wendet sich an die Internationale der Arbeiter, welche unabhängig vom Ausgang des Krieges zu einem Kulturfrieden verhelfen solle. Die europäischen Arbeiter sollten dahin wirken, daß eine Kriegsentschädigung nur aus dem Mehrwert, also aus der Boden- und Kapitalrente genommen wird; denn der Mehrwert sei Schuld am Kriege.

Die letzte Schrift, Karl Kautzky, „Handelspolitik und Sozialdemokratie“. 2. umgearbeitete Auflage. Berlin, Buchhandlung Vorwärts 1911. (98 S.) 1,50 M., mit der wir unsere Uebersicht beschließen wollen, gibt eine populäre Darstellung der handelspolitischen Streitfragen vom Standpunkte der Sozialdemokratie. Der Leser findet darin eine gute Uebersicht über den Kampf zwischen Freihandel und Schutzzoll. Der Verfasser bekennt sich in dem Schlußkapitel: „Welthandel und Sozialismus“ als Gegner des letzteren.

Berichte über Bibliotheken einzelner Städte.

Nach dem von Dr. B. Kronthal erstatteten Verwaltungsberichte der städtischen Volksbüchereien und Lesehallen zu Breslau für 1917/18 war die Ausleihe der acht Büchereien gegen das Vorjahr durch einen, allerdings nicht sehr beträchtlichen Rückgang in der Zahl der entliehenden Bände trotz weiter steigender Leserzahl gekennzeichnet. Entliehen wurden 1 172 047 Bände, 45 189 weniger als 1916/17. Der Grund dafür liegt besonders in dem Mangel an Büchern, der bewirkte, daß dem Leser nicht mehr als ein Band auf einmal ausgehändigt werden konnte. Die Zahl der Leseberechtigten stieg dagegen von 38 799 auf 41 101 Leser. Frauen bildeten fast 64 % der gesamten Leserschaft, unter ihnen waren 1960 Mädchen in schulpflichtigem Alter. Die Entleihung von Werken des Unterhaltungsgebietes (einschließlich Klassiker) stieg von 91,4 % auf 92,6 % aller Entleihungen. Die Ausleihe belehrender und fachwissenschaftlicher Bücher sank zum Teil mit aus dem Grunde, weil die Entleiher der technischen, industriellen und naturwissenschaftlichen Literatur, Studierende und Berufspersonen, der Benutzung durch den Krieg entzogen waren. Für den Bücherankauf standen 36 000 M. zur Verfügung, die Bestände vermehrten sich durch Ankauf und Schenkungen um 4000 Bände auf 120 995 Bände, die Gesamtziffer der Leser stieg von 51 270 auf 57 062. Der Haushaltsplan der Volksbüchereien (ohne Lesehallen) betrug 100 343,51 M., der Kämmereizuschuß 89 820 M.

Nach dem Jahresbericht der in günstiger Entwicklung begriffenen, von Dr. Sallentien geleiteten Stadtbücherei Duisburg für 1917/18, über deren Organisation wir nächstens einen eingehenderen Bericht zu bringen hoffen, wurde ein wertvoller Zuwachs von Büchern in Höhe von rund 3800 Bänden dadurch erzielt, daß aus dem Lehrerbüchereien der Höheren Schulen entbehrliche Werke, ferner die Kreislehrerbücherei der Volksschulen von der Stadtbücherei übernommen wurden. Außer den bereits bestehenden Zweigstellen in D.-Meiderich und D.-Ruhrort soll im Jahre 1919 eine weitere Zweigstelle in D.-Beeck eröffnet werden. Um in den entlegenen Bezirken Interesse für die Stadtbücherei zu wecken und der Bevölkerung geistige Anregung zu bieten, wurden im Winter 1917/18 neun Dichterabende veranstaltet. Die Kriegssammlung wurde durch Schenkung und Kauf auch körperlicher Gegenstände zu einem Kriegsmuseum erweitert, über dessen Unterbringung und Ordnung erst später entschieden werden kann. Außer früher erwähnten Schenkungen stifteten Geh. Baurat Phil. Fischer in D.-Ruhrort Wertpapiere im Nennwert von 10 000 M., Th. Lauter (Firma Gebr. Alsberg) 5000 M., die Regierung in Düsseldorf 500 M. — Der Gesamtbücherbestand belief sich auf 32 613 Bände. Ausgeliehen wurden insgesamt 123 460 Bände. Lesesaalbesucher wurden 18 600 gezählt In den fünf Lesehallen wirkte der Kriegszustand viel tiefer auf den Besuch ein, als in den Volksbüchereien, eine Folge der immer mehr gesteigerten Hilfsdienst- und Wohlfahrtstätigkeit. Insgesamt wurden 278 310 Besucher gezählt, 48 747 weniger als im Vorjahre. Die Standbüchereien der Lesesäle wiesen 6 939 Bände auf. Für

die Unterhaltung der Lesehalle wurden insgesamt 97 926 M. ausgegeben, der Kämmereizuschuß betrug 95 626 M.

Der von Dr. P. Dinse erstattete Bericht über das Betriebsjahr 1917/18 der öffentlichen Bücherei und Lesehalle in Kiel stellt fest, daß auch hier, wie bei den meisten anderen volkstümlichen Büchereien, das Bedürfnis nach gutem Lesestoff während des Krieges außerordentlich gewachsen ist, eine Erscheinung, deren Grund nicht in allen Fällen in dem stärkerem Verlangen nach vertiefter Bildung liegt, sondern oft in dem Mangel an lauten Festlichkeiten und Vergnügungen, der den Erholungsuchenden zu einem Unterhaltungsbuche greifen läßt. Während die Benutzung der Lesehalle um reichlich 4000 Besucher zurückging, erfuhr die Ausleihe eine Zunahme um 9532 Bände. Es wurden 5561 Leser mit 123 753 Bänden bedient. Die Militärpersonen bildeten die stärkste der nach Berufsständen geordneten Lesergruppen. Die Höchstzahl der an einem Tage ausgeliehenen Bände wuchs auf 942, die der bedienten Leser auf 463. Der Bücherbestand wuchs von 14 626 Bänden auf 15 369. Als unbrauchbar ausgeschiedene Bücher wurden wie in den Vorjahren verschiedenen Mannschaftsbüchereien an der Front und in der Etappe überwiesen, auch wurden kleine, aus dem ordentlichen Bestande zusammengestellte Bücherreihen von den Wachmannschaften der Hilfskreuzer an Bord genommen und später umgetauscht. Der Bericht betont besonders den Mangel einer besonderen Abteilung für Kinder und Jugendliche, die um so wichtiger ist, je mehr die Gefährdung der heranwachsenden Jugend zunimmt.

Nach dem Verwaltungsbericht der Volksbibliothek Stuttgart für 1917/18 haben die Ausleihungen an Erwachsene in der Hauptstelle wieder eine Zunahme erfahren und zwar um 3146, die an die Jugend sind dagegen um 895 herabgegangen, was sich wohl durch ihre Inanspruchnahme für allerlei Dienstleistungen erklärt. Ein gleiches gilt für die Benutzung der Kinderlesesäle. Der Besuch des Lesesaals hat um 1142 zugenommen infolge der verlängerten Oeffnungszeit während der Monate Dezember bis April. Erwähnenswert ist auch eine stärkere Benutzung der Zweigstellen mit einer Ausnahme. Die Zahl der erwachsenen Leser hat erheblich zu- (1,12 %), die der jugendlichen im gleichen Verhältnis abgenommen. Beachtenswert ist die Abnahme der gelernten und ungelernten Arbeiter sowie der Kaufleute, auf der anderen Seite die erhebliche Zunahme der Aerzte, Beamten, Geistlichen, Künstler, Lehrer, Schriftsteller, Techniker, Studenten und der Schüler und Soldaten. Die Zunahme der ersten beiden Klassen wird mit der Verteuerung der Bücherpreise in Zusammenhang gebracht. Bei den Frauen fällt eine Zunahme der nichtgelernten Arbeiterinnen und eine Abnahme der Beamtinnen, Künstlerinnen, Lehrerinnen und Schülerinnen auf. Insgesamt wurden 211 798 Entleihungen gezählt. Die drei Kinderlesesäle wurden in 10 428 Fällen benutzt. Am 31. Dezember 1917 wurden 3350 (3251), am 30. Juni 1918 3472 (2959) erwachsene Leser gezählt. Karten, die zur Entnahme eines zweiten belehrenden Buches berechtigten, waren 192 (177) im Gebrauch. Der Bücherbestand hat um 3337 Bücher zugenommen, ausgeschieden wurden 1009 Bücher. Der Lesesaal wurde an 355 Tagen durchschnittlich von 92 (89) Lesern besucht. Anfang März wurde einer Anregung des Nationalen Frauenvereins entsprechend eine Zweigstelle für Arbeiterinnen in der Lindenspürstraße eröffnet. Die Jahresrechnung schloß mit einem Fehlbetrag von 7026,53 M. ab, eine Folge davon, daß fast alle Ausgaben sich erhöhten. Der hochherzigen Schenkung von Geh. Kommerzienrat Engelhorn ist es zu verdanken, daß im November 1918 das Bibliotheksgebäude der Bücherei kostenlos als freies Eigentum überlassen worden ist.

Zeitschriftenschau usw.

Ein Aufsatz im „Türmer" (Februarheft 1919) von G. Buetz, betitelt „Literatur und Nationalbewußtsein" kommt in beherzigenswerter Weise auf einen Mangel unsrer heimischen Bücherproduktion zu sprechen der darin besteht, daß bei der überreich vorhandenen Menge guter billiger Schriften, die historisch-politische Literatur in zu geringem Maße vertreten ist. „In Deutschland, einschließlich Oesterreichs, erschienen 1913 35078 neue Werke, in England 12379, in den Vereinigten Staaten 12230 und in dem Lande, das alle Kultur in Anspruch nimmt, 10758 neue Werke. Und diesen schönen Ziffern gegenüber steht die traurige Tatsache, daß wir kaum Geschichtsbücher und geographische Werke besitzen, welche Volksbücher zu sein beanspruchen können! Es ist nicht möglich, dies zu leugnen. Ja wir besitzen nicht einmal Werke dieser Art, welche dem Mittelstand und den höheren Ständen zugänglich sind." Es werden dann die unerschwinglich hohen Preise aufgeführt, die für die für unsere nationale Erziehung so wichtigen Werke eines Ranke, Treitschke, Gustav Freytag usw. zu zahlen sind, und mit Recht daran die Forderung geknüpft, daß mehr wichtige Volks- und Hausbücher auf den Markt gebracht werden müssen, die politisch-historische Stoffe in die breite Masse hineintragen. Sammlungen wie Aus Natur und Geisteswelt, Göschen, Langenwische u. a. hält der Verfasser nur für einen erfreulichen Anfang, zum Teil aber auch nur für die „tatsächlich Gebildeten" bestimmt. Der Student, die Volksbücherei kauft und besitzt sie, aber die breiteren Volksschichten gehen achtlos daran vorüber. Man muß dem Verfasser beipflichten, daß er mit seinen Ausführungen auf eine Lücke in unserem volkstümlichen Schrifttum hingewiesen hat, die auszufüllen besonders unter dem Druck der gegenwärtigen Zeit nicht länger versäumt werden darf.

Eine eingehende kritische Würdigung des Lebens und Schaffens von Karl May veröffentlicht Werner Mahrholz im „Literarischen Echo" (21. Jg. 1918 Heft 3), eine Arbeit, die wegen ihres besonnenen Urteils und der klaren, sicheren Erfassung des hier zugrunde liegenden ästhetischen Problems besondere Beachtung verdient.

Ueber die Aufgabe der Lesehalle in der Gegenwart (openbare bibliotheek in onze tyd) handelt der Leiter der Gemeindebibliothek zu Rotterdam Dr. J. A. vor der Hake (Stemmen des Tyds, maandschrift voor christendom en cultuur, Septemberheft 1918) in einem ausführlichen auch als Sonderabdruck erschienenen Artikel. Der Verf. betont sehr richtig, daß der Bibliotheksleiter und das Publikum anregend aufeinander einwirken müssen. Ist starke Nachfrage nach Werken aus einem bestimmten Wissenszweige, so wird der Bibliothekar gern bereit sein, es ausgiebig zu pflegen, andererseits sollte seine Vielseitigkeit ihn verhindern, ein einigermaßen wichtiges Gebiet bis zu dem Grad zu vernachlässigen, daß die Benutzer kopfscheu werden und völlig fernbleiben. Nur wirklich Minderwertiges muß grundsätzlich von der Lesehalle ausgeschlossen bleiben. Vor allem aber ist auch der Verf. der Meinung, daß es durchaus auf enge Fühlungnahme zwischen Bibliothekar und Benutzer ankommt, denn nur so ist die Verwirklichung des Ideals möglich, das richtige Buch in die richtigen Hände zu bringen. Von jeder Schulmeisterei, wie sie vielleicht in der patriarchalischen Volksbibliothek älteren Stils angängig war, hat sich der Leiter fern zu halten, damit aber soll durchaus nicht gesagt sein, daß er nun den fortgeschrittenen Leser sich selbst überlassen soll. Es wird hier, so lassen sich die sehr richtigen Bemerkungen des Verf. wohl umschreiben, weniger auf Theorien als auf den richtigen Takt ankommen, den man in der Praxis zu beweisen hat, wenn man sich als ehrlicher Vermittler zwischen Buch und Leser betrachtet. Ein

solches Maklerwerk ist schon erforderlich, um außerdem Zufälligkeiten entgegenzuwirken, denen der weniger geübte Leser unterliegt. So wird dieser beispielsweise stets geneigt sein, in einem gedruckten Verzeichnis die mit den ersten Buchstaben des Alphabets anfangenden Autoren denen vorziehen, die der alphabetischen Folge nach zuletzt kommen. Um hier eine Korrektur anzubringen ist natürlich eine gute Kenntnis des vorhandenen Bücherbestands erwünscht, andererseits aber darf es auch an der Gabe der Menschenkenntnis und Menschenbehandlung nicht fehlen. — Zur Statistik der Leser übergehend findet der Verf. dann manches an der gegenwärtigen Methode zu tadeln, wobei er auf einen eben jetzt von ihm veröffentlichten Aufsatz über kombinierte Leser- und Bücherstatistik verweist, dessen Inhalt er vielleicht einmal in diesen „Blättern" nochmals wiedergibt. — Des weiteren muß es den Blättern vorbehalten bleiben auf einen zweiten Artikel zurückzukommen, den Herr Dr. vor der Hake im Juliheft der Stemmen des Tyds mitgeteilt hat.

Am 8. Juli 1918 versarb die am 13. Juni 1843 zu Werne a. d. Lippe geborene treffliche Schriftstellerin Antonie Jüngst, deren literarisches Wirken von F. Drexl im Dezemberheft der „Volksleseballe" eingehend gewürdigt wird. Wir erhalten dort eine Uebersicht über die lange Reihe schwungvoller Epen, guter Erzählungen und gehaltvoller Gedichtsammlungen, die meist im Dr. Schöninghschen Verlag in Paderborn erschienen sind. Sie haben ihren Hauptleserkreis unter unseren katholischen Volksgenossen gefunden, aber allen Volksbüchereien möchte man die hauptsächlichsten Werke dieser Dichterin, die ganz abgesehen von dem gediegenen ethischen Gehalt tiefes poetisches Empfinden mit tüchtiger Gestaltungskraft zu verbinden weiß, bestens empfehlen. Die „Blätter" werden noch öfters Gelegenheit haben, auf ihre für Bildungswerke besonders geeigneten Schriften hinzuweisen.

Neue Eingänge bei der Schriftleitung.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingehender, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen.

Batzer, Marie, Schwarzwald-Kinder. Erzählung. Buchschmuck von Karl Sigrist. Freiburg, Herdersche Verlagsh., 1919. (251 S.) Kart. 5,20 M.

Dies anmutige Buch der bekannten Kinderschriftstellerin wird sich auch über den engeren Kreis ihrer süddeutschen kleinen Freunde hinaus Beifall gewinnen. Es erzählt von deutschen Jungen und Mädchen in den Waldtälern, zu denen das „Samenmännlein" kommt mit seinen grünen Säcken, das auch ohne Pinsel die Fluren weithin mit vielen Farben malt. Denn dieses Männlein ist der Frühling selbst, und kaum ist er ein paar Sonntage her angelangt, so hebt er überall an zu grünen, zu knospen und zu blühen. Bald heben sich dann die Kinder, mit denen wir der Reihe nach bekannt werden, deutlich voneinander ab und gar manches darunter — und nicht immer die bravsten — lernt man liebgewinnen. Auch Aeltere werden sich an dem heiteren, sich vielleicht ein bischen zu sehr in die Länge ziehenden Humor und ebenso an den wohlgelungenen Titelvignetten, mit denen der Künstler das Buch, sich dem jugendlichen Geschmack geschickt anschmiegend, geschmückt hat. E. L.

Gaehtgen, Eva, Winterleben auf Großmutters Landgut. Eine Erzählung für kleine Leute. Mit Illustr. v. Elis. Voigt. 7.—11. Taus. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses, 1918. (154 S.) Geb. 4 M.

Dies., Auf Großmutters Landgut. 8.—11. Taus. Eb. (177 S.) Geb. 4 M.

Dies., Kleine Hamburger daheim. Eb. (192 S.) Geb. 4 M.

Die kleinen Leute, an die die Verfasserin sich vornehmlich wendet, sind Jungen und namentlich Mädchen etwa bis zum 12. oder 13. Lebensjahr.

Diese werden an diesen harmlosen niedlich erzählten Geschichten ihre herzliche Freude haben und sich wohl befinden in dem großen roten Haus vom Lehmhof, das irgendwo in den früher russischen Ostseeprovinzen im Blätterschmuck breitästiger Baumgruppen verborgen liegt. Hier findet die Familie des Haussohns, der in der Nachbarstadt als Arzt tätig ist, gastliche Aufnahme, während der Vater dem Ruf seines Landesherrn folgend im fernen Osten den Verwundeten seine Sorge widmet. Ein andermal ist Hamburg der Schauplatz, wo Kinder sich lustig tummeln, dem Besuch lieber Verwandten voller Erwartung entgegensehen, ihnen die Schönheiten der Heimat aufzeigen und sich von Onkel und Tante, wenn trübe Regentage Langweile verbreiten, gern Geschichten, wie die von der Frau Runter-Trunter und ihrer Waldeinsamkeit gern erzählen lassen. Man kann diese harmlose Geschichten, die von Elisabeth Voigt entsprechend illustriert sind, bestens empfehlen. L.

Kempf, Konst., Zur Höhe. Eines Jesuitennovizen Ringen und Sterben. Freiburg i. B., Herder, 1918. (IV, 126 S.) Kart. 3,80 M.

Das ansprechende kleine biographische Denkmal, das hier von Freundeshand errichtet ist, gilt einem jungen Mann aus der alten Herrschaft Hauenstein im südlichen Schwarzwald, der im Alter von 19 Jahren im September 1917 im heißen Kampf auf flandrischer Erde verblutet. Von dem stillen Waldtal kommt der Knabe in das Internat Sasbach bei Aachen, wo er eben den Lehrgang der Obersekunda abgeschlossen hatte, als der Weltkrieg ausbrach. Dann besuchte er das Erzbischöfliche Konvikt zu Freiburg und erwarb sich im Juli 1916 das Reifezeugnis und trat darauf als Novize in das Bonifaziushaus bei Emmerich ein. An der Hand von Briefen und anderen Aufzeichnungen verfolgt der Verf. das innere religiöse Leben des Freundes, der im Sennelager zum Soldaten herangebildet wird und im April 1917 mit dem Regiment an die Westfront ausrückt, um die Siegfriedstellung mitverteidigen zu helfen. Fortlaufend unterrichten Briefe und Karten des Gefreiten an seinen geistlichen Berater und die Mitnovizen daheim über sein und seiner tapferen Maschinengewehrabteilung Kämpfe und Schicksale. Zusammen mit 13 Braven der Kompagnie stirbt der treffliche, von allen geliebte junge Mann den Heldentod, nachdem er zuerst leicht verwundet worden war. Die Begräbnisstätte konnte trotz eifriger Nachforschungen seitens des Regiments nicht festgestellt werden.

Maresch, Marie, Elisabeth Landgräfin von Thüringen. Ein altes deutsches Heiligenleben im Lichte der neueren geschichtlichen Forschung. München-Gladbach, Volksvereins-Verl., 1918. (159 S.) 4,80 M.

Die vorliegende Darstellung des Lebens der berühmten Landgräfin von Thüringen bemüht sich aus den Erfahrungen des Kriegselends und der Not der Gegenwart heraus Verständnis für die Daseinsbedingungen dieser Heiligen zu gewinnen, der die frühere Forschung weder protestantischer- noch katholischerseits durchaus gerecht geworden sei. Das gut und reich illustrierte Buch will ein Zeitbild geben, beruht auf gewissenhafter Arbeit und liest sich — dem Zweck der Sammlung „Führer des Volks" entsprechend — flüssig. Nach der hier vertretenen Auffassung war die Fürstin eine „höchst selbstständige Persönlichkeit von eigenartiger Lebensrichtung, die sie inmitten des Thüringer Hoflebens und in der glücklichsten Ehe beibehalten und für die sie die Wartburg verlassen hat". Im übrigen meint Verf., daß die persönlichen Probleme ihres Daseins nur der Katholik ganz zu fassen und zu würdigen vermögen und jedenfalls ist hier vor allem an einen Leserkreis dieses Bekenntnisses gerecht. L.

Niebuhr, B. G., Griechische Heroengeschichten. 16. Taus. Eingel. v. U. v. Wilamowitz-Moellendorff. Geleitw. v. E. Franke. Gotha, F. A. Perthes, 1918. (79 S.) Geb. 3 M.

Die Wiederauflage der Heroengeschichten, die der große Geschichtsschreiber und Patriot vor mehr als hundert Jahren seinem Sohn erzählt hat, noch während des Weltkriegs gereicht dem Gothaer Verlag nur zur Ehre. Das Prachtstück der Sammlung ist die Fahrt der Argonanten, bei deren

Wiedererzählung der große Mann ähnlich wie Uhland der deutschen Sage gegenüber verfuhr, sich manche dichterische Freiheit erlaubte. Es folgen die „Geschichten vom Herakles“ und zum Schluß „Die Herakliden und Orestes“. Es schmücken das Buch zwölf Vollbilder von Friedr. Preller, dessen Name für uns nun einmal — trotz der kleinen Einschränkung, zu der Wilamowitz seine Ehrlichkeit verpflichtet — mit Homer und der griechischen Antike unauslöschlich verbunden ist. Eine vorzügliche Ergänzung dazu bilden vier Kopfleisten und Schlußvignetten von Theodor Große. So entspricht die geschmackvolle äußere Ausstattung dem gediegenen Inhalt, so daß man diesem prächtigen Büchlein möglichst oft auf dem Weihnachts- oder Geburtstagstisch der deutschen Jugend zu begegnen hoffen darf. E. L.

Niedersachsenbuch. Herausg. v. Rich. Hermes. 3. Jahrg. Hamburg, Rich. Hermes, 1919. (169 S.) Kart. 2,50 M.

Solange der landschaftliche Geist sich innerhalb verständiger Grenzen hält, dient er zur Kräftigung deutscher Art namentlich auch den zu weitgehenden erotischen Einflüssen gegenüber. In diesem Sinn will das vorliegende Jahrbuch für niederdeutsche Art verstanden wissen, das im Namen der „Niederdeutschen Vereinigung“ herauskommt und manchen gehaltvollen und gutorientierenden Aufsatz darbietet. Hervorgehoben sei die Uebersicht über die plattdeutsche Literatur zur Gegenwart von H. K. A. Krüger. Ein wertvoller Beitrag sind auch die „Proben niederdeutscher Dichtung“; den Beschluß macht ein Verzeichnis der werdenden niederdeutschen Vereine und Zeitungen, der Anzahl immer größer wird.

Stolz, Alban, Das Vaterunser. Erster Teil. 27. A. Freiburg, Herdersche Verlagsh., 1918. (143 S.) Geb. 1 M.
Ders., Zweiter Teil. 26. A. Eb. (128 S.) Geb. 1 M.
Ders., Dritter Teil. 28. A. Eb. (125 S.) Geb. 1 M.

Die erbaulichen und volkstümlichen Schriften von Alban Stolz sind allen Volksbibliotheken, die überwiegend von katholischen Lesern besucht werden, ihrer ganzen Art nach wohlbekannt. Es mag daher genügen hier auf die Sonderausgaben aus seinem „Kalender für Zeit und Ewigkeit“ hinzuweisen, die der Herdersche Verlag in handlicher Form herausgibt. Von ihnen hat das „Vaterunser“ wohl mit Recht die weiteste Verbreitung gefunden. Auch in den trüben Tagen, denen wir entgegengehen, wird es seine tröstende und erhebende Kraft auf katholische Gemüter bewähren, aber auch Andersgläubige werden bei der Lektüre, die freilich geduldige und beschauliche Leser voraussetzt, gewiß auf ihre Kosten kommen.

Bücherschau und Besprechungen.

A. Bibliographisches, Populärwissenschaft etc.

Friedjung, Heinrich, Das Zeitalter des Imperialismus 1884—1914. Band 1. Berlin, Neufeld & Henius, 1919. (472 S.) Geb. 22 M.

Der Verfasser, bekannt als Historiker und unerschrockener Publizist, ist besonders glücklich, wenn er seine Darstellung nicht auf der mühseligen Aktenforschung der Archive, sondern auf der Tagesliteratur und den Mitteilungen der leitenden Staatsmänner und sonstigen Hauptbeteiligten aufbauen kann. Diese Voraussetzungen verliehen seinem älteren Werk dem „Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland“ seinen eigentümlichen Reiz und eine ganz ungewöhnliche Verbreitung, aber auch für die vorliegende Schrift treffen sie zu, die man im gewissem Sinn als Fortsetzung auf der erweiterten Basis ansehen kann, die eben durch die Bismarcksche Reichsgründung gelegt wurde. Nach anderthalb Jahrzehnten, in denen der innere Ausbau Deutschlands im

Vordergrund stand, tritt auch der große eiserne Kanzler zögernd in die Kolonialpolitik ein, indem er auch unser Vaterland an der Besitzergreifung Afrikas, das man als Zubehör Europas auffassen darf, beteiligt. In geschickter Weise weist Bismarck die allgemeine Lage — den Gegensatz zwischen England einer- und Rußland und Frankreich — andererseits auszunutzen und durch sein Bündnissystem gefährliche Koalitionen fern zu halten. Aber schon in den Tagen seiner Entlassung ließ Kaiser Wilhelm II. den russischen Rückversicherungsvertrag fallen, dessen Wert Friedjung doch erheblich höher einschätzt, als es neuerdings durch das Hamannsche Buch geschieht. Es folgen die Anfänge des deutschen Imperialismus, die dadurch charakterisiert werden, daß es unserer äußeren Politik an Stätigkeit und Konsequenz fehlt, ein Fehler, der sich doppelt schwer fühlbar macht, da unsere schwache Flotte nicht entfernt imstande ist, weitgehenderen Wünschen den erforderlichen Nachdruck zu geben. Vor allem aber übersehen unsere Staatsmänner — und die Hauptschuld trifft unzweifelhaft die Aera des Fürsten Bülow — daß England, aufgescheucht durch die deutsche Gefahr, seine alte Rivalität mit Rußland und Frankreich aufgibt und seiner ganzen Politik eine Wendung gegen Deutschland gibt. Treffend vergleicht F. unsere Lage mit der Friedrichs des Großen vor Ausbruch des siebenjährigen Kriegs. Wie damals Oesterreich und Frankreich das Kriegsbeil begraben und sich gegen das überraschte Preußen zu einer drohenden Koalition zusammenschlossen, so geben sich nunmehr England, Frankreich und Rußland die Hand, um die europäischen Zentralmächte in ihre kontinentale Selbstbescheidung zurückzudrängen und ihnen den imperialistischen Machtkitzel auszutreiben. Diese großen weltgeschichtlichen Zusammenhänge ergründet der Verfasser, indem er mit der Darstellung des russisch-japanischen Kriegs abbricht, mit dem eine neue Aera in Erscheinung tritt. Trotz mancher subjektiven Auffassungen, wozu z. B. das absprechende Urteil über Treitschke zu rechnen ist, befleißigt der Verf. sich im Allgemeinen einer wohltuenden Zurückhaltung. Nach Rankes großem Vorbild will er die großen Atemzüge des unvergleichlichen Vereins der Völkerwelt, die sich vom Abendland nunmehr auf das ganze Erdenrund ausgedehnt hat, belauschen und jeder Nation in ihrer Stellung zur Menschheitsgeschichte gerecht werden. Voller Spannung sieht man dem Abschluß des Werks entgegen, das von den drei Jahrzehnten weltgeschichtlichen Geschehens das bedeutsamste letzte umfassen soll. E. L.

Greulich, Osc., Peru, Wanderbilder. Zürich, Orell Füßli, 1916. (168 S.) 4,50 fr.

Die Zeiten sind geographischen Charakterbildern sehr günstig; die Welt wird gerade neu verteilt, alte Besitztitel wandern in die Rumpelkammern, und „neues Leben blüht aus den Ruinen“ oder soll und will wenigstens blühen! Da ist das obige Werkchen sehr willkommen; ein klassisch vorgebildeter Schweizer Philologe, ein Schüler des unvergeßlichen Homerforschers Gg. Finsler-Bern geht kurz vor dem Jahrzehnt des Weltkrieges 1909 nach Peru mit vier Landsleuten, um für 3 Jahre — vertraglich gebunden — eine staatliche Mittelschule zuerst in Huaraz, dann in Puno am Titicacasee zu europäisieren, Zucht und System und neuen Geist einzuführen; und da der Philologe das Neu-Land nicht blos mit den Augen eines Stubengelehrten zu betrachten entschlossen ist, so fällt für den Ethnologen, für den Kolonialpolitiker, ja für die Heimat selbst mancherlei Nützliches und Beherzigenswertes ab, zumal der Verf. selbst erst in der Schweiz wohl gern denjenigen Rat zu erteilen in der Lage ist, welche das Goldland als Pioniere künftig betreten wollen. Die Sprache ist erfrischend und höchst anregend; man liest die mit vielen guten Bildern und 2 Karten versehenen 162 S. hintereinander, ohne müde zu werden; die Kapitel-Ueberschriften: Reise nach Peru, an der Küste, Lima, die Oroya-Bahn, der Süden, der Titicacasee, im Sattel von Casma nach Huaraz, das Sartatal, die weiße Cordillere, ein Tag aus dem Peruaner Schulleben, Feste und täglicher Verkehr, Politisches zeigen wohl zur Genüge dem zukünftigen Leser die Vielseitigkeit des Inhalts. Für die 2. Auflage wünschen wir das S. 83 versprochene Kapitel über La Paz, die Hauptstadt Boliviens. B. Laquer.

Unser Hoffmann von Fallersleben. Die Vaterlandslieder, Kriegs- und Soldatengesänge des Dichters. Dargeboten von Hans Sturm. Mit Zeichnungen von Otto Linnemann. Frankfurt a. M., Englert & Schloner, 1918. (116 S.) 4⁰. Geb. 12 M.

Eine sinnvolle und überaus dankenswerte Huldigung wird durch diese Veröffentlichung dem vaterländischen Sänger dargeboten, dessen flott gesehenes Bild — mitten in eine deutsche Waldlandschaft hineingestellt — das vornehm ausgestattete Buch schmückt. Zunächst lernen wir, leider in allzuknapper Fassung, des „Dichters Erdenfahrt" kennen. Wie er sich das Herz der Kinder durch Lieder wie „Alle Vögel sind schon da" gewonnen hat, so erschallen die Verse, die das deutsche Volk und seine Art verherrlichen, bei jeder patriotischen Veranstaltung und mit seinem Schlachtruf „Deutschland, Deutschland über alles" stürzte sich die akademische Jugend im Weltkrieg todesmutig in die Feldschlacht. Ein wohlgelungenes Bild Frundsbergs, der breitbeinig und ehrenfest dasteht, eröffnet den Hauptteil, die Mitteilung der Trink-, Soldaten- und Marschlieder Hoffmanns. Besonders hervorgehoben, wiederum durch eine sinnvolle Zeichnung Linnemanns mit dem Reichsadler (darunter die Felsen Helgolands) wird das Lied der Deutschen hervorgehoben. Dann folgt der letzte Teil „Zum Gedächtnis des Dichters". Zunächst ein Bericht von Luise Hoffmann v. Fallersleben über die Entstehung unseres Nationalliedes, dann berichtet ein Teilnehmer über den Heldenkampf in Flandern und die Gräber des Regiments „Deutschland über alles", deren Kreuze die schlichten Worte tragen: „Hier ruhen deutsche Helden vom Regiment 245." Daran reiht sich abermals von einem anderen Autor eine kurze Würdigung seiner Kinder- und Vaterlandslieder. Den Beschluß machen Erinnerungsverse verschiedener männlicher und weiblicher Poeten auf den Unvergeßlichen. Man merkt es jedem Mitarbeiter an, daß er bei seinem Beitrag an diesem nationalen Werk erfüllt war von dem Geist des allverehrten Mannes, der uns ein Symbol sein mag in einer Zeit, da wir infolge einer Reihe von Fehlern und Unglücksfällen gezwungen sind, nochmals um die Grundlagen unserer nationalen Existenz zu ringen.

Keller, Samuel, Aus meinem Leben. 1. Band. 8⁰. Freiburg, B. W. Mauber. (293 S. u. Bildn.)

Der Name des Pastor S. Keller ist in der Volksbibliothek kein Unbekannter. Unter dem Decknamen Ernst Schrill hat er eine ganze Anzahl Volkserzählungen herausgegeben, z. B. Steppenbilder und Steppenleute u. a. m. In anziehender Form gibt er Lebensbilder aus seinen Erfahrungen als deutscher Pastor in Rußland. Nun legt er uns sein Lebensbuch, die erste Hälfte seiner Lebensweise vor, gerade zur rechten Zeit. Jeder wird doch augenblicklich gern etwas näheres über das Leben und Treiben unserer deutschen Landsleute als Kolonisten in Rußland vernehmen. Keller hat schon einmal früher (1895) Erinnerungen aus Rußland unter der Hauptüberschrift „Mein Fremdenbuch" herausgegeben. Jetzt gibt er ausführlich von seinem russischen Leben und Wirken öffentlich Rechenschaft. Wir besitzen bereits von einem neueren hervorragenden Vertreter der evangelischen Kirche in St. Petersburg, von unserem hessischen Landsmann Hermann Dalton die Bände bedeutsamer „Lebenserinnerungen", zu denen nun die von Keller eine gewisse Ergänzung bilden. Geboren ist er 1856 in Petersburg. Frisch und anziehend läßt er seine Erinnerungen vorüberziehen, nie wird er weitschweifig oder langweilig. Die folgenden Kapitel enthalten seine Erlebnisse als Dorpater Student, als Hilfsgeistlicher in St. Petersburg, seinen Verkehr mit Hermann Dalton u. a. m. Noch beachtenswerter sind die Erinnerungen aus seinem Amtsleben unter den weitzerstreuten Kolonisten in der Steppe im Gouvernement Jekaterinoslaw, in Neusatz in der Krim usw. Mag er nun von dem Leben der deutschen Ansiedler, der russischen Edelleute, von den Stundisten erzählen, wovon er vieles bereits in seinen Erzählungen behandelt, immer weiß er anziehendes und lehrreiches zu berichten. Das ganze liest sich wie ein spannender Roman.

Wir empfehlen das Buch auf das Wärmste, namentlich für größere Volksbüchereien. K. Noack-Darmstadt.

Knudsen, Hans, Der Dichter Hermann Burte. Konstanz, Reuß & Itta, 1918.

Die vorliegende Studie (Zeitbilder, Bd. 86) bringt in flüssiger Form einen geschickten Ueberblick über das Schaffen einer starken Dichterpersönlichkeit, die auch in Norddeutschland durch das Interesse Max Reinhardts für Burtes jüngstes Drama „Simson", bekannter zu werden beginnt. Die Arbeit Knudsens ist im Rahmen der Bestrebungen der „Deutschen dramatischen Gesellschaft", deren Schriftführer der Verfasser ist, zu werten. Die Gesellschaft strebt die Kultur des Theaters, d. h. des Dramas an. Eine gediegene Interpretation findet in dem vorliegenden Burte-Büchlein, das eine wertvolle Bereicherung der „Zeitbücher"-Sammlung bedeutet, jedoch nicht nur das dramatische Schaffen des Dichters, sondern auch seine Lyrik, die bisher in zwei Bänden: „Patrizia" (1910) und „Die Flügelspielerin" (1913) der Oeffentlichkeit vorgelegt wurde, und vor allem „Wiltfeber, die Geschichte eines Heimatsuchers" dem auf Richard Dehmels Vorschlag der Kleistpreis zugesprochen wurde. Das geschickte Vermögen des Einfühlens in das Wesen des dichterischen Schaffens Hermann Burtes, das mit gut gewählten Proben (Sonette, Wiltfeber, Herzog Utz, Katte) belegt ist, wird zu einem guten Teile dazu beitragen, den Dichter auch in weiteren Kreisen bekannter zu machen. In kräftigen Strichen ist sein Geistes-Aristokratismus herausgearbeitet und damit der Hauptwesenszug Burtescher Dichter betont. Auch unsere Büchereien sollten auf diesen Dichter ein besonderes Augenmerk richten. Seine Werke verlegt Karl Sarasin in Leipzig. Pieth.

Peters, Karl, Lebenserinnerungen mit 23 Bildern. Hamburg, Büsch, 1918. (147 S.) Brosch. 3 M.

Karl Peters, geb. 1856, wollte sich für Philosopie habilitieren, als ihn 1880 ein Onkel nach England rief, dessen Nationalstolz gegenüber dem deutschen Philistertum der Ausgangspunkt seiner kolonialen Bestrebungen für Deutschland wurde. Er erwarb für uns Deutsch-Ostafrika. Leichtfertige Anschuldigungen Bebels trieben ihn aus der Heimat nach England zurück. Es wirkt tragisch, wie ein Mann von seiner riesigen Energie 15 Jahre seines Lebens über erfolglosen englischen Minenunternehmungen in Südafrika verliert. Das Buch berührt die afrikanischen Forschungsreisen nur kurz, aber es verdient schon wegen des tüchtigen Verfassers allgemeine Beachtung.

O. Plate.

Pochhammèr, Hans, Graf Spees letzte Fahrt. Erinnerungen an das Kreuzergeschwader. Berlin, Verlag d. Täglich. Rundschau, 1918. (210 S.)

Die Taten unserer Helden zu Wasser und zu Lande in diesem ruhmreichen aber unglücklichen Kriege mögen als glückverheißende Sterne einer großen Zukunft in die schweren Zeiten hineinleuchten, denen wir entgegengehen. Der Verf. des vorliegenden Buchs schildert uns die Fahrt des zum ostasiatischen Kreuzergeschwaders gehörigen Gneisenau vom Hochsommer 1914 an. Nachdem der Kriegszustand bekannt geworden ist, tritt eine große Umwandlung im täglichen Dienst ein und jedermann wird sich des Erustes der Lage in der fernen Südsee bewußt. Mit am schwersten hat es das Maschinenpersonal bei der Tropenhitze in den anderen Räumen des Schiffs. Ist aber der Tag um und der Dienst getan, dann sitzt die Mannschaft gern auf der Schanze zusammen und sieht dem Untergang der Sonne und dem Aufgang der Sterne plaudernd zu. In der schlichten Schilderung dieses Lebens am Bord bei den vielen Kreuzfahrten in der fernen Südsee besteht ein Hauptwert des vorliegenden Buchs. In dieses Einerlei der Tage kommt, als das Geschwader in der Nähe des Hafens von Coronel an der Küste entlang fährt, die Kunde von der Annäherung eines feindlichen Geschwaders. Die Be-

schreibung der ersten großen Waffentat der deutschen Marine, der siegreichen Schlacht, bildet den Höhepunkt des Buchs, und wohl kann man dem Dichter beistimmen, daß auch die Falklandschlacht nicht diese Pracht auslöscht. Schon vorher war der Siegesjubel durch manche böse Nachricht, wie die vom Fall Tsingtaus nach ruhmreichen Widerstand, gedämpft. In der Falklandsschlacht bleibt dem Kommandanten der Gneisenau, nachdem das Schiff durch die vielfache Uebermacht in einen Trümmerhaufen verwandelt ist, nichts anders übrig, als es in die Luft zu sprengen, sobald der Befehl an die brave Besatzung ergangen ist: „Alle Mann an Bord!“ Würdig war die Aufnahme der Geretteten durch den damals noch ritterlichen Gegner. Auf dem englischen Hilfskreuzer „Maccaria“ werden die Gefangenen dann nach England überführt. Dort hat der Verf. bis zum Austausch, der erst zwei Jahre später erfolgt, die gezwungene Muße zur ersten Niederschrift der vorliegenden Erinnerungen benutzt, zunächst um den Mitgefangenen eine Freude zu machen, dann aber auch um weiteren Kreisen unsers Volks ein wahrheitsgetreues Bild vom täglichen Tun und Treiben an Bord zu geben. E. L.

Robert Münzel zum Gedächtnis von F. Burg u. a. Hamburg, C. Boysen, 1918. 4⁰.

Freunde des jüngst verstorbenen Direktors der Hamburger Bibliothek haben ihm in pietätvoller Weise hier ein Denkmal errichtet, in dem er als Gelehrter, als Fachmann und als Mensch gewürdigt wird. Unsere Leser wird den von Fritz Burg verfaßten Beitrag „Der Bibliothekar Münzel“ am meisten interessieren. An der Hand der Berichte der Stadtbibliothek läßt sich feststellen, in wie rastloser Weise M. darauf bedacht war, nicht nur die seiner Sorge anvertrauten Schätze zu mehren, sondern auch bequemer zugänglich zu machen. Mit Leib und Seele war er seinem Beruf ergeben über den er noch kurz vor seinem Tode in einem Freundesbrief die Worte fand, die vielen seiner Kollegen aus dem Herzen geschrieben sein werden: „Es ist etwas Großes, über das geistige Erbe der Menschheit schrankenlos gebieten zu können.“ L.

Roehl, Karl, Ostafrikas Heldenkampf nach eigenen Erlebnissen dargestellt. Berlin, M. Warneck, 1918. (179 S.) Kart. 2 M.

Kein Patriot wird das vorliegende handliche und mit ansprechenden Abbildungen von Land und Leuten versehene Buch ohne das Gefühl stolzer Genugtuung lesen. Der Verf. hat als Pfarrer und Missionar in Rubengera am Kiwusel die Verhältnisse in Deutschostafrika gründlich kennen gelernt und war als Etappenleiter und Lazarettverwalter in der Lage, die Ereignisse namentlich in Ruanda, unserer nordwestlichen Grenzprovinz gegen den belgischen Kongo genauer zu verfolgen. Seine Darstellung bekundet nicht allein literarische Begabung sondern auch einen guten Blick für militärische Vorgänge, so daß seine Schilderung des deutschen Heldenkampfs gegen vielfache Uebermacht mit heller Freude gelesen werden wird. Dem ebenso kühnen wie besonnenen Führer, auf diesem Teilbezirk des Kriegsschauplatzes, dem Hauptmann Wintgens, der sich neben dem Oberkommandeur dem General von Lettow-Vorbeck einen ruhmreichen Namen gemacht hat, ist dies Buch gewidmet, auf dessen Inhalt leider nicht näher eingegangen werden kann. Der Verf. gerät zum Schluß in belgische Kriegsgefangenschaft, wird von Tabora mit anderen Leidensgefährten abtransportiert und dann weiter über das Mittelmeer nach Europa zurückbefördert. Besonders sympathisch berührt an der Schrift die begeisterte Berufsfreudigkeit dieses Missionars, der seine neue Heimat und die schwarze Bevölkerung, deren militärische Tapferkeit er nicht genug zu rühmen weiß, mit allen Fasern seines Herzens liebt. Hoffentlich gehen die Erwartungen, die er gerade im Interesse seiner Pflegbefohlenen für die politische Zukunft Zentralafrikas hegt, in vollem Umfang in Erfüllung. Jedenfalls aber sei dieses schöne und schlichte Buch eines echten deutschen Mannes, das bei dem bescheidenen Preis leicht zu beschaffen ist, allen Volksbibliotheken angelegentlich empfohlen. Darüber hinaus aber möchte man es

auch gern auf dem Geburtstagstisch der reiferen männlichen Jugend sehen, für das es sich vorzüglich eignet. E. L.

Schiemann, Theodor, Russische Köpfe. (Männer u. Völker Bd 11.) Berlin, Ullstein u. Co., 1916. (247 S.) Kart. 1,50 M.

Der beste Kenner russischer Geschichte gibt in 6 Kapiteln einen Einblick in die Entwicklung Rußlands, indem er an eine Reihe hervorragender Personen anknüpft. Er beginnt mit dem Schöpfer des modernen Rußlands, Peter dem Großen, auf dessen in echt russischem Geiste geschriebenen Biographie von Waliszewski hier hingewiesen sei. Es folgen Skizzen von drei Deutsch-Russen des 18. Jahrhunderts, dann von der großen Kaiserin deutscher Herkunft, Katharina II. und ihrem Günstling Potemkin. Ihr Enkel Alexander I. bringt nach S. seinem Volk statt Freiheit nur Zwang und Bürokratismus. Vom Begründer des Anarchismus Bakunin an erfahren wir den Niedergang Rußlands. O. Plate.

Schrepfer, Rudolf, Weltgeschichte von 1840—1916 mit besond. Berücksichtigung der Weltmachtsentwicklung u. der Weltmachtsgegensätze. Nürnberg, Carl Koch, 1917. (VIII, 731 S.) Geb. 7,50 M.

Die Schließung der Dardanellen 1840 und der Krimkrieg von 1854/5 verhinderten Nikolaus I. weiter den Beschützer der Balkanchristen zu spielen. Die Vereinigten Staaten schlossen 1823 durch die Monroelehre europäische Eingriffe in Amerika aus, wurden aber durch den Bürgerkrieg auf dem Wege zur Weltmacht aufgehalten. Deutschland wurde zwar durch die Kriege von 1863—71 zum Schiedsrichter Europas, aber in der Kolonialentwicklung besonders von England durch den Burenkrieg überholt. Der russische Koloß erliegt einer kleinen asiatischen Macht und wird von Frankreich für die Einkreisung Deutschlands gewonnen, die England durchführt. — 160 Seiten schildern die ersten 28 Monate des Weltkriegs. Das Buch zeugt von Sachkunde und gibt einen sehr klaren Ueberblick. Zur Ergänzung dienen Egelhaafs „Neueste Zeit“ und Wirths „Weltgeschichte d. Gegenwart“. O. Plate.

de Vreese, Willem, Over volksboekerijen. Brussel, Volksopbeuring, Sint-Jansstreet 60, 1918. (53 S.) 2 fr.

Ein treffliches Büchlein liegt hier vor, das leider auch bei der Drucklegung die Form eines Vortrags beibehalten hat. Die ganze Entwicklung der modernen Volksbibliothek, wie sie in Amerika und Deutschland und dann im übrigen Europa geworden ist, zieht nochmals an unserem geistigen Auge vorüber. Der durch gediegenes Wissen und Charakter ausgezeichnete Leiter der Genter Universitätsbibliothek hat sich mit der ihm eigenen Energie in den seinem Forschungskreis ferner liegenden Gegenstand hineingearbeitet und bietet zum Schluß ein gutes chronologisches geordnetes Verzeichnis der ausgebreiteten Literatur dar. Mit warmen Worten will er seine vlämischen Landsleute an der großen Bedeutung der Bildungsbibliotheken überzeugen, indem er voller Betrübnis feststellt, daß in seiner eigenen Heimat noch so gut wie nichts in der Hinsicht geschehen ist. Um so erfreulicher klingt die Botschaft, daß gewisse Pläne nur noch auf die Stunde ihrer Verwirklichung warten. Nicht allein jede Stadt sondern jede Gemeinde müßte ihre Volksbücherei haben, und ebenso wie das englische Buch bis zu den entlegensten Formen vordringt, sollte das niederländische Buch in jedem Dorfgehöft zu finden sein. Von den Verwaltungen der Königl. Bibliothek in Brüssel, der Universitätsbibliothek in Gent und anderen Instituten erwartet der Verf., daß sie sich an diesen Bestrebungen beteiligen wird — etwa wie die Kaiser-Wilhelm-Bibliothek in Posen — das Zentrum für ein System von „reisenden Büchereien“ werden, die das ganze Vlanderland von Osten nach Westen und von Nord nach Süd zu durchkreuzen hätten. Jeder Freund unserer guten Sache, aber auch jeder, der für unseren niederländischen Bruderstamm herzliche Sympathien hegt, wird das ansprechende Büchlein nicht ohne Genuß wieder aus der Hand legen. L.

Woermann, Karl, Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. Bd. 3. Zweite neubearb. u. vermehrte Aufl. Leipzig, Bibliogr. Institut, 1918. (XVIII, 574 S.) Geb. 18 M.

Von der erweiterten Neubearbeitung des großen Woermannschen Werks liegt jetzt der dritte Band vor, obwohl sein Erscheinen sich infolge der mehrfachen Hemmungen der Kriegsläufe leider verzögert hat. Es umfaßt die Kunst der christlichen Frühzeit und des Mittelalters, wobei als ungefähre Grenze das Jahr 1400 angenommen wird. Das ist ein weites Gebiet, von dem namentlich die erste Hälfte erst neuerdings durch die tiefgreifenden Forschungen Strzygowskis in seinen inneren Zusammenhängen bekannt geworden ist. Leider war es dem Verf. nicht mehr möglich, die neuesten Bücher dieses hervorragenden Gelehrten für seine Arbeit zu verwenden. Was nun die Formgebung anbelangt, so geht W. auch diesmal wieder den Mittelweg zwischen einer wissenschaftlichen Untersuchung und einer allgemeinverständlichen Darstellung, das sich bisher bewährt hat. Mit feinem Takt betont er in gleicher Weise das Völkische wie das Persönliche in der Entwicklung, dem verständigen Grundsatz entsprechend: „Die Verbindung und Durchdringung beider Seiten der Forschung wird das Ziel jeder gesunden Kunstgeschichtsschreibung sein". Selbstverständlich sind auch innerhalb des Rahmens dieses Programms mehrere Auffassungen und Möglichkeiten vorhanden, und „jeder Verfasser hat das Recht und die Pflicht, gerade in diesen Beziehungen seiner eigenen, besonderen Auffassung zu folgen". Der inneren Gediegenheit des großzügigen Werks, das mit dem vorliegenden dritten Band bereits zur Hälfte vollendet ist, entspricht die äußere Ausstattung. 343 Abbildungen im Text, 9 Tafeln in Farbendruck und 58 Tafeln in Tonätzung und Holzschnitt, alle gut ausgewählt und ausgeführt, veranschaulichen dem Leser dieses imposante Stück Weltkunstgeschichte. Nimmt man das Ganze, so findet sich der Leser der Leistung eines universalen Geistes gegenüber, auf die in einer Zeit systematischer Verhöhnung und Verkleinerung das Volk der Barbaren stolz sein kann: wenigstens die größeren und vielleicht auch die mittleren Bildungsbibliotheken sollten sich dies herrliche Werk, das in seiner Art einzig dasteht, nicht entgehen lassen. E. L.

B. Schöne Literatur.

Algenstaedt, Luise, Allzeit Fremde. Roman. 2. Aufl. Schwerin, Fr. Bahn. (288 S.) 3,60 M.

Als Fremde unter Christen führt der Roman eine streng gläubige jüdische Familie von Berlin auf ein mecklenburgisches Gut, das ihr Familienoberhaupt gekauft hat. Ernste Schicksalsschläge und der Abfall seiner Tochter vom Glauben der Väter lassen aber in ihm den Entschluß reifen, das Gut an den Lebensretter seiner Tochter, den Sohn des früheren Besitzers, zu verpachten und dem Ruf der Zionisten nach Palästina zu folgen. Wie in ihrem späteren Roman „Ums Land der Väter" (Lichterfelde, Runge) versteht die Verf. die Unversöhnlichkeit des in Satzungen erstarrten Judentums zu zeichnen, aber auch die Sehnsucht aufrichtiger Messiassucher nach der christlichen Freiheit darzulegen. Da in den Roman auch die Judenfrage in Galizien und Südrußland hineinspielt, beansprucht das lange vor dem Weltkriege geschriebene Buch gerade jetzt besondere Beachtung. Bb.

Bartsch, Rudolf Hans, Lukas Rabesam. Leipzig, L. Staackmann, 1918. (359 S.) Geb. 6,50 M.

Der Roman ist eine Fortsetzung von „Zwölf aus der Steiermark" einige aus dem Kreise der „Zwölf" werden mit neu Hinzutretenden Jünger des L. R., der eine neue Erlösung sucht durch Wertung des Einzellebens auf indisch-mystischer Grundlage („Das bist Du!"). Unter dem harten Eingriff des Weltkrieges vollzieht sich die Entwicklung der Einzelnen, die der Meister

am Ende doch wieder zurück an das Gemeinsamkeitsleben weisen muß. Feinster Seelen- und Stimmungsmalerei und nachdenklicher Tiefe in fesselnder Form steht die häufig unscharfe Charakterisierung gegenüber und die genüßliche Gefühlsweichheit, die hier das Uebersinnliche auskostet, wie sonst das Sinnliche. Die Wertung des Krankhaften gemahnt an die Dekadenz, wie die unklare sozialpolitische Gedankenführung an Rousseau. Das Werk, eine wertvolle Zeiturkunde, ist nur für Leser von großer Verstandesreife.

Stiewe.

Brausewetter, Artur, Die große Liebe. Roman. Leipzig, Philipp Reclam jun., 1918. (292 S.)

Ein junger Mediziner, im Kriege verwundet und mit dem höchsten Tapferkeitsorden geschmückt, läßt sich als Arzt in einer kleinen Residenz nieder. Ihm glücken die wunderbarsten Heilungen, sein Wirkungskreis wächst von Tag zu Tag. Auch als Mensch erfreut er sich allgemeiner Achtung und Anerkennung. Er wird Schwiegersohn in einer der vornehmsten Häuser der Stadt. Das junge Ehepaar lebt in glücklichster Gemeinschaft. Aber es gibt ein Geheimnis zwischen beiden. Der Mann wagt es nicht, eine schwere Schuld seines Lebens einzugestehen. Er ist ein Schwindler. Der Drang, als Arzt zu wirken und die Ueberzeugung mit seinem starken Willen Krankheiten günstig beeinflussen zu können, hat den unbemittelten Studenten dazu verleitet, sich die Papiere eines Gefallenen anzueignen und unter falschem Namen seine Praxis auszuüben. Die Katastrophe bleibt nicht aus. Und nun zeigt sich, daß die Liebe der Frau doch nicht die „große" gewesen ist. Sie verläßt den Vater ihres Kindes, denn sie kann nur einen gesellschaftlich makellos Dastehenden lieben, die Schwester aber, deren tiefere Liebe verkannt worden ist, bleibt auch dem Geächteten, der tapfer die Strafe für sein Vergehen auf sich nimmt, eine treue Stütze. — Sieht man von dem etwas unwahrscheinlichen Schwindelmanöver gerade dieses Charakters ab, so wird man zugeben müssen, daß die ganze Geschichte mit ihren Persönlichkeiten und Geschehnissen einen geschlossenen Eindruck macht und daß die Art wie sie erzählt wird, den Leser anregt und fesselt. Das Buch ist jedenfalls lesenswerter als hundert andere Unterhaltungsromane, deren Stoffe dem Weltkrieg entnommen sind. G. K.

Dörfler, Peter, Der Roßbub. Kempten u. München, J. Kösel, 1918. (336 S.)

Diese prachtvolle Geschichte spielt, wie die andere des Verfassers, am oberen Lech und zwar — ohne daß es scharf hervortritt — zu Anfang des 18. Jahrhunderts, bald nach Beendigung der Wirren des spanischen Erbfolgekriegs, die eben jene Gegenden furchtbar mitnahmen. Grauser Realismus in der Darstellung des Treibens eines gewalttätigen Knechts auf einem Bauernhof, der einen Roßbuben bereits in den Tod getrieben hat und an dessen Nachfolger — dem Helden dieser Erzählung — sein zynisches Spiel erneuen möchte, wechselt ab mit schillernder Romantik. Der Vater des kleinen Christoph, der Wolkenberger, bringt sich und seine Kinder an den Bettelstab durch seine ungezügelte Phantasie, die ihm Glückstraum vorspiegelt und ihn von ernster Arbeit und Sparsamkeit abhält. Aber der Christoph und seine ältere Schwester „das Mütterchen" der jungen Schar kämpfen wacker gegen den Spuk an und schließlich endet alles gut, obwohl Christoph Blutschuld auf sich ladet, indem er den Knecht, der in brutaler Weise seinen jüngeren Bruder mißhandelt, ersticht. Die Erzählung ist ein neuer Beweis des großen Könnens P. Dörflers, der in den beiden Geschwistern, die an dem phantastischen Vater mit kindlicher Liebe hängen, Gestalten geschaffen hat, die der Leser so leicht nicht vergessen wird. E. L.

Frenssen, Gustav, Die Brüder. Eine Erzählung. Berlin, G. Grote, 1917. (558 S.) Geb. 6,50 M.

Die Brüder sind vier Söhne der holsteinischen Bauernfamilie Ott, deren Familienglück und Selbstsicherheit Schicksalsschläge und der Weltkrieg er-

schüttern. Wie das deutsche Volk sich bis zum Herbst 1917 zum Kriege stellt, könnte man das eigentliche Thema des Buches nennen, das zugleich die Erlebnisse der Brüder, stellenweise in epischer Breite, erzählt. Die Schilderung der Seeschlacht am Skagerak ist ein Meisterstück (wie Gravelotte im Jörn Uhl). Vorzügliche Charakteristik der Mutter, des Pastors und der fast die vier Temperamente vertretenden Brüder. Zart und schön sind die zurücktretenden Liebesepisoden. Die ernste und hohe Auffassung vom Kriege, schlicht zum Ausdruck gebracht, macht das Buch zu einer wertvollen Lektüre auch für junge Menschen. A. Reicke.

Ginzkey, Franz Karl, Balladen und neue Lieder. Leipzig, L. Staackmann, 1910. (124 S.)

Auch in den „Balladen und neuen Liedern“, seinem Freunde Rudolf Hans Bartsch gewidmet, findet der Dichter unmittelbar zum Herzen sprechende Worte und Gedanken. Wie frisch und persönlich weiß er dem „Buch“ gegenüber zu empfinden, und Verse, wie die vom „Gastmahl des Lebens“ in ihrer verhaltenen Farbenpracht, inhaltvollen Kürze und ihrem erkenntnisreichem Sich-Bescheiden haften wohltuend und tief im Gemüt. E. Kr.

Ginzkey, Franz Karl, Geschichte einer stillen Frau. Leipzig, L. Staackmann, 1910. (216 S.) 3,50 M., geb. 4,50 M.

Wie schon in seinen Gedichten weit über das Mittelmaß hinaus reichend, hat sich der österreichische Dichter auch als Erzähler von hervorragendem Talent bewährt. Und wenn in dieser „Geschichte einer stillen Frau“, welche die seelischen Wirrnisse einer Künstlerehe schildert, manches unausgereift und im Verhältnis zum Hauptmotiv nicht genügend überdacht erscheint, so birgt die Arbeit andererseits doch so viel Schönheiten an Menschen- und Landschaftsschilderung, so viel innerlich Beschauliches und Vertiefendes, daß über die Mängel dieses Erstlingswerkes der Leser leicht und willig hinweg gleiten wird. E. Kr.

Ginzkey, Franz Karl, Der Gaukler von Bologna. Leipzig, L. Staackmann, 1916. (278 S.) 3,50 M., geb. 4,50 M.

Der Verf. gibt in dieser humoristisch-satirischen Erzählung ein Bild vom Leben und Treiben an der Universität Bologna im dreizehnten Jahrhundert und schildert, wie es einem abgefeimten Gauner gelingt, die bisherigen Autoritäten auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft und Rhetorik, mit deren Wissenschaft es freilich nicht weit her ist, gründlich um Ansehen und Kredit zu bringen. Er seinerseits wird entlarvt von einem klugen Professorentöchterchen, das zunächst in der Verkleidung eines Studenten sein Famulus wird und sich zunächst auch von diesem Gaukler blenden läßt. Allmählich aber durchschaut die schöne Betisia Pellegrini die wissenschaftliche und moralische Hohlheit des Menschen und reicht nach dem Tode ihres edlen Vaters dem wackern Stadthauptmann die Hand, der zwar kein Gelehrter, aber ein vornehmer Charakter voll Nachsicht und Güte gegen das Nachbarskind ist, das er von Jugend an verehrt und sich als seine Gattin gedacht hat. Der Roman enthält manche Weitläuftigkeiten und hier und da klingt das Deutsch etwas papieren, dafür wird man aber durch die heitere Stimmung und manche Feinheiten in der Darstellung der weiblichen Hauptperson entschädigt, die durch ihre Verkleidung in mancherlei bedenkliche Situationen kommt, denen sie aber kraft ihres Taktes und ihrer Geistesgegenwart sich immer gewachsen erweist. E. L.

Gjellerup, Karl, Die Gottesfreundin. Leipzig, Quelle & Meyer, 1918. (393 S.) Geb. 7 M.

Mit steigender Bewunderung vertieft man sich in jedes neue Werk Gjellerups. Immer wieder führt er uns in andere Zeiten und zu anderen Nationen, stets aber bemächtigt er sich der leitenden Ideen und veranschaulicht sie uns durch Menschen von Fleisch und Blut, denen seine dichterische Phantasie wirkliches Leben einhaucht. Die vorliegende Erzählung spielt etwa

im zweiten Drittel des 14. Jahrhunderts. Manche der Großväter haben noch ruhmvoll an den Kreuzzügen teilgenommen, und dadurch ihren Familien bleibenden Ruhm gewonnen. Die religiösen Anschauungen haben sich inzwischen gewandelt, und nicht wenige der Besten suchen nunmehr ihrer Seelen Heil in der Mystik Meister Eckarts und seiner Nachfolger, deren Lehren der offiziellen Kirche verdächtig sind. Zu den Anhängern der Begarden und Gottesfreunde gehört auch die verwitwete Burgfrau Renata auf Langenstein, einstmals die Braut des Bischofs Ottomar von Regensburg, die der Kirchenfürst verließ, um schwere Schuld zu sühnen, die sein Ahne bei der heiligen Fahrt ins ferne Morgenland auf sich geladen hat. Das Herz des Kirchenfürsten aber schlägt von neuem für die Jugendgeliebte, als er nach langen Jahren in dem Schloß einkehrt, um die Herrin zu warnen, der Gerüchte wegen, die über sie als Ketzerin und als Person umlaufen, die arger, schwarzer Kunst schuldig sei. Bei diesem Besuch begegnet der Bischof, dessen ehrgeiziges Streben bis dahin nach den höchsten geistlichen Ehren stand, dem großen Gottesfreund, auf dessen Haupt er zuvor einen Preis gesetzt hatte. Er lernt aus seinem Munde die vertiefte und vergeistigte Lehre kennen, der sich schon lange vorher Renata von Langenstein zugewandt hat. Es ist nicht möglich, über diese Andeutungen hinaus den komplizierten Gang der Erzählung zu wiederholen. Die Aufregung der durch den schwarzen Tod beunruhigten Bevölkerung nimmt zu. Der fanatische Pöbel berennt die Burg; es gelingt dem Bischof den großen Gottesfreund zu retten, er selbst aber und die Schloßherrin geben sich, bevor die Rotte eindringt, den Tod, indem sie die Neige des Fläschchens leeren, das einstmals eine Sarazeninfürstin dem Großvater von Langenstein als Geschenk darreichte, der sie dem Flammentode entrissen hatte. Wie alle Erzählungen des Verf. ist auch diese vornehmlich für geübtere, ernstere Leser geeignet. E. L.

Gjellerup, Karl, Seit ich zuerst sie sah. Leipzig, Quelle & Meyer, 1918. (421 S.) Geb. 8 M.

Das vorliegende Buch, das in einem „gänzlich neuen Sprachgewand“ wiederum vor den deutschen Leser tritt, und früher „Minna“ hieß, gehörte zu den Romanen, die der Verfasser selbst am höchsten schätzte, vermutlich weil er manche Lebenserinnerungen und -Erfahrungen darin verwoben hatte. Ein junger dänischer Polytechniker, der in Dresden seine Studien macht, lernt ein junges Mädchen kennen, das früher von einem seiner Landsleute geliebt wurde, ohne daß es zu einem Verspruch gekommen wäre. Immerhin steht Minna noch in regelmäßigem Briefwechsel mit diesem etwas leichtfertigen und egoistischen Maler, der auf die Nachricht, daß sich ihr ein neuer Verehrer genähert habe, sofort herbeigeeilt kommt, um ältere Ansprüche geltend zu machen. Tief enttäuscht und in verzweifelter Stimmung vernimmt der neue Bewerber, daß Minna die Verlobung rückgängig macht und sich für den Künstler entscheidet. Nach langen Jahren sieht er das Paar wieder und erkennt, daß die frühere Geliebte in einer unglücklichen Ehe lebt, von der sie dann ein frühzeitiger Tod befreit. Wie dieser einfache Vorgang auf den jungen Polytechniker einwirkt, das bringt der Dichter in ergreifender Weise zur Anschauung. Und ebenso wird die Schilderung der Umwelt — die kleinbürgerliche Dresdner Welt und die Sommerfrische in der sächsischen Schweiz — mit größter Feinheit durchgeführt. Die Nebenpersonen, besonders ein altes, feines jüdisches Ehepaar stehen leibhaftig vor uns. Um es kurz zu sagen, dieses ganze Buch in seiner Schlichtheit wird ernsteren Lesern einen hohen Kunstgenuß bereiten. E. L.

Hammerstein, Hans Freiherr v., Februar. 8.—10. Taus. Leipzig, C. F. Amelang, 1918.

Der Verf. berichtet in einem „Vorspruch“, daß seine übermütige und man wird sagen dürfen etwas leichtfertige Geschichte vom Münchener Karneval schon entstanden war, als der Ernst des Weltkriegs an uns herantrat. Für Bildungsbibliotheken möchte man das Buch nicht empfehlen und auch sonst

wird man der leidenschaftlichen bairischen Komteß, nachdem sie sich einmal mit dem langweiligen Landwirt aus Westfalen verlobt, vorwerfen dürfen, daß sie es mit der Treue sehr leicht nimmt, als ihr Vetter heimkehrt, dem sie wohl immer im tiefsten Grund ihres Herzens zugetan war. Aber flott erzählt sind die Begebenheiten, doch würde das ganze nur gewinnen, wenn bei der Aufzählung der Zärtlichkeitsbekundungen zwischen den beiden Liebenden etwas ökonomischer verfahren wäre.

Harder, Agnes, Alle miteinander. Neues vom trautsten Marjellchen. Zeichnungen von Helene Harth. Gotha, Friedr. A. Perthes, 1918. (147 S.) Geb. 4 M.

Dies., Schlumski, Eine Hunde- und Menschengeschichte. Mit 16 Bild. von Dora Baum. 9.—13. Taus. Eb. (161 S.) Geb. 4 M.

Agnes Harders liebenswürdige Kriegsgeschichte „Vom trautsten Marjellchen“ hat hier eine Fortsetzung erhalten, der es nicht an Beifall fehlen wird. Die kleine Heldin der ersten Erzählung hatte in einer Berliner Familie ein neues Heim gefunden, in dem sie es sich gefallen lassen kann, da sie wie ein Töchterchen des Hauses angesehen wird. Inzwischen kommt die Nachricht, daß ihr Vater in einem Gefangenenlager in Sibirien noch lebt, dann treffen vereinzelte Briefe ein und endlich kommt er selbst nach langen Wanderungen über Norwegen und Schweden wieder in der Heimat an, wo er seinem Kind viel von seinen Abenteuern zu erzählen weiß. Nach einigen Wochen aber muß er zu seinem alten Regiment zurück, das in Kurland einrückt und lange Zeit vor Dünaburg lagert. Um diese Zeit kommt das traute Marjellchen, das sich in Berlin nicht recht eingewöhnen will, zu einer mit den Pflegeeltern befreundeten ostpreußischen Pfarrerfamilie, wo sie die weiteren Leiden der Kriegszeit erlebt, viel vom schönen Baltenland erzählt bekommt und bis zur Einsegnung weilt, mit der das Buch schließt. — Ist diese etwas rührselige Erzählung mehr für die weibliche Jugend bestimmt, so werden sich auch die Knaben an der prächtigen Geschichte, die dem Hund Schlumski in den Mund oder richtiger ins Maul gelegt wird. Wie sich in ihm die Welt widerspiegelt, zunächst der Hof mit seinem jungen Herrn, dem Haus, mit dem Schäferhund Karo und all dem Hühner- und Entenvolk, das wird so drollig und liebenswürdig geschildert, das Alt und Jung seine helle Freude daran haben kann. Und so geht es weiter in gutem Humor. Schlumski lernt bald den Unterschied zwischen ihm dem Rassehund und einem gemeinen Dorfköter kennen, er kommt in die Hundeklinik, wo er Lebensschicksale und -Erfahrungen mit anderen Seinesgleichen austauscht und kehrt von dort — sogar vom Schäferkaro — froh willkommen geheißen auf den heimatlichen Hof zurück. Die trefflichen Holzschnitte, in denen Dora Baum treffend die einzelnen Hunderassen charakterisiert, erhöhen den Genuß an diesem famosen Buch, an dem man sich in ernster Zeit gern aufheitern wird. E. L.

Haarhaus, Julius R., Haus Malepartus. Ein Jagdroman. Berlin, P. Parey, 1919. (563 S.) Geb. 5 M.

Haarhaus ist als Verf. feinsinniger namentlich historischer Erzählungen bekannt und hat sich durch seinen goldenen Humor viele Herzen gewonnen. Diese Gabe offenbart auch die vorliegende Geschichte, die uns in eine Jagdgesellschaft auf Haus Malepartus in einer märkischen Kiefernheide führt, wo treffliche Männer aller Lebensstellungen mit ihren Frauen an Sonn- und Feiertagen und in den Ferien hausen, um sich vom Trubel der Weltstadt zu erholen und dem edlen Waidwerk zu huldigen. Dort wird auch ein junger Diplomat eingeführt, reich, blasiert unzufrieden und zunächst wenig empfänglich für das primitive Leben auf demokratischer Grundlage, das ihn in der Jagdhütte empfängt. Aber in der neuen Umgebung offenbart sich der edle Kern, der in Herrn von Burkersdorff steckt und die Liebe zu der klugen und lieblichen bürgerlichen Nichte eines seiner Jagdfreunde, die mehr und mehr das Herz des alten Junggesellen ergreift, tut das ihrige, ihn zu veredeln und

zu verinnerlichen. In dieses lustige idyllische Leben schlägt wie eine Bombe der Weltkrieg ein, der den Liebenden alsbald an die Front ruft. Seine Briefe an Lilli zeigen, wie tief diese Liebe mit seinem ganzen Wesen verwachsen ist. Schwer verwundet kehrt er in die Heimat zurück und da geschieht denn das längst Erwartete, und endlich kommt es zur Aussprache und Verlobung. Den Roman durchweht ein köstlicher Humor, daneben aber steht ebenbürtig sein ethischer Gehalt, so daß man dem Buche in diesen schweren Tagen der Selbstbesinnung unseres Volkes recht viele Leser wünschen möchte.

Karrillon, Ad., Adams Großvater. Berlin, G. Grotesche Verlagsh., 1917. (344 S.)

Durch die Zähigkeit und den Fleiß mehrerer Generationen tüchtiger Besitzer ist ein Bauernhof im Odenwald zu stattlichem Umfang angewachsen, und dem Helden der Geschichte glückt es, seinen einzigen Sohn mit der Erbtochter des benachbarten Großbauern zu verheirathen, so daß der Umfang des Ganzen fast die Güter eines ausgestorbenen Grafengeschlechts wiedervereinigt. Der auf das Altenteil gesetzte Vater aber muß es erleben, daß sein leichtsinniger hochhinauswollender Sohn in wenigen Jahren das verludert, was mit so großer Mühe zusammengebracht ist und als Schiffbrüchiger jenseits des Ozeans sein trauriges Dasein weiterfristet. Die Reue, daß er die Tochter, die dem Schulmeister des Dorfes die Hand gereicht, verstoßen hat, wird in dem Greis mächtig, und zugleich bahnt sich ein enges Verhältnis zwischen ihm und dem Söhnchen der Frühverstorbenen an, für dessen Ausbildung er sorgt und dem er zum Studium verhilft. Es handelt sich also um eine oftmals dargestellte Geschichte, deren Reiz in der frischen Schilderung der Umwelt liegt. Reiferen Lesern ist das Buch, das wohl mancherlei Erinnerungen aus dem Leben des Verfassers darbietet, zu empfehlen. E. L.

Kiesgen, Laurenz, Der Märchenvogel. Ein Buch neuer Märchen und Mären. Mit 20 Bildern von Rolf Winkler. Aufl. 2 u. 3. 5. bis 8. Taus. Freiburg, Herdersche Verlagsh., 1918. (186 S.) Kart. 6 M.

Das vorliegende Märchenbuch hat in kurzer Zeit weite Verbreitung vornehmlich bei der reiferen Jugend gefunden, die es sowohl dem Inhalt als auch der ausgezeichneten äußeren Ausstattung nach in vollem Maaß verdient. Die Heiterkeit, die über den gut erzählten Märchen liegt, läßt sie als besonders geeignet erscheinen zumal für eine Zeit, die schwer an dem trägt, was ihr durch das Schicksal auferlegt ist. Neben dem Wohllaut der Sprache erfreut die gesunde Weltanschauung, die hinter diesen duftigen Erzeugnissen der Phantasie waltet. Wie Andersen versteht es der Verf., uns die Schönheit der Natur zu verkünden und in aller Märchenpracht die ewigen Werte des Menschenlebens klar hervortreten zu lassen. Als der „Märchenvogel" in dem ersten Stück, das der Sammlung den Namen gibt, dem kleinen Helden der Erzählung sein Lied singt, da sieht dieser sein ganzes Leben dahinfließen wie ein buntes Märchen: „Verzweiflung, Neid und Trotz waren von ihm gewichen; was dunkel und unverständlich auf ihm gelastet und seinen Gram genährt hatte, das fiel von ihm ab, er erkannte, daß ihn eine gütige Macht durch Leid und Not zum Frieden geleitet hatte. Und er demütigte sich vor dem Unbegreiflichen, der seine Hand auf ihn gelegt hatte, um ihn zum Ziel zu führen." Besonderen Dank verdient der Illustrator, der in feinsinniger Weise auf die Absichten des Dichters eingeht und sie in künstlerischer Weise vertieft.

E. L.

Knobloch, Alfred, Heimat. Ein Roman. Berlin, Morawe & Scheffelt, 1918. 7,50 M.

Der Roman ist das Werk weniger eines kunstbegabten Mannes als eines klugen Kunstliebhabers. Es führt in die Provinz Posen und schildert die politischen Kämpfe mit dem Polentum kurz vor Ausbruch des Weltkrieges. Eine Huldigungsfahrt zum Altreichskanzler nach Varzin bildet den Auftakt. Wir blicken dann in die „Generalstäbe" der beiden feindlichen

Lager, hier der Hakatistenbewegung, dort des polnischen Klerus hinein und sehen ihre Pläne sich im täglichen Geschehen auswirken. Die Schilderung einer Liebe und Ehe schlingt sich wie ein Blumenband durch die allzu sehr mit politischer Diskussion belastete Handlung. Wir lernen eine Fülle interessanter Persönlichkeiten kennen, die hinsichtlich der Menschendarstellung nicht durchweg voll befriedigen können. Immerhin sind einige Gestalten so herausgehoben, daß sie tieferen Anteil erwecken. Als Zeitdokument hat das Werk unbestritten hohen Wert.

Kümmel, Konr., An Gottes Hand. Erzählungen für Jugend und Volk. 6.—10. Aufl. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsh., o. J. 6 Bändchen je 2 M., geb. 2,60 M.

Ders., Sonntagsstille. Neue Erzählungen usw. 3.—5. Aufl. Eb. 6 Bändchen je 2 M., geb. 2,60 M.

Ders., Des Lebens Flut. Neue Erzählungen. 1.—4. Aufl. Eb. 6 Bändchen je 2,20 M., geb. 2,80 M.

Ders., Auf der Sonnenseite. Humoristische Erzählungen. Bd. 1, 8. u. 9. Aufl., Bd. 2, 6. u. 7. Aufl. Eb. (328 u. 326 S.) 4,40 M., geb. 5,80 M.

Ders.. Der große Krieg 1870—1871. 3. u. 4. Aufl. Eb. (336 S., 46 Abb. usw.) 3 M., geb. 4 M.

Ders., In Königs Rock 1870—1871. Ernstes und Heiteres aus dem schwäbischen Garnisonleben während des großen Krieges. Bd. 1 u. 2. Eb. (276 u. 244 S.) 4 M., geb. 5,20 M.

Der Umstand, daß Konrad Kümmel am 22. April 1918 seinen 70. Geburtstag gefeiert hat, ist der äußere Anlaß, auf ihn und seine ausgedehnte und segensreiche Wirksamkeit als Volksschriftsteller mit allem Nachdruck hinzuweisen, ist er doch unter den Volksschriftstellern von ausgesprochen katholischer Richtung der weitaus erfolgreichste in der Gegenwart. Einer zuverlässigen Schätzung nach sind 460000 Exemplare seiner Bücher im Umlauf, auch haben sie ihren Weg in das Bürgerhaus und die Hütte gefunden, vor allem aber werden sie auch im Lazarett und im Schützengraben gelesen und geschätzt. Der kräftige Stil sowohl wie der gesunde Humor sichern dem Verfasser, der zugleich aus der Tiefe seines reichen Gemütslebens und aus den Erfahrungen eines frommen Herzens heraus zu spenden weiß, seine große Popularität. Leider kann der knorrige Württemberger ebensowenig wie der jüngst verstorbene treffliche badische Pfarrer Hansjakob seine Neigung zur Polemik gegen die wirklichen und vermeintlichen Feinde der katholischen Kirche nicht unterdrücken. Allerlei Kulturkampfreminiszensen beginnen hier und da sogar in den volkstümlichen kleinen Erzählungen, wo sie wahrlich nicht hingehören und wo sie — zumal in ihrer Einseitigkeit — das protestantische Gefühl leicht verletzen. Das muß mit Bedauern gesagt werden, weil man sonst diesen prächtigen Autor uneingeschränkt empfehlen möchte. Aber vielleicht gewinnt der Siebzigjährige unter dem Eindruck der gewaltigen Ereignisse, deren Zeuge wir sind und angesichts der Tatsache, daß der deutsche Name sich einer Welt von Feindseligkeit und Gehässigkeit gegenüber durchzusetzen hat, es dennoch über sich, endlich das Kriegsbeil zu begraben und seine Schriften von diesem Gesichtspunkt aus nochmals ehrlich und redlich durchzusehen und nachzuprüfen. Wenn der Psalmist von einem langen Leben rühmt, daß es durch Mühe und Arbeit köstlich werde, so erfährt das Greisenalter noch dadurch eine besondere Steigerung und Verklärung, daß es den Begnadeten zur Abgeklärtheit, zum Verstehen der anderen und zur Milde emporzuführen vermag. Grade seinem Glauben aber erweist der Verfasser den höchsten Dienst, wenn er, dessen Wort so weithin vernommen wird, ein solches Beispiel der Selbstbeherrschung geben wollte,

das auf andersgläubige Leser des tiefsten Eindrucks nicht verfehlen würde. Vor allem wäre das auch im Sinne des großen protestantischen Geschichtsschreibers und Patrioten, dessen ernste Mahnung an die Christen aller Konfessionen und Richtungen zum treuen Zusammenschluß er sich im Vorwort zur neuen Auflage des schönen Erinnerungsbuchs an den großen nationalen Einigungskrieg mit heller Befriedigung zu eigen gemacht hat! E. L.

Rosegger, Peter, Das lichte Land und allerhand. Eine späte Nachlese aus Friedenszeiten. Leipzig, L. Staackmann, 1917. 4,95 M.

Der Nachlaßband bietet einen letzten Strauß des heimgegangenen, allgemein beliebten steirischen Dichters. Seine lang geübte und stets bewunderte Kunst der Kleinmalerei bewährt sich auch hier. Es sind Skizzen aus allen Lebensepochen des Verfassers. Schalkheit, Gemüt, Lebensklugheit und jener urwüchsige, duftige Humor, der von jeher seine Stärke war, leben unverfälscht und frisch auch in diesem späten Geschenk Roseggers.

H. Rothhardt.

Schieber, Anna, Ludwig Fugeler. Roman. Heilbronn, E. Salzer, 1918. (367 S.) 6,20 M.

Ludwig Fugeler wächst in einer süddeutschen Stadt als das hübsche aufgeweckte Kind einer für Tagelohn arbeitenden Witwe auf, die ihm als teures Vermächtnis des früh verstorbenen Mannes den Besuch des Gymnasiums ermöglicht. Als er am Konfirmationstage seine Mutter plötzlich verliert, treten die beiden älteren Schwestern, die früh durch Schneidern und Plätten ihren Erwerb gefunden haben, für die Verstorbene ein. Nach bestandenem Examen wird Ludwig durch seinen Rektor veranlaßt, auf das kostspielige Studium im Interesse der ihn ernährenden Schwestern zu verzichten und den Buchhandel in einer andern Stadt zu erlernen. Er erweist sich als fleißig und brauchbar, ist aber weiches Wachs in den Händen seiner Umgebung, und da ihm bisher immer die Wege durch anderer Menschen Vermittlung geebnet wurden, lernt er seinen eigenen freien Willen nicht gebrauchen. Um in ein wohlfundiertes Geschäft als Teilhaber und künftiger Erbe einzutreten, ist er nahe daran mit einer ungeliebten Frau eine Ehe einzugehen. Daß er damit seine freilich bisher nicht ausgesprochene Liebe zu seiner Jugendgespielin Maidi verrät, macht diesen Schritt zu einer schweren Schuld. Durch einen Zufall werden ihm noch kurz vor der Hochzeit die Augen geöffnet, welch klägliche Rolle er bei diesem Handel spielen sollte. Er eilt seelisch und körperlich gebrochen zu seiner älteren Schwester in die Heimat, wo er allmählich unter den prächtigen einfachen Menschen gesundet, leider zu spät um Maidi, die ein Unglücksfall hinweggerafft hat, zu erringen. Die Verfasserin läßt den Titelhelden in der Ichform Rechenschaft über sein Leben geben und sich schuldig bekennen, im Haschen nach einem Scheinglück das kostbarste, was ihm das Leben in den Weg führte, achtlos stehen gelassen zu haben. Das in der Vorrede als Lieblingsidee eines Freundes angeführte Wort Fichtes „es gibt nur eine Tugend, sich selber vergessen, und nur eine Sünde, sich selber zu wichtig nehmen“ hat Fugeler nicht gekannt. Mit rührender Offenheit ohne Beschönigung versenkt er sich in die Schilderung seiner Kinder- und Jugendzeit, und man wird zu einem Vergleich dieses Entwicklungsromans mit ganz großen Vorbildern verleitet, ohne daß damit gesagt sein soll, daß er nicht ureigenste Schöpfung der Verfasserin ist. Er bezeichnet eine Meisterschaft, wenn man an Anna Schiebers ersten Roman „Alle guten Geister . . .“ denkt, der von ihrer großen Begabung erste Kunde verriet. Fast alle Menschen, denen der Leser begegnet, sind fein gezeichnet, einige Figuren sind besonders plastisch herausgearbeitet, wie der gütige alte Ausläufer Kilian mit der roten Nelke hinterm Ohr oder die stattlich aussehende fleißige Nachbarin Lotte Wolf, die für den kleinen Fugeler gleich der Germania vom Kriegerdenkmal auf dem Friedhof aussah. Aufs beste gelungen aber sind die weiblichen Charaktere, vor allem Maidi und die Schwester des Prinzipals Fräulein Brigitte, in deren mißratenen Körper eine edle feinsinnige Seele wohnte, sie

erwecken eine Art Feiertagsstimmung im Leser. Dem auf innerste Erlebnisse gerichteten Grundton des Buches passen sich Sprache und Ausdruck an. Es ist zu bedauern, daß die heutige Zeit nicht eine dem schönen Inhalt angemessene Ausstattung auf gutem Papier erlaubte. Das Buch ist aufs wärmste für den erwachsenen Leserkreis aller Büchereien zu empfehlen. A. Reicke.

Sommer, Fedor, Luise Eberhardt. Halle (Saale), Rich. Mühlmann, 1918. (318 S.)

Auch dieser Roman Sommers spielt in den Vorbergen des Riesengebirgs, wo das Rittergut des alten Major Eberhardt liegt, der eine junge Witwe und Söhnchen und Tochter bei seinem plötzlichen Tode zurückläßt. Die junge Frau — einer reichen Breslauer Kaufmannsfamilie entstammend — entschließt sich das Gut weiter zu bewirtschaften und das gelingt ihr auch wider Erwarten ausgezeichnet. Die Darstellung der Lösung dieses Teils ihrer Lebensarbeit liest sich angenehm und erfreut durch Frische und Anschaulichkeit. Schwieriger wird der Witwe die Erziehung der beiden Kinder, die geneigt sind ihre eigenen Wege zu gehen, obwohl sie es an der Mühe wahrlich nicht fehlen läßt und eins sich ihr darbietendes neues Glück mit Rücksicht auf diese ihre Pflicht ausschlägt. Inzwischen vergehen die Jahre, die Tochter verlobt sich und der Sohn glaubt eine Lebensgefährtin gefunden zu haben. Da kommt der Weltkrieg und rafft beide Kinder dahin, den Sohn auf dem Schlachtfeld, die Tochter bei ihrer Betätigung als Krankenschwester. Während dieser Wirren erneuert Luise Eberhardt die Bekanntschaft mit dem früher von ihr abgewiesenen Verehrer, der als Oberstabsarzt das von ihr gegründete Lazarett revidiert und in der Folge auch ihrer Tochter näher getreten ist. Als zuverlässige Freunde begegnen sie sich zunächst, der Verf. aber deutet zum Schluß an, daß diese beiden tüchtigen und prächtigen Menschen, nachdem Frau Luise ihre Aufgabe erfüllt hat, doch noch ein spätes Glück vereinen wird. E. L.

Steinart, A. (F. A. Loofs), Heiliges Leben. Novellen. Stuttgart, J. G. Cotta, 1918. 2,50 M., geb. 4 M.

„Heiliges Leben mit all deinen rätselhaften Verschlingungen, mit deiner Fülle des Unbegreiflichen und Unsichtbaren, mit deinem urewigen Drange fortzuwirken, dich zu wandeln und trotz aller Qualen zu sein — Heiliges Leben, wir lieben dich!“ Diese Worte aus dem Tagebuch eines Arztes aus der Novelle „Heiliges Leben“ sind zugleich das Motto für die hier vereinten Erzählungen. Die meisten enthalten Kriegserlebnisse, eine schildert den Ausgang einer Expedition nach Nordbrasilien, die vom gelben Fieber heimgesucht wird. Steinarts Buch ist wie seine Erzählung „Der Hauptmann“ eins von den wenigen wertvollen Büchern, die Kriegserlebnisse schildern. Man scheut sich empfehlende Worte über das Buch zu sagen. Es spricht so lebendig und erschütternd von dem Grauenvollen, Fürchterlichen, von dem Erhebenden, Beglückenden, was Menschen in dieser Zeit erleben. H. R.

Ströver, J. C., Die goldene Pforte. Berlin, Funke-Verlag, 1919. (230 S.) Geb. 8,80 M.

Die Verf., als geschmackvolle Künstlerin allgemein bekannt, bietet in diesem Buch ihre Kindheitserinnerungen dar, „sie führt uns zur holden, wundersamen Stätte ihrer süßen Kinderträume“, die wir in einem norddeutschen Gutshof zu suchen haben. Dort nehmen wir an den harmlosen Leiden und Freuden der ganzen jungen Schar teil. Dann kommt die Konfirmation mit ihrem Ernst, die älteren Brüder verlassen das Elternhaus und bald folgt die „junge Dame“ in ein Pensionat in Kassel, wo sie sich nicht allein der Wissenschaft sondern auch „ganz praktischen Dingen“ zu widmen hat. Noch vor der Heimkehr wird das alte Familiengut verkauft und der Vater seelisch und gesundheitlich zusammengebrochen, sinkt vor der Zeit ins Grab. So haben diese harmlosheiteren Plaudereien, an denen man sich so herzlich freuen kann, einen ernsten Abschluß. Zur besonderen Zier gereichen diesem feinen, stim-

mungsvollen Buch die zahlreichen geschmackvollen Zeichnungen, bei denen trotz ihrer hohen künstlerischen Qualitäten auch die schlichten Leser durchaus auf ihre Rechnung kommen werden. Alles in allem genommen möchte man wünschen, daß recht viele Leser durch diese goldene Pforte gehen und sich an dem guten Humor der Verfasserin, den man heutzutage besonders gut brauchen kann, laben möchten. E. L.

Svensson, Jón, Aus Island. Erlebnisse und Erinnerungen. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsh., 1918. (83 S.) Geb. 1,50 M.

Der Verf. ist durch seine beiden Normi-Bücher in die erste Reihe vornehmer Jugendschriftsteller getreten. Das vorliegende Büchlein gibt eine schwungvolle Beschreibung Islands, der herrlichen Feuerinsel im brausenden Meere, und dann eine Episode aus Normis Jugend, ein Knabenabenteuer wie es alltäglich geschehen kann. Der Reiz liegt in der feinsinnigen, schlichten Erzählung, in der liebenswürdigen Charakteristik des Geistes der Kameradschaft, der die heranwachsenden isländischen Jungen mit einander verbindet. Aber auch das Verhältnis Normis, der bei einer Ausfahrt ins Meer von einem Anker über Bord gerissen wird und nur mit Mühe dem Tode des Ertrinkens entrinnt, zur Mutter und Geschwistern kommt glücklich heraus, wenn auch hier und da die Grenze des Sentimentalen gestreift wird. Jedenfalls möchte man den Wunsch des Verf. erfüllt sehen: „Möge dieser Trunk, aus bescheidenen isländischen Blümlein bereitet, für recht viele eine Labung sein!“

Wendt, Hans, Meckelbörger Minschen. Ne Geschicht ut nige Tid. 2. Uplag. Hamburg, R. Hermes (Nedderdütsche Bökeri. Bd. 44.) 1917. 3,50 M., Ppbd. 4,50 M.

Der neuen Auflage dieser Dichtung wünsche ich aufrichtig einen schnellen Absatz. Sie ist das Werk eines Dichters, der mit warmem Humor und auf Grund wirklicher Menschenkenntnis und Menschenliebe zu schildern versteht. Der Schauplatz der Dichtung ist ein bürgerlicher Gutshof in Mecklenburg. Dort gibt es noch einen guten Schlag bodenständiger Menschen, die mit selbstverständlicher natürlicher Munterkeit sich der Arbeit und dem Genuß hingeben, ohne sich durch Grübelei und Ueberempfindlichkeit aus dem Gleichgewicht bringen zu lassen. Auf dem Gutshof wirtschaftet die verwittwete Frau Schröder mit ihren drei Töchtern, mit dem alten Onkel, einem Inspektor und dem „Volontär“. Zwischen diesen Personen spielt sich in der Hauptsache die Geschichte ab. Es handelt sich vor allem darum, die drei Töchter glücklich in die Ehehäuslichkeit zu bringen. Das gelingt bei den beiden jüngeren ohne erhebliche Hindernisse. Aber bei der Aeltesten und ihrem Zukünftigen, dem Gutinspektor, zwei Rassemenschen von bestem Schrot und Korn, gilt es, das Lebensglück erst in hartem Kampf zu erobern. Doch Ende gut, alles gut! Und in dieser Stimmung dürfte auch der Leser sein, wenn er das Buch aus der Hand legt. Er wird sich sagen: Es war eine Freude, mit diesen prächtigen Menschen ein paar Stunden in der frischen gesunden Landluft zusammenzuleben, mit diesen Menschen, die der Dichter anscheinend mit so einfachen und doch mit so zielsichern Mitteln zur Anschauung gebracht hat, daß in ihrem Aeußern wie in ihrem Innern nichts unklar bleibt. G. K.

Winterfeld-Platen, Leontine, Eisenmutters Nestlinge. Erzählung aus der Gegenwart. 5. Aufl. Schwerin, Fr. Bahn, 1918. (184 S.) 2 M.

Ein Kriegsroman aus Masuren, leicht hingeworfen und unterhaltsam zu lesen, ohne künstlerisch zu befriedigen. Als wackere deutsche Frau zeigt sich in der Russengefahr die Gräfin von Eisen, und als Helden bewähren sich auf verschiedenen Kriegsschauplätzen ihre fünf Söhne. Unerschrocken geht ihre Tochter auf die Suche nach ihrem vermißten Mann, den sie nach der Tannenberger Schlacht in einem Schlupfwinkel verwundet findet. Zum Schluß werden alle Familienmitglieder auf dem heimatlichen Gute vereinigt. Bb.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (S.).

20. Jahrg. Nr. 5 u. 6. Blätter Mai-Juni 1919.

für Volksbibliotheken und Lesehallen.

Herausgeber: Professor Dr. Erich Liesegang in Wiesbaden u. Professor Dr. Gottlieb Fritz in Charlottenburg. — Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig. — Preis des Jahrgangs (12 Nrn.) 4 M.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung und Postanstalt.

Volksschüler in der Bücherhalle.

Von Dr. O. Plate-Hamburg.

In den 6 Hamburger Kinderlesezimmern wird immer wieder beobachtet, wie die Bücher für die Kleinen sehr stark benutzt werden, dagegen die für die größeren Kinder wegen ihrer geringen Benutzung kaum die Anschaffungskosten lohnen. Auch in der Jugendschriftenausleihe der Bücherhalle sind die Bücher für Kinder bis zu 12 Jahren sehr häufig alle ausgeliehen, während für die reifere Jugend zumal an belehrenden Büchern immer noch ein ansehnlicher Bestand am Platz ist. Daraus ergibt sich die Frage, ob überhaupt, wie es wohl in den meisten Bücherhallen geschieht, Volksschüler auszuschließen sind und die Zulassung erst mit 14—15 Jahren erfolgen soll. Nach den Hamburger Erfahrungen ist diese Frage zu verneinen und im Folgenden sollen die Gründe für eine besondere Jugendschriften-Abteilung angegeben und ihre großen Vorteile nachgewiesen werden. Jene anderen Bücherhallen bezeichnen als Bücher für die Jugend solche für ältere Schüler, solche höherer Schulen und für Schulentlassene und reihen die Bücher mit besonderen Zeichen in die Kataloge für die Erwachsenen ein. — In den 6 Hamburger Bücherhallen ist in derselben Weise für die Schulentlassenen gesorgt, aber außerdem sind für die Volksschüler eigene Abteilungen vorhanden, die, wenn sie sich auch im Haupt-Ausgaberaum befinden, doch ganz von der übrigen Ausleihe getrennt sind und ebensogut in besonderen Räumen untergebracht werden könnten. Der Bücherbestand der Jugendschriften in den einzelnen Ausgabestellen schwankt zwischen 1500 und 2500 Bänden, im Ganzen beträgt er rund 12000 Bände. Die Jahresausleihe in Hamburg beträgt mehr als 300000 Bände, d. h. etwa $^1/_8$ der bisherigen höchsten Gesamtausleihe von $2^1/_2$ Millionen (1916). Nun sind aber in Hamburg ein großer Stadtteil von $^1/_8$ Millionen Einwohner und 3 andere von zusammen 140000 Einwohnern noch ganz ohne Filiale; außerdem sind, wie gesagt, die Bücherbestände, zumal für die kleineren Kinder durchaus nicht ausreichend; sonst würden mindestens 500000 Entleihungen anzusetzen sein. Dem wirklichen Bedürfnis würde es daher kaum genügen, wenn bei 1 Million Bevölkerung auf jeden 2. Einwohner 1 Jugendschriften-Entleihung kommt. Eine dementsprechende Summe sollte der Stadtverwaltung als erforderlich mitgeteilt werden, wenn eine ordentliche Ausleihe für Volksschüler durchgeführt werden soll. Die Stadtver-

waltungen werden sich viel billiger dabei stehen, wenn sie in der Bücherhalle Jugendschriften-Abteilungen ermöglichen, als wenn sie sämtliche Volksschulen mit Schulbibliotheken versorgen; diese werden auch niemals so stark wie die Kinderabteilungen der Bücherhalle benutzt werden, da sie immer eine bescheidene Auswahl bieten und vor Allem nicht die langen Benutzungszeiten wie die Bücherhalle haben können; sind doch von den 6 Hamburger Bücherhallen 4 wochentäglich 6 Stunden, eine 4 Stunden und eine $7^1/_2$ Stunden alltags und 2 Stunden Sonntags geöffnet. Wenn schon jetzt in Hamburg mehr als 300 000 Kinderbücher entliehen werden, so ist es wohl zu überlegen, ob die übrigen deutschen Bücherhallen auf eine so bedeutende Beeinflussung der Bevölkerung verzichten dürfen und nicht mehr für das Lesebedürfnis der Schuljugend sorgen sollten.

Das Budget besonders auch das der Buchbinderei wird freilich stark dadurch belastet und in 4 Monaten waren in Hamburg mehr als 2000 M. allein für Ersatz zerlesener Bücher erforderlich.

In der Bekämpfung der Schundliteratur, die nun schon seit vielen Jahren in einer Flut von Druckschriften und Zeitschriftenartikeln erörtert wird, kann die Bücherhalle mehr leisten als andere Bestrebungen zusammen. Sie dämmt die Verrohung der Jugend ein und hält die Kinder von dem üblen Einfluß der Straße fern. Wer jung anfängt zu lesen, wird auch als Erwachsener ein Freund guter Bücher bleiben und sich für sein Leben weiter bilden. Ist der Bestand für die Kinder, wenn der Hang zum Lesen am stärksten ist und das ist offenbar bei den kleinen der Fall, ungenügend, so gehen sie immer wieder ohne Bücher nach Hause, und so gehen viele Leser der Bücherhalle fürs Leben verloren, die vielleicht den besten Gebrauch von ihr gemacht hätten. Die Bücher können die strebsamen Kinder so fördern und allen so viele Freude bereiten, daß es verhältnismäßig leicht sein dürfte, für die Kinderabteilung Mittel auch bei Stiftungen einzuwerben; die Hamburger Bücherhalle erhielt kürzlich 2000 M. dafür von einer Stiftung.

Früher wurde den Kindern das allgemeine Leseordnungsheft mitgegeben; die Absicht dabei war, daß das Heft auch den Eltern vor Augen kommen und diese als Leser für die Bücherhalle werben sollte; wegen der steigenden Unkosten während des Krieges wurde davon abgesehen, und die Kinder erhalten jetzt ein eigenes Leseordnungsblatt, wovon die erste Seite die eigentliche Leseordnung enthält, der Rest einen gedrängten Ueberblick unter d. T.: Was bietet die Bücherhalle den Kindern?

Die Oeffnungszeiten sind dieselben wie für Erwachsene; nur in der kleinsten Filiale sind für die Kinder besondere Stunden, von 2—3 Uhr und von 5—6 Uhr festgesetzt, da die Erwachsenen gestört wurden.

Damit die Kinder sich nicht durch Vielleserei schädigen, dürfen sie ihre Bücher frühestens in 14 Tagen zurückbringen und können sie 4 Wochen behalten, während die Leihfrist für Erwachsene in der schönen Literatur 14 Tage, in der belehrenden 3 Wochen beträgt.

Die Kinder erhalten eine Lesekarte auf den Meldeschein des Familienvorstandes ausgestellt; die Mitgabe des Scheins wird als Einwilligung der Eltern angesehen. Die Einschreibegebühr beträgt 50 Pf., ebenso die jährliche Erneuerung durch Abstempelung und der Ersatz für verlorene Karten 75 Pf., für abgenutzte 25 Pf. Die Anordnungen über Prüfung der Bücher beim Empfang und Schonung sind dieselben wie für die Erwachsenen; nur wird besonders verboten, die Bücher mit unsauberen Fingern anzufassen und auf unsaubere Tische zu legen. Bilderbücher sind ausgeschlossen; die Kinder sollen lernen, den Genuß an Büchern nur mit eigener Anstrengung und Denktätigkeit zu erwerben. Kleine, dünne Hefte werden wenig eingestellt, da die Kinder wie gesagt, die Bücher mindestens 14 Tage behalten müssen. Die Auswahl für Kinder bis zu 12 Jahren machte jahraus jahrein sehr viel Mühe und doch kam man stets auf wenige hundert Titel zurück; deshalb wurde ein Verzeichnis mit Preisen und Verlag gedruckt, das nur 358 Titel enthält und bei den Anschaffungen sehr gute Dienste tut. Die Jugendschriften-Abteilung besteht aus 2 Teilen, einem für Kinder bis zu 12 Jahren und einem für die reifere Jugend; wird ein Kind 12 Jahre alt, was sich aus dem Geburtsdatum auf der Lesekarte kontrollieren läßt, so muß es seine Karte abstempeln lassen und darf dann Bücher für die reifere Jugend entleihen. Die Bücher werden vermittelst des Indikators ausgegeben; die Bedenken dagegen haben sich in der Praxis nicht bewährt; auch die Kinder bis zu 12 Jahren werden nicht geschädigt, wenn sie selbständig eines von den 358 Büchern auswählen, von denen 150 als Märchenbücher bezeichnet sind; dasselbe gilt von den Büchern „für die reifere Jugend“, also von 12 Jahren bis zum Abgang von der Volksschule. Natürlich muß der Raum des Indikatortitels von 1 × 5 cm ausgenutzt werden, um möglichst viel über das Buch zu sagen. Der Indikator ermöglicht es, ohne einen gedruckten Jugendschriftenkatalog auszukommen; doch ist der Druck eines gemeinsamen Katalogs für alle 6 Ausgabestellen, der sich auch jedenfalls durch Verkauf bezahlt machen würde, nur durch den Krieg verzögert. Ein Titelkatalog in Kartenform von Jugendschriften für Kinder bis zu 12 Jahren und von erzählenden, poetischen und dramatischen Werken für die reifere Jugend, aus dem der Verfasser ersichtlich war, mußte wegen schlechter Behandlung durch die Kinder wieder eingezogen werden. Die Abteilung für die reifere Jugend ist im Allgemeinen nach dem System der Bücher für Erwachsene angeordnet worden; sie braucht nur nicht in unnötig viele feine Abteilungen zerlegt zu werden; von den fast 1700 vorhandenen Büchern für die reifere Jugend kommen in einer Ausgabestelle rd. 600 auf Erzählungen und 120 auf Dramen und Gedichte; ebensoviel auf Sagen und Biographien, auf Erdkunde und Reisen 160, Naturkunde 150 und Technik 75; von den übrigen belehrenden Abteilungen sind die über Spiel, Sport, Rätsel, Beschäftigungen, Berufswahl und auch Stenographie nicht zu vernachlässigen.

An gedruckten Verzeichnissen empfehlenswerter Jugendschriften und Warnungen vor schlechten ist in Deutschland kein Mangel

seit Ellendts „Entwurf und nach Stufen geordnetem Katalog für die Schulbibliotheken höherer Lehranstalten, 1875“. Von späteren seien nur genannt: Johannesson: Was sollen unsere Jungen lesen? 1911, H. L. Köster: Geschichte der deutschen Jugendliteratur in Monographien. 2. Aufl. 1915, Franz Naumann: Jugendfürsorge in den Volksbibliotheken 1912, Bube: Die ländliche Volksbibliothek 6. Aufl. 1913, Marie Silling: Welche Schriften geben wir unseren Kindern? (Dürerbund-Flugschrift 21, 1909, 28 S.) und eine kurze Liste von Büchern für die Kinder der Arbeiterinnen in den Mitteilungen des Vereins zur Verbreitung guter volkstümlicher Schriften Nr. 2, Juli 1918 S. 74—78. Die Weihnachtsliste der Vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für 1913 enthält rund 1300 Titel, ihre Auswahl wertvoller Jugendlektüre für 1918, die auch in der „Jugendschriftenwarte“ abgedruckt ist, 288 Titel. Naumann fand unter Jugendschriften-Katalogen von 231 Bibliotheken nur 14 „mit Sorgfalt und Verständnis ausgewählt“, er gibt eine Statistik über die Jugendschriften-Abteilungen in 700 Bibliotheken.

Möchte doch das Beispiel Hamburgs andere Bücherhallen anregen, Abteilungen für Volksschüler zu begründen, oder, wenn vorhanden, als einen möglichst selbständigen Teil der Ausleihe auszubauen.

Karl Busse.

Karl Busse hat ausgerungen: vielleicht hat auch seinem Leben die Not der Zeit ein früheres Ziel gesetzt. Er trug nicht leicht an seinem Dichterschicksal; mit harter Unerbittlichkeit hat er oft vor seinem Herzen Rechenschaft abgelegt und seine dichterischen Leistungen häufig einer strengen Musterung unterworfen. Nur wenigen seiner Schriften ist er dauernd treu geblieben, und diese wenigen hat er dann sorgsam gehütet und gepflegt: nach diesem wenigen dürfen wir ihn auch beurteilen, werten und schätzen. Karl Busse fühlte häufig im Dahingleiten des Lebens eine schmerzliche Ohnmacht seinen Hoffnungen und Wünschen, seinen Zielen und Träumen gegenüber. So hat er sich auch seinen Vätern, seinen Vorfahren gegenüber entschuldigen müssen wegen des so andern Wegs, den er gegangen. So hat ihn einst schmerzlos und sanft der Traum in die Ewigkeit hineingeführt, in die Schar seiner Väter. Aber niemand hat ihn da mit frohem Willkommen begrüßt: alles, was seines Namens war, stand da

„schlichtstarkes Volk, das streng geschafft
mit seiner Hände Fleiß und Kraft,
das in der Werkstatt tiefgebückt
beim Schusterlämpchen Schuh' geflickt ...“

Man sah den nachfahrenden Dichtersmann verlegen an, seine Hände waren anscheinend zu weiß und weich, er paßte nicht in die Kreise der schwer sich mühenden Handwerker. Aber der Dichter hat sie zu überzeugen gewußt, er hat ein Bekenntnis vom wehen Glück und vom tiefen Ernst seiner Arbeit abgelegt:

„Auch diese Hände sind eure Hände!
Sie quälten sich in Müh und Not
Gleich euren um ihr täglich Brot;
Und rann viel Gold auf sie hernieder
Viel schneller noch zerrann es wieder!
Sie hätten es raffen und halten sollen,
Sie schwangen den Becher, — sie ließen es rollen —
Und sind, soviel sie auch getrieben,
Am Ende leer und arm geblieben.“

Da hat man den späten Nachfahren in den Kreis aufgenommen; auch er hatte wie sie alle, die wahre Not des Lebens kennen gelernt, wenn auch er so andern Wegs gegangen war. Und wie sich der Dichter hier so ganz voll Stolz auf seine derbtüchtigen, handwerktreibenden Vorfahren bezieht, so gedenkt er ihrer noch an einer andern Stelle inniger und tiefer. Auch dieser Vorfahr saß fest im brandenburgischen Sand und flickte Schuhe, er war mit den Schweden in Usedom an deutsches Land gegangen und nach dem Frieden dort geblieben. Doch hat er Kindern und spätern Erben eidlich zur Pflicht gemacht, am unverfälschten Bibelwort stets fest zu halten. Von daher stammt wohl ein wenig Rebellenblut in des Dichters Adern. Nicht theologische Fragen bedrängen ihn; sein Dichtersinn geht nach neuen Göttern. Aber wenn geistige Freiheit in Gefahr ist, dann zittert und schäumt ihm in jeglichem Pulsschlag das trotzige Blut der Väter. Das sind alte Erinnerungen, die gelegentlich stärker, gelegentlich auch schwächer im Dichter anklingen. Der Kreis ist dann kleiner geworden: Vaterhaus und Heimat liegen weit im Osten, im heute mehr als je umstrittenen deutschen Lande. Durch Busses Skizzen und Romane schreitet gelegentlich die etwas steifleinene aber grundtüchtige Gestalt des Kreisgerichtskanzleidirektors, der seinem Sohne wohl ein gut Teil des zarten Gewissens und des hohen Pflichtgefühls, aber auch seine Arbeitstreue und Sorgfalt überlassen hat. Er hat es auch erreicht, daß von den drei Söhnen wenigstens zwei — „der eine wandert verirrt und verloren, wer hat ihn gesehen?“ — trotz Lenz, Liebe und Liedern rechtschaffen lernten, einen tiefen Trunk aus deutscher Wissenschaft taten und sich wacker durchs Leben schlugen: „Wir beiden andren, wir steiften die Ohren, so mußt es halt gehen!“

Aber die tiefe Stimme des Dichters, die unendliche Fülle der Liebe, die Träumerei und die Sehnsucht, die alle in Karl Busse so brunnentief und bergehoch lagern, sind wohl von der Frau Mutter geerbt, die das Vaterhaus festlich machte und Mann und Kindern gleich teuer so früh scheiden mußte. Aber sie hat den Dichter in das Leben hinausgeführt, er hat in weiter Ferne ihr Grab in der Heimat vor Augen gehabt, er hat sich in Wachen und Träumen als ihr Kind bekannt, und in großen Entscheidungen des Lebens mit ihr Zwiesprache gehalten. Dies Vaterhaus hat einen nie verlöschenden Eindruck auf den Dichter gemacht: da waren stets die Anker seiner Sehnsucht, da war Heimatgeruch, Bodenständigkeit, da wuchsen Selbst-

bewußtsein, Pflichtgefühl und Treue, da verrauschten Schmerz und Qual des Lebens; im Gedanken an die schöne, feierliche Jugendzeit wurden Not und Kummer späterer Tage leichter.

Dies Vaterhaus lag in Polajewo. Wir könnten statt Polajewo auch sagen, wie die Geburtsstadt Busses wirklich heißt. Lassen wirs bei Polajewo, wir kennen die Stadt auch so: ein kleines unerfreuliches Nest im preußischen Osten, wo sich die Deutschen in hartem Kampfe ihrer Haut gegen die Polen wehren müssen. In der Umgebung polnischer Landadel, im Städtchen deutsche Beamte und Kaufleute, vor den Toren Wald und See und in der Ferne die Türme des Gnesener Doms. Diese Domtürme geben der Landschaft die geistige Richtung: die meisten Einwohner sind katholisch, und feierliche Prozessionen sind an der Tagesordnung. Aber für viele Kreise der Gegend gilt Luthers Lehre und seine Bibelsprache, insbesondere natürlich für die deutschen Beamtenkreise. Da sind die zwei großen Gegensätze dieses Landstriches aufgezeigt: Deutschtum und Polentum, evangelisches und katholisches Christentum. Beider Stimmen klingen im Dichter an, selten kampfeshart und unerbittlich, meist hat er die Dinge genommen, wie sie lagen, als ein Unabwendbares, mit dem man sich abfinden mußte. Ganz gelegentlich aber hat er auch starke, echt deutsche Töne gefunden, die in unsern heißen Tagen stets freudigen, zustimmenden Widerhall finden werden. In Polajewo stand auch das Gymnasium, dem der Dichter den Weg zur Hochschule verdankt. Auch Busse ist mit der Anstalt, die ihm die nötige Lebensbildung verschafft hat, nicht restlos zufrieden; doch mehr als die Lehrer und die Schule von Polajewo haben die Kameraden und Freunde, die Schüler von Polajewo den Dichter beschäftigt: von ihnen wird drum auch ein Wörtlein noch zu reden sein.

Das Studium brachte den Dichter in die Reichshauptstadt, zu den Füßen Erich Schmidts sitzend finden wir ihn in das wissenschaftliche Studium der neueren deutschen Literatur vertieft. Damals wurden seine lyrischen Erstlinge wohl beachtet und Erich Schmidt grüßte ihn mit den bedeutsamen Worten: morituri te salutant. Aeußerliche Gründe werden auch Busse bewogen haben, den Abschluß seiner Studien aus der Reichshauptstadt zu verlegen. In Rostock erwarb er mit einer größeren Arbeit über Novalis die philosophische Doktorwürde. Auf die wissenschaftliche Bedeutung dieser Arbeit soll hier nicht eingegangen werden. Der Stoff war B. durchaus wesensverwandt und dem Dichter ist der Dichter in hohem Maße gerecht geworden. Auch Busses spätere wissenschaftliche Werke sind von einem besonderen Einfühlungsvermögen getragen, das sich wie bei Novalis so auch bei einer Dichterin, der westfälischen Annette v. Droste-Hülshoff bewährte und bei seinen größeren Arbeiten in glänzendem Lichte erschien. Mit anerkennenswertem Geschick hat es Busse verstanden, die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts geschichtlich zusammenzufassen, und bald darauf in einem verhältnismäßig dünnleibigen Buche die Geschichte der Weltliteratur zu skizzieren. Die Schwierigkeiten besonders

des letzteren Werkes sind fast unermeßlich. So groß wie Mut, Darstellungskunst und Schaffenskraft, so überwältigend müssen auch Selbstzucht und Entsagung sein. Beide Werke haben sich einen angesehenen Platz in der wissenschaftlichen Literatur zu halten gewußt. Wir dürfen in diesem Zusammenhange noch ein literarisch-kritisches Büchlein Busses voll von köstlichster Poesie nennen, das ist seine Auswahl deutscher Kriegslyrik „Deutsche Kriegslieder 1914/16“ mit der wundervollen Einleitung und den schönen Worten über Lersch, Bröger, Barthel und andre: und dann folgen alle die unvergeßlichen Lieder aus Deutschlands größter Zeit, Lieder, die vielleicht einmal späteren Geschlechtern einen Begriff jenes Erwachens geben können.

Aber Busses Bedeutung liegt nicht so sehr auf dem Gebiete wissenschaftlicher Forschung und schönwissenschaftlicher Darstellung als vielmehr auf dem Gebiete des lyrischen Dichters. Auch seinen kleinen Skizzen und seinen größeren Erzählungen ist vorwiegend ein starker lyrischer Zug gemein. Gelegentlich hat man von ihm behauptet, daß seine späteren Werke das nicht gehalten haben, was seine Anfänge zu versprechen schienen. In dieser Fassung wäre das Urteil hart und unpsychologisch. Busse hat nicht, wie etwa Ludwig Uhland eine kurze Dichterperiode durchlebt, in der aus ihm der Lieder reichster Quell strömte, um dann dichterisch zu verstummen: Busses lyrische Arbeit währt bis in seine letzten Tage. Seine drei Gedichtbände „Gedichte“, „Neue Gedichte“ und „Heilige Not“ stellen in dieser Zeitfolge keine Steigerung, keinen Niedergang dar: sie zeigen aber, wie stets neue Dinge den Dichter heftig bewegen und wie die alten Fesseln ihn nicht locker lassen, wie er sich stets aufs Neue mit den tiefsten und letzten Fragen beschäftigen muß, wie allezeit sein goldener Humor bereit ist, ihm ein Schnippchen zu schlagen und ihm den ernsthaften Beruf des Dichters zu erleichtern und zu vergolden. Und dieser Humor hat es denn auch fertig gebracht, daß der blonde Zopf mit dem frechen Backfisch dran zeitweise geradezu Wappenbild des Dichters gewesen sein mögen: mit den Schildhaltern voller Humpen und Jagdflinte wäre dann das Bild vollständig gewesen. Ein fröhlicher Bursch im Kreise fröhlicher Zechgesellen, ein sorgsamer Jäger und Naturfreund und nie ein Verächter rosiger Lippen: so erscheint er uns und so wirds auch oft gewesen sein. Es klingt ein Ton herber Kommersbuchromantik und einer gewissen kneipenfroher Sentimentalität aus vielen seiner Lieder; wiederum atmet frischer Erdgeruch, weht uns frischer Oktoberreif aus Jagd- und Waldstimmungen entgegen. Wie dem Dichter die Liebe zugesetzt hat, zeigen weniger die reizenden Bilderzyklen „Liebesklänge“, „Elsa“, „Hedwig“, „Liebe“ usw. als vielmehr die in ihrer schlichten Offenheit geradezu erschütternd, als Tragödie fast wirkende Reihe „irrende Liebe“. Hier wendet sich der Dichter schließlich an die, die ihm die letzten Jahre erleichterte, die ihm den Weg des bürgerlichen Lebens ebnete, und es klingt wie eine Beichte voll tiefer Reue, wenn er da sagt:

Wenn ich in Irrsal wandre, habe Geduld mit mir
Alle meine Wege enden zuletzt bei Dir

Hat sich mein Herz vergriffen — mein Herz war krank.
Still vor Dir und den Kindern zügelt sich jeder Drang.
Staub fällt über die Jugend; Asche wird jede Glut,
Hand in meinen Händen, wie wärmst Du gut!
Was mich gelockt und gezogen: flüchtiger Flamme Schein.
Helfen mir einst im Sterben wirst Du allein!

Es liegt in diesen Versen wohl ein mutiges Bekenntnis und eine tiefe Dankbarkeit, vor allen Dingen sehen wir bis in des Dichters letzte Tiefe, die das Unausgeglichene, das Unzulängliche offenbart. Busse ist von diesem Erdenrest, der ihm die Erfüllung aller Dichterhoffnungen, auch der letzten und höchsten Wünsche stets unmöglich macht, stark beeinflußt. Er gibt seinen Versen einen neuen eigenartigen Zug Schwermut, der wohl gelegentlich andren Dichtern verwandte und wesensähnliche Töne anklingen läßt, im Grunde aber doch eigenste Empfindungen in persönlichster Gestaltung bringt. B.'s vielleicht wohl nie ganz feste Gesundheit hat ihn häufig mit Todesahnungen erfüllt, oft legt er Rechenschaft ab über sein Verhältnis zu Gott: so gestaltet sich ein neues starkes Naturempfinden, das echte Perlen deutscher Lyrik zeitigt. Wir bringen ein Beispiel:

Spätsommerwind, die grauen Straßen stauben,
Das Erntedankfest ging schon weit ins Land,
Und immer süßer werden nun die Trauben
Und röten sich im letzten Sonnenbrand.
Das ist die Zeit, wo zu verklärter Ferne,
Zu ewigen Blüten Deine Wünsche gehn
Und tote Träume, längst erloschne Sterne
In Schmerzen lockend wieder vor Dir stehn.

Die unverkennbar tiefe Wirkung, die der Dichter hier mit den einfachsten Mitteln auslöst, erzielt er ebenso in seinen kleinen Skizzen, deren wertvollster Band unzweifelhaft „Die Schüler von Polajewo" ist. Auch hier walten vor ein geläutertes Heimatsgefühl, eine unerfüllbare Sehnsucht und ein tiefes Verständnis für die feinsten Regungen des Menschen: es sind keine großen Angelegenheiten von katastrophischer Wirkung und gar weltbewegender Tragik, die hier erörtert werden. Es handelt sich vielmehr um Dinge des täglichen Lebens, Kleinschilderungen von inniger Zartheit, angetan starkes Mitempfinden zu erregen. Man wird das Buch nicht ohne tiefe Bewegung aus der Hand legen. Frischer wohl, wenn auch nicht so zart und tief, ist des Dichters Kriegsbuch „Winkelglück", eine Sammlung zum Teil recht humorvoller und auch feinsinniger Schilderungen aus unsern Tagen der Not. Wie die Schüler von Polajewo, so enthalten auch die Bücher „Federspiel", „Sturmvögel" und „Flugbeute" durchweg kleine Skizzen, Erzählungen und Novellen, die mit lebendiger Anmut mancherlei ernste und gelegentlich auch sonnig humorvolle Bilder des Lebens geben. Die östliche Heimat vor allem hat es dem Dichter angetan: sie kehrt als der Hintergrund all dieser farbigen Lebensbilder wieder, namentlich in dem Buche „im polnischen Wind". Hier ist

zumal die Titelnovelle eine etwas größer angelegte Darstellung, in der der Dichter die schwierigen Fragen seiner Heimat zu beleuchten bestrebt ist. Er hat das auch gelegentlich in andren größeren Schriften, in seinen Romanen getan. Diese Reihe seiner Werke hat Busse später scheinbar nicht gelten lassen. Doch auch unter den in Engelhorns Romanbibliothek veröffentlichten Schriften heben wir gern hervor „Die Hoermanns", die sich durch feinsinnige Beobachtung seelischer Kämpfe auszeichnen, und vor allem auch „Lena Küppers" ein echtes Heimatbuch voll starker Liebe zum deutschen Osten. Hier hat auch der Dichter sein politisches Glaubensbekenntnis abgelegt, das allein nicht stark genug ist, um in diesen Sturmzeiten Stich zu halten, das aber viel Beherzigenswertes enthält: die Frage heißt nicht, wie kann man den Polen schaden, sondern wie kann man der Provinz nützen? Indem die Provinz gefördert wird, nützt man auch dem Deutschtum. Alle Wege müssen für die höhere, die deutsche Kultur freigemacht werden. — Das ist ein Programm aus der Zeit idealer Versuchsmöglichkeiten: *jetzt* stehen wir im heißen Entscheidungsfeuer. Busse hat diese Tage, die ihm wie kaum einem Deutschen ans Herz gegangen wären, nicht mehr erlebt. Ein gütiges Geschick hat ihn davor bewahrt, die Schmach unsrer Tage zu durchkosten. Er steht da, nicht gerade als ein scharfer Mahner, aber doch als freundlicher Schilderer eifrigen Verstehens, der als Dichter soweit nur möglich Verständigung suchte und Liebe warb für seine schöne Heimat. Als solcher wird er auch in unsern Tagen Geltung haben und Freunde finden.

Von seinen Werken ist die Geschichte der Weltliteratur bei Velhagen u. Klasing fast vergriffen; sie harrt einer neuen Auflage; die gesammelten Kriegslieder sind ebenda gut ausgestattet erhältlich. Die übrigen Bücher, mit Ausnahme der Engelhorn-Bändchen, sind bei Quelle u. Meyer vereinigt und dort in recht hübsch ausgestatteten, zum Teil mehrfach aufgelegten Ausgaben preiswert erhältlich.

Otto Lerche.

Auch ein Kapitel öffentlicher Bildungspflege.

Von Therese Krimmer.

„Von der deutschen öffentlichen Bücherei" — diesen scheinbar ganz harmlos-sachliche Ausführungen ankündigenden Titel führt ein Artikel von Walter Hofmann, der in Nr. 19 der „Hilfe" erschienen ist. Harmlos-sachlich hebt er auch an und bittet, „Ergänzungen" geben zu dürfen zu einem gleichfalls in der Hilfe (Nr. 4) veröffentlichten Artikel von Dr. Eugen Sulz: „Ein Kapitel öffentlicher Bildungspflege". Im Laufe der Ausführungen aber läßt er die Maske fachmännisch interessierter Sachlichkeit bald fallen und wird — für einen Kenner Hofmannscher Handlungsweise keineswegs überraschend — zu einem Angriff auf die „Zentrale für Volksbücherei" in Berlin, die Vertreterin jener Richtung, die Herr Hofmann die sozialpsychologische oder häufiger die realistisch-praktische nennt, und die er als seine gefährlichste

Gegnerin auf dem Gebiet der Bildungspflege unentwegt und skrupellos bekämpft mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln.

Dr. Sulz betont mit Recht: „Die Zentrale für Volksbücherei in Berlin hält sich zurück vom Kampf der theoretischen Parteiungen, sie will praktische Arbeit leisten.“ Herr Hofmann kann sich nicht rühmen, auch nur auf einen seiner herausfordernden Artikel eine Antwort aus der Feder eines der führenden Männer der — bleiben wir für diesmal bei der Bezeichnung — „realistisch-praktischen“ Richtung erhalten zu haben.[1]) Neben diesen führenden Männern aber gibt es der Berliner Zentrale verbundene Menschen, die noch nicht gelernt haben, mit sokratischer Gelassenheit unwürdige Angriffe zu ignorieren, die es empört, reine Gedanken bis zur Unkenntlichkeit verzerrt zu sehen, und die einmal den Augenblick gekommen glauben, erbärmlichen Entstellungen die Larve volksbildnerischer Entrüstung abzureißen. Zu diesen Menschen gehöre ich, und dieser Augenblick ist der gegenwärtige. Als Schülerin des ersten Bibliothekskursus der Zentrale für Volksbücherei halte ich mich — auch jetzt nach meinem Abgang noch Schülerin — zwar nicht für berufen, in den „Kampf der theoretischen Parteiungen“ zu treten, wohl aber für berechtigt durch das Gefühl der Dankbarkeit, das mich auf immer mit meinen verehrten Lehrern und ihren bildungspfleglichen Lehrsätzen verbindet. Und ich glaube, in diesem Augenblick hervortreten zu müssen, weil Herr Hofmann augenscheinlich beabsichtigt, jetzt die dem großen Publikum zugänglichen Blätter zu Organen seiner vergiftenden Tätigkeit zu machen. Solange er sich mit seiner Hetze auf dem Felde der Fachzeitschriften bewegte, war der Empörung über all seine Anwürfe immer ein Gefühl der Beruhigung beigemischt: wer sich seine Theorie praktisch, als unbefangener Fachmann, erarbeitet hatte, mußte ja die anspruchsvolle Seichtheit der Hofmannschen Psychologie durchschauen. Nun aber taucht eine schwere Gefahr auf. Die Gedanken der Volkserziehung sind der breiten Masse des Volkes noch zu neu, als daß für jeden Leser die Möglichkeit eines selbständigen Urteils bestände über den ethischen Gehalt, die praktische Durchführbarkeit und die wirkliche volkserzieherische Wirkung der jeweils dargestellten Grundsätze. Was ist wahrscheinlicher, als daß die Oeffentlichkeit, überredet durch stete Wiederholung der Gegenüberstellung blendendster Vorzüge und schwärzester Nachteile sich für das entscheidet, was ihr in glänzender Dialektik immer wieder als das einzig Wahre angepriesen wird, daß sie einem Phantom nachjagt und die Hand zurückstößt, die einen Weg weisen will zu den Höhen der Kunst, gangbar für alle, und reich an Schönem auch für die, denen die Kraft zum völligen Aufstieg noch fehlt?

Was ist es nun aber, dessen Herr Hofmann uns beschuldigt? Ich will mich bei der Beantwortung dieser Frage nur auf das Wich-

1) Unedle Beweggründe konnte hinter diesem vornehmen Schweigen nur der vermuten, dem ein Schweigenkönnen aus Vertrauen auf die Reinheit der eigenen Sache und auf die Fruchtbarkeit der eigenen Leistung unvorstellbar ist.

tigste beschränken und meine Zitate aus den Artikeln nehmen, die er für die breite Oeffentlichkeit bestimmt hat. Die „realistisch-praktische" Richtung vertritt nach ihm „Tendenzen die auf eine Verseichtung und Versumpfung der deutschen Volksbildungsarbeit bewußt hinarbeiten". Sie hat eine „sozialpsychologische Theorie, die da lautet: Was für uns, die geistigen oberen Zehntausend, ausgemachter Schund ist, das ist es nicht für das Volk. Wir lesen Goethe und Gottfried Keller, aber dem Volke muß Courths-Mahler, die Marlitt und das Ullsteinbuch erhalten bleiben. Wir feiern unsere Feste im Schauspielhause bei Hebbel und Otto Ludwig und Gerhart Hauptmann, dem Volke aber bringen wir die Segnungen des Kinokitsches; wir lauschen in Andacht Brahms, Bach und Beethoven, aber des Volkes würdig ist „Puppchen" und „die Dame von Maxim" ". Sie bietet der Volksseele als Labe „die Schlammflut, die aus den Retorten unserer großkapitalistischen Kulturunternehmer fließt". Sie befleckt „das reine Kleid des deutschen Volksbildungsgedankens", ist „Pseudo-Volksbildungsarbeit", denn — und darauf kommt es an, — sie „öffnet der Talmi- und Pseudoliteratur die Tore der öffentlichen Bücherei". Der Schluß aber, den Herr Hofmann aus diesen „Tatsachen" zieht: „es darf kein Platz sein für die Volksbildungsarbeit, die zu einer Einschläferung des Volkes mit den Narkotika aus der Sudelküche der bisherigen Unterhaltungs- und Amüsierliteraturfabrikanten führen muß," und es darf vor allem kein Geld für sie sein.

Alle diese Behauptungen sind unzutreffend. Wir haben niemals dem Schund das Wort geredet — aber wir haben auch niemals den Uebermut aufbringen können, die tausend Schwierigkeiten volkserzieherischer Arbeit aus dem Wege zu räumen mit einer Handbewegung, mit dem Schlagwort „Verzicht auf die absolute Masse", „dynamisch-organische Auslesearbeit" an einer kleinen Schicht von „Empfänglichen". Nicht den ausgemachten Schund wollen wir pflegen, aber wir wollen auch nicht auf das Literaturgut verzichten, dem die vereidigten Kunstkritiker das Prädikat „höchste Kunst" versagt haben, das aber vom Standpunkt des Volkserziehers aus „einwandfrei", das heißt moralisch makellos ist und unseren primitiveren Bildungspfleglingen einen größeren Gewinn bringt als manches der größten Kunstwerke. Wir wollen nicht verzichten auf die große Masse der Leser, die noch nicht die höchste Stufe künstlerischer Wertschätzung erreicht haben, denn das hieße, tatsächlich der Schundliteratur die Bahn frei geben. Bei diesen Vielen wollen wir einsetzen, bei ihnen auf das kleinste Zeichen des Höherwollens achten; und ihnen zu helfen durch Vermittlung der Literatur, die ihrem Reifestandpunkt gemäß ist, soll eine unserer vornehmsten Aufgaben sein. Daß wir darüber niemals unser hohes Ziel aus den Augen verlieren werden, und daß diese ehrlichen und planmäßigen Zugeständnisse für uns nichts sind als — um mit einem Pestalozzi-Schäferschen Bild zu sprechen — „Stufen auf der Treppe der Menschenbildung", das braucht wohl nicht besonders betont zu werden. Für uns ist nur ein Grundsatz immer

leitend gewesen: Lausche fleißig auf die Seele des andern und habe Ehrfurcht vor der Seele Deines Volksbruders. Nur dann wird Deine Arbeit wahrhaft seelsorgerisch sein, demütig-bescheiden und frei von pharisäerhafter Ueberheblichkeit und despotischem Aesthetentum.

Herrn Hofmann aber möchte ich noch eine Frage vorlegen:

Wo sind die Beobachtungen gemacht, die seiner Verunglimpfung unserer „Richtung" die Tatsachengrundlage geliefert haben? In welcher der von Anhängern unserer „Richtung" geleiteten Büchereien, auf welcher Schule, welchem Volksunterhaltungsabend, welcher Volkshochschule und in welcher unserer Musterlichtspielbühnen?

Im übrigen vertraue ich auf die Unbestechlichkeit einer alten Weisheit. Sie heißt: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!

Was Herrn Hofmann und mich beruflich unterscheidet.

Von Dr. Erwin Ackerknecht.

„Es kann der Frömmste nicht im Frieden leben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt."

1. Ich fühle mich in erster Linie den bildungspfleglichen Aufgaben verpflichtet, die mir meine eigene Stadt (in der ich meine zweite Heimat, nicht nur mein Laboratorium erblicke) stellt. Sie lassen mir keine Zeit, den theoretischen Seichtheiten und den sophistischen Verdrehungen bildungspfleglicher Tatbestände nachzulaufen, die Herr Hofmann, unbekümmert um den guten Ruf seiner Berufsgenossen, sehr bekümmert jedoch um den eigenen „Ruhm", mit pathetischer Betriebsamkeit kolportiert. Daher auch heute nur einige Lapidarsätze für Leser, die meine bildungspfleglichen Ziele und Wege bisher nur aus der Projektion auf die Fläche des Hofmannschen Geistes kennen. Sie seien aber hiermit überdies freundlichst eingeladen, sich von der Dreidimensionalität der Originalgebilde aus meinen bisherigen Veröffentlichungen selbst zu überzeugen, insbesondere aus meinem Lichtspielbuche, in dem ich versucht habe, die literarisch-künstlerische Volkserziehung psychologisch zu durchleuchten und dadurch dem Schlagwortunfug rationalistischer Flachköpfe, hinter dem sich doch nur mehr oder weniger bewußte Kompromisse der Praxis verstecken, mit aufbauender Leistung wirksam zu begegnen.

2. Herr Hofmann hört als Theoretiker der Volksbücherei zu fragen auf, wo ich zu fragen beginne.

3. Herr Hofmann hat den Individualismus der Ausleihe auf seine Fahne geschrieben; von seinen psychologischen Grundlagen aus läßt sich gar nicht individualisieren, wenigstens nicht besser, als Prokrustes individualisierte, dieser „Systematiker vom rechten Maß", der freilich anstatt der absoluten Werte des „guten Buches" und des „bibliotheksreifen Lesers" noch zu seiner pädagogischen „Dynamik" naiverweise Bettladen verwandte.

4. Herr Hofmann hält vieles für „reine Kunst", was die Nachwelt wohl nicht mehr dafür halten wird und was ich heute schon für Kitsch halte. Gottlob! dadurch werden seine Bettladen etwas menschenfreundlicher in ihren Ausmaßen.

5. Herr Hofmann denkt bei der Allerweltsformel des Protagoras „Der Mensch ist das Maß aller Dinge" vor allem an das „Ich", genauer an sein Ich, ich denke vor allem an das „Du"; er an den Geist des „Meisters", ich an die Seele des „Jüngers".

6. Herr Hofmann glaubt eine große psychologische Entdeckung gemacht zu haben, indem er in seinen „grundlegenden Forschungen über die Organisation des Ausleihedienstes in der modernen Bildungsbibliothek" auf Umwegen feststellte, was jedem wirklichen, instinktbegabten Praktiker selbstverständlich ist, nämlich, daß die Leser einer Volksbücherei verschiedener sind, als auch die bestgegliederte Standesstatistik dem fachlich Unerfahrenen und Instinktlosen verrät. Er macht dabei jedoch keinerlei systematischen Gebrauch von der für den Volks*bild*ner ausschlaggebenden Erkenntnis, daß jede Volksmasse verschiedene Entwicklungsschichten umfaßt, und daß es sich eben darum handelt, die entsprechenden Erziehungsmittel aufzuspüren.

7. Herr Hofmann will das Volk schulmeistern, ich will es, wenigstens in seinem erwachsenen Teil, seelsorgerlich betreut sehen (wobei klar ist, aber sophistischen Verdrehungsgelüsten gegenüber ausdrücklich angemerkt sei, daß diese Gegenüberstellung nicht gleichbedeutend ist mit der Gegenüberstellung des Lehrer- und des Pfarrerberufes).

8. Herr Hofmann argumentiert: Die öffentlichen Mittel sind, soweit sie für Volksbüchereien bestimmt sind, nur für den „Qualitätsleser" da. Ich argumentiere: Die öffentlichen Mittel sind, da sie nicht nur aus der Tasche der Qualitätsleser, sondern aus der Tasche des Gesamtvolkes stammen, da, um alle überhaupt Buchfähigen büchereimäßig zu erfassen und entwicklungsgemäß zu bilden; genau wie die Mittel für Volksschulen nicht nur für Qualitätsschüler verwandt werden dürfen.

9. Herr Hofmann hat mich gelegentlich als die „widerspruchvollste Erscheinung des deutschen Bibliothekswesens" seinen Mit-Dynamikern und solchen, die es werden wollen, vorgestellt. Diese Bemerkung hat mich nur dadurch überrascht, daß sie ohne einen hörbaren Unterton von moralischer Entrüstung, die freilich dann gleich in den darauffolgenden Sätzen zu ihrem Recht kam, ausgesprochen scheint. Ich habe von Herrn Hofmann nie erwartet, daß er ein Organ betätige, das er nicht besitzt, nämlich das Organ für die irrationalen Grundkräfte alles wahrhaft Schöpferischen. (Auch der Kunst, soweit seine diesbezüglichen Ausführungen nicht einfach geschickte Ausmünzung literarischer Konvention sind, nähert er sich unverkennbar als Aesthet, d. h. als dekorativer Rationalist.) Ich möchte ihm aber für heute doch noch ein Wort ins Stammbuch schreiben, das sich mir einst bei der Versenkung in Jakob Böhmes „Morgenröte im Aufgang" ergab und

das mir zufällig wieder zu Gesicht kam, als mir Herr Hofmann jene Etikette aufklebte: „Der kritische Leser ist in der Regel zu rasch bei der Hand mit dem Vorwurf, der Autor widerspreche sich. Er sollte — wenigstens wo er es mit der Selbstdarstellung eines bedeutenden Geistes zu tun hat — vorsichtiger sein; denn er verrät mit jenem Einwand meist nur, daß die Gedanken des Autors, als des reicher dimensionierten Geistes, in seiner Gedankendimension nicht zur Deckung gebracht werden können."

So und jetzt mag Herr Hofmann hingehen und mit der Behauptung hausieren, ich sei vom Größenwahn befallen und halte mich für den philosophus teutonicus redivivus. Er mag es in alle Rinden einschneiden, ich, der ich tatsächlich mit einer Geduld, die man je nach Stimmung als Engels- oder als Eselsgeduld honorieren kann, alle seine unqualifizierbaren Herausforderungen bisher ohne ein Wort persönlicher öffentlicher Abwehr ertragen habe, obwohl oder vielmehr weil ich längst nicht mehr von seiner bona fides überzeugt bin, — ich hätte mit der Rohheit des streitsuchenden Kavaliers und Volksfeindes ihn, den friedfertigen, „goethereifen" Volksfreund, angerempelt. Zeit hat er ja zu solcher Qualitätsrederei und Qualitätsschreiberei, da inzwischen andere sich bemühen, wirkliche Qualitätsarbeit zu leisten. Darum wird er auch stets das „letzte Wort" behalten.

Wiedertäufer.

Von F. Plage-Frankfurt a. O.

In der „Hilfe" vom 23. Januar d. J. erschien „Ein Kapitel öffentlicher Bildungspflege" von Dr. E. Sulz, Stadtbibliothekar in Essen. Aufgaben und Organisation der mitten im Kriege entstandenen „Zentrale für Volksbücherei" in Berlin wurden dort kurz gewürdigt. Wenn es nicht eingehender geschah, so liegt das wahrscheinlich daran, daß der Artikel des Herrn Dr. Sulz zu einem bedeutend früheren Zeitpunkte abgefaßt war und allem Anschein nach lange lagern mußte, ehe er durch die Setzmaschine ging, so daß dem weiteren Ausbau der „Zentrale für Volksbücherei" — man vergleiche deren neuere Schriften — dort nicht ausreichend Rechnung getragen werden konnte.

Doch der Zwiebel folgt die Träne, und an derselben Stelle („Hilfe" vom 8. Mai d. J.) erscheint nun eine Auslassung des Herrn Walter Hofmann, des Leiters der Leipziger Bücherhallen und Begründers der „Deutschen Zentrale für volkstümliches Büchereiwesen" in Leipzig. Das war zu erwarten. Herr Walter Hofmann versäumt keine Konjunktur. Er wird es nicht müde, auf „die Versumpfung und Verseichtung der deutschen Volksbildungsarbeit" hinzuweisen und sich dabei als Retter in Not anzupreisen: „Ich, als Leiter der deutschen Zentrale —." (Man vergleiche „Hilfe" vom 8. Mai 1919, „Leipziger Tageblatt" vom 7. November 1918, „Tägliche Rundschau" vom 7. No-

vember 1918, „Vorwärts“ vom 16. Oktober 1918!) Dem Reklamefachmann wird es nützlich sein zu verfolgen, wie sich Herr Walter Hofmann da in den verschiedenen Blättern durch den Wechsel des Vortrags und der Stimmlage der Akustik seines jeweiligen Zuhörerkreises anzupassen versteht und sich in einem ganz besonderen Sinne „alle Dinge zum besten dienen“ läßt.

Damit nun Herr Hofmann in seiner besonderen Form von Ubiquität nicht etwa „falsch verstanden“ wird, warnt er auch sogleich vor der „Betriebsamkeit, die wir ja in Deutschland auf kulturellem Gebiete bis zum Ueberdruß kennen gelernt haben“. Die eigene Betriebsamkeit und Fingerfixigkeit wünscht er nämlich als „schaffende Tatkraft“ gewertet zu sehen.

Ich gestehe übrigens mit Beklemmung, daß mir höchstwahrscheinlich noch sehr ansehnliche Teile der Literatur Walter Hofmann über Walter Hofmann entgangen sein werden; vielleicht entschließt er sich indessen selbst zur Anlage einer Bibliographie.

In seiner letzten Auslassung in der „Hilfe“ betrachtet nun Herr Hofmann wieder einmal ehrlich seufzend den Spalt, der die Welt der Bibliothekare unserer volkstümlichen Büchereien auseinanderreißt. Er behauptet, diese Welt „spalte sich“. In Wirklichkeit hat Herr Walter Hofmann diese Spaltung in heißem Bemühen erst geschaffen, und sucht sie zu vertiefen, indem er den Streit immer wieder aufs neue ausruft, wenn das Interesse der fachlich vollbeschäftigten Berufsgenossen sich anschickt, den Gegenstand zu verlassen.

Dazu war es Herrn Walter Hofmann vorbehalten, Methoden in diesen Streit hineinzutragen, denen ich jedes Heimatrecht in fachlichen Auseinandersetzungen abspreche. Im Kampf der Lehrmeinungen ritzt man sich die Haut, aber man vergiftet sich nicht das Blut.

Dabei bleibt es natürlich belanglos, daß Herr Hofmann in sorglicher Rückzugsdeckung die Angegriffenen oft nicht namentlich aufführt, sondern nur verständnisinnig kennzeichnet. Erhebt sich dann Widerspruch, so gibt er sich den Anschein, als ob er zurechtrücken wolle, und wiederholt dabei die Kränkung in versteckter Form. Denn nichts anderes ist es, wenn er einer zu ehrlicher Bildungspflege amtlich verpflichteten Körperschaft unterstellt, daß sie „volks- und bildungsfeindliche Theorien mit einem pseudodemokratischen und pseudosozialen Mäntelchen umkleidet“.

Herr Hofmann richtet seine Angriffe mit Vorliebe gegen die Stellen, die ihm als Hindernis auf seinem Wege zu einer Büchereidiktatur in Deutschland erscheinen, gegen das preußische Kultusministerium, gegen das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin und gegen die mit diesem verbundene Zentrale für Volksbücherei. Das alles sind Stellen, von denen er im voraus weiß, daß sie nicht auf den journalistischen Tummelplatz zu ihm hinuntersteigen können. Als Stadtbibliothekar bin ich von diesen Instanzen unabhängig und weder befugt noch berufen, sie gegen Angriffe zu verteidigen. Ich begnüge mich daher mit der Feststellung, daß diese

Angegriffenen zu den wehrlosen Gegnern gehören, die sich Herr Walter Hofmann ausgesucht hat.

Hat er wehrhafte Gegner vor sich, so erfolgt zunächst die versteckte Drohung zum Zwecke der Einschüchterung. Im August 1918 machte er eine rein technische und im übrigen kaum seines eingehenden Kommentars würdige Besprechung, die ich in diesen Blättern veröffentlicht hatte, zum Ausgangspunkte einer langatmigen prinzipiellen Untersuchung, deren ganzen Zweck ich in dem Satze erblicke: „Durch diese Unterlassung setzt er (Plage) sich der Gefahr aus, zu den mechanistisch-amerikanistischen Büchereipolitikern gerechnet zu werden, die das Buch als Ware und die Bücherei als eine Verkehrsanstalt betrachten."

Das war deutlich! Ich hätte mich nun also in den Augen des Herrn Hofmann von diesem furchtbaren Verdacht rein waschen können und sollen, indem ich öffentlich erklärt hätte: „Beileibe nicht, verehrter Herr Hofmann! Ich gehöre nicht zu den mechanistisch-amerikanistischen Büchereipolitikern. Im Gegenteil, ich schwöre auf das Dogma Ihrer „Dynamik"! Nun ich habe das nicht getan; denn ich bin Herrn Hofmann keine Rechenschaft schuldig, zu wem ich mich rechne. Ich habe keine Veranlassung, in den von Herrn Hofmann für seine Zwecke ersonnenen Kategorien unterzukriechen, sondern diene der Volksbildungsarbeit, wie ich es vor meinem beruflichen Gewissen und meinen Mitbürgern verantworten kann, und es ist mir dabei gleichgültig, welcher „Richtung" der Leipziger Ketzerrichter mich zuweist.

Ganz bezeichnend aber ist es, wie Herr Hofmann das Wirken Dr. Ackerknechts zu verdächtigen sucht. Er unterstellt („Vorwärts" vom 16. Oktober 1918) dem Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht eine sozialpsychologische Theorie, die nach seiner Darstellung lautet: „Was für uns, die geistigen oberen Zehntausend, ausgemachter Schund ist, ist es nicht für das Volk. Wir lesen Goethe und Gottfried Keller: aber dem Volk muß die Courths-Mahler, die Marlitt und das Ullsteinbuch erhalten bleiben. — Dem Volke bringen wir die Segnungen des Kinokitsches; denn die Volksseele ist so wunderbar organisiert, daß sie aus der Schlammflut, die aus den Retorten unserer großkapitalistischen Kulturunternehmer fließt, den gleichen faktischen Seelengewinn zieht wie wir, die Volksbildner, aus dem echten Göttertrank der Kunst." Gewiß der Name Ackerknecht ist nicht gerade im grammatischen Zusammenhang mit dieser ungeheuerlichen Fälschung von Tatsachen und Motiven genannt. Aber Herr Hofmann sorgt dafür, daß der Leser die Brücke zu dem einige Zeilen tiefer auftretenden Namen schon findet. Aus dem Buche Ackerknechts (Handbuch für Lichtspielreformer. Berlin 1918. Weidmannsche Buchhandlung. Erschienen als Schrift des „Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht"), das zum ersten Male eine gründliche wissenschaftliche Untersuchung der Begriffe „Schund" und „Kitsch" bringt, reißt er diese Worte heraus, stellt die dort ausgesprochenen Ansichten auf den Kopf und baut so einen Steg zur „Schlammflut"

des „großkapitalistischen Kulturunternehmens“ — das war auf die „Vorwärts“leser berechnet, — sodaß auch der Fernerstehende erkennen mußte und sollte: Aha, der Lichtspielreformer im Dienste des Kinokapitals. Also wieder einmal eine „Verwahrlosung der Geister und Gemüter, die der Krieg unserm Volke gebracht hat!“ Dabei weiß Herr Hofmann genau, daß Ackerknecht der erste gewesen ist, der einen praktischen Weg zur Reform des Lichtspiels im erzieherischen Sinne gefunden und beschritten hat. Man gebe sich nur die Mühe, die erste Seite von Ackerknechts Handbuch zu lesen, um zu wissen, wie Ackerknecht über die Wirkung des Kapitalismus im Lichtspielwesen denkt.

Ich frage: Ist jemals eine reinere Absicht und eine ernstere volkserzieherische Bemühung schamloser verdächtigt und angeschwärzt worden, als es dort durch eine journalistische Jongleurkunst geschieht?

Freilich ist das nur ein Beweis seiner gleitenden Logik. Man muß schon ein sehr aufmerksamer Leser der Hofmannschen Artikel sein, vor allem muß man ihrer mehrere gelesen haben, um inne zu werden, wie er methodisch Stichworte und Tatsachen ineinander schleift, wie er auseinanderliegende Ereignisse zusammenzieht, Behauptungen hinausschleudert, für die er je nach Bedarf Beweis oder Ausrede in Reserve hält, wie er Erörterungen in Tendenzen umbiegt und außer Beziehung stehende Aeußerungen seiner Opfer zusammenkoppelt.

Das alles sind Methoden, die einem klugen Manne nicht mehr als Entgleisungen des Temperaments zugute gehalten werden können. Es sind Verfahren, die aus einer anderen Welt als der Welt der Büchereien entlehnt sind, und die schließlich das Ansehen unserer ganzen Volksbildungsarbeit in der Oeffentlichkeit untergraben müssen, umsomehr als sich Herr Walter Hofmann gerade für diese Angriffe der politischen Tageszeitungen als Sprachrohr bedient.

Wer solche Methoden anwendet, beweist, daß es ihm gar nicht um die sachliche und fachliche Klärung von Meinungsverschiedenheiten und von prinzipiellen Gegensätzen auf einem engeren Fachgebiet zu tun ist, sondern daß er Aufsehn erregen will, und daß er den Streit sucht, der ihn nach oben tragen soll. Nur wem es an durchschlagenden Gründen, an schöpferischen Ideen und an quellender Herzenswärme fehlt, muß sich durch immer neue Reibung zum bengalischen Glanze entzünden.

Aber die Leuchtkraft der Hofmannschen Dogmen läßt nach, sobald man sich eindringlicher mit ihnen beschäftigt; darum braucht er immer neue Schauplätze, neue Kanzeln für seine „öffentliche Meinung“, neue Zuhörerkreise; darum braucht er vor allem eine eingeschworene Gemeinde.

Wie es schon dem Propheten nicht genügte, daß nur die Chadidscha an ihn glaubte, so braucht auch Herr Hofmann eine Gemeinschaft von Gläubigen, denen zur Herzenssache wird, was ihm Verstandesangelegenheit ist, und dieser ecclesia militans hat seine „schaffende Tatkraft“ in der „Deutschen Zentrale für volkstümliches Büchereiwesen“ zu

Leipzig eine sichtbare Daseinsform verliehen. In ihr den Fanatismus für seinen „Heiligen Krieg" zu entflammen ist sein ständiges Bestreben. Nach ihrem letzten gedruckten Bericht bestand der Vorstand und Verwaltungsausschuß der Leipziger Zentrale aus elf Mitgliedern, unter denen im ganzen sechs Leiter von volkstümlichen Büchereien vertreten waren. Anscheinend war der ganze Mitgliederbestand der Zentrale zur Berichtszeit in diesem Ausschuß versammelt. Dazu sind nach Herrn Hofmanns neueren Angaben schon seit Jahren hervorragende Fachgenossen des Auslands „gestoßen", und deutsche Männer „haben sich durch ihren Beitritt als außerordentliche Mitglieder der Leipziger Zentrale zu dem Bildungsgedanken" seiner „deutschen" Zentralstelle „bekannt". Nach § 5 der Satzungen dieser Zentrale wird aber die außerordentliche Mitgliedschaft durch Vorstandsbeschluß "verliehen". So „stößt" man also zu den Mitgliedern der Leipziger Zentrale, vermutlich nach Ableistung der von Herrn Hofmann verfaßten Bekenntnisformel.

Das ist also die „Basis" der „deutschen" Zentrale, und wir werden Dr. Sulz beipflichten müssen, daß diese Basis für eine deutsche Zentrale doch recht schmal ist. Darum zieht auch Herr Hofmann verbindende Linien vom Volksverein für das katholische Deutschland zu den Freigeistern, von der Sozialdemokratie zum liberalen Bürgertum. Alle diese Linien sind Bekenntnisse zu dem Hofmannschen Bildungsgedanken und — Wunder über Wunder — alle schneiden sich in dem Mittelpunkte Walter Hofmann. Leipzig, das Mekka der Volksbildung! Das nenne ich Regie! Es ist die unermüdliche mise en scène des persönlichen Einflusses, die nicht eine Woche feiern darf, damit nicht die Sensation altbacken wird.

Dr. Sulz sagte in der „Hilfe", daß die Stadt Leipzig die dortige Zentrale geschaffen hat. Das mag ein Irrtum sein, und Herr Hofmann läßt sich dieses verzeihliche Versehen auch nicht entgehen. Er beeilt sich, diese Angabe sogleich als „irreführend und unzutreffend" zu bezeichnen. Nun, mag auch die Stadt Leipzig die Zentrale des Herrn Hofmann nicht „geschaffen" haben, so ist es sicher, daß sie von der Gnade und Duldsamkeit der Stadt Leipzig lebt. Denn Herr Hofmann verwaltet die Zentrale „ehrenamtlich", und seine Leipziger Schaubetriebe lassen ihm die Zeit zu einer umfangreichen Werbearbeit für die Zentrale und zu einer unbeschränkten polemischen Publizistik. Offenbar erweisen sich die Leipziger Bücherhallen nicht als ausreichend hoher Schemel für die Größe des Herrn Hofmann, und seine Leipziger „Erfolge" gewähren seinem Ehrgeiz nicht mehr den genügenden Spielraum.

Aber hier in Leipzig wäre doch nun gerade der Platz, um seine großen Ideen in die Wirklichkeit umzusetzen, und man müßte die Wirkung seines Auftretens nun doch schon allmählich an dem Absterben der minderwertigen Bildungsgelegenheiten und Unterhaltungsstätten in Leipzig bemerken. Betrachtet es doch Herr Hofmann als seine „Aufgabe von besonderer Größe", das „deutsche Volk in allen seinen

Gliedern und Schichten zurückzuführen zu dem Besten und Tiefsten, was aus ihm hervorgegangen ist". Er, der es unternimmt, „die Nation und ihre Kulturgüter in eine innere, ein organisches Zusammenwachsen ermöglichende Verbindung" zu bringen, er läßt verkünden, daß er „im Mittelpunkt der deutschen volkstümlichen Büchereibewegung steht". „Sein Name bedeutet eine neue Richtung, ein neues System. Die Städtischen Bücherhallen in Leipzig legen von der Richtigkeit und dem hohen praktischen Werte seiner bibliothekarischen Grundauffassung beredtes Zeugnis ab."

Wie steht es nun in Leipzig? Auf dem ersten deutschen Büchereitage in Leipzig im September 1917 erklärte derselbe Herr Hofmann, daß er sich mit einer Leserschaft von sechs Prozent der Bevölkerung begnügen müsse, daß „der Rest durch das gute Buch niemals zu erreichen und zu fassen" sei. Das in einer deutschen Universitätsstadt von der Bedeutung und vom Ausmaße Leipzigs, von dem früher einmal behauptet wurde, „es bilde seine Leute", in der Stadt der Büchererzeugung und dem Sammelpunkte der mitteldeutschen Intelligenz! Das sind die Erfolge der volkstümlichen Büchereipolitik des Herrn Hofmann in seinem amtlichen Wirkungskreise. Das ist die Frucht der „Qualitätsarbeit" und der „dynamischen Richtung"!

Herr Hofmann mußte inne werden, daß er diese von ihm selbst vorgezeichnete „Aufgabe von besonderer Größe" wenigstens für seinen ureignen Wirkungskreis nicht zu lösen vermag. Darum braucht er eben für seine Praxis einen größeren Wirkungskreis: „Er wünscht sich einen großen Kreis, um ihn gewisser zu erschüttern." Darum taucht in seiner Theorie die Hilfskonstruktion des „bibliotheksreifen Lesers" auf. Bibliotheksreif sind nämlich nach ihm die „Empfänglichen und Geförderten", die „wenigen, durch die er auf die Vielen wirken" will. „Die Volksbildung soll nicht direkt auf die Massen wirken, sondern auf einen kleinen Kreis wirklich empfänglicher und höher strebender Menschen; erst durch ihre Vermittlung sollen auch die Massen mit dem nationalen Bildungsgut in Berührung kommen."

Nun, es handelt sich doch wohl — und gerade bei den nach der ästhetischen Maschenweite des Herrn Hofmann gesiebten Bücherbeständen ganz besonders! — um Dichtkunst, um Werte des Gedankens und des Gefühls in dichterischer und sprachlich vollendeter Form. Und diese Werte will Herr Hofmann aus zweiter Hand genießen lassen? Diese sollen durch die Wenigen an die Vielen gebracht werden? Wo werden dann diese ästhetischen Laienpredigten gehalten werden, an der Hobelbank oder vom Büroschemel herunter? Das nennt Herr Hofmann „die Nation mit ihrer nationalen Literatur zusammenfügen"! Nein, gerade er tut das, was er seinen Gegnern vorwirft, er wandelt mit seinen sechs Prozent in reinen Höhen und überläßt die Masse nach wie vor dem „Sumpfe". Das ist die Volksbildungsarbeit, der nach seiner Meinung „die Zukunft gehört".

Herr Hofmann möge doch einmal in seinem ganzen Lehrgebäude einen einzigen schöpferischen Gedanken aufzeigen, der erkennen läßt,

wie er denn nun eigentlich „das Echte“ an die Massen bringt, die in seinen Beständen vergeblich nach einer Heimat ihres primitiven Gefühls suchen! Wenn er nichts Besseres hat als seine „Dynamik“, so wird es uns Büchereileuten schwer fallen, ihn als den berufenen Erneuerer unserer Volksbildungsarbeit zu begrüßen, und er wird sich auch weiterhin an die Laienwelt wenden müssen, weil wir nicht ahnungslos genug sind, um uns der Tragfähigkeit seiner Schlagwörter anzuvertrauen, die nun schon als abgeblaßte Vokabeln umlaufen.

Die etwas gründlicher und gewissenhafter prüfende Fachwelt weiß, daß sie Herrn Hofmann mit diesem angeblichen „Fachstreit“ aufgesessen ist, und daß sie von der geräuschvoll betriebenen Leipziger Zentrale nicht viel mehr zu erwarten hat, als den Strom der nie verlegenen Rede und die Flut kostspieliger Drucksachen, die natürlich die Bekenner zu bezahlen haben. Es ist ganz überflüssig auf die dreiste Behauptung des Herrn Hofmann einzugehen, daß es Büchereien von Belang in Deutschland gäbe, die ihre „Regale mit der Eschstruth, und der Marlitt, der Courths-Mahler und dem Ullsteinbuch füllen“. Wer die deutschen Büchereien einigermaßen kennt, weiß, daß das eine nackte Verleumdung ist. Und aus der Unwahrheit, daß eine mechanistische Richtung der Büchereien in Deutschland bestehe, die den Schund propagiert, wird auch durch noch so häufige Wiederholung keine Wahrheit. Die Zugeständnisse, die von einzelnen Büchereien den Bevölkerungsschichten gemacht werden, denen die Organe zum Genusse eines reiferen Kunstwerks noch nicht gewachsen sind, bleiben durchaus in den Grenzen des erzieherisch Zulässigen. Aber auch diese Zugeständnisse entspringen dem sozialen Mitgefühl, nicht einer verstandesmäßig errechneten Theorie. Die hochwertige Literatur fehlt heute in keiner namhaften Volksbücherei, und Herr Hofmann hat kein Recht von einer „Versumpfung des Bildungswesens auf weite Strecken hin“ zu sprechen, glauben zu machen, man wate außerhalb seiner Zentrale im Schunde. Aber er braucht das Pathos der Distanz, um zu zeigen, wie turmhoch er über allen andern steht.

Nun Herr Hofmann ist doch selber sicher einer der „Wenigen“ die auf die „Vielen“ zu wirken berufen sind. Er hat ja eine „gewaltige Liste“ der besten Werke des deutschen Schrifttums hinter sich, und da müßte doch irgend einmal hoher Gedankenflug, Reinheit und Klarheit der sprachlichen Form unserer Prosameister einen Niederschlag in seiner eigenen Darstellungs- und Schreibweise zurückgelassen haben. Hat er sich doch berufsmäßig mit den besten Werken des deutschen Schrifttums zu befassen. Bis zu welchem Grade das der Fall ist, erhellt nun aus einigen Proben seines Stils, die sämtlich aus einem einzigen Hefte seiner „Bücherhalle“ (September-Dezember 1918) stammen. Man bereite sich vor, in dieses Tal des Tiefsinns einzutreten; ich lasse nur den Wust von Füllwörtern weg, mit denen Herr Hofmann seine Satzaussagen bis zur Unkenntlichkeit ihres Sachgehalts zu beladen pflegt. Da bleiben denn vollendete Formulierungen übrig wie die folgenden: „Dem Kapitalismus lag ein falsches Menschheits-

prinzip zugrunde!" „Es" — also dieses falsche Menschheitsprinzip — „war die Abirrung von alledem, was den Wahrheitsgehalt der Religion, was den innersten Kern auch unseres deutschen Humanismus ausmacht." — „Die Betäubung innerer Leere in den Vergnügungsstätten." „Das Volk einzuschläfern mit den Surrogaten des kapitalistischen Kulturbetriebs." — „Der köstliche Stoff, die bildungsfähige und bildungswillige Seele wächst uns in die Hände." — „Das Kapital regelt seine Beziehungen zur Literatur vom Standpunkte der Kapitalsanlage aus." — „Der großkapitalistische Verlegertyp spekuliert mit Luxusdrucken." — „Die wissenschaftliche Literatur schwankt zwischen fachlichem Spezialistentum und falsch popularisierenden Tendenzen." — „Die wirtschaftliche Lebensform der Gesellschaft ist mit der Massenherstellung von Kultursurrogaten verbunden". — „Die Auseinandersetzung mit der bisherigen Produktions- und Vertriebsform der Kulturgüter." —

Nun wir geben Herrn Hofmann recht, daß die Auseinandersetzung mit den „Formen" manchmal eine recht mißliche Sache ist, und es überrascht nicht weiter, wenn nun Herr Hofmann entdeckt, daß „die Afterliteratur auf dem Nährboden der Sinnes- und Geistesverkümmerung wächst".

Wir bedauern nur, daß aus den vorgehenden Blüten des Hofmannschen Stils nicht ohne weiteres zu ersehen ist, ob er nun zu den sprachlich und begrifflich Geförderten oder nur zu den Empfänglichen gehört, die eine Seite Lessingscher oder Goethescher Prosa mit Gewinn zu lesen vermögen.

Das ist der Geist, der die persönliche Beratung des Lesers erfunden zu haben vorgibt. Das ist der Meister der „Qualitätsarbeit", der nun die Nation mit ihrer nationalen Literatur zusammenzufügen sich berufen glaubt: durch die Wenigen auf die Vielen! —

Möchten nun endlich auch die ehrlichen Volksfreunde, die der Trug der großen Geste bisher noch gefangen nahm, einsehen, daß es sich hier um keinerlei Fachangelegenheiten handelt, sondern um eine tragikomische Wiedertäuferbewegung, die aus dem Machthunger geboren ist, die durch ihren Reichtum an schillernden Phrasen die oberflächlichen Beurteiler besticht, die Idealisten durch ihr Pathos überrumpelt, aber der Bewurzelung im Ethischen durchaus entbehrt.

Die Bibliothekskurse der Zentrale für Volksbücherei und die öffentliche Bücherei.

Von Bibliothekar Dr. Pieth-Charlottenburg.

Die Lösung der hohen Aufgaben der modernen öffentlichen Bücherei bedingt die bestmögliche Ausbildung des gesamten Personals. Zahlreich sind die Variationen der Volksbücherei von den kleinen Einrichtungen mehr familiären Charakters bis zur allgemeinen öffentlichen Großstadtbücherei. Die moderne Bücherei ist „Verkehrsbücherei". Dieser Charakter unterscheidet sie, die „eine Tätigkeit mit umfassendem Zweck" voraussetzt, von der alten Bibliothek, der „Archivbücherei". Diese Zweckbestimmung der öffent-

lichen Bücherei ist freilich noch vielen etwas Neues. Darum weist der Leiter der Zentrale für Volksbücherei in dem Vorworte zu dem Sammelbande „Die öffentliche Bücherei" ausdrücklich darauf hin: „aus einer Angelegenheit der Gelehrten und ihrer Anverwandten wird die Bücherei eine Angelegenheit des öffentlichen Verkehrs. Das entspricht dem heutigen Begriff des Wortes, das seit Luther und Opitz zunächst eine nicht ganz einwandfreie Übersetzung für 'Bibliotheken' war".

Sollen Buch und Büchereiwesen nicht Instrument vorzüglich einer kleinen Kaste sein, sondern tatsächlich der Erreichung eines gemeinsamen Zieles, der kulturellen Förderung des Gesamtvolkes dienen, so gibt es nur den Weg, den Stephani in seiner Nationalbibliothek bereits vorzeichnete, den zielbewußten Aufbau des Grundtyps der allgemeinen öffentlichen Bücherei, zu dem auch eine Reihe von älteren Büchereien, die früher „rein wissenschaftliche" Bibliotheken zu sein sich rühmten, bereits übergegangen sind.

Die Doppelaufgabe: für den Dienst an solchen, die höchsten Anforderungen stellenden allgemeinen öffentlichen Büchereien und andererseits für den mittleren Dienst an ausschließlich wissenschaftlichen Bibliotheken gutgeschulte Kräfte heranzubilden, hat die Zentrale für Volksbücherei übernommen. Die Zentrale wurde im Mai 1915 als Abteilung des „Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht" begründet „in der Ueberzeugung, daß an der Ausbildung des öffentlichen Bücherwesens und der in ihm liegenden Erziehungsmöglichkeiten ein gut Teil der Zukunft unseres Volkes hängt". Die Aufgabe der Zentrale kommt in den ihr gegebenen Namen nur zu einem Teil zum Ausdruck. Es wäre m. E. konsequenter gewesen, wenn das Institut den Namen „Zentrale für öffentliche Bücherei" trüge. Dieser Begriff hätte als der weitere beide Gruppen von Bibliotheken in sich einbegriffen.

Als Zweck der Zentrale gibt das vorliegende als Manuskript gedruckte Bändchen „Die Bibliothekskurse der Zentrale für Volksbücherei" an: „Wege zu weisen und Hilfe zu leisten, um das Bücherwesen von der kleinsten Volksbücherei bis zur großen öffentlichen Bücherei zu entwickeln". Zur Lösung dieser Aufgabe dient einmal eine gediegene Materialsammlung, die eine kritische Beurteilung der praktischen und technischen Fragen des Büchereiwesens ermöglicht, zum andern eine planmäßige Vorbildung des Personals für den mittleren Dienst. Der umfassende Lehrplan, der in vier aufeinander folgenden Semestern auf seminaristischer Grundlage zur Ausführung gelangt, erstreckt sich auf die vier Hauptrichtungen: Bibliotheksverwaltungslehre und Technik, Bibliographie und Buchwesen, wissenschaftliche und literarische Vorträge, sprachliche Kurse und Uebungen. Die dem Büchlein beigegebene Systematik des Bibliothekswesens von P. Ladewig veranschaulicht den großen Komplex der insgesamt für das Büchereiwesen in Frage kommenden Aufgaben. Daß dem Gesamtunterricht der höhere Gesichtspunkt der einheitlichen Grundform der Bücherei als „der öffentlichen Bücherei" zugrunde gelegt wird, muß für jeden in die modernen Bibliotheksprobleme tiefer Eingedrungenen, er mag sich im Streite der Meinungen in Einzelfragen so oder so stellen, einen wesentlichen Fortschritt bedeuten.

Ueber Aufnahmebedingungen und Anmeldung, Gebühren und Lehrplan den Unterricht, den Apparat und das Heim, das in zwei Plänen und vier Bildern auch graphisch veranschaulich ist, finden die Leser des Bändchens das Wesentliche in den einschlägigen Kapiteln. Eine Musterbücherei wird binnen kurzem ein reiches Studienmaterial zur Verfügung stellen können. Die technische Seite des Bibliotheksbaues, der Bibliothekseinrichtungen sowie des Büchereiverwaltungsdienstes wird in einer Sammlung von Bauplänen, Zeitungen, Formularen und Mustern durch den Apparat gepflegt. Zu Ostern 1918 standen für den Unterricht zur Verfügung: 2770 Bde. bibliothekswissenschaftlicher Fachliteratur, ungerechnet die 500 Bibliotheks- und Buchhändlerkataloge und die Broschüren, dazu die rund 3000 Bde. der Deutschen Unterrichtsausstellung (Jugendbibliothek) sowie billige Reihenschriften mit 2800 Bdn. und Heften. Das Heim, in dem die Kurse in der Zentrale für Volksbücherei abgehalten werden, umfaßt u. a. einen geräumigen Schulsaal, den Bibliotheks-

saal, den großen Vortragssaal, der bis zu 110 Personen aufzunehmen vermag, die Buchbinderei und die Räume der künftigen Volksbücherei, die im Anschluß an die buchkritische Abteilung als Musteranstalt gedacht ist. Der Lehrkörper umfaßte in den Jahren 1916—18 achtzehn Lehrer.

Die in den Kursen erworbenen Kenntnisse in Verbindung mit einer zweijährigen praktischen Tätigkeit an einer der im letzten Teile des Bändchens aufgeführten Büchereien berechtigen die Teilnehmer zur Meldung für die Diplomprüfung. In der Berechtigungsfrage ist auch in der letzten Fassung des Erlasses nicht auf die großen Variationen gerade auf dem Gebiete der öffentlichen Büchereien eingegangen worden. Der mittlere Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken und der volle Dienst an Volksbüchereien sind für jeden Kenner inkommensurable Größen. Das betont an anderer Stelle[1]) auch Ladewig: „Wer mit öffentlicher Bücherei und Volksbücherei ernstlich zu tun gehabt hat, weiß, daß der mittlere Dienst an der wissenschaftlichen Bücherei und der volle an der Volksbücherei nicht im geringsten identisch ist; nicht einmal soweit Mechanismen in Betracht kommen, besteht identische Voraussetzung, geschweige mindere Position der ihre Leistungsfähigkeit entsprechend geführten 'Volksbücherei'. Das Gegenteil ist der Fall.“

Der Abdruck jenes Erlasses vom 24. März 1916 betr. die Diplomprüfung und die Vorschriften über die Annahme von Praktikanten an wissenschaftlichen und an Volksbibliotheken beschließen die gut orientierende Schrift.

Es geht bei den Büchereierörterungen längst nicht mehr um Dinge, die nur die Zunftkreise berühren, sondern um das zielbewußte Beschreiten eines Weges, der mit zur einheitlichen Entwicklung des Gesamtvolkes führt. Eine früher ungeahnte Entwicklungsmöglichkeit ist heute der allgemeinen öffentlichen Bücherei gegeben. „Die Volksbildung“ hat ihren amtlichen Vertreter an der Spitze eines Ministeriums. Die öffentliche Hochschule und die öffentliche Bücherei werden gemeinsam Hauptträger des kulturellen Fortschrittes für die erwachsene Bevölkerung. Mögen sie in engste Wechselwirkung zueinander treten! Ein reicher Strom von Anregung wird von den Vorträgen und Uebungen der Hochschule ausgehen; sie werden vor allen das Wertbewußtsein zu stärken haben, das dem Lesen den tieferen Gehalt gibt und damit die Lektüre erst zu einer wahren Bildungsförderung macht; der öffentlichen Bücherei aber bleibt es vorbehalten, solche Anregungen durch die Bereitstellung und rechte Vermittlung ihrer Bücherschätze zu wirklichen Kenntnissen und Erkenntnissen auszubauen. Erst das intensive Studium vermittelst des Buches verdichtet die in den Vorträgen empfangenen Eindrücke zu einer festgefügten Vorstellung. Neue Fragen aber werden beim Lesen auftreten und so die Wechselwirkung zwischen öffentlicher Hochschule und öffentlicher Bücherei in stetem Fluß halten und damit auch die heiß umstrittene „Bildungsfrage“ einer Lösung entgegenführen.

Volksbildungspflege in Lippe.

Von Professor Dr. Anemüller, Direktor der Landesbibliothek in Detmold.

Der neugewählte Landtag des ehemaligen Fürstentums Lippe, der unter seinen 21 Mitgliedern elf Sozialdemokraten, vier Demokraten und sechs Deutschnationale zählt, hat in einer seiner ersten Sitzungen einen Antrag der sozialdemokratischen Partei einstimmig angenommen, nach dem der Sache der Volksbildung erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet werden soll. Geschehen soll dies durch die beschleunigte Einrichtung öffentlicher Lesestuben in den größeren Gemeinden des Landes und durch die Förderung der Wanderbibliotheken oder anderer Bildungsmittel in den kleineren Gemeinden. Ferner sollen der Bevölkerung überall gediegene Bildungs- und Unterhaltungsstunden bereitet werden.

1) Die Oeffentliche Bücherei S. 23.

Infolge dieses Antrages hat das Landespräsidium, das aus zwei Sozialdemokraten und einem Demokraten besteht, die Regierung angewiesen, auf die Gemeindevorstände in dem Sinne einzuwirken, daß sie diesen Bestrebungen pflichtmäßig ihre Aufmerksamkeit zuwenden und ihren Pflichten in angemessener Weise genügen. Die Volksbildungsarbeit soll bei der Gemeindeverwaltung guten Rückhalt finden und diese wiederum soll, „wenn sie schwach ist, Deckung beim Staate suchen“. Vorläufig allerdings, glaubt das Landespräsidium, würden die eigenen Mittel der Gemeinden ausreichen, da es nicht darauf ankomme, eine großzügige Organisation zu schaffen, sondern nur die Anfänge zu bilden, von denen später eine gesunde Entwickelung ausgehen könne. In erster Linie rechnet man auf eine Mitwirkung der Lehrer, aber auch jeder andere, der sich dazu eignet, ist willkommen.

Es ist höchst erfreulich, daß die neue Regierung gleich im Anfange ihrer Tätigkeit verspricht, sich des Volksbildungswesens mehr anzunehmen, als es bisher geschehen ist. Man wird vielleicht in ihren Anregungen noch ein fest umschriebenes Programm vermissen. Aber es wäre unrecht, darum sie zu tadeln. Denn in der Tat kann auf diesem Gebiete ohne freiwillige Arbeit, die gern und aus warmem Interesse an der Sache geleistet wird, nichts Bleibendes geschaffen werden. Anderseits wiederum würde es gewiß verkehrt sein, wenn man dieser freiwilligen Arbeit alles überlassen wollte. Man denke sich die Flut von minderwertigen Darbietungen, die sich bei den geplanten Unterhaltungsabenden über das Land ergießen könnte, wenn diese zwar behördlich gefördert, vielleicht sogar mit Geld unterstützt, aber nicht streng und mit Bedacht von dazu berufenen, sachkundigen Persönlichkeiten überwacht würden. Also eine gewisse Organisation auf Grundlage der freiwilligen Tätigkeit vieler müßte geschaffen werden, um Zeit, Geld und Arbeit nicht unnötig zu vertun. Und da der gute Wille vorhanden ist, so darf man ja wohl hoffen, daß eine solche Organisation auch zustande kommt.

Am zweckmäßigsten würde jedenfalls die Bildung kleiner Verbände von nahe beieinander liegenden Ortschaften sein, deren Vertreter sich über die den einzelnen zuzuweisenden Veranstaltungen leicht verständigen könnten. Geeignete sorgsam gewählte Vorträge, Vorlesungen von Werken oder Stücken von Werken, die dem Verständnisse der Zuhörer angepaßt sind, kleine Bilderausstellungen zur Erläuterung der Vorträge, Lichtbilder, vielleicht auch, wenn die Mittel und die technischen Vorrichtungen es gestatten, Lichtspiele würden in Aussicht zu nehmen sein, letztere womöglich unter Anschluß an den Bilderbühnenbund deutscher Städte. Vor allem aber — und das ist sicher eine Hauptaufgabe solcher Veranstaltungen — müßte auf die Verbreitung und richtige Benutzung guter Lektüre immer wieder hingearbeitet werden. Seit 1912 besteht in Lippe eine staatlicherseits ins Leben gerufene Wanderbibliothek, die jetzt schon einen Bestand von mehr als 15000 Bänden umfaßt. Der Krieg hat ihre Wirksamkeit vielfach gestört, immerhin werden von ihr schon jetzt gegen 60 Ortschaften mit Büchern versorgt. Je umsichtiger aber die Volksbildungs- und Erziehungspflege auf die oben angedeutete Weise betrieben wird, um so intensiver wird dann auch die Verbreitung und die Wirkung der Bibliotheken sein können und müssen.

Es sind erst Anfänge, die zu dem großen Werke einer durchgebildeten Volksfürsorge hier gemacht oder gar erst nur geplant worden sind. Aber soweit man es jetzt beurteilen kann, steht zu hoffen, daß diese Anfänge unter tätiger Mitwirkung der dazu berufenen Persönlichkeiten und bei verständnisvoller Unterstützung durch den Staat allmählich zu segensreichen Ergebnissen führen werden.

Berichtigung.

In dem Aufsatz von Paul Ladewig „Bildungspflege durch kleinste Bücherei“ (Nr. 3/4) ist auf Seite 35/36 zu lesen: So ergibt sich ihm die dreifache Gliederung in Kunst, Kitsch und Schund, wobei

in Gestalt des Winkels **a m c** eine höchst interessante Inkongruenz entsteht, auf die wir später noch zurückkommen. Hier sei, ehe wir zur besonderen Anwendung dieser allgemeinen Sätze auf die Filmbelletristik übergehen, nur noch festgestellt, daß also Kitsch und Schund sowohl vom Standpunkte des Naturmenschen aus, wie von dem des künstlerischen Menschen, aus Entartungsformen zu sein scheinen, **daß der Volkserzieher jedoch nur den Schund als solche anerkennt, während er den Kitsch als (entwicklungsgeschichtliche) Uebergangserscheinung ansieht.**

Berichte über Bibliotheken einzelner Städte.

Die Städtische Zentralbibliothek zu Dresden zählte am Ende ihres 8. Betriebsjahres 1917 47993 Bände und eine Jahresausleihe von 273132 Bänden, wovon auf die Unterhaltungsliteratur 144999 Bände fielen. Eingeschrieben waren 20244 Leser. Außer Sonderverzeichnissen zu verschiedenen Gedenkfeiern wurde ein Verzeichnis der Neuerwerbungen sowie ein Katalog der Schönen Literatur zum Druck gegeben. Die Zentralbibliothek verfügt über zwei Zweigstellen und außerdem über sechs Ausgabestellen in verschiedenen Vororten.

Die Bibliothek des Düsseldorfer Bildungsvereines erfreute sich auch im Jahre 1918 einer stetig wachsenden Inanspruchnahme: die Zahl der entliehenen Bände stieg von 39245 auf 61717, während sich die Benutzung der Lesehalle ungefähr auf der erreichten Höhe (rund 27000 Besucher) hielt. Auf jeden Kinderlesetag (Mittwochs und Sonnabends) entfielen durchschnittlich 50 Besuche. Der Bücherbestand erfuhr eine Bereicherung von 1294 Bänden. Die Unkosten des Vereins betrugen — einschließlich der Aufwendungen für die Vortrags- und Unterhaltungsabende — 20246,53 M., die Einnahmen 14221,26 M., sodaß ein Fehlbetrag von 6025,26 M. entstand, der aber zum größten Teile gedeckt werden konnte.

Nach dem Jahresbericht der Städtischen Bücher- und Lesehallen zu Düsseldorf für 1917/18 war auch dort, wie in den meisten anderen Orten die Benutzung eine sehr rege. Die sechs Bücherhallen verfügten über 62081 Bände, der Zuwachs belief sich auf 1255 Bände. Die Ausleihe sank von 530265 Bänden auf 426246, die Folge einer durch die Verhältnisse gebotenen zeitweiligen Schließung der Lesehalle VI. Von den ausgeliehenen Büchern gehörten 9,8 % der belehrenden, 19,57 % der Jugendschriftenliteratur, 70,79 % der belehrenden und unterhaltenden Literatur an. Jugendschriften, Zeitschriften und unterhaltende Bücher wurden, um den Bestand zu schonen, nur jeden 4. Tag umgetauscht. Die Zahl der Leseberechtigten betrug 19100, davon waren 46,15 % Frauen, 15,50 % Schüler der Volks- und Mittelschulen, 7,07 % der höheren und Fachschulen. Die Lesehallen wurden von 51352 Personen besucht. Infolge zahlreicher Einberufungen war ein Rückgang gegen das Vorjahr zu verzeichnen. Der Haushaltsplan der Städtischen Bücher- und Lesehallen sah für das Berichtsjahr eine Gesamtsumme von 72000 M. ausschließlich der Einnahmen vor, der neue Haushaltsplan schließt mit 75900 M.

Nach dem durch Umdruck hergestellten Jahresbericht der Städtischen Bücher- und Lesehalle in Hagen für 1917/18 stieg der Bücherbestand von 15410 auf 17218 Bände, die Zahl der Leser auf 6133. Eine Folge des

Krieges war das bedeutende Ueberwiegen der Leserinnen. Ausgeliehen wurden 116203 Bände, dazu in den beiden Zweigstellen 20553 Bände. Der Besuch der Lesehallen ging aus bekannten Gründen zurück, dagegen herrschte in der Kinderlesehalle während der Wintermonate ein außerordentlicher Andrang. Die von der Leiterin der Bücherhalle Frau Hanna Reyelt übernommenen Geschäfte der Zentralberatungsstelle für das öffentliche Büchereiwesen der Provinz Westfalen haben erheblich zugenommen. Ein von der Berichterstatterin ausgearbeitetes Bücherverzeichnis, das die kleineren und mittleren Bibliotheken der Provinz im Auge hat, soll künftig bei der Neueinrichtung und bei dem Ausbau solcher Anstalten als Richtschnur dienen. Die aufgeführten Bücher sind mit kurzen Charakteristiken versehen. Im Winter 1918/19 wurden zum ersten Male von der Leitung der Bücherhalle Vorträge veranstaltet, die als ständige Einrichtung in den Arbeitsplan der Bibliothek aufgenommen werden sollen.

Die Benutzung der Städtischen Bücherhalle zu Neumünster führte nach dem handschriftlichen Bericht des Leiters Prof. Schnoor im Jahre 1918 zu glänzenden Ergebnissen. Der Bücherbestand erreichte die Höhe von 24956 Bänden (1917: 24057), davon gehörten 12146 Bände der unterhaltenden Literatur an. Die Gesamtzahl der Leser belief sich auf 1731, die Gesamtzahl der entliehenen Bände auf 85727, wovon 73217 auf die Unterhaltungsliteratur fielen.

Sonstige Mitteilungen.

Wissenschaftliche Aemter und die Kriegsbeschädigtenfürsorge. Anläßlich der drohenden Abtrennung großer Gebietsteile vom deutschen Reiche lagen den städtischen Verwaltungen in den letzten Wochen eine Reihe von Anträgen vor, die darauf hinausliefen, die Beamten, die in jenen Gegenden brotlos werden, in deutschen Verwaltungen einzustellen. Weitere Anträge wiesen darauf hin, daß in erster Linie die Kriegsbeschädigten ein Anrecht auf solche Posten haben. Ohne Zweifel liegt ein richtiger Kern in diesen Gegenvorstellungen, doch wird man sich davor hüten müssen, solche Aemter besonders wissenschaftlicher Art, die außer einem abgeschlossenen Studium eine sorgfältige jahrelange Berufsausbildung voraussetzen, mit Laien oder mit Personen zu besetzen, die ein Amt innehatten, daß nur gewisse wissenschaftliche Anklänge an das zu bekleidende Amt aufweist. Kurpfuscherei ist ein übles und für die Betroffenen, d. h. in diesem Falle für die ganze Bürgerschaft, ein höchst kostspieliges Geschäft! Gegen solche Experimente wandte sich kürzlich eine Entschließung der Berufsorganisation der wissenschaftlichen Beamten der deutschen Archive, Bibliotheken und Museen, die fordert, daß derartige wissenschaftliche Berufsämter auch an städtischen Anstalten anläßlich der verlangten Gehalts-Gleichstellung mit den staatlichen Beamten restlos mit wirlichen Fachleuten, die mitten in der Praxis der Bibliotheken, Archive usw. stehen und eine mindestens zweijährige systematische Berufsausbildung genossen haben, besetzt werden — also nicht mit Außenseitern wie (pensionierten) Oberlehrern oder Privatgelehrten. Da einzelne Verwaltungen in Unkenntnis der Gefahren, die in einer solchen Kurzsichtigkeit liegen, gelegentlich noch geneigt scheinen, die Bedeutung beruflicher Fachkenntnisse zumal auf dem Bibliotheksgebiete zu unterschätzen, sei auf diese Entschließung hier aufmerksam gemacht. Für die Kriegsbeschädigten bedeutet das keine Entrechtung, denn die Tatsache der Kriegsbeschädigung würde bei beruflicher Qualitätsleistung den Bewerber empfehlen.

Die **Kriegslesemappen-Vereinigung zu Wiesbaden**, über deren erfolgreiche Wirksamkeit bereits berichtet wurde (Bd. 18 S. 26) hat im Januar 1919 ihre Tätigkeit eingestellt, nachdem zuletzt noch eine größere Sendung nach Frankreich stattgefunden hatte. Im ganzen sind durch diese Stelle 2900 Postpakete mit über 650 000 Büchern oder zurechtgemachten Lesemappen in die Hände unserer tapfern Feldgrauen im Felde und in Kriegsgefangenschaft gelangt. Herr Heinr. F. Haußmann, der die Arbeit in nie ermüdender Ausdauer leitete und oft auch leistete, kann des Dankes vieler zehntausende sicher sein.

Die seit 1883 bestehenden **Städischen Volksbibliotheken in Kopenhagen** sind seit 1913 einer Neuorganisation unterzogen worden, die ihre Krönung in der Begründung einer Zentrale (Hovedbibliotek) gefunden hat. An die Stelle des Namens „Volksbibliotheken" ist nunmehr die Bezeichnung „Gemeindebibliotheken" („Kommunebiblioteker") getreten. Für die Zentrale hat man 1917 die altehrwürdige St. Nikolaikirche sehr zweckmäßig und geschmackvoll hergerichtet; sie umfaßt außer der Zentralbücherei noch das städtische Museum, eine Kreisbücherei und einen großen Vortragssaal. Die Kopenhagener Gemeindebibliotheken verfügten 1917/18 über einen Etat von 153 505 Kr., für Bücheranschaffungen standen 57 993 Kr. zur Verfügung. Es bestehen im ganzen 10 Ausleihebüchereien, 5 Lesesäle und 2 Kinderlesezimmer. Vorhanden waren 97 990 Bände. Tätig waren 51 Angestellte. Die Ausleihe wurde von 22 238 Lesern benutzt. Die Leihziffer betrug 900 869 Bände, die Leseräume benutzten 216 698 erwachsene Leser, 65 878 Kinder. (Beretning om Københavns Kommunes Folkebiblioteker i Aaret 1917—18.)

Zeitschriftenschau usw.

Lehrreiche Betrachtungen über den **Wert der Unterhaltungslektüre**, auf die die Bildungsbibliotheken nun einmal vornehmlich angewiesen ist, behalten immer ihre Bedeutung, wenn sie von feinsinnigen Literaturkennern herrühren. Anknüpfend an einen Ausspruch Herders, daß der Roman Poesie in Prosa sein müsse, weist Anton Bettelheim[1]) darauf hin, daß nicht nur die Gewohnheitsleser, sondern auch die erleuchteten Geister sehr viel milder urteilen. „Ein Kenner von der Strenge unseres David Friedrich Strauß konnte Vischer nicht verhehlen, daß er in Absicht auf Romane der stoffartigste, lebenslänglich 17jährige Leser der Welt blieb. Ein gleiches bekannte Darwin, der allabendlich die jüngsten Moderomane als Sorgenbrecher segnete: Beide in diesem Punkte einig mit Schiller, der nach der Lektüre an Rétif de la Bretanne Goethe sagte: ‚Mir, der so wenig Gelegenheit hat, von außen zu schöpfen und die Menschen im Leben zu studieren, hat ein solches Buch einen unschätzbaren Wert.' Himmelskost, wie den Don Quijote, Tom Jones, Manon Lescaut, Werther und die Wahlverwandschaften kann man nicht alle Tage verlangen; bescheiden wir uns deshalb zum regelmäßigen Zeitvertreib mit Hausmannskost, spüren wir mit Schiller in frisch und flott geschriebenen Alltagsgeschichten dem wirklichen Leben nach, gerade dann fehlts aber oft in Deutschland: wir haben viel zu viel Bildungsromane und viel zu wenig geborene anspruchslose Erzähler vom Schlage Wilhelm Hauffs, Spindlers und Hackländers; viel zu viel denkende Autoren und viel zu wenig nüchterne, genaue Maler der wirklichen Zustände." Bettelheim

---

1) Der Artikel, der 1896 in der Cosmopolis erschien, findet sich wieder abgedruckt in Acta diurna. Gesammelte Aufsätze. Neue Folge. (Wien, Das Hochleben) 1899, S. 64 ff.

beruft sich dann auf das Urteil George Elliots, daß die Palme des schlechten Romans den Deutschen gebühre. Auch Turgenjew, sonst ein treuer Verehrer deutscher Dichtung, habe diesem Verdammungsurteil beigepflichtet. Er verweist dann auf den gehaltvollen viel zu wenig beachteten Aufsatz über den realistischen Roman von Heinrich Homberger (in dessen Essays, Berlin, Geb. Paetel, 1892), der zu demselben Ergebnis gelangte. Nach ihm übertrifft der deutsche Romanschriftsteller an Bildung, Begabung, Fleiß und persönlichem Gehalt den ausländischen, das wirkliche Leben aber kennt er durchweg sehr viel weniger und infolgedessen überzeugen seine Erzählungen nicht. — Der Literaturkundige wird hierbei an den Rat denken, den der große Preußenkönig selbst gab, als er im 7jährigen Kriege eine längere Unterredung gewährte!

Nach den Mitteilungen für die Vereine vom hl. Karl Borromäus nahm im Jahre 1917, dem 3. Kriegsjahr, trotz hoher Anforderungen das äußere Wachstum der Vereine einen bedeutenden Aufschwung, auch das innere Leben erstarkte in vielen Vereinen, und die Bibliotheken hatten Mühe, das gewaltig gestiegene Lesebedürfnis zu befriedigen. Die Kriegsarbeit, die Versorgung der Truppen mit Lesestoff, ging wie in beiden vorhergehenden Jahren weiter. Die Mitgliederzahl nahm im Berichtsjahre außerordentlich zu. Sie stieg um 52266 zu der noch nicht dagewesenen Höhe von 300610 Mitgliedern. Die Zahl der Vereine wuchs um 38. Der Prozentsatz der Katholiken, die Mitglieder des Borromäusvereins sind, betrug im Verhältnis zur Gesamtzahl der Katholiken in den verschiedenen Bezirken 0,19 (Ulm)—2,81 % (Trier), ohne den Versand von Büchern an Truppen wurden 450097 Bände an Bibliotheken abgegeben. Abgesehen von Mitgliederversammlungen und anderen Konferenzen wurde vom 15.—17. Oktober 1917 der 6. Kursus für Leiter von Volksbüchereien abgehalten im Borromäushause zu Bonn abgehalten. Die Zahl der Teilnehmer, meist Geistliche und Lehrer, betrug 213. Ein ähnlicher Kursus fand in Essen vom 5.—7. November statt. Im ganzen bestanden 266 Borromäusbibliotheken mit einem Bücherbestande von 1661187 Bänden. Ausgeliehen wurden insgesamt 7140520 Bände. Unterstützt wurden die Büchereien aus staatlichen Mitteln mit 31849 M., aus kirchlichen mit 147249 M., aus privaten mit 9712 M., im ganzen mit 178810 M. Die Aufwendungen betrugen 238801 M., also 111750 M. mehr. Im Borromäushaus ist, wie zum Schluß bemerkt sein mag, eine Blindenbibliothek untergebracht, deren Bücher unentgeltlich versandt werden.

Neue Eingänge bei der Schriftleitung.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingehender, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen.

Block, Rudolf, Lehrer und Oberlehrer. Leipzig, Quelle & Meyer, 1918. (32 S.) 1 M.

Anknüpfend an eine Schrift von Muthesius „Die Einheit des deutschen Lehrerstandes“ und dessen Folgerungen z. T. als zu weit gehende ablehnend, verlangt B. ein vertrauensvolles Zusammenarbeiten der Oberlehrer und Volksschullehrer, ohne damit die Unterschiede zwischen diesen beiden Ständen verwischen zu wollen. Jürges.

Brandi, Karl, Deutsche Geschichte. Berlin, Mittler u. Sohn, 1919. (295 S.) 10,50 M., geb. 12 M.

Das aus Frontvorlesungen hervorgegangene Buch des namhaften Historikers ist ein geistvoll und mit nicht geringer Stilkunst unternommener Versuch, gebildeteren Lesern die Hauptsachen unserer geschichtlichen Entwicklung lebensvoll vor Augen zu führen. Was der Verf. gibt, ist außerordent-

lich klar herausgearbeitet, auf der anderen Seite aber gestatten die großen Umrißlinien, in denen sich die Darstellung bewegt, nicht, auf irgend etwas, auch auf wichtige Vorgänge, näher einzugehen. Besonders gut sind Urzeit und Mittelalter behandelt, die Darstellung der neueren Zeit leidet unter der Vernachlässigung des Kulturgeschichtlichen, auch über weltpolitische Zusammenhänge, besonders der neuesten Zeit, erfährt der Leser nur wenig. Alles in allem aber ein Buch, das wegen der glänzenden Darstellung allein schon überaus anregend wirken muß. Sehr wertvoll sind die in den Anmerkungen enthaltenen bibliographischen Hinweise. G. F.

Dähnhardt, Oskar, Schwänke aus aller Welt. Für Jung und Alt herausgegeben mit 52 Abbildungen nach Zeichnungen von Alois Kolb. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1918. (154 S.) Geb. 3,60 M.

Eine vorzügliche Sammlung von Proben echten Volkshumors, deren neue, anscheinend unveränderte Auflage man gern begrüßt.

Faulhaber, Waffen des Lichts. 5. vermehrte Aufl. Freiburg i. B., 1918. (244 S.) Kart. 3 M.

Daß diese Sammlung der Kriegspredigten des Erzbischofs von München zu dem wenigen wirklich Guten gehört, das die religiöse Kriegsliteratur hervorgebracht hat, wurde schon bei früherem Anlaß ausgesprochen. Hier mag nur kurz hinzugefügt werden, daß es auch an äußeren Erfolg dem Buche nicht gefehlt hat, das für die so notwendig gewordene Neuorientierung unseres ganzen Lebens wichtig ist. E. L.

Finckh, J., Die Nerven, ihre Gefährdung und Pflege in Krieg und Frieden. 5. verm. Aufl. der „Nervenkrankheiten" von K. Gerster. München, Verlag der ärztl. Rundschau (Otto Gruelin) 1918. (64 S.) (Der Arzt als Erzieher Heft 3.)

Houben, H. H, Hier Zensur — wer dort? Antworten von gestern auf Fragen von heute. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1918. (207 S.)

Der Weltkrieg hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Zensur und ihre Handhabung gerichtet. Nach deutscher Art sind wir deshalb gespannt, Näheres über den Ursprung zu hören, der bekanntlich in die Entstehungszeit der Buchdruckerkunst zurückreicht. Damals war die Zensur ein kirchliches Institut, sehr bald aber griff sie auf das politische Gebiet über. Während der Periode der Aufklärung spielte sie eine bedeutende Rolle, aber auch noch die Anfänge des 19. Jahrhunderts stehen unter ihrem Zeichen. Der als Literaturhistoriker bekannte Verf. verfolgt die gewiß lehrreiche Geschichte der Zensur bis in die Zeit der Freiheitskriege.

Kervin, Francis, Aus meinem Tierbuche. Bern, A. Francke, 1918. (104 S.) Geb. 5,70 M.

Verfasser will — darin J. V. Widmanns gut gemeinten Anregungen folgend — der gefangenen Tierwelt mitfühlende Pfleger gewinnen. In origineller und echt volkstümlicher Weise macht er den Leser mit dem Leben und Treiben seiner Eulen, Falken, Dohlen usw. bekannt. Wegen seines kernigen Humors eignet sich das Büchlein besonders zum Vorlesen im Familienkreis und sonst. Vor allem aber möchte man es der reiferen männlichen Jugend empfehlen, um ihnen Verständnis beizubringen für die Freuden und Leiden der kleinen Tierkolonien, die wohl auch der Großstadtknabe nicht ganz wird entbehren wollen.

Kluge, Friedr., Deutsche Namenkunde. Hilfsbüchlein f. d. Unterricht. Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. (45 S.) Kart. 0,66 M.

Der deutschkundlichen Bücherei gereicht die vorliegende kleine Schrift eines ausgezeichneten Gelehrten und Wortforschers zur besonderen Zierde. Nacheinander handelt der Verf. über Familiennamen, Taufnamen, über die Benennungen der Länder, Orte und Flüsse sowie der Wochen- und Feiertage. Nachdenklichen Lesern aller größeren und mittleren Bildungsbibliotheken sei das inhaltreiche und gemeinverständliche Büchlein, das ein gewaltiges Stück deutscher Geschichte veranschaulicht, bestens empfohlen. E. L.

Kraepelin, Karl, Naturstudien im Garten. Plaudereien am Sonntag Nachmittag. Ein Buch für die Jugend. Mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim. 4. Aufl. durchges. v. C. W. Schmidt. Leipzig, Teubner, 1918. (175 S.) Geb. 4,80 M.

Ders., Naturstudien in Wald und Feld. Spaziergangs-Plaudereien, ein Buch für die Jugend. Mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim. 4. Aufl. durchges. v. C. W. Schmidt. Leipzig, Teubner, 1918. (172 S.) Geb. 4,80 M.

Der Hinweis auf eine Neuauflage dieser beiden längst beliebten, wertvollen Werke mag statt jeder weiteren Empfehlung genügen. Sie gehören längst zum eisernen Bestande jeder Volks- und Jugendbücherei. Sehr glücklich ist die Gesprächsform behandelt, in der sich die Darstellung bewegt. Der Herausgeber, der nach dem Tode Kraepelins für das Werk eingetreten ist, konnte sich auf verhältnismäßig geringe Aenderungen und Verbesserungen beschränken. G. F.

Kunzer, Georg, Bulgarien. Gotha, Fr. A. Perthes, 1919. (Perthes' kleine Länder- und Völkerkunde. Bd. 5) Geb. 5 M.

Die ausgezeichnete Sammlung, bei der zunächst die Balkanländer in den Vordergrund getreten sind, erfährt durch den vorliegenden Band eine wertvolle Bereicherung. Freilich war das ganze abgeschlossen, ehe es zum Abfall Bulgariens kam, aber der Inhalt des bei aller Knappheit der Darstellung reichhaltigen und von gründlichem Studium der kulturgeschichtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes zeugenden Buches wird dadurch wohl kaum berührt.

Lenk, Marg., Ein Kleeblatt. Erzählung für die reifere Jugend. 4. Aufl. Zwickau (Sachsen), 1918. (148 S.) Geb. 2,50 M.

Diese niedliche Erzählung berichtet von zwei jungen Mädchen, die zusammen mit einem kleinen Russen in gegenseitiger Freundschaft heranwachsen und auch im späteren Leben sich wieder zusammenfinden, als der deutsch-französische Krieg in das Leben der deutschen Menschheit tief eingreift. Für den modernen Geschmack ist die Geschichte zu wenig spannend und etwas zu weitläufig. Offenbar hat die Verf. mancherlei Erinnerungen aus ihrer eigenen Jugend diesem Büchlein einverleibt. E. L.

Lobedank, Die Geschlechtskrankheiten. 4. Aufl. Ebenda. (54 S.) (Der Arzt als Erzieher Heft 13.)

Diese Schrift ist, wie die von Finckh, Die Nerven, eine wertvolle gemeinverständliche Darstellung, deren Verbreitung im Interesse der Volksgesundheitspflege sehr erwünscht ist.

Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. 1,50 M.

Bd. 619. **Dacqué**, E., Geographie der Vorwelt. (Paläographie.) 1919. (104 S.); Bd. 627. **Machatschek**, F., Geomorphologie. (Allgemeine Geographie III.) 1919. (130 S.)

Neuauflagen: Bd. 62. **Heilborn**, A., Der Mensch der Urzeit. 3. Aufl. 1918. (102 S.); Bd. 372. **Rohr**, M. v., Das Auge und die Brille. 2. Aufl. 1918. (106 S.); Bd. 456. **Geissler**, E., Rhetorik. 2. Teil: Deutsche Redekunst. 2. Aufl. 1918. (119 S.); Bd. 418. **Bardeleben**, K. v., Die Anatomie des Menschen. Teil I: Zelle und Gewebe. Entwicklungsgeschichte. Der ganze Körper. 3. Aufl. 1918. (104 S.); Bd. 421. **Dasselbe.** Teil IV: Die Eingeweide. 3. Aufl. 1918. (92 S.); Bd. 423. **Dasselbe.** Teil VI: Mechanik (Statik und Kinetik) des menschlichen Körpers. 2. Aufl. 1918. (102 S.)

Die beiden neuerschienenen wie die in neuer Auflage vorliegenden Bändchen zeichnen sich sämtlich durch eine klare, dem Verständnis weiterer Kreise entsprechende Darstellung aus und sind Volksbüchereien unbedingt zu empfehlen. G. F.

Reventlow, Graf Ernst, Politische Vorgeschichte des Großen Krieges. Berlin, Ernst Mittler u. Sohn, 1919. (354 S.) 14 M., geb. 16,50 M.

Diese neue Veröffentlichung des bekannten Publizisten zeichnet sich durch die Fülle des verarbeiteten Materials und durch eine klare, übersichtliche Darstellung aus. Das Buch behandelt die politische Vorgeschichte des

Krieges, die von der Bildung der Entente cordiale bis zur Ermordung Franz Ferdinands reicht; ein zweiter Band, die diplomatische Vorgeschichte, von der Ermordung bis zum Ausbruche des Weltkrieges, soll bald erscheinen. Die Lektüre des Werks erfordert historisch-politisch unterrichtete Leser; die Ausführungen des Verfassers fordern selbstverständlich häufig die Kritik politisch anders Gerichteter heraus. G. F.

Spengler, Wilh., Sechs aus einem Dorf. Neue Kriegserlebnisse. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsh., 1919. (264 S.) Kart. 3,80 M.

Die frühere Schrift des Verfassers „Wir waren drei Kameraden" hat mit Recht allgemeinen Beifall gefunden. Das vorliegende Buch weist dieselben Vorzüge auf: einfach, wahr und gerecht schildert Sp., was ein Infanterist draußen erduldet und erlebt. Er stand damals in der 12. Kompagnie des 1. bayrischen Infanterieregiments und schildert die Erlebnisse in Nordfrankreich während der Zeit vom September 1914 bis Ende März 1915, d. h. den Marsch durch Belgien, die Kämpfe an der Somme und die Anfänge des Stellungskriegs. Die Glocken des Kölner Domes jubeln in der Frühlingsluft als er damals zurückkehrt. Im Hinblick auf jene herrlichen Monate nationalen Aufschwungs gesteht der Verf., daß bei dem Gedanken an die unendliche Reihe der Schrecken des Kriegs auch jetzt noch eine innere Stimme zu ihm spricht: „Dir war im Leben Glück beschieden, du hast ein Volk gesehen im höchsten Glanz seiner Kraft." Diese und ähnliche Erinnerungen werden allgemach wieder mehr in den Vordergrund treten, wenn wir erst die furchtbare Krisis überwunden haben werden, in der unser Volk sich jetzt noch befindet. L.

Staatsbürgerkunde. Arbeiten der zweiten Kriegs-Volksakademie des Rhein-Mainischen Verbandes zur Volksbildung. Berlin, Carl Heymanns Verlag, 1919. (202 S.) Ungeb. 6 M.

Der Band enthält neun Vorträge, die sämtlich im September 1917 in Heppenheim gehalten sind und behandeln die Beziehungen der Staaten zu wichtigen Problemen, die unsere Zeit bewegen wie zu den Fragen der Volkswirtschaft (Prof. Dr. R. Wilbrandt), der Sozialpolitik (Prof. Dr. E. Cahn), des Staatssozialismus (Dr. Heinz Marr), zur Volksbildungsfrage (Dr. R. v. Erdberg und Th. Bäuerle), des geistigen Lebens (Dr. H. Sinzheimer). Ueber den Gedanken des deutschen Staates handelt der einleitende Aufsatz von Dr. Carl Gebhardt, Deutschlands Weltstellung ist der das Buch abschließende Aufsatz von Dr. A. Hettner betitelt.

Seid der Väter wert! Ein deutsch-christliches Jahrbuch. Jahrg. 4. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1919. (220 S.) Geb. 4,30 M.

Dieses von W. Eckart und G. Schlipköter herausgegebene Jugendjahrbuch ist auch diesmal wieder mit Umsicht zusammengestellt und auch die Illustrierung ist mit der gleichen Sorgfalt vorgenommen. Der Geist der Treue zum Vaterland weht durch alle Erzählungen, Aufsätze und Gedichte, ohne jemals aufdringlich hervorzutreten. Um einige Namen zu nennen seien Gust. Schüler, F. Lüdtke, Lienhard, K. Hesselbacher, J. Gillhoff, Helene Brehm und Löns als Mitarbeiter angeführt. Dabei kommt trotz des furchtbaren Ernsts der Zeit und trotz der bewußt religiösen Haltung die Jugendfreude nicht zu kurz, und das ist nur in der Ordnung, wenn man der vielen Entbehrungen sich erinnert, die dem heranwachsenden Geschlecht lange Jahre hindurch auferlegt werden mußten.

Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung in Verbindung mit G. Bourgin, E. Ciccotti, E. Hanslick u. a. Herausgegeben von Ludo Moritz Hartmann. Gotha, Fr. A. Perthes. 1. Abt. Geschichte des vorderasiatisch-europäischen Kulturkreises. Bd. 1. Einleitung und Geschichte des alten Orients. Von E. Hanslick, E. Kohn und E. G. Klauber. 1919. 121 S. 5 M. Bd. 3. Römische Geschichte. Von L. M. Hartmann und J. Kromayer. 1919. (384 S.) 15 M.

Auf dies neue große Unternehmen, von dem bis jetzt erst Bd. 1 und 3 vorliegen, kann hier zunächst nur ganz allgemein hingewiesen werden, ein-

gehendere Besprechungen bleiben vorbehalten. Wenn Helmolts Weltgeschichte dadurch von anderen Darstellungen universalen Charakters abweicht, daß der Stoff nach rein geographischen Gesichtspunkten eingeteilt ist, so wird hier laut Ankündigung das Hauptgewicht durchgängig auf die Massenerscheinungen gelegt, auf das wirtschaftliche und soziale Moment, dem gegenüber die kriegsgeschichtliche und politische Einzelheit nur soweit herangezogen ist, wie zur Erläuterung der großen Entwicklungen notwendig erscheint. — Die Darstellung soll auf etwa ein Dutzend knappe, in sich abgeschlossene Bände verteilt werden. Das 19. Jahrhundert wird der Herausgeber L. M. Hartmann bearbeiten, der nicht nur als Historiker, sondern auch als deutsch-österreichischer Sozialist bekannt ist. Die beiden vorliegenden geschmackvoll ausgestatteten und mit guten Karten versehenen Bände, in denen ein ungeheurer Stoff mit sicherer Beherrschung verarbeitet ist, bilden eine außerordentlich fesselnde Lektüre. Die Darstellung ist im besten Sinne volkstümlich zu nennen. G. F.

Bücherschau und Besprechungen.

A. Bibliographisches, Populärwissenschaft etc.

Bartels, A., Weltliteratur. Eine Uebersicht, zugleich ein Führer durch Reclams Universal-Bibliothek. Erster Teil: Deutsche Dichtung. Leipzig, Phil. Reclam jun., 1918. (463 S.)

Die literarhistorischen Arbeiten des Verfassers sind in ihren vielen Vorzügen und in den ihnen anhaftenden Schwächen viel zu bekannt, als daß es nötig wäre, hierüber noch ein Wort zu verlieren. Jeden Unbefangenen wird es freuen, daß Bartels sich entschlossen hat, die Quintessenz umfänglicher Darstellungen hier in verkürzter Form einem weiteren Leserkreis zu unterbreiten. Den besonderen Anlaß dazu bietet die Aufforderung des Reclamschen Verlags, einen Ueberblick über die „Universal-Bibliothek“ zu geben. Daher beginnt dieser erste, die deutsche Dichtung umfassende Teil mit einer kurzen Geschichte der Universal-Bibliothek während der ersten fünfzig Jahre ihres Bestehens (1867—1917). Daraus erfahren wir, daß der erste Unternehmer und Herausgeber Ant. Phil. Reclam (geb. am 29. Juli 1807 zu Leipzig) einer alten hugenottischen Familie entstammt und erst Inhaber einer Leihbibliothek war, ehe er ein Verlagsgeschäft begründete und eine Druckerei erwarb. Im Gegensatz zu früheren ähnlichen Veranstaltungen brachte die Universal-Bibliothek von Anfang an grundsätzlich nur vollständige Werke und keine Auszüge, die alle einzeln käuflich waren. Das Unternehmen wandte sich also von vorn herein an das gesamte (gelehrte und ungelehrte) Publikum. Daß dabei zunächst der hartnäckige Widerstand der Sortimenter und Verleger zu überwinden war, die von dieser Verbilligung der geistigen Nahrung eine Bedrohung ihrer wirtschaftlichen Existenz befürchteten, ist durchaus begreiflich. Nur durch seine Zähigkeit, durch seine Klugheit in der Beurteilung der Verhältnisse und durch seinen gediegenen Geschmack bei der Auswahl vermochte der Herausgeber allmählich diese Gegenwirkungen zu überwinden. Der Enderfolg zeigte übrigens sehr bald, daß durch derartige billige Unternehmen nicht allein der Absatz teuerer Werke nicht zurückgeht, daß vielmehr ganz im Gegenteil erst durch diese wohlfeile Literatur weitere Kreise dem Buchhandel zugeführt werden. Bartels weist namentlich auf die ersten Monatsserien von je 10 Heften hin und erläutert an den Autoren und Titeln dieser Erstlinge die Großzügigkeit des Herausgebers, der, von anderem abgesehen, von Anfang an ein nahes Verhältnis zum Theater zu gewinnen wußte. Phil. Reclam, der am 5. Jan. 1905 verstarb, hat mit dem Erscheinen der 3000. Nummer noch den vollen Sieg seiner Universal-Bibliothek erlebt, die es gegenwärtig

bereits auf über 6000 Bändchen gebracht hat. Ein bedeutsames Stück Bildungsgeschichte des deutschen Volks liegt hier vor, das seinesgleichen sonst nicht mehr in der Welt hat. In diesen bittern Tagen des Zusammenbruchs, da alles wankt, was uns ehrwürdig, heimlich und traut war, mag es gerechtfertigt sein, das nachdrücklich auszusprechen. Auf die Art der Anlage der Bartelsschen Werke aber soll nach dessen Vollendung hier nochmals zurückgekommen werden. E. L.

Jahrbuch der Bücherpreise. Alphabetische Zusammenstellung der wichtigsten auf den europäischen Auktionen (mit Anschluß der englischen) verkauften Bücher mit den erzielten Preisen bearb. v. F. Rupp. XI u. XII. Jahrg.: 1916 u. 1917. Leipzig, Otto Harrassowitz, 1918. (430 S.) 18 M.

Im Sommer des vierten Kriegsjahrs wurde der vorliegende Doppeljahrgang fertiggestellt, der auch in seiner äußerlichen Erscheinung den Verhältnissen Rechnung trägt, indem er des flexiblen Einbands entbehrt, der es immer ermöglichte, jeden neuen Band sofort in Gebrauch zu nehmen. In der ganzen Anlage hat sich nichts geändert, aber man wird es dem Herausgeber nachfühlen können, daß bei der Bearbeitung der 79 Versteigerungen aus den Jahren 1916 und 1917, die berücksichtigt wurden, diesmal ganz besondere Schwierigkeiten zu überwinden waren. Von dem von einigen Stimmen der Kritik angeratenen Aufnahme auch der Preise der wichtigsten Werke der neueren und neuesten Literatur vor allem der modernen Luxusdrucke hat Rupp wiederum Abstand genommen, zumal für derartige Literatur in letzter Zeit Preise von ganz unberechtigter Höhe gezahlt worden seien, die jeder ernsthafte Bibliophile und Bücherkäufer verurteilen muß. Dann aber habe das Auktionswesen gerade in dem hier behandelten Zeitraum einen derartigen Umschwung angenommen, daß die Ausbeute an Werken der älteren Literatur sich kaum mehr habe bewältigen lassen. Das sind Gründe, die sich hören lassen, die aber doch nicht als durchschlagend gelten können. Verstehen wir den Herausgeber richtig, soll die Erfüllung des auch in diesen „Blättern" geäußerten Wunsches, der sich freilich weniger auf die Mitberücksichtigung von Luxusdrucken richtete, nur auf ruhigere und normalere Zeiten vertagt werden. Im übrigen überzeugt man sich schon beim Durchblättern des neuen Jahrbuchs von der Richtigkeit der eben mitgeteilten Beobachtung Rupps: in der Tat liegt diesmal ein ungewöhnlich reiches und seltenes Material vor. L.

Hermann v. d. Pfordten, Deutsche Musik auf geschichtlicher und nationaler Grundlage dargestellt. Leipzig, Quelle & Meyer, o. J. [1917]. VIII, 340 S. 8°. Geb. 9 M.

Hermann von der Pfordten hat es unternommen, durch die deutsche Musikgeschichte hindurch zu führen nicht nur erzählend, darstellend, sondern auch von einem bestimmenden Gesichtspunkt urteilend, indem er die Tonschöpfer und ihre Werke prüft auf ihre Deutschheit.

V. d. Pfordten ist bekannt nicht blos als Musikforscher, der mit seinem Gegenstande vertraut ist, sondern auch als Darsteller, der ihn mit innerer Wärme zu erfassen und diese dem Leser oder Zuhörer mitzuteilen weiß; Schreiber dieses ist ihm für manche hohe Stunde dankbar.

Er hat sich hier eine Aufgabe gestellt, die lohnend scheint, aber schwierig ist. Er wollte ein volkstümliches Werk schreiben; er muß beim Leser eine gewisse Kenntnis der bedeutendsten Werke der Musik voraussetzen — ohne die kann niemand ein solches Buch lesen — aber nicht die Kenntnis der Musikgeschichte, also muß er die erzählen; dabei muß er aber immer die Darstellung durchflechten oder durchbrechen mit Räsonnement: was ist an dem Tonsetzer und seinem Werk deutsch? und dabei muß er die Frage, was denn eigentlich das Wesen der Deutschheit, insbesondere in der Musik, ausmache, als im voraus beantwortet und muß sich selbst mit dem Leser stillschweigend einig ansehen.

Dieses Doppelziel gibt dem Buch eine gewisse Zwiespältigkeit; der Wunsch, für das Nationale zu werben, kann zu tönenden Worten verleiten, und dieser Gefahr ist der Verfasser nicht immer entgangen, wie denn auch bei der Kennzeichnung der einzelnen Tondichter Wendungen nicht fehlen, die mehr klingen als das Wesen charakterisieren. Jedoch ist die innere Anteilnahme und die Begeisterung des Verfassers so stark und überträgt sich derart auf den Leser — von Musikfreunden weiß ich es, und vom Neuling nehme ich es an — daß gegenüber diesen Vorzügen jene Bedenken zurücktreten müssen. C. Nbg.

Schäff, Heinrich, Südwärts. Aus den Reiseepisteln. Stuttgart, Strecker & Schröder, 1918. (127 S.)

In einem guten Dutzend richtiger, betrachtsamer „Episteln“, die noch in Friedenszeiten — ursprünglich an Freunde — geschrieben wurden, gibt der bekannte eigenwillige Malerpoet Heinrich Schäff nunmehr auch einem größeren Kreis Kunde von seinen Begegnungen mit dem genius loci einer Reihe von Städten und Landschaften der Schweiz, Tirols, Oberitaliens und der Riviera. Wer andere Reisebücher, etwa die in den „Zeitbüchern“ des Verlages Reuß & Itta erschienenen Balkanfahrten Schäffs kennt, der weiß, wie unterhaltsam es sich mit diesem beneidenswerten Besitzer eines „ledigen Wanderherzens“ reisen läßt. Schade, daß der plauderfreudige Diogenes seinem barocken Humor manches Allzubillige durchgehen läßt! Wie gut er übrigens sich selbst auf den Begriff zu bringen vermag, dafür sind die folgenden Sätze bezeichnend, in denen er die ihm gestellte Frage beantwortet, ob — so legt er sie selbst zurecht — er „gegenüber einer eigenliebigen Einbildungskraft auf die Gegenstände, denen er begegne, Gewicht lege“: „An sich ein sehr großes! Wie weit das freilich in meinen Briefen zum Ausdruck kommt, möchte ich gerade nicht zugunsten des Gegenständlichen und insofern auch nicht zu meinen Gunsten beantworten. Leider — oder vielmehr auch zum Glück — wissen wir von den Objekten immer verdammt wenig, auch wenn wir uns noch so sehr in sie hineingeschlichen zu haben glauben. Und ein Schriftsteller, der sich so gerne seinen Launen überläßt wie ich, eignet sich am allerwenigsten dazu, die Wissenschaft zu bereichern, von der Faust behauptet, daß man nichts wissen könne, oder von der wir schon zu viel wissen. Ich bin ein Eindrucksmensch, der immer im Grunde nur hinter sich selber dreinläuft und den es leider oft mehr interessieren muß, wie die Dinge auf ihn, als wie er auf die Dinge wirkt. Denn die Gegenwirkung, die sich aus letzterem zu ergeben pflegt, hat Verfasser dieser Zeilen schon mehrmals mit Fleckenwasser, englischen Pflastern und anderen Reparaturmitteln feststellen können. Ich bin also ein Impressionist, der freilich nicht so viel blaue Farben verschwendet, wie es bei dieser Richtung üblich ist, aber doch wegen jedem Artischockenstumpen, der hinter ihm dreinfliegt, wegen jeder Katze, die ihm auf den Kopf fällt, und jeder zerrissene Hosen- und Herzklappe eine anständige Entschuldigung zugunsten des Weltalls in sich zu finden sucht und selbst den Anblick eines weißlackierten Mohren in der Via Prè mit Standhaftigkeit und Gottvertrauen erträgt.“ E. A.

Scharlau, M., (Magda Alberti), Kämpfe. Erinnerungen und Bekenntnisse. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsh., 1919. (282 S.) 5,50 M., kart. 6,50 M.

Die als Romanschriftstellerin bekannte Verfasserin erzählt in diesem Lebensroman von dem Elternhaus, das zusammenbricht, als der Vater als Schiffsarzt nach Amerika geht, um niemals wiederzukommen. Bei dem Großvater, einem Landmann von altem Schrot und Korn in Holstein findet die Familie ein neues Heim, bis die Mutter sich mit einem Lehrer verheiratet, dem bald darauf die Direktion einer Blindenanstalt in Kiel übertragen wird. Ebendort lernt die heranwachsende Tochter einen jungen Geistlichen kennen, der sich um ihre Hand bewirbt. Die junge Frau wird von den Bauern im Pfarrdorf ihres Mannes freundlich aufgenommen, später aber läßt sich dieser

als Schulinspektor nach Itzehoe versetzen. Das junge Ehepaar, dem anfänglich Kinderfreuden versagt sind, nimmt sich mit Hingebung der verwaisten Jugend an, und mehr wie eine Waise wird in dem Hause erzogen. Neben diesem anregenden Geplauder über die kleineren Freuden und Leiden des täglichen Lebens geht der Bericht über die geistige Not, in der sich die Verfasserin fortdauernd befindet, da sie schon von ihrer Mädchenzeit her eine besondere Neigung zur katholischen Religion in sich verspürt. Es gelingt ihrem Manne nicht, den inneren Widerspruch seiner Frau gegen das protestantische Bekenntnis zu überwinden, andererseits ist er großherzig genug, ihrer endlichen Konversion kein Hindernis in den Weg zu legen. Auch das einzige Kind folgt später diesem Schritt der Mutter und bereitet sich während draußen der Weltkrieg tobt, auf einer norddeutschen Universität auf seinen Priesterberuf vor. — Fragen des Glaubens sind zum großen Teil solche des Gefühls und darüber läßt sich nicht streiten. Die Verf. ist taktvoll genug, protestantische Leser nicht zu verletzen, wohl aber werden diese durchweg den Eindruck haben, daß bei ihr die Voraussetzungen für das Wesentliche im Glauben ihrer Väter durchaus fehlen. Jedenfalls aber kann man von dieser dem Manne gewidmeten Schrift, die eine Konversion rechtfertigen soll, keine objektive und vorurteilsfreie Würdigung der beiden Bekenntnisse erwarten, die hier gegeneinander abgewogen werden. E. L.

Schnee, Ada, Meine Erlebnisse während der Kriegszeit in Deutsch-Ostafrika. Leipzig, Quelle & Meyer, 1918. (197 S.) Mit 8 Taf. 3,20 M.

Wie auch der Krieg Deutschlands gegen eine vielfache Uebermacht schließlich ausfallen möge, gewahrt ist die deutsche Waffenehre in der Heimat, auf dem Meere und auf kolonialem Boden. Die Verfasserin braucht nicht zu fürchten, daß wir achtlos an den heldenmütigen Kämpfen vorübergehen werden, die in Afrika, vor allem aber in Ostafrika ausgefochten worden sind, wohl aber hat es uns bisher an zuverlässiger Kunde von den Taten der tapfern Männer gefehlt, die abgeschnitten vom Mutterlande und angewiesen auf die Hilfsquellen der Kolonie die langen Jahre hindurch bis zum endlichen Waffenstillstand durchgehalten haben. Mit um so größerer Genugtuung wird man die vorliegende Schrift begrüßen, der die Tagebuchaufzeichnungen einer deutschen Frau zu Grunde liegen, die als Gemahlin des Kaiserl. Gouverneurs sehr wohl in der Lage war, zuverlässige Nachrichten über die Ereignisse einzuziehen, deren Zeugin sie war. Auch ist ihr die Gabe der Beobachtung eigen, so daß wir eine gute Vorstellung von allen den Veranstaltungen bekommen, durch die es den deutschen Helden und der wackern schwarzen Schutztruppe möglich wurde, diese Besitzungen erfolgreich und nur Schritt für Schritt zurückweichend zu verteidigen. Wie ein spannender Roman liest sich dieses Buch, das innerhalb der Flut deutscher Kriegsliteratur seinen Platz behaupten wird, und dem man weiteste Verbreitung wünschen möchte. L.

B. Schöne Literatur.

Wehner, Marie, Kriegstagebuch einer Mutter. Leipzig, Otto Spamer, 1917. (119 S.) Geb. 2 M.

In dem Titel liegt beinah auch schon der ganze Inhalt. Was wohl jeder von uns miterlebte, was kaum an einem Hause vorüber ging, wird hier, vom ersten Mobilmachungstage an, auf kurzen Blättern herzlich, schlicht, aber doch großzügig und weitsichtig dem Leser noch einmal so recht eindringlich vorgeführt. Und eine Mutter, der von vieren zwei junge Söhne fielen, während der dritte in russischer Gefangenschaft schmachtet, und der letzte in Südwest interniert ist, findet am Schlusse doch die kraftvollen Worte: „Wann wird der hohe Tag kommen, der uns den Frieden bringt? Das Mutterherz möchte ihn auf den Knien erflehen. Das Deutsche Herz aber bäumt sich dagegen und ruft: Noch nicht! Es soll kein Waffenstillstand sein. Wir wollen den vollen gerechten Sieg für unser Deutsches Reich, damit es groß und machtvoll aus all der Drangsal hervorgehe. Wir sind es unserm verklärten Heldenheer schuldig, das Leben und Freiheit fürs Vaterland opferte." — So recht

ein Volksbuch sollte dieses kleine Buch werden, mit warmem Herzen zu lesen, wie sie aus wärmstem Herzen heraus geschrieben wurde.

v. Winterfeld-Platen, Leontine, Frau wundersüße! A. 8. Schwerin i. M., F. Bahn, 1918. (262 S.)

Die früh verstorbene Gräfin von Are hat den Heiligen gelobt und letztwillig verfügt, daß von ihren beiden Zwillingssöhnen Will und Kraffts, der eine geistlich werden und der andere die Grafschaft regieren und die verwaiste Cousine heiraten soll. Welcher von Beiden zur einen oder der anderen Rolle bestimmt ist, wird sich erst am einundzwanzigsten Geburtstage der Jünglinge entscheiden, an dem das in der Hauskapelle niedergelegte Pergament geöffnet werden soll. Inzwischen sind sie Beide in Liebe zur schönen Cousine entbrannt, nachdem diese aus dem benachbarten Kloster in das Grafenschloß eingezogen ist, um Ordnung in den verwilderten Haushalt zu bringen. Unter dem durch das Testament auferlegten Zwang leiden alle Beteiligten, schließlich aber merkt auch die kühle, für die Vettern schwesterlich empfindende Bonizetta, daß ihr Herz sich Will zuwendet. In aller Heimlichkeit nimmt Kraffts vor der Zeit Kenntnis von dem Inhalt des Testaments, das ihn zum Grafen einsetzt. Da er aber bemerkt hat, daß die beiden anderen sich gefunden, vertauscht er nach schwerem inneren Kampf bei der Eröffnung beim Lesen die Namen und verbrennt dann das Pergament, so daß Niemand vom frommen Betrug Kunde erhält. Die Geschichte hat mit Recht großen äußeren Erfolg gehabt, sie ist gut erzählt und beruht auf guter Kenntnis der Landschaft am Rhein und der Zeit (erste Hälfte des 14. Jahrhunderts), doch muß man einige Unwahrscheinlichkeiten mit in den Kauf nehmen. L.

Zahn, Ernst, Das zweite Leben. Eine Erzählung. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1918. 5,50 M.

In der langen Reihe der von E. Zahn veröffentlichen Romane, Erzählungen und Novellen ist die vorliegende Erzählung unleugbar eine der Schwächeren. Es wird darin das Leben eines zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilten Mörders nach verbüßter 25jähriger Gefangenschaft, die durch Begnadigung ihren Abschluß findet, geschildert. Dieses „zweite Leben“ verläuft unter den Hemmungen, die eine Anklage gegen die Gesellschaft bilden. Trotz größtem Fleiß und fast demütiger Bescheidenheit gelingt es dem Strafentlassenen nirgends sich festzuwurzeln, bis ein nambafter Lotteriegewinn ihn auf eigene Füße stellt. Von seiner im gleichen Vorurteil wie die übrige Mitwelt befangenen Schwester trennt er sich bald. Die heimliche Liebe zu einem tapferen und starkherzigen Mädchen wagt er nicht zu gestehen und kettet sich schließlich an ein verlorenes junges Wesen, das ihn verläßt und das er mit verstehender Güte zum zweitenmal auf sein Gütchen rettet. Seine soziale Tätigkeit an den Kindern seiner Umgegend bringt ihm schließlich doch Anerkennung und Hochachtung seiner Mitmenschen ein, und er stirbt als verehrter Wohltäter der Menschheit. Das Temperament der Erzählung ist kühl, die Darstellung etwas nüchtern und alltäglich, jedoch nicht ohne rührende Züge. Die Gestalt der Berta ist sogar eine der schönsten Frauengestalten, die Zahn geschaffen hat. R. R.

Verlag von Otto Harrassowitz Leipzig. — Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (S.).

20. Jahrg. Nr. 7 u. 8. Blätter Juli-August 1919.
für Volksbibliotheken und Lesehallen.

Herausgeber: Professor Dr. Erich Liesegang in Wiesbaden u. Professor Dr. Gottlieb Fritz in Charlottenburg. — Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig. — Preis des Jahrgangs (12 Nrn.) 4 M.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung und Postanstalt.

Oeffentliche Bildungspflege.

Von F. Plage-Frankfurt a. d. O.

Der Krieg hat uns genötigt, den Begriff Vaterland in einem ganz anderen und tieferen Sinne zu fassen als bisher. Menschenzahl und Volkskraft sind gesunken. Unsere Staatsgeltung ist unerhört geschmälert. Das Zweckgebilde des Staates selbst kracht in allen Fugen, und wir müssen uns die Frage vorlegen, ob wir nicht überhaupt den Staat höher geschätzt haben als das Volk und damit vergessen haben, auf welchem Boden der ganze Bau überhaupt ruht. Wir müssen uns darüber klar werden, daß alle vaterländischen Werte erst geschaffen werden durch die Arbeit unserer Volksgenossen in Vergangenheit und Gegenwart, und daß alles auf dem Spiele steht, wenn es nicht gelingt, den Wert unseres kostbaren Menschenbesitzes zu erhalten und zu mehren. Unser gesamter vaterländischer Aufbau wird davon abhängen, ob wir noch eine genügend breite und tragfähige Schicht von aufsteigenden Menschen in unserm Volkskörper vereinigen, und ob wir die Mittel besitzen, dieser Schicht den nötigen Anteil an den sichtbaren, wie an den unwägbaren Kulturgütern zu gewährleisten. Der sozialen Frage des Ausgleichs in Wirtschaft und Lebensspielraum tritt damit gegenüber die Frage des Bildungsausgleichs. Beides sind Lebensfragen des deutschen Volkes.

Die Einheitsschule ist nun nur eine Teillösung der Frage des Bildungsausgleichs. Für die geistige Fortbildung und die seelische Entwicklung der erwerbenden Volksschichten ist damit noch wenig gewonnen, und wir können nicht warten, bis das aus der Einheitsschule heranwachsende Geschlecht in den Gang der Volksgeschicke eingreift.

Noch werden weite Kreise unseres Volkes in das Erwerbsleben gezwungen, die früher jahrelang in der Hut der Familie dem Lebenskampfe entzogen waren oder ihre Bildung auf Schulen vervollkommnen konnten. Noch leben Massen abgedrängt von den nährenden und erziehenden Kräften der Scholle, suchen in Stuben ohne Liebe, in Höfen ohne Licht, in der Steinwüste der Stadt vergebens nach einer Heimat des Gefühls, fühlen sich als Ausgeschlossene einer Kultur, die nur um weniger Bevorzugter willen dazusein scheint. Sie kranken an ihrer Muße; sie erleben in der Berührung mit den gebildeteren Volksgenossen Fremdheit und Beschämung; ihnen fehlen die Erhebungen und Anregungen, die sie genießen dürfen ohne Reue; sie gehen in die Irre

und wenden sich schließlich den kurzlebigen Genüssen zu, um hier vollends seelisch zu verarmen. Nun steht die Gegenwart im Begriff, uns eine Arbeitslast von ungeheurer Schwere auf die Schultern zu legen, und schon darum wird das lebende Geschlecht alle Hilfsmittel des Geistes aufzubieten haben, um für diesen Druck seelische Stützen innerhalb der Persönlichkeit zu schaffen. Das Bevölkerungsproblem ist nicht nur ein Problem der Menschenzahl, sondern es ist ganz wesentlich auch ein Problem des Menschenwertes. Soziale Reform und Bildungsreform sind untrennbar miteinander verknüpft und fließen zusammen in eine große Lebensreform.

Die Schule in allen ihren Abstufungen kann die Last dieser Bildungsreform nicht allein tragen. Wir werden also ähnlich wie Amerika, Dänemark, Schweden Einrichtungen entwickeln müssen, die der werktätigen Bevölkerung zu gute kommen, für die ein lückenloser Schulbesuch über das vierzehnte Lebensjahr hinaus aus wirtschaftlichen Gründen nicht mehr möglich ist, und wir werden das umsomehr tun müssen, als wir in allen Gliedern des Volkes das gemeinsame Los eines engverbundenen Daseinskampfes zu tragen haben werden. Dabei wird es fürderhin nicht mehr möglich sein, daß unsere Schicksals- und Kulturgemeinschaft auseinanderfällt in eine gebildete Schicht und eine bildungsarme, daß ein Teil wertvoller Volkskräfte sich von der Allgemeinheit vergessen und verlassen wähnt und damit in die Tiefen sinkt, aus denen der gemeinschaftsfeindliche Zerstörungswille und die Staatsflucht emporsteigen. Für diese umfassende Aufgabe wurde die Bezeichnung „Bildungspflege“ geprägt, die ich als besonders glücklich und treffend vor diese Zeilen stelle.

In die Aufgaben der Bildungspflege haben sich Staat und Gemeinde zu teilen und zwar derart, daß im wesentlichen die Gemeinde als Unternehmerin, der Staat als Förderer auftreten wird. Diese Bildungspflege bleibt eine öffentliche auch dann, wenn einzelne Volksfreunde sie unterstützen oder private Körperschaften sich ihrer annehmen. Sie hat ihre Stellung zwischen der öffentlichen Wohlfahrtspflege und der Schulpflege und ist ihnen ebenbürtig und gleichberechtigt.

Es fehlt in Deutschland nicht an hoffnungsvollen Ansätzen in dieser Richtung. Welche Wirksamkeit aber die bestehenden Einrichtungen im Vergleich zu der riesenhaften Aufgabe entfalten können, läßt sich leicht entnehmen aus den Mitteln, die ihnen zur Verfügung stehen: Kaum der hundertste Teil des für das gesamte Schulwesen aufgewandten Betrages wird in Deutschland für das außerschulmäßige Bildungswesen verausgabt. Das ist natürlich unzulänglich. Es wird notwendig werden, auch die für die Bildungspflege aufgewandten Mittel als werbende Anlage innerhalb der Gemeinwirtschaft zu betrachten.

Der Eigenart des deutschen Bildungswesens entspricht es, daß bei uns die öffentliche Bücherei als Haupttragpfeiler aller auf Bildungspflege abzielenden Einrichtungen am frühesten und gründlichsten ausgebildet wurde. Sie steht im Mittelpunkte aller gleich gerichteten Veranstaltungen und tritt mit ihnen in lebendige Wechselwirkung. Sie

bildet für deren verwaltungsmäßige Aufgaben einen geeigneten Unterbau, sammelt und sichtet die einschlägige Literatur und dient ihnen als Archiv und Registratur.

Die bildungspflegliche Aufgabe der öffentlichen Bücherei ist eine dreifache: Darbietung des Stoffes, Beratung des Lesers, Erziehung des Volkes zum Buch und durch das Buch. Diese Aufgaben durchdringen sich gegenseitig und sind nur im Zusammenhange lösbar.

Die Verantwortung der Bücherei beginnt bei ihrer Stoffwahl, also bei ihrer Anschaffungspolitik. Es ist selbstverständlich, daß ihre Bücherwahl tendenzlos sein muß. Sie hat nach Maßgabe ihres Betriebsumfanges allen bauenden Geistern Heimatrecht zu gewähren und ist in der öffentlichen Meinung gerichtet, sobald feststeht, daß sie den Zwecken einer Partei oder einer religiösen Richtung vorzugsweise dient. Volkstümlich aber vermag die Bücherei nur zu werden, wenn sie für ein angemessenes Verhältnis zwischen den belehrenden und den unterhaltenden Schriften sorgt. Es darf nie vergessen werden, daß eine Bücherei keine Schule ist, und das sie an den Menschen auf einer andern Stufe der Urteilsbildung heran tritt als diese. Das nötigt sie, an Stelle des erziehlichen Machtworts den erziehlichen Takt zu setzen, der sich reifen oder reifenden Menschen gegenüber zurückhält und das Maß seiner Einwirkung der Einzelpersönlichkeit behutsam anpaßt, ohne das erzieherische Ziel aus dem Auge zu lassen. Es wird nicht übersehen werden dürfen, daß einem Teil der Leser das lückenlos und planmäßig belehrende Schrifttum zunächst verschlossen bleibt und nach der Kräfteanspannung des Berufslebens vorerst des Anreizes entbehrt. Aber die unterhaltenden Schriften sind die Schrittmacher der belehrenden. Gute Unterhaltungsschriften gewähren einen Einblick in die Strömungen der Zeit und in die Begebnisse der Vergangenheit und zwar oft leichter und anschaulicher als ein trockenes Lehrbuch. Wer Sinnen und Weben unserer deutschen Volksstämme kennen lernen will, wer hineinschauen möchte in die Seelenkunde fremder Völker, der muß zu den Werken der Dichter und Erzähler greifen. Die Erzählung ist das Lehrbuch des kleinen Mannes. Und man braucht nur hinzuweisen auf einen im besten Sinne sozialen Zweckroman wie etwa Poperts „Helmut Harringa“, um die erziehlichen Wirkungen aus den erzählenden Schriften nachzuweisen.

Umgekehrt kann auch ein Geschichtswerk von Treitschke oder Erich Marcks, eine erdgeschichtliche Plauderei von Pohlig oder eine Schilderung aus der Alpenwelt von Francé sehr wohl dem Kopfarbeiter Erholung von einseitiger Geistesanspannung gewähren. Die öffentliche Bücherei hat eben die Bedürfnisse des Geistes und des Gemüts zu befriedigen. Unterhaltung und Belehrung sind in ihr untrennbar, und auf ihrer gegenseitigen Durchdringung beruht gerade ihre volkstümliche Wirkung. Natürlich begründet diese Verbindung auch ihre volkserzieherische Verantwortung gegenüber dem Leser.

Eine Sammlung von Büchern ist eben noch keine Bücherei im Sinne der öffentlichen Bildungspflege. Hier heißt Bücherei vermittelnde

und sichtende Tätigkeit. Die volkstümliche Bücherei vermittelt nicht teilnahmslos zwischen Büchervorrat und Leserbedarf; sie dringt vielmehr prüfend in das Buch und den Leser. Sie erforscht sorgfältig die Leserwünsche und prüft sie auf ihre Berechtigung. Sie untersucht das oft unbestimmt schwebende Interesse des Lesers und seine Bildungsabsichten und bewahrt die ungeleitete Selbstbelehrung vor Irrwegen. Sie bedarf fachlich höchstgeschulter Ausleihbeamten, die verpflichtet sind zu unermüdlicher Buchprüfung, befähigt zu einem sichern Urteil in literarischen Dingen und angeleitet zu einer sorgfältigen Bewertung des Lesestoffes hinsichtlich seiner Zuweisung an die verschiedenen Leserkategorien. Sie bedarf gewisser Benutzungs- und Beratungshilfen, die den Bücherschatz dem Ungelehrten erst aufschließen. Der Bibliothekar der öffentlichen Bücherei muß ein sorgfältig wägender Volkserzieher sein, der sein Bestes täglich verschenkt, ohne vielleicht je im Einzelnen den Erfolg zu sehen. Aber seine erziehlichen Absichten müssen notgedrungen fehlgreifen, wenn sie nur vom Buch ausgehen und nicht zugleich den gesamten Seelenzustand des Lesers berücksichtigen.

So wird sich mit jeder Bücherei ganz ungesucht eine Beratungsstelle verbinden für alle, die in einer Frage der Bildung, der Berufsvorbereitung, des öffentlichen Lebens Klärung und Auskunft suchen. Sie hat ihren Rat unaufdringlich und unverdrossen auszuteilen und wird ihre Aufgabe erst dann als gelöst betrachten dürfen, wenn sie das Vertrauen der Bevölkerung gewonnen hat, und wenn diese sie aus freien Stücken zum Anwalt ihrer Nöte macht. Sie vermag diese Aufgabe zu lösen, weil sie durch die fortlaufende Aufschließung eines großen Bücherschatzes zu einer fast erschöpfenden Uebersicht über die tausenderlei Tatsachen und Begriffe des volkstümlich verwertbaren Wissens gelangt, dessen wohlgeordnetes Zentralgedächtnis sie darstellt.

Die Beratung des Lesers wird diesen dann immer wieder zu den buchmäßigen Quellen des Wissens hinzuführen haben. Die Erziehung zum Buche ist jedoch damit nicht erschöpft. Es gehört dazu vielmehr noch eine Reihe von besonderen Maßnahmen, die man unter dem Namen Buchpflege zusammenfassen kann.

Das Buch ist ein Kunstwerk auch als technische Schöpfung, die den Rahmen für die Werte des Inhalts bildet. Dem Leser muß es durchaus zum Bewußtsein kommen, daß ihm mit jedem Buche ein Sachwert und ein achtungsgebietendes Werk des menschlichen Fleißes, ein Kunstwerk in die Hand gelegt wird, an dessen Gestaltung der Scharfsinn vieler Geschlechter, Sorgfalt und Mühe vieler Lebenden mitgewirkt haben. Diese Verpflichtung des Lesers zur Schonung öffentlichen Eigentums, zur Erhaltung geschaffener Kulturwerte kann ihm nicht nachdrücklich genug eingeschärft werden. Die erziehliche Wirkung eines Buches hält nur solange vor, als es in gutem Zustande und sauber ist. Es verrät schon auf den ersten Blick, ob Benutzer und Besitzer seinen Wert noch hochhalten, oder ob es zu einem Gegenstande gleichgültiger Verrichtungen herabgesunken ist.

Die Aufgaben der Buchpflege müssen nun von den verschiedensten Punkten her in Angriff genommen werden und bilden einen mühevollen und peinlichen Teil der Büchereiarbeit. Aber eine rechtzeitig einsetzende und den Lesern gegenüber taktvoll gehandhabte Buchpflege trägt auch ihre Früchte. Sie gewöhnt die Leser an den Geist, dessen die Bücherei für ihr erzieherisches Ansehen bedarf. Sie schärft nicht nur das Verantwortungsgefühl des Lesers gegenüber dem öffentlichen Eigentum, sondern sie erzeugt auch in der ganzen Leserschaft trotz manchen peinlichen Zwischenfalls das Gefühl der Gemeinsamkeit. Das Vertrauen des Lesers zur Bücherei wird befördert, wenn er weiß, daß er in der Wahrnehmung der allen gemeinsamen Rechte und Pflichten an dem Schicksal und an dem Gedeihen der Bücherei beteiligt ist.

Endlich ist die Buchpflege nicht ohne Einfluß auf die Lesestimmung. Wohl mag der rein auf das Geistige eingestellte Leser seine Erhebungen auch aus dem abgegriffensten Büchlein zu schöpfen; aber ähnlich wie die gefällige Buchausstattung bereitet die gewissenhafte Buchpflege doch ganz wesentlich die feierliche Mußestimmung vor, aus der ein erbaulicher Lesegenuß quillt. So dient die Buchpflege auch dazu, den allesverschlingenden Stoffhunger in beschauliche Aufnahmefreudigkeit zu wandeln.

Denselben bildungspfleglichen Zwecken wie die öffentliche Bücherei, nur mit anderen Mitteln und Wirkungen dient auch die öffentliche Musterlichtspielbühne. Mit dem landläufigen Kino hat das volksbildnerische Lichtspiel nicht mehr gemeinsam als die technische Einrichtung. Gewissenlose Berechnung auf die Genußsucht und auf die niederen Triebe hat das gewerbliche Lichtspiel zu einer Volksseuche gemacht. Aber von seinen Auswüchsen gereinigt und volkserzieherischen Zielen untergeordnet, erlangt das Lichtspiel unschätzbaren Wert in der Hand des verantwortlichen Volksbildners. Es vermag Unbeschreibliches blitzartig aufzuhellen und vertieft das menschliche Gefühlsverhältnis zur Natur und zur Welt des wirklichen Geschehens oder des dichterisch geschauten Lebens. Also auch hier eine Beförderung des in unserm Stadtleben vielfach verkümmerten Gemütslebens. Um die belehrende Wirkung nun zu sichern, bedarf das bewegte Bild allerdings der Ergänzung durch das stehende Bild und das erklärende Wort, daß die Ergebnisse der Anschauung sprachlich und damit begrifflich festlegt.

Bücherei und Lichtspiel zusammen dienen also der Belehrung wie der Unterhaltung; in der großen Heim- und Heimatslosigkeit des heutigen Stadtlebens können Sie allein aber das Unterhaltungsbedürfnis der Massen nicht erschöpfend befriedigen; denn die Bindungen der Familie hat das Erwerbsleben gelockert, die Enge und Lieblosigkeit der Mietswohnung stößt den Menschen hinaus auf die Straße, in die Kneipe, auf die Rummelplätze, an alle Stätten, wo die Vergnügungsindustrie ihre lockenden Zelte aufgeschlagen hat. Hat doch selbst der Gebildete Stunden der Oede und Seelenleere, die er aus eigner Kraft nicht mit würdigem Inhalt zu füllen vermag. Die öffentliche Bildungspflege wird sich auch dieser Nöte anzunehmen haben und die weit-

gehendsten Veranstaltungen für eine würdige Volksunterhaltung zu treffen haben. Hier liegt es den erbaulichen Künsten, der Musik, dem Gesang, der Vortragskunst ob, unser Volk wieder an die feineren Reize und die tieferen Erlebnisse einer höher gearteten Geistes- und Empfindungswelt zu gewöhnen und seinen Geschmack durch musterhafte Darbietungen zu veredeln. Wieweit auch das Theater und die bildenden Künste hier im Umkreise der volkserzieherischen Maßnahmen den Zwecken der Bildungspflege zu dienen haben, möge im Rahmen dieser Ausführungen vorläufig einmal außer Ansatz bleiben. Einzubeziehen sind sie auf jeden Fall. Die Schwierigkeit ihrer Einordnung liegt nur in der örtlichen Begrenzung und der eigenwüchsigen Selbständigkeit der Bühnen und Museen.

Das krönende Stockwerk auf dem Gebäude der öffentlichen Bildungspflege ist nun die Volkshochschule. Diese tritt in keinerlei Wettbewerb mit den Universitäten. Von den Rechten der Gelehrtenschulen will sie kein Tüttelchen antasten, von ihren Pflichten keine auf ihre Schultern laden. Die Volkshochschule bedeutet keinen Einbruch in die unvergleichliche deutsche Gelehrtenkultur, keine Vervolkstümlichung der Wissenschaft oder der Forschung. Sie soll das Ansehen der Gelehrtenschule im Volk nicht schmälern, sondern heben. Aus dem Kreis der Gelehrtenschule müssen Brücken mancher Art zur Volkshochschule führen, und die Vertreter der reinen Wissenschaft werden ihr unentbehrliche und förderliche Mitarbeiter sein. Die Volkshochschule befaßt sich weder mit der Erziehung zum Staatsbürgertum, noch mit der Vermehrung der beruflichen Fertigkeiten und Kenntnisse; sondern sie stellt den politischen Arbeitsgemeinschaften und den Veranstaltungen zur beruflichen und fachlichen Förderung eine auf rein menschliche Ziele gerichtete Lerngemeinschaft gegenüber, in der Lehrende und Lernende zugleich geben und nehmen.

Jedem, der nicht als stumpfer Kümmerling abseits vom Leben steht, rollt der Tag Hunderte von Fragen zu: In der Welt der Kindererziehung und der Schule, der Gesundheitspflege und der Bodenfrage, im Verkehrsleben und in der Gemeinde, in der Rechtspflege und der Kunst. In dieser Vielgestaltigkeit des Alltagslebens heißt es sich zurechtfinden und einen ruhenden Pol in der eigenen Persönlichkeit bilden. Der Flut des Gedruckten und Gesprochenen heißt es ein eigenes Urteil gegenüberstellen, den Schlagwörtern und Tagesmoden, den Massensuggestionen gegenüber die Besinnung bewahren, das Wertvolle unterscheiden lernen von der vergänglichen Tagesware, das Gesunde vom Wurmstichigen, das Gemeinförderliche vom Gemeinschädlichen, das Sein vom Schein, die Wahrheit vom Truge, das Edle vom Gemeinen. Dazu soll die Volkshochschule dem Einzelnen verhelfen. Sie soll ihm helfen auf die Stimme in seinem Innern hören, nicht auf den Ruf des Nebenmanns und den Trompetenstoß der öffentlichen Anpreisung. Sie ist eine Schule der Gesinnung und der Urteilsbildung.

Aber sie ist auch eine Schule der Willensbildung. Viele sehen den Strom des öffentlichen Lebens an sich vorüberfließen; aber nur

wenige vermögen die Wogen mit kräftigen Stößen zu teilen, und selten wagt Einer, auch einmal gegen den Strom zu schwimmen. Der Schwächling schließt sich nie aus; aber die Persönlichkeit verträgt es, einsam zu sein. Unser Vereins- und Versammlungswesen wimmelt von Mitläufern; die wirklichen Mitarbeiter muß man suchen. Wie wenige verlassen sich im Wettstreit der Meinungen auf das angeborene Rechts- und Wahrheitsgefühl, und wie viele schauen nur nach den Wetterfahnen, die den Oberwind anzeigen.

Dabei ist allerdings nicht zu vergessen, daß viele zum Verstummen im entscheidenden Augenblick verurteilt sind, weil ihnen die Fechtkunst der gewandten und schlagfertigen Rede abgeht. Tausende von ursprünglichen Begabungen, von gesund und sittlich empfindenden Persönlichkeiten müssen im stummen Heerbann bleiben, können ihre Rechte nicht wahrnehmen, ihre Meinung nicht vertreten, ihren Willen nicht zur Geltung bringen, weil sie aus rein wirtschaftlichen Gründen zufällig die unbeschulten und ungeschulten Begabungen geblieben sind. Damit hier wertvolles Menschentum für die Allgemeinheit nicht verloren gehe, soll die Volkshochschule entbindend eingreifen, indem sie vor allen die Fessel der sprachlichen Hilflosigkeit sprengt. Das heißt nicht, daß sie eine Rednerschule sein soll, wohl aber eine Stätte für die Uebung in der freien Rede. Ihre Schüler sollen angehalten werden, ihre Gedanken schlicht und unmißverständlich auszusprechen, sie von den Schlacken der Unklarheit zu befreien, sie zurückzuführen auf die unbestechliche Anschauung und sie einordnen in die Welt der übergeordneten Begriffe. Sprachbildung ist Begriffsbildung. Wer nicht in seinem Sprachschatz das Bild der Welt in einer Summe von beziehungsvoll geordneten Begriffen in sich trägt, bleibt ein Spielball fremder Meinungen.

Urteisbildung und Willensbildung hängen also eng zusammen; sie bilden miteinander die entbindende Aufgabe der Volkshochschule; aber sie hat daneben noch eine bindende.

Wir sehen täglich die Rohheit und Gefühllosigkeit gegenüber den Empfindungen anderer Menschen, gegenüber der Tier- und Pflanzenwelt, gegenüber den Werken der Menschenhand und den ehrwürdigen Zeugen unserer alten Kultur. Das kommt daher, daß so viele das Gefühlverhältnis eingebüßt haben zu ihren Mitmenschen und Mitbrüdern, zu den Wundern der Natur und der überlieferten Kunst. Vermögen sie ja selbst die eigene Arbeit nicht mehr schöpferisch zu erleben; woher soll ihnen die Achtung vor fremdem Fleiß und Eigentum kommen? Die Volkshochschule hat nun diese Gemütswerte wieder zu beleben, auf denen letzten Endes die Liebe zum Vaterlande beruht. Sie soll den Menschen wieder binden in seiner Heimat und Umwelt, ihn hineinversetzen in die Geschichte des Vaterlandes, ihn verbinden mit der allen gemeinsamen Empfindungswelt unserer großen Dichter und Denker. Damit der Mensch sich gebunden fühle in einem gemütvollen Gemeinschaftsleben, muß ihn die Volkshochschule sehen und achten lehren auf die Wunder der Natur und der Kunst, auf die wert-

vollen Bräuche und Ueberlieferungen, auf den ganzen überkommenen Gemeinbesitz des deutschen Volkes an Empfindungswerten.

Gipfelt demnach die Bildung des Urteils und des Willens in der Pflege der Muttersprache, so wird die Gefühlsbildung auf eine Erziehung der Sinne, besonders des Auges and des Ohres hinauslaufen, auf eine Erziehung zum gefühlsbetonten inneren Schauen, zum Mitempfinden und Miterleben.

Damit stellt sich die ganze Aufgabe der Volkshochschule dar, als eine Erziehung zum reinen Menschentum, das in Freiheit und Bindung abliegt von allen Zwecken der platten Nützlichkeit und naturgeborener Selbstzweck ist.

Diese vielfachen Aufgaben der öffentlichen Bildungspflege bedürfen nun einer verwaltungsmäßigen Ordnung und Zuordnung, und diese ist das Gemeindeamt für Bildungspflege, dem der planmäßige Aufbau obliegt, die Einordnung in die volkserzieherischen Absichten der Ortsgemeinschaft. Sie bedürfen aber auch einer räumlichen Zusammenfassung, und diese ist das Volkshaus. Das Gemeindeamt für Bildungspflege sorgt für den einheitlichen Arbeitsplan; das Volkshaus sichert die erforderliche Arbeitsökonomie. Es ist nicht der Anfang der gemeindlichen Bildungspflege, sondern das Dach über den Kammern, die zuvor fertig gebaut sein müssen, ihre Lebensfähigkeit erwiesen und ihren Raumanspruch abgegrenzt haben müssen, ehe der Umbau erfolgt. Es ist besser, jahrelang behelfsmäßig zu arbeiten und Zelle an Zelle der öffentlichen Bildungspflege anschießen zu lassen, als in überstürzten Gründungen einen anspruchsvollen Rahmen zu schaffen, der dann wahllos gefüllt werden muß, damit die Stifter etwas für ihr Geld zu sehen bekommen. Erzwingen muß das Volkshaus das unabweisbare Bedürfnis, bauen muß es die Ortsgemeinschaft oder die werktätige Menschenliebe, erhalten muß es sich durch vernünftige Wirtschaft, aber gedeihen kann es nur die Kraft der Ideen, die in ihm wirken.

Vielfach sind also die Mittel und Wege der öffentlichen Bildungspflege; ihr Ziel ist nur eins: Innere Bereicherung der von den nationalen Bildungsmitteln abgedrängten Volksmassen durch Eingewöhnung in die Kulturgemeinschaft des deutschen Volkes.

Robinson.

Von Johanna Mühlenfeld.

Vor 200 Jahren, am 25. April 1719 erschien die erste englische Ausgabe des Robinson Crusoe. Sein Schöpfer Daniel Defoe, oder Foe, wie er eigentlich hieß, hatte — damals bereits 58 Jahre alt — die Nöte des menschlichen Daseins kennen gelernt in einem uns heute romanhaft anmutendem Leben. Als Geschäftsmann und Politiker ist er in Lagen geraten, die auf seinen Charakter ein eigentümliches Licht werfen. Dennoch ist er stets seiner Ueberzeugung treu geblieben,

ob er auf den Höhen des Lebens stand, oder der Verachtetste unter den Verachteten war. Was gerade heute uns an ihm abstößt, ist seine puritanische Spitzfindigkeit, diese Mischung von Frömmigkeit und praktischem Sinn, die eine Eigentümlichkeit des englischen Nationalcharakters ist, und die wir Deutschen in den letzten Jahren zu unserm eigenen Schaden, unter Bitternissen und Leiden, so gut kennen gelernt haben. Welche Dienste Defoe als Politiker seinem Vaterlande geleistet, gehört nicht hierher. Als Romanschreiber war er ungemein fruchtbar. Die meisten seiner Romane sind heute vergessen, trotzdem Literarhistoriker die lebendige Schilderung und kleinlich genaue Durcharbeitung rühmen. Sein Robinson Crusoe wirkt aber noch heute in ungebrochener Frische. Der Gebildete, der Mann aus dem Volke und die Kinder erfreuen sich heute an ihm, wie vor 200 Jahren.

Als Defoe sein Werk vollendet hatte, — es war eine Zeit des äußerlichen Tiefstandes für ihn — konnte er nur mit Mühe für sein Werk einen Verleger finden, der ihm dann ganze 10 Pfund Sterling dafür zahlte. Der Erfolg des Buches war geradezu beispiellos. Schon am 12. Mai erschien eine 2. Auflage, eine 3. am 6. Juni und im August eine 4. Auflage. Die erste Uebersetzung (ins Französische) kam im Jahre 1720 heraus, noch im gleichen Jahre die erste deutsche, erschienen in Hamburg bei Thomas van Wierings Erben. Es folgten Uebersetzungen in alle europäischen und viele außereuropäischen Sprachen. Die Araber stellten den Robinson unter dem Titel Dur el Bakul, Perle des Ozeans, neben ihre schönsten Märchen. Nachahmungen folgten auf Nachahmungen. Es gab einen böhmischen, fränkischen, niedersächsischen, französischen, schweizerischen, dänischen, russischen Robinson, einen buchhändlerischen, medizinischen, einen unsichtbaren, ja eine Jungfer Robinson. 1764 erschien er als Schulbuch für den jüdisch-deutschen Sprachunterricht. Bis 1908 zählt H. Ullrich, einer der bekanntesten Robinsonforscher unserer Zeit, 300 Ausgaben des englischen Originals (ohne Neuauflagen), 200 Bearbeitungen (ungerechnet die Bearbeitungen von Bearbeitungen), rund 290 Nachahmungen (ungerechnet deren Uebersetzungen und Bearbeitungen), 50 Pseudorobinsonaden, d. h. solche, die den Titel Robinson nur mißverständlich, oder als Aushängeschild benutzen, 30 Theaterstücke und Uebersetzungen in 30 Sprachen.

Wodurch läßt sich dieser ungeheure Eindrück erklären? Form, Fabel und ethischer Gedanke, alles wirkte zusammen, um ihm einen Leserkreis zu verschaffen, wie ihn kaum ein zweites Buch besessen hat. Die Form allein konnte diesen Erfolg nicht bringen, aber sie führte ihm Anhänger zu, die dem gewöhnlichen Buch mit Massenerfolg fehlen: Die literarisch Gebildeten. Sie genießen dies Meisterwerk der Weltliteratur heute noch, wie sich vor 200 Jahren die Kenner an ihm erfreuten. Aber der Kenner gibts nicht viele. Die Menge wurde herbeigelockt durch die Fabel. Leichthin betrachtet ist diese dürftig genug: Ein Mensch ohne besondere Gaben und Talente, ein armer Schiffbrüchiger, der jahrelang ausgeschlossen von jeder mensch-

lichen Gesellschaft auf einer Insel lebt, nur auf sich und seinen Erfindungsgeist angewiesen, um sein Leben fristen zu können. Doch gerade in dieser Dürftigkeit liegt ein Teil des großen Erfolges. Als einfacher Durchschnittsmensch wird Robinson vom Volke begriffen, es kann seinen Gedanken folgen, seine Handlungen sind ihm Selbstverständlichkeiten. Die Sprache des Buches hat die gewisse Umständlichkeit einfacher Leute. „Robinsons Phraseologie ist genau die eines auf dem Lande erzogenen Menschen, der keine grammatikalischen Fehler macht“ sagt ein älterer Biograph Philareth Chasles darüber. Wie ein Mensch aus dem Volke wiederholt er oft seine Gedanken, zählt Unbedeutendes mit großer Wichtigkeit auf. Einzelne Züge, wie seine wenig heldenhafte Angst, sein Verweilen und Behagen bei geschäftlichen Angelegenheiten, lassen auch den Spießbürger ihn als seinesgleichen erkennen. Durch die Genauigkeit, mit der er geringfügige Nebensächlichkeiten aufzählt, durch seine lebendige Kleinmalerei hat Defoe einen Grad der Glaubwürdigkeit erreicht, der ihm den Vorwurf eines Plagiators zugezogen hat. Er soll das Tagebuch eines Matrosen Selkirk mißbraucht haben, jedoch konnten dessen Erlebnisse ihm höchstens den rohen Stoff zu seinem Robinson geben.

Der Grundgedanke des Werkes ist, zu zeigen, was menschliche Tüchtigkeit, was unermüdliche Arbeit zu leisten vermag. Wir erleben, wie ein einzelner Mensch alle Entwicklungsstufen der Kultur durchläuft, wie er vom Höhlenbewohner zum Jäger, zum Ackerbauer, zum Städtegründer und Staatenbildner aufsteigt. Diese Darstellung fesselt den einfachen wie den gebildeten Menschen in gleichem Maße. Bei der Vorgeschichte, den Nebenhandlungen und späteren Erlebnissen Robinsons: seinen verschiedenen Schiffbrüchen, seiner Gefangennahme, der Flucht aus Saleh und seiner gefahrvollen Reise durch die Pyrenäen, kommt auch der Abenteuer heischende Leser auf seine Kosten. Die langatmige Beschreibung der Fahrten nach China und Sibirien, die Defoe dem zweiten Bande anhängte, kamen dem Zeitgeschmack so sehr entgegen, daß sie mit der Zeit ihre Wirkung verloren und heute ungenießbar sind. Sie werden jetzt bei den meisten Ausgaben fortgelassen. Ein dritter Band, in dem Defoe seine eigene Weltanschauung von Robinson vortragen läßt, wurde schon bei seinem Erscheinen wenig gelesen und ist nur ein einziges Mal ins Deutsche übersetzt worden. Diese Weltanschauung ist es, für die Defoe Zeit seines Lebens gekämpft und gelitten hat und die sich wie ein roter Faden auch durch die ersten Bände des Werkes zieht. Man kann ruhig sagen, daß Defoe nur deshalb den Robinson geschrieben hat, um die Leser zu seinen religiösen, sittlichen und volkswirtschaftlichen Anschauungen zu bekehren. Defoe ist ein Kind der Aufklärung. Er kämpft gegen Aberglaube und Priesterherrschaft und gegen alles Uebernatürliche. Echte Menschenliebe ist ihm die Grundlage allen Lebens. Er kennt keine Unterschiede der Konfessionen, sowie der Rassen. Eine wichtige Rolle spielt bei ihm der menschliche Verstand. Aber dieser menschliche Verstand wird gelenkt von einem verständigen Gott, dem

wir für diese Führung tiefe Dankbarkeit schulden. Wie ein Vertrag auf Gegenseitigkeit sieht dies Verhältnis von Gott und Mensch bisweilen aus. Der Mensch kann, sobald es ihm vorteilhaft erscheint, die unbequeme Verantwortung auf Gott abschieben: als Robinson auf die schlafenden Meuterer schießt, packen ihn Gewissensbisse, die er mit der Ueberlegung beiseite schiebt „man müsse dem lieben Gott anheimstellen, wie er die Kugeln regieren wolle.“ Trotzdem ist es dem Verfasser ernst mit seinem Glauben. Sein Gottesbegriff vertieft sich durch die Lehre der Puritaner, deren Anhänger er ist. Er glaubt an eine allgewaltige Religion und einen beständig gegenwärtigen Gott, der sich uns durch die Natur, seine höchste Schöpfung, offenbart. Das Bekenntnis zu dieser Weltanschauung führt dem Buche auch die große Zahl der religiös gesinnten Leser zu.

Nicht als ob Defoe je daran gedacht, als geschäftstüchtiger Schreiber solche Vorteile für sich auszunutzen. Dazu war ihm sein Werk viel zu sehr inneres Erleben. Er, der als Geheimagent einer Regierung, die er verabscheute, von seinen puritanischen Freunden verkannt, von seinen Feinden unablässig verfolgt, sich im Leben verlassener fühlte, als Robinson auf seiner Insel, mußte sich in diesem Buch die Qualen der Einsamkeit von der Seele schreiben. Und weil die ganze Seele eines großen Künstlers in dem Werke steckt, darum wirkt der Robinson auch heute nach 200 Jahren noch in ungebrochener Frische und Jugendkraft.

Unter den neueren deutschen Ausgaben ist die ausführlichste die zweibändige des Inselverlags. Es ist eine genaue Wiedergabe der ersten deutschen Uebersetzung nach der Ausgabe von 1731, übertragen von dem Privatgelehrten Vischer. Dieser Neudruck, der durch den eigenartigen Reiz seiner Sprache noch heute fesselt, aber durch seine Weitschweifigkeit besonders durch die unverkürzte Wiedergabe des zweiten Teils, viel Geduld vom Leser verlangt, ist jetzt vergriffen und wird nicht wieder aufgelegt.

Sehr gut ist ein einbändiger Robinson, den der Inselverlag nach der gleichen Ausgabe von 1731 herausgebracht hat (Bibliothek der Romane), und der von Severin Rüttgers bearbeitet ist. Preis 6,50 M. Die in ihrer Ursprünglichkeit an die alten deutschen Volksbücher gemahnende Sprache ist auch in dieser Ausgabe gewahrt worden. Rüttgers hat aus dem zweiten Teile nur das wertvollste, mit dem ersten Bande zusammenhängende, wiedergegeben, in erster Linie Robinsons Rückkehr auf die Insel, und er bietet so die abgerundetste deutsche Robinsonausgabe. Trotz des chronikartigen Stils, der eine gewisse Reife des Lesers voraussetzt, sollten größere Volksbibliotheken diese Ausgabe besitzen.

Die übrigen hier genannten Uebersetzungen beschränken sich auf die Wiedergabe des ersten Teils.

Dem Original am treuesten ist die von Hermann Ullrich, Halle, Hendel 1905. Ullrich treibt seine Genauigkeit soweit, daß er versucht, den schwerflüssigen Stil des englischen Originals in das moderne

Deutsch unserer Zeit zu übertragen. Z. Z. nur in wenigen broschierten Exemplaren, Preis 2 M. erhältlich. Neudruck vorgesehen.

Die heute noch sehr brauchbare ältere Uebersetzung von Karl Altmüller 1869, früher Leipzig, Bibliographisches Institut, jetzt Leipzig, Turmverlag, liest sich leichter, weil hier die langen Perioden Defoes in kurze Sätze aufgelöst worden sind. Sie ist daher für einfache Leser besonders geeignet. Die Abweichungen vom Original, die Ullrich rügt, sind im ganzen belanglos.

Die bei Reclam erschienene Uebersetzung von Anna Tuhten 1886 unterscheidet sich kaum von der Altmüllers. Preis geb. 2,40 M.

Der sittlich-religiöse und erziehliche Wert des Stoffes machte früh die Führer der Jugend auf den Robinson aufmerksam. Im Jahre 1766 erschien die erste Jugendbearbeitung von dem Franzosen Feutry. Ihm folgten eine Unzahl von Bearbeitungen, als Rousseau im zweiten Teil seines Emile auf die große pädagogische Bedeutung des Robinson hinwies. „Weil wir durchaus Bücher haben müssen," schreibt er dort, „so ist eins vorhanden, das nach meinem Sinne die glücklichste Abhandlung über die natürliche Erziehung an die Hand gibt. Dies Buch wird das erste sein, das mein Emile lesen wird. Es wird lange Zeit ganz allein seine Bibliothek bilden, und es wird stets einen ansehnlichen Platz darin behalten. Es soll der Text sein, von dem unsere Unterhaltungen über die menschlichen Erfindungen und Wissenschaften ausgehen, es soll der Prüfstein sein, an dem ich die Fortschritte in der Urteilskraft meines Zöglings erproben will, und solange sein Geschmack einfach und natürlich bleibt, weiß ich, wird das Lesen derselben ihm ein immer neues Vergnügen bereiten. Und was ist dies für ein wunderbares Buch? Ist es Aristoteles? Ist es Plinius? Ist es Buffon? Nein: Es ist Robinson Crusoe."

Rousseaus Worte fanden in Deutschland vor allem Widerhall bei den von ihm stark beeinflußten Philantropen. Um das Erstgeburtsrecht ihrer Robinsonbearbeitung stritten sich 1778/79 die beiden Philantropinisten J. K. Wetzel aus Leipzig und Joachim Heinrich Campe aus Hamburg. Wetzel gilt als ziemlich prosaisch. Er blieb dem Original im ganzen treu. Die philosophische Idee seiner Arbeit wird gerühmt. Heute ist er längst vergessen, während Campes Robinson der Jüngere Auflage nach Auflage erlebte. Die Viewegsche Ausgabe, die sich die „einzig rechtmäßige" nennt, hat heute die 121. Auflage erreicht. Das Buch ist in mehr als 20 fremde Sprachen übersetzt worden, dazu zählt Ullrich 50 Bearbeitungen. Er gibt an, daß auf 3 Defoe-Ausgaben 2 Campesche kommen. So groß dieser Erfolg ist, so groß sind auch die Anfeindungen, deren sich Campe und seine Anhänger zu erwehren hatten. Wägt man heute ruhig ab, so muß man sagen, daß — ganz entsprechend dem Aufklärungsgeist, den es atmet, — zuviel Lob und zuviel Tadel an das Buch gewandt worden ist. Campes Robinson hat den Wert eines guten Durchschnittsbuches. Unleugbar nicht ohne poetische Feinheiten, reicht es in künstlerischer Beziehung nicht im entferntesten an den Defoe heran. Die religiöse Tiefe des

Puritaners, der uns die allmähliche Bekehrung seines Robinson mit ihren künstlerisch und menschlich berechtigten Rückschlägen miterleben läßt, wird bei Campe ersetzt durch fromm-praktische Gespräche des Aufklärers, der die Welt, sowie Gott nur vom Nützlichkeitsstandpunkt betrachtet, und die fehlende Innerlichkeit durch eine gewisse Sentimentalität ersetzt. Campe will seine jungen Leser nicht nur unterhalten, er will in seine Erzählung Grundbegriffe aus allen Wissensgebieten hineinmischen, er will möglichst viele Gelegenheiten bieten zu frommen und tugendhaften Ermahnungen. Die lebendige Darstellung eines harmonischen Familienlebens glaubt er durch die Gesprächsform zu erreichen. Campe gibt an, daß diese Unterhaltungen einer Familie nach wirklich geführten Gesprächen aufgezeichnet worden sind, und in der Tat machen sie den Eindruck großer Natürlichkeit. Daß sie den Gang der Handlung willkürlich unterbrechen, ist künstlerisch nicht einwandfrei und von der Kritik oft gerügt. Es wird immer behauptet, daß Kinder diese Gespräche überfliegen, um möglichst schnell wieder zu dem eigentlichen Fortgang der Handlung zu gelangen. Wenn ich selbst an meine Jugend zurückdenke, so muß ich gestehen, daß mir der Campesche Robinson einen weit stärkeren Eindruck hinterlassen hat als der Defoesche. Hat sich auch manches verwischt, so sind doch gerade aus dem jüngeren Robinson eine ganze Reihe Einzelheiten haften geblieben, während ich von Defoe nur noch einen gewissen Gesamteindruck hatte. Allerdings, als ich als erwachsener Mensch den Campe wiederlas, bemerkte ich, daß ich von den moralisierend-belehrenden Gesprächen auch nicht das Geringste behalten hatte. Wider meine Erwartung habe ich bei Kindern jetzt häufiger gesehen, daß sie die ganzen Gespräche durchlesen und noch dazu behaupten, sie gefielen ihnen gut. Genaue Antworten auf die Frage, welche von den verschiedenen Robinsonaden, die in der Kinderlesehalle vorhanden, ihnen am besten gefielen, bekam ich eigentlich nie. „Sie sind alle miteinander wunderschön," hieß es meist. Ganz sicher besitzt Campe vor Defoe den Vorzug der Kindertümlichkeit. Daneben hat er Humor. Wie z. B. Freitag auf dem gestrandeten Schiff die Ziege für einen Teufel hält, wie er die gefundenen Beinkleider verkehrt herum anzieht und ähnliche kleine Züge, werden von den Kindern mit besonderem Vergnügen gelesen.

Stofflich unterscheidet sich Campe von Defoe dadurch, daß er Robinson ohne Hilfsmittel auf die Insel geraten läßt. Wenn Rousseau schreibt: „Robinson Crusoe ist auf seiner Insel allein, von allem Beistande seinesgleichen und von den Werkzeugen aller Künste entblößt" so irrt er, denn der Schiffbrüchige hat aus dem Wrack eine erhebliche Anzahl Werkzeuge, vor allem Flinten und Pulver gerettet. Anders bei Campe. Er schildert einen Menschen, der ohne jede Hilfe sich sein Leben zurechtzimmert und schließlich sogar zu einer Art Bequemlichkeit gelangt. Die ganze Kulturgeschichte von ihren Uranfängen bis zur Gegenwart wird so von ihm allein durchlaufen. Campe teilt Robinsons Leben in drei Zeiträume: In dem ersten ist er allein auf

seinen Verstand und seiner Hände Arbeit angewiesen, in dem zweiten wird ihm ein Gehilfe zur Seite gestellt, im dritten erhält er durch ein an der Küste gescheitertes Schiff Werkzeuge aller Art. Campe verwirklicht in diesem Werke restlos die Bestrebungen der Philantropinisten, im Spiel die Kinder zu belehren und zu erziehen.

Im Viewegschen Verlag Braunschweig sind drei verschiedene Ausgaben von Robinson dem Jüngeren erschienen: 1. Prachtausgabe 6 M., 2. Ausgabe ohne Bilder 3 M., 3. mit Bildern 4,20 M. Die Bilder sind nach Zeichnungen von Ludwig Richter.

Im Jahre 1812 erschien von Campes Neffen, dem Schulrat und Buchhändler Friedrich Campe in Nürnberg ein Robinson der Aeltere Der Bearbeiter hält sich im bewußten Gegensatz zu seinem Onkel straff an das Original. Das Buch wird von Zeitgenossen als künstlerisch wertvoll bezeichnet. Heute ist es im Buchhandel nicht mehr zu haben.

Die Kritik veranlaßte eine Anzahl Verleger, Robinson den Jüngeren ohne die Gespräche herauszugeben. Nicht ungeschickt ist die des Löweschen Verlages Stuttgart. (Z. Z. vergriffen, ein Neudruck ist in Vorbereitung Preis ca. 4,50 M.) An dem ursprünglichen Text ist wenig geändert, nur wenn die fortgelassenen Gespräche und Moralpredigten es erfordern, wird das Nötige eingefügt. An einer Stelle allerdings ist eine kleine Lücke entstanden: vergebens sinnt der Leser darüber nach, wie Freitag zu dem Feuer gelangt ist, das er Robinson bringt.

Eine andere Ausgabe ohne Gespräche ist die vom Schuldirektor Ad. Griesmann, Leipzig, Hesse, der in der Hauptsache dem Campeschen Texte folgt, daneben aber auch auf Defoe zurückgeht. Die Sprache ist unlebendig. Die frommen Betrachtungen erscheinen im Gegensatz zu seinen beiden Vorbildern erzwungen.

Von Schulmännern werden Campe vielfach erhebliche geographische und naturwissenschaftliche Unrichtigkeiten vorgeworfen. Sie haben sich daher bemüht, Ausgaben zu veranstalten, welche die Fehler beheben. Eine der bekanntesten dieser Art ist der Robinson Crusoe von G. A. Gräbner, Leipzig u. Crimmitschau, Gräbner. 1. Aufl. 1864. Hier tritt die Belehrung ganz in den Vordergrund. Von Gesprächen sieht der Bearbeiter ab, flicht die Reflexionen in die Erzählung ein, bringt aber eine Unmenge Anmerkungen belehrender Art. Ob diese weniger stören als die Gesprächsform und mehr gelesen werden, sei dahingestellt, zumal Gräbner so weit geht, z. B. Worte wie Boot u. ä. zu erklären. Zur Zusammenstellung seiner Handlung benutzt er Campe und Defoe, weicht aber in den vielen naturwissenschaftlichen Schilderungen von beiden ab. Als eine glückliche Lösung kann das Werk nicht bezeichnet werden, trotzdem es viel gelesen wurde und eine hohe Auflageziffer erreicht hat. Künstlerische Qualitäten fehlen ihm ganz, und es sucht an Trockenheit seinesgleichen. Der im gleichen Verlag erschienene Schulrobinson von E. Barth für 7—9jährige Knaben verfolgt die gleichen Ziele wie das vorige Buch. Von der Herbarth-

Ziller'schen Schule wurden beide Werke empfohlen. Für ihre Theorie der Kulturstufen erschien ihnen der Robinson als Lesestoff für ein ganzes Schuljahr besonders geeignet.

In einem modernen Lesebuch: Märchen und Robinsonlesebuch, Leipzig, Bredt, hat Lehmensiek den gleichen Stoff für die Kleinen bearbeitet. Die äußeren Tatsachen sind fließend erzählt. Die Sprache ist ganz einfach, klar und den Jüngsten verständlich.

In allerneuester Zeit hat Campe-Gräbner einen Nachfolger gefunden: Im Jahre 1919 erschien im Verlag Ullstein Berlin ein Meister Robinson von A. Fürst und A. Moszkowski, Preis 7,50 M. Die Verfasser behaupten in der Vorrede, daß vieles im alten Robinson gar nicht mehr schön und spannend sei und veraltet und abgestanden anmute. „Ihr Kinder", sagen sie, „seid heute viel gescheiter als die Ewachsenen vor 100 Jahren." Es sind also gescheite, moderne Kinder, denen die Robinsongeschichte erzählt wird. Merkwürdigerweise haben die Verfasser die Gesprächsform wieder eingeführt, und einen Hauptteil nehmen die Fragen und ausführlichen Antworten ein, die sich auf alle Gebiete der Naturwissenschaft und Technik erstrecken. Der Großstadtjunge Robinson wird Ende des 19. Jahrhunderts ohne alle Hilfsmittel auf ein kleines Eiland in der Nähe der Sundainseln verschlagen. Er weiß sich ganz anders als bei Campe, dem das äußere Gerippe der Handlung entlehnt ist, zu helfen. Um die ganze Entwicklung der Menschheit bis zur Gegenwart vorführen zu können, wird zu einem recht unwahrscheinlichen Mittel gegriffen: Im zweiten Jahre seiner Einsamkeit findet Robinson eine Kiste an den Strand geschwemmt, die allerlei Handwerkszeug, vor allem optische Instrumente, Kupferdraht u. dgl. enthält, dazu mehrere Physikbücher, nach denen dann Robinson Experimente anstellt. So holt er sich z. B. das Feuer mittels eines elektrisch geladenen Drachens aus den Gewitterwolken. Die technisch-naturwissenschaftlichen Betrachtungen werden größere Knaben fesseln, doch ist es Ansichtssache, ob man Bücher mit einem solchen Gemisch von Unterhaltung und Belehrung überhaupt für berechtigt hält. Vom künstlerischen Standpunkt aus muß das Werk abgelehnt werden, der Stil ist unerfreuliches Papierdeutsch. Beim Lesen des Schlußwortes drängt sich die Frage auf, ob die Verfasser jemals den Defoe gelesen haben, sonst müßten sie wissen, wie lebendig dieser noch heute wirkt.

Zum Glück sind in der letzten Zeit die meisten Robinsonbearbeiter wieder auf das alte Original zurückgegangen. Bei der Umarbeitung für die Jugend handelt es sich in der Hauptsache um Streichungen vieler religiös-philosophischer Betrachtungen und der zahlreichen Wiederholungen. Aus der Unzahl dieser Ausgaben greife ich einige der mir bekannten aus der neueren Zeit heraus.

Als die beste von allen erscheint mir die von Otto Zimmermann bearbeitete (früher Spamerscher Verlag, jetzt Berlin, Neufeld & Henius. Gr. Ausg.). Zimmermann hat sich bemüht, wie er im Vorwort angibt, aus allen Uebersetzungen den treffendsten Ausdruck zu wählen. Während er im Anfang alles Wesentliche bringt, läßt er am Schluß

des ersten Teils die abenteuerliche Bärenjagd fort. Im Gegensatz zu den meisten Jugendbearbeitungen fügt er aus dem zweiten Teil Robinsons Rückkehr auf seine Insel und den Bericht der dort zurückgebliebenen Spanier und Engländer hinzu. Kinder, die andere Ausgaben gelesen haben, freuen sich stets, näheres über die Inselbewohner, die Robinson bei seiner Abfahrt ihrem Schicksal überließ, zu erfahren. Die Sprache des Buches ist gut und fließend. Zimmermann bietet mit seiner Bearbeitung ein Kunstwerk, das seiner Vorlage in jeder Hinsicht gerecht wird. Es ist für Kinder vom 11. Jahre an geeignet. Leider ist es zurzeit vergriffen. Hoffentlich entschließt sich der Verlag, sobald die Verhältnisse es erlauben, zu einer Neuauflage.

Die alte Bearbeitung von Ferd. Schmidt (früher Berlin, Knoblauch), die der gleiche Verlag jetzt neu herausgibt, ist, ganz abgesehen davon, daß sie viel stärker gekürzt ist, besonders in sprachlicher Beziehung, durchaus kein Ersatz für die Zimmermanns.

Dafür käme vor allen Dingen der in Schaffsteins Volksbüchern erschienene Band in Frage. Preis 6,50 M. Sprachlich sowohl wie inhaltlich (bis auf das Fehlen der oben erwähnten Rückkehr auf die Insel) ist er dieser gleich zu setzen.

Recht gut ist ebenfalls der in Schaffsteins blauen Bändchen erschienene Robinson Crusoe. Er kann als eine der besten stark gekürzten Ausgaben für jüngere Kinder gelten. Preis 1 M.

Ebenfalls große Streichungen weist der in Gerlachs Jugendbücherei von Ludwig Tesar bearbeitete Robinson auf. Ausstattung und Bilder sind, wie in den meisten Bänden dieser Sammlung, sehr gut. Die Sprache ist weniger gewandt als die der vorigen Ausgaben.

Die in den Lebensbüchern der Jugend erschienene Bearbeitung von A. Stein (Braunschweig, Westermann) ist recht nüchtern und wenig bildhaft in der Sprache. Wenn z. B. Robinsons Burg ein „Schloß“ genannt wird, so ruft das bei Kindern leicht einen falschen Eindruck hervor. Die Bilder muten fremdartig an und überzeugen nicht. Die Rückfahrt nach England und die abenteuerliche Landreise bilden den Schluſs. Preis 4,55 M.

Der Verlag der Münchener Jugendblätter bringt einen Robinson von A. Lang in ähnlicher Stärke, aber ohne die Landreise. Im ganzen flott geschrieben, kommen hin und wieder stilistische Entgleisungen vor (nahm ich den drei Matrosen gehörige Kisten). Auch die Interpunktion ist nicht fehlerfrei. Preis 4,30 M.

Ausführlicher ist die Bearbeitung von Wiesenberger, Lehrervereinshaus Linz. Der Stil ist reichlich schwerfällig und umständlich.

Wie oberflächlich manche Herausgeber vorgehen, zeigt ein bei Abel & Müller, Leipzig, erschienener Robinson von Meister. Dieser erklärt im Vorwort, daß er seiner Ausgabe den Defoe zugrunde gelegt habe. „Auslassungen schienen geboten, Umarbeitnngen sind als unmöglich nicht versucht worden.“ Trotzdem findet Robinson bei der Rückkehr seinen alten Vater am Leben, und eine sentimentale Wiedersehensszene beschließt den Band.

Von den Nachahmungen ist der Schweizerische Robinson von J. D. Wyß durch Paul Moritz als Jugendschrift verarbeitet worden. Stuttgart, Thienemann. Wyß schildert das Inselleben einer ganzen Familie. Das Buch wirkt altmodisch im Gegensatz zu Defoe, wird aber, da es gleich flott in die Handlung einführt, von Kindern gern gelesen. Zurzeit ist das Werk vergriffen.

Zum Schluß sei noch ein Bilderbuch erwähnt: Fried Stern, Der Robinson in Reim und Bild. Frankfurt, Rütten & Loening. Preis 4,50 M. In den Knittelversen sind die Reime oft an den Haaren herbeigezogen. Die Bilder sind primitive Umrißzeichnungen in der Art der alten Holzschnitte, zum Teil koloriert. Der Inhalt ist zusammengedrängt, ohne daß die Proportionen des Originals gewahrt sind. Besonders ausführlich ist behandelt, was Robinson zu essen hat. Mehr als die Frömmigkeit wird Robinsons Tüchtigkeit betont. Abweichend von Defoe besitzt er auch künstlerische Fähigkeiten: er zeichnet seitenlang.

Dies Buch ist erst im vorigen Jahre erschienen, ein Beweis, wie lebendig der alte Robinsonstoff noch heute ist.

Reimmichl.

Von Wilhelm Bube.

Unter dem Namen Reimmichl verbirgt sich der volkstümlichste Tiroler Dichter der Gegenwart. Seit 25 Jahren empfangen seine Leser den Volksboten „Bötel", ohne von ihm mehr zu wissen, als daß er einer der Ihren und Priester ist. Nur wenige kennen seinen wirklichen Namen: Sebastian Rieger. Bescheiden hält er sich zurück und ist zufrieden, wenn seine Blätter und Bücher ihren unterhaltenden und seelsorgerischen Zweck erfüllen. Anfragen über seinen Lebenslauf und schriftstellerischen Werdegang bleibt er verschlossen. So ward auch meiner vor einem Vierteljahr an ihn gerichteten Bitte nicht entsprochen, und ich muß seinem Verleger in Innsbruck (Verlagsanstalt Tyrolia) dankbar sein für die Zusendung eines kurzen Aufsatzes von Dr. Joh. Eckardt in Salzburg, der zu seinem 50. Geburtstage geschrieben wurde und durch mehrere österreichische Blätter ging. Darnach ist Rieger am 28. Mai 1867 zu St. Veit in Defregger geboren. Sein Vater war in der Welt viel herumgekommen und wußte durch seine Reiseberichte und Schilderungen aus dem Volksleben die Einbildungskraft des Sohnes anzuregen und das Gemüt zu bereichern. Mit zwölf Jahren kam der junge Rieger ins Gymnasium zu Brixen, das er nach acht Jahren verließ, um sich dem Priesterberuf zu widmen. Er empfing 1891 die Weihe und wirkte an verschiedenen Orten, bis er in Heil. Kreuz bei Hall seinen ständigen Wohnsitz nahm.

Als Dichter trat er zuerst mit kleinen Erzählungen und Skizzen auf, die er unter den Sammeltiteln „Aus den Tiroler Bergen", „Bergschwalben" und „Weihnacht in Tirol" herausgab. Sie sind als realistisch geschaute Bilder aus dem Leben der Alpenbewohner

zu werten. Noch sind — vor dem österreichischen Zusammenbruch — in den Tälern und auf den Höhen die alten Ueberlieferungen der Volkssitte, des Glaubens, der Treue zum Deutschtum und zum Kaiserhaus unberührt von zerstörenden Einflüssen geblieben. Die Gestalten sind Geistliche, Bauern, Bürgermeister, Holzfäller, Sonderlinge, Trinker, die geistlich Armen und Beladenen, aber auch lustige Vögel und Aufschneider. Treu gewahrt ist noch überall die Beziehung zur katholischen Kirche. Die Erzählungen gehen vielfach aufs Anekdotenhafte zurück, in anderen verweilt der Dichter gern im Kreise derer um Andreas Hofer und weiß wiederum in längeren Geschichten wie in der Erzählung „Unser Herr im Stein“ zu erschüttern. Auch der Schwank liegt ihm, wovon die Geschichte von dem Bürgermeister von Zwölfhausen zeugt, der mit seiner auswendig gelernten Rede nicht zustande kommt. Anderes wieder ist belanglos und wird nur von bekenntnistreuen Tirolern voll gewürdigt werden können.

Einen guten Wurf tat er in der Weltkriegsgeschichte „Auf unseren ewigen Bergen“, einer Volkserzählung ersten Ranges, an der nichts zu tadeln ist als der charakterlose Titel. Hier erzeugt er in seiner schlichten, durch die Tatsachen sprechenden Darstellungsgabe eine künstlerische Wirkung, die die Leser in ihren Bann schlägt. Die Gestalten stehen vor uns greifbar in ihrer soldatischen Kraft, bereit, sich, getreu ihrem Vorbild Andreas Hofer, mit der Wucht ihres Siegeswillens gegen welsche Tücke zu stemmen. Vorerst sinken sie in die Knie und verrichten ihr Gebet, militärisch kurz, zuversichtlich, ohne rednerischen Schmuck. Für diese Männer gibts kein Zurück, und wo feiger Verrat hinter der eigenen Linie die Kraft lähmen will, da sprengen sie die Felsblöcke und feindliche Mörser, jähes Entsetzen über Welsche und Vaterlandsverräter bringend. Erst dann ist das seelische Gleichgewicht wieder da. Der Held der Geschichte, der junge Freienberger, stellt das Vaterland höher als das geliebte Weib und das wirtschaftliche Glück, das sein Bauernhof birgt. „Alle Jahr, sobald der Winter vorüber ist,“ sagt er zum Abschied, „steige ich auf die Alm hinauf und schaue mir das Land an in die Länge und in die Breite, soweit meine Augen reichen. Und jedem Berg, den ich kenn', jauchz' ich zu und tu ihn hundertmal grüßen wie einen lieben Freund, der lange fortgewesen und nun wieder zurückgekehrt ist. Alle Jahr lieber wird mir das Bergland, und es ist kein leerer Klang, sondern kommt mir zutiefst aus der Seele heraus, wenn ich oft singe: O Land Tirol, mein einzig Glück, dir sei geweiht mein letzter Blick. Wenn der Welsche Herr wird, dann wohl auf immer und ewig Adje, mein Land Tirol.“ Mit solchen Gedanken reißt sich Freienberger los von allem, was ihm lieb und teuer daheim ist. In tollem Draufgängertum vertreibt er mit einigen Kameraden die Feinde vom Seeriegel und wird dafür Oberjäger. Unter unerhörten Schwierigkeiten erzwingt er den Aufstieg zum Schreckenturm und erhält dafür die goldene Tapferkeitsmedaille. In todesmutigem Ausharren ringt er an der Reichenscharte mit einer feindlichen Uebermacht. Da kommt das

Verhängnis. Sein Schwiegervater, italienischer Abkunft, hat inzwischen mit Hilfe der arglosen Tochter sein landesverräterisches Spiel getrieben, und der Freienberger rettet sich aus dem Kampf mit schweren Wunden. Die Spannung wächst, bewundernswert wird der Knoten geschürzt. Freienberger, der Schwiegervater und Weib Zeit gewähren will, damit sie über die Grenze kommen, macht die Anzeige des aufgedeckten Verrats beim Kommando zu spät und verletzt dadurch seine soldatische Pflicht. Vergebens sucht er in wagemutigen Taten den Tod. Im Lazarett spielt sich nun der letzte, versöhnliche Akt ab, der ihm die völlig umgewandelte und vom Landesverrat freigesprochene Frau ans Schmerzenslager zurückbringt und ihn selbst schließlich rechtfertigt.

Zu dem Hauptbelden gesellt sich eine Schar gut gesehener Mannen, und jeder ist in seiner Eigenart wieder richtig erfaßt. Selbst der unverwüstliche Riedl Schwarze ist ein Held, wenn auch nur mit dem Munde, aber er sorgt in der dem Feuer stündlich ausgesetzten Gebirgsstellung für seelische Erfrischung, und so ist er unersetzlich. Köstlich ist das Ferngespräch, das der Riedl mit einem abgezogenen Stiefel markiert: „Rrrr . . . Hier Anton Remmel, vulgo Riedl Schwarze, Oberkommandierender von Tirol. Wer dort? — Cadorna, Kommandant von ganze Heer d'Italia. — Ah, bon' giorno, Kollega, schön guten Morgen! Wie haben Sie geschlafen? — Schlegg, schlegg, serre schlegg. Ik aben mal' di testa, grässliger Gopfenwehe. — Vielleicht gestern zu stark gebechert und heute Katzenjammer? — Niente Gatzjammer, Gopfen voll Triest e Trento. — O das sind harte Brocken, da glaub ich, daß Sie Kopfwehe haben. Wünschen Sie vielleicht kalte Ueberschläge? — Grazie tomte, danke villemal. Ik aben schon genug eiße Ueberschläge. — Wie geht's mit den Kriegsoperationen? — Sempre polito, serre kut. Gestern wir aben mit schwere Bombi eine Munitionslager österreichisches in Luft gesprungen und mit unsre große Kanoni auf Forte Lardaro geschießen. — Das ist großartig. — E vero. Ik schau nicht so dumm außer, wi i bini. — Ja, Sie sind der berühmteste Feldherr aller Zeiten. — Maken Sie keine Complimenti. Napoleon Bonaparte war berühmter. — Wie geht es Ihrem König? — Eccelente, hausgezeichnet. Welschkönig wird der größte Monarco von die ganz Europa. — Dann muß er bald anfangen zu wachsen." Die Mannen kugeln sich. Der Mesner fährt unmutig dazwischen, da wieder Granaten einschlagen. Da macht der Riedl Schluß: „Halloh, Cadorna, hören Sie! Mein Adjutant, der Mesner Stöffel von St. Genovefen, verlangt, daß wir unser Gespräch beenden. Er behauptet, daß Sie lauter Dummheiten reden. Saggen Sie dem sagrestano Mesner, er sei das größte Kameelo von ganses Jahrhundert. Schluß. Rrrr."

Unter den gegenwärtigen Verhältnissen freilich wird das größte Monarco das Buch nicht gerade eccelente finden, was aber die Leser nicht hindert, dem Riedl ihre Complimenti zu machen.

Den zweiten Höhepunkt seines dichterischen Schaffens erklomm Rieger in der Volkserzählung „Die Glocken von Hochwald", die trotz des katholischen Einschlags auch in evangelischen Ländern sicher

gern gelesen werden wird, zumal die Mundart meist nur leicht angedeutet ist. Auch hier ist ein junger Bauer, der Sonnleitner Friedl, der streitbare Held der Geschichte. Doch kämpft er nicht mit dem Schwerte gegen Feinde draußen, sondern er ringt für das Wohl der Gemeinde und für die Kirche gegen Eigennutz und Unverstand. Im starren Bauerntrotz, der ihm wohl ansteht, verpfändet er lieber sein Gehöft, als daß er von seinem Plan abgeht, und in diesem eisenharten Eigensinn, der den Kirchenbau will und durchsetzt, liegt seine sittliche Größe. Wenn er letzten Endes im Kampf um Kirche, Dasein und Ehre als Sieger gefeiert wird und die Braut in seine Arme schließt, dann werden auch die Leser befriedigt werden, die der etwas romanhaften Leitung der bräutlichen Schicksale besondere Aufmerksamkeit widmen. Die Komposition ist klar, ruhig und spannend. Der Ernst des Lebens wird oft abgelöst durch Ergüsse des freiwaltenden Volkshumors, als dessen Träger der Schuster-Kaßl mit seinen gebildeten Tischreden auftritt, die er unter Benutzung passender und unpassender Fremdwörter in Stunden der hochgehenden Volksfreude zu aller Ergötzung auf dem Tische hält. Die Darstellung des Alltagslebens ist nicht dem kritischen Verstande entsprungen, der über dem Bauerntum steht, sondern dem deutschen Gemüt, das sich eins weiß mit dem geistigen Leben des Volks. Darum hält sie sich trotz des kräftigen Bauernhumors frei von den Niederungen einer derbbäuerlichen Lebensauffassung und sucht in den Beziehungen zwischen dem geheimnisvollen Glockengeläut und dem Glauben und Aberglauben des Volks die höhere Ebene eines reinen Menschentums und des gottgefälligen Dienstes in der Kirche zu Hochwald zu gewinnen.

Tirol ist in Gefahr der Verwelschung. In Reimmichl ist einer entstanden, der die Gefahr schon vor der italienischen Ueberflutung sah, und dem wir um seines ehrlichen Deutschtums willen zu unserm Teil in Deutschland die Wege in die volkstümlichen Büchereien bahnen sollen.

Ackerknechts „Deutsche Büchereihandschrift“.[1]

Direktor Ackerknecht hat hier eine den Bibliothekaren gemeinsame Aufgabe in Angriff genommen und sie in mustergiltiger Weise gelöst; wir finden dieselbe deutsch-gründliche theoretische Erörterung wieder, die wir aus des Verfassers Arbeiten über die Jugendschriftenfrage und über Lichtbilder kennen. Ackerknecht weist auf den Vorgang der amerikanischen Büchereihandschrift hin, von der man auf

1) Dr. Erwin Ackerknecht, Direktor der Stettiner Stadtbücherei: Deutsche Büchereihandschrift. Berlin, Weidmann, 1919. (Schriften der Zentrale für Volksbücherei. 2. Stück.) 32 S., 13 Taf. Preis geh. 3 M. — Obwohl die Schrift bereits in Heft 3/4 zur Besprechung gelangt ist, geben wir bei der Wichtigkeit des Gegenstandes diesen Ausführungen von besonders sachkundiger Seite Raum. Die Schriftleitung.

3 Tafeln Proben in Melvil Deweys Library school rules. 5th ed. Boston: Library Bureau 1905 findet.

Er nennt am Schluß die Büchereihandschrift ein „ziemlich unscheinbares berufliches Einzelgebiet“. Der Bibliothekar, der darauf Gewicht legt, gilt für einen Pedanten, und die Volontärin zeigt gern ihre Genialität in einer möglichst flüchtigen Handschrift. Dagegen heißt es in der Instruktion der Hamburger Bücherhalle: „Die schlechte Handschrift eines Bibliothekars gereicht ihm selbst, seinen Kollegen, dem Buchdrucker, dem Buchbinder (für die Signaturen) und dem Publikum zu täglicher Plage, dem Katalog zur Unzierde. Sie schließt von einer Reihe Arbeiten, wie Schreiben der aushängenden Listen der Neuanschaffungen, überhaupt aus; störend wirken besonders Verwechslungen von n und u, c und e, q und ģ, kleinem t und großem A. Eine kräftige Handschrift ist bei der meist ungenügenden Beleuchtung der Kataloge eine große Annehmlichkeit für Kollegen und Publikum. Eine schöne Handschrift ist für den ganzen Betrieb einer Bibliothek wertvoll, besonders wenn große Buchstaben für Plakate geschrieben werden können.“ Ackerknecht zieht freilich solche Plakatschrift nicht in Betracht, so wenig wie die Amerikaner, und doch ist es bedauerlich, daß Plakate oft von Unterbeamten geschrieben werden müssen, weil die Oberbeamten zu vornehm waren, größere Schriften zu erlernen. — In Hamburg ist provisorisch eine Nachbildung der Typendruckschrift mit Modifikationen an einzelnen Buchstaben, z. B. *l* mit Schleife, eingeführt.

Dir. Ackerknecht will nicht „eine sogenannte gute oder schöne Handschrift“ anstreben (S. 7), aber ein Blick auf die Tafeln genügt, um ästhetisches Wohlbehagen zu erwecken. Alle Schnörkel werden ebenso wie Rundschrift verworfen.

Mit Recht wird als erstes Erfordernis aufgestellt, daß die Handschrift leicht lesbar sein muß. Dazu gehört zunächst genügende Größe und Fülle der Buchstaben; bei den schlechten Hamburger Lichtverhältnissen wird einem dies besonders klar. Notorisch neigt jeder dazu, immer wieder die Buchstaben kleiner und weniger voll zu schreiben und auf Tafel 3 haben wir unter der Signatur 2124 e ein Beispiel, das darin entschieden zu weit geht. Hier liegt ein Fall von Entartung vor, auf deren Gefahren mit Recht öfters hingewiesen wird. Die amerikanische Schrift übertrifft, abgesehen von der Breite der Buchstaben, für die Ackerknecht ja eine Erklärung angibt, nur etwas die deutsche in Höhe und Stärke. Für die Signaturen ist eine besonders kräftige und große Schrift erforderlich; man weiß, wie schwer sich die Leser an die Kartenkataloge gewöhnen, und da kann die Signatur nicht deutlich genug sein. Ackerknecht betont dies unten auf S. 12 und verlangt ja auch einen mäßigen Größenunterschied zwischen den unverbundenen Buchstaben der Signatur und den verbundenen des Titels, während Dewey dieselbe Größe für beide braucht.

Es ist sehr erwünscht, daß die Schrift im ganzen Betrieb durchgeführt wird, was auch offenbar Ackerknechts Meinung ist. Dagegen

wird die Hamburger Typendruckschrift nur in den für die Leser berechneten Katalogen verwendet, weil sie sich zu langsam schreibt.

Ackerknecht sagt auf S. 9: „Die Büchereihandschrift soll, wie namentlich aus der Forderung der Monumentalität ersichtlich ist, keineswegs besonders flüssig sein.“ Doch kann die Schnelligkeit von großer Bedeutung werden; z. B. machen sich die überall geplanten Uebertragungen der Titel einer Bibliothek in die Kataloge andrer Bibliotheken derselben Stadt oft bezahlt, wenn sie nicht zu viel Zeit in Anspruch nehmen; sonst wird leicht Vernunft Unsinn. Man wird dem Verfasser durchaus darin beistimmen, daß eine steile Schrift, besser als jede geneigte eine Gleichmäßigkeit der Handschrift der verschiedenen Beamten ohne größere „individuelle Schwankungsbreite“ erreicht. Nichts erweist wohl die Vortrefflichkeit der neuen Schrift so deutlich wie ein Vergleich der Tafel 3 mit der zwei Jahre später entstandenen Tafel 5; eine solche Verbesserung in der Gleichmäßigkeit und Einheitlichkeit der Schrift der verschiedenen Beamten wirkt überzeugend; denn diese Gleichmäßigkeit gehört doch zu den allerwichtigsten Punkten der Schriftfrage. Schon das Durchblättern einer Reihe verschiedener Katalogkarten mit ungleicher Schrift wirkt sehr störend; unerträglich wird aber eine solche Schrift im Schlagwortkatalog, in dem doch möglichst viele Eintragungen auf eine Karte zusammengedrängt werden sollen.

Von allen Zeichen scheinen mir nur das große T, das mit J verwechselt werden kann und das kleine t, das zu niedrig ist, zu beanstanden zu sein; schon auf Tafel 3 im Wort „Aesthetik“ und in „Kants“ stört das t, aber auf Tafel 2 bleibt es fraglich, ob das Wort „Pañcatantram“ überhaupt von Jedem entziffert werden kann. Auch das kleine r könnte etwas deutlicher sein.

Die Hälfte von Ackerknechts Abhandlung bespricht die Einzelformen. Mit unendlicher Sorgfalt wird jeder Buchstabe und jede Ziffer mit den möglichen Fehlern, wie die Mißformen der Tafeln sie illustrieren, besprochen.

Freilich hat diese Ausführlichkeit den Preis der Broschüre auf 3 M. heraufgetrieben, und doch ist es unbedingt wünschenswert, daß jeder Oberbeamte einer deutschen Bibliothek die Abhandlung besitzt, und daß die Handschrift, wie dies doch wohl mit der amerikanischen in den Vereinigten Staaten der Fall ist, allgemein durchgeführt wird.

Alles in Allem bedeutet Ackerknechts Schrift einen höchst wichtigen Fortschritt im Bibliothekswesen; möchten doch bald andere von den vielen Aufgaben, die besonders den Bücherhallen gemeinsam sind, in gleich vortrefflicher Weise gelöst werden.

O. Plate.

Bücherei und Volkshochschule.

Angesichts der ungeheuren Gefahr, daß die auf Gründung von Volkshochschulen gerichtete Bewegung in eine Parodie des Akademischen sowohl als des Volksbildnerischen ausläuft, scheint es besonders wichtig, die Aufmerksamkeit der Büchereileiter auf den Stettiner Versuch, die Volkshochschule von vornherein in Wechselwirkung zu setzen mit der Bücherei, hinzulenken. Wir entnehmen dem offiziellen Begleitschreiben zu den Drucksachen der Stettiner Einrichtung, die von der Verwaltung der Stettiner Stadtbücherei bezogen werden können, folgendes:

„Die hiesigen ‚Vortragsreihen zur Bildungspflege', die sich demnächst zur ‚Volkshochschule' entwickeln sollen, sind eine in Anlehnung an die Stadtverwaltung geschaffene Einrichtung, deren bodenständige Individualität nicht ein Zufallsergebnis der neuen Hochkonjunktur für alle möglichen Arten und Abarten von Volksbildung ist. Sie sind vielmehr seit mehr als einem Jahrzehnt von der Leitung der Stadtbücherei angestrebt und methodisch vorbereitet worden. Ihre Ausführung mußte bis zum vergangenen Winter hinausgeschoben werden, weil mit der bereits vor dem Kriege scheinbar gesicherten Umwandlung von drei Verwaltungsräumen der Stadtbücherei in einen Hörsal erst im Oktober 1918 begonnen werden konnte. Nur mit einem solchen Hörsal aber ließ sich ein wesentlicher Grundgedanke des Planes in die Tat umsetzen, nämlich die Absicht, den Keim unserer Volkshochschule unmittelbar in den von der Bücherei beackerten Boden zu pflanzen, ein Gedanke, dessen Fruchtbarkeit schon durch den bisherigen qualitativen und quantitativen Erfolg erwiesen scheint.

In den beiliegenden Drucksachen ist unter taktischen Gesichtspunkten alles Wesentliche knapp zusammengefaßt, was wir über unsere Ziele und Wege der hiesigen Bürgerschaft zunächst mitzuteilen hatten, wenn wir mit einem Kreis von Teilnehmern beginnen wollten, der — mochte er im übrigen so klein sein, wie er wollte — überwiegend aus ernsthaft Bildung Suchenden bestünde. Es scheint, daß wir die anziehenden sowohl als die abstoßenden Kräfte in der Tat zweckentsprechend fühlbar gemacht, und daß wir bei der Wahl der Vortragenden und bei ihrer organischen Zusammenfassung zu einer Art von Lehrkörper das Richtige getroffen haben; denn von den Zuhörern sind durchschnittlich $^2/_3$ bis $^3/_4$ (in einer Vortragsreihe sogar 177 von 216 eingeschriebenen Hörern) bis zur zehnten Stunde treugeblieben.

Unser Hörsal faßt etwa 210 Teilnehmer und erlaubt infolge seiner guten Akustik eine zwanglose Sprechweise. Die vordersten Reihen sind mit Schreibtischchen versehen. Trotzdem wenigstens bei einer Vortragsreihe der Andrang so stark war, daß auch ein viel größerer Saal hätte gefüllt werden können, haben wir doch der Versuchung widerstanden, schon jetzt andere Vortragsräume heranzuziehen, die eine so geschlossene und eindringliche Darstellungsweise, wie wir sie zum mindesten zur Heranbildung einer bildungspfleglichen Kerntruppe für unbedingt nötig halten, nicht erlaubt hätten, und bei der auch der für die weitere methodische Entwicklung unserer Einrichtung zunächst unentbehrliche räumliche Zusammenhang mit der Bücherei hätte aufgegeben werden müssen.

Um den Weg zu wirklicher Mitarbeit der Teilnehmer (seminaristische Uebungen sind erst für den zweiten Vortragswinter in Aussicht genommen) von Anfang an auch äußerlich frei zu machen und zu zeigen, wurden alle Vortragenden von vornherein verpflichtet, in der zehnten Stunde mündliche und schriftliche Fragen aus dem Kreise der Hörer zu beantworten bezw. erörtern zu helfen und der Leitung der Stadtbücherei mit Rat und Auskunft beizustehen bei der Aufstellung von Literaturverzeichnissen, die der häuslichen, befestigenden und vertiefenden Nachbearbeitung des Vortragsstoffes eine wissenschaftlich und pädagogisch sichere Grundlage bieten sollen. Diese Literaturlisten wurden dann in der letzten Vortragsstunde kostenlos an jeden Hörer abgegeben; einige hundert überzählige Stücke stehen den Lesern der Stadtbücherei zum Selbstkostenpreise zur Verfügung, so daß also auch gleich

weitere Kreise durch sie zur Vertiefung in den Vortragsstoff angeregt und angeleitet werden, wodurch wiederum neues Interesse und Verständnis für die Volkshochschule da und dort geweckt wird.

Wo billige Ausgaben von Quellenwerken in Betracht kamen (z. B. Faust-Ausgaben, Erfurter Programm, Kommunistisches Manifest), wurden größere Bestände zum sofortigen Verkauf an die Teilnehmer bereitgehalten, eine Einrichtung, von der reichlich Gebrauch gemacht wurde. Die beabsichtigte Auslegung der wichtigsten Literatur in einem Raume neben dem Hörsaal hat sich in diesem Jahre nicht bewerkstelligen lassen, da der Buchhandel versagen mußte und die Stadtbücherei ihre Exemplare den Leihverkehr nicht entziehen wollte.

Die Vorträge fanden jeweils abends 8¼ (pünktlich!) bis 9¼ (9½) Uhr statt, und zwar die Vorträge einer Vortragsreihe natürlich stets an demselben Wochentage. Als Eintrittsgeld wurden für die zehnstündigen Vortragsreihen insgesamt 4 M., für die sechsstündigen 2 M. erhoben. Die Vortragenden, die wir grundsätzlich möglichst aus den Reihen unserer eigenen Mitbürger nehmen, um die so wesentliche Bodenständigkeit unserer Einrichtung zu sichern, erhielten 30 M. für die Vortragsstunde. Wir sind daher ohne Zuschüsse ausgekommen."

Aus dem Aufruf an die Stettiner Bürgerschaft seien noch folgende Sätze hinzugefügt:

„Da es bei einer Einrichtung, wie sie hier geplant ist, in erster Linie auf das Wie und erst in zweiter auf das Was ankommt, seien noch einige einleitende Worte der genaueren Bestimmung dieses Zieles gewidmet.

Zunächst das Negative, nach außen Abgrenzende: das Ziel kann nicht sein, einen Fachbildungsdünkel zu züchten, der um so unerfreulicher wäre, als er nicht einmal mit gründlichem Fachwissen verbunden sein würde, wie es nur durch eine volle Ausbildung erworben werden kann. Ebensowenig kann die Absicht sein, die stattliche Zahl „anregender" Einzelvorträge über tausendundein Thema ins Uferlose zu vermehren. Die neuen Veranstaltungen müssen sich ebenso fernhalten von der bloßen Anregerei durch Kosthappen aus allen möglichen Wissens- und Kunstgebieten wie von dem Versuch, mit irgendwelchen Fachschulen in Wettbewerb zu treten. Es kommt vielmehr bei der Wahl der Stoffe und der Art der Darbietung vor allem auf die Stärkung jenes „geistigen Bandes" an — um mit Faust zu reden —, das die mancherlei Teile unseres innerlichen Besitzes erst zur einheitlichen Grundlage der Persönlichkeit verbindet. Jeder Kenner der menschlichen Gesellschaft weiß, daß dieses Band nichts mit der sozialen Stellung zu tun hat und nicht vom Umfange des Wissens abhängt. Sein Besitz stellt keinen zahlenmäßig berechenbaren Gewinn dar; aber der aus wahrer Bildung entspringende innere Einklang gibt einen sittlichen und geistigen Halt, der selbst vor dem nüchtern prüfenden Auge praktischer Nützlichkeit Geltung gewinnt. Die neue Wendung unseres nationalen Geschickes macht es mehr als je zu einem Gebot der Selbsterhaltung und zur dringlichsten Pflicht aller Verantwortlichen, unsere eigensten Persönlichkeitskräfte, aus denen allein wirkliche deutsche Volksgemeinschaft hervorgehen kann, überall entbinden zu helfen.

Der Vortragsplan soll durchaus nicht alles ausschließen, was auch der Vermehrung nützlicher Kenntnisse dient, die sich unmittelbar im praktischen Alltagsleben verwerten lassen, wie z. B. der Ausfüllung allgemein empfundener Lücken des Wissens in bezug auf einzelne mehr oder weniger neue Erscheinungen des alltäglichen Kulturlebens oder der Ergänzung der auf der Schule erworbenen Kenntnisse fremder Sprachen usw.; aber der Kern des Vortragsplanes soll von Veranstaltungen gebildet werden, die dem gewidmet sind, was man mit einem viel mißbrauchten Schlagwort „allgemeine Bildung" nennt. Sie sollen in ihrer Darbietungsweise nicht so sehr belehrend als belebend wirken, womit keineswegs stimmungsvoller Schönrednerei ein Freibrief gewährt sein soll. Das gesprochene Wort soll hier den gleichen vollen Gedankengehalt mit sich führen, den wir vom gedruckten Wort zu verlangen pflegen; es soll aber zugleich unseren zu sehr am Gedruckten klebenden

Bildungstrieb, unsere einseitige „Buchkultur“ ergänzen und auffrischen durch die unmittelbare Wirkung der persönlichen Rede.

Bei keiner der Vortragsreihen wird also der Besitz eigentlicher Fachkenntnisse oder der Nachweis eines besonderen Bildungsganges vorausgesetzt, wohl aber das Bedürfnis, gründlich mit- und nachzudenken, was aus berufenem Munde geboten wird, also ein inneres Verhältnis zum jeweiligen Vortragsstoff.“

Schließlich sei noch besonders hingewiesen auf die „besprechende Literaturliste“ zu der Vortragsreihe „Deutsche Lebensweisheit in Goethes Faust“ (gehalten von Dr. Ackerknecht), von der die Verwaltung der Stettiner Stadtbücherei noch einige Exemplare — als methodisches Beispiel — kostenlos abgeben kann.“

Berichte über Bibliotheken einzelner Städte.

Städtische Volksbücherei Charlottenburg. Im Jahre 1918/19 war ein Zuwachs von 2934 Bänden zu verzeichnen, sodaß sich der Bestand am 31. April 1919 auf insgesamt 70647 Bände stellte. In die Leserliste wurden neu eingetragen 8270 Personen (4279 m., 3991 w.). In Prozenten ausgedrückt waren davon: 5,46 ungelernte Arbeiter; 16,12 gelernte Arbeiter; 2,16 Dienst- u. Aufwartepersonal; 6,27 selbständige Gewerbetreibende; 18,52 Gesellen, Gehilfen, Kontoristen; 2,57 untere Beamte; 10,65 mittlere Beamte; 5,24 höhere Beamte; 2,82 Militärpersonen; 3,32 Lehrer; 2,15 Presse, Künstler; 5,05 ohne Berufsangabe. — Jugendliche: 9,86 Schüler, Seminaristen; 6,33 Lehrlinge. Der Prozentsatz der entliehenen Unterhaltungsliteratur belief sich auf 60,81 %, außerdem wurden 4,24 % Jugendschriften entliehen. Insgesamt betrug die Leihziffer 363216 Bände (328900), wovon 192106 auf die Hauptbücherei, 171110 auf die drei Zweigstellen entfielen. Zu bemerken ist dazu, daß die Bücherei unter dem Druck der Zeitverhältnisse im Winter verschiedene Male auf je einige Tage geschlossen werden mußte, was auf die absolute Höhe der Benutzungsziffern ungünstig gewirkt hat. Der Lesesaal der Hauptbücherei wurde von 212074 Lesern (237533) besucht.

Die an die Charlottenburger Volksbibliothek angegliederte Musikvolksbücherei des Berliner Tonkünstlervereins (Zweigstelle Süd, Savignyplatz) hatte am 31. April 1919 einen Bestand von 5151 Nummern (Noten und musikwissenschaftlichen Werken). Entliehen wurden 1918/19 insgesamt 14451 Nummern (11672). Neu eingetragen wurden 323 Leser (253).

Der Volksbildungsverein Wiesbaden erzielte in vier Volksbüchereien, die fünfte blieb wegen Kohlenknappheit unzugänglich, 108965 Verleihungen (Vorjahr 107851). Die Lesegebühr wurde für das Jahresabonnement auf 3 M. und für den Einzelband auf 5 Pf. erhöht. Die Volkslesehalle wurde von 27262 Männern und 6947 Frauen, insgesamt von 34209 Personen, besucht. Die drei Kinderlesehallen waren von Anfang November bis Ende geöffnet. Heizungsschwierigkeiten führten zur Verlegung einer Lesehalle in eine andere Schule sowie zur Einschränkung der Lesezeit. Der Besuch war befriedigend und belief sich durchschnittlich auf 60 bis 65 an einem Nachmittag in jeder der Lesehallen. Die Zahl der im Verlag des Vereins herauskommenden „Wiesbadener Volksbücher“ stellte sich am Schluß des Vereinsjahres auf 192 Nummern. Verkauft wurden im Berichtjahr 744436 Bändchen und seit Erscheinen (1900) 10964666. Der Absatz war im letzten Vierteljahr infolge der Absperrung von dem unbesetzten Gebiet stark behindert. Während des Krieges wurden im ganzen 12798 in 828 Sendungen unseren braven Truppen im Feld und in den Lazaretten zugewendet. Viele Tausende unserer tapferen Soldaten haben in der Lektüre, wie zahlreiche Dankesbriefe bekunden, willkommene Unterhaltung und Belehrung gefunden.

Sonstige Mitteilungen.

Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großborstel entfaltete auch im Jahre 1918 eine überaus rege, erfolgreiche Tätigkeit. Die Bibliotheksabteilung, die vornehmlich Volksbüchereien in Dörfern und kleinen Städten, Schul- und Fortbildungsschulbüchereien, Krankenhäuser und Truppenteile, Kriegs- und Handelsschiffe, Feuer- und Leuchttürme versorgt, verteilte 31 302 Bände, insgesamt bisher 793 202 Bände. Von der Verlagsabteilung wurden bis Ende 1918 64 Bände der „Hausbücherei", 46 Hefte der „Volksbücher", 7 Bände des „Eichenkranzes" und der erste Band der „Kleinod-Romane" in einer Gesamtauflage von 4 640 500 Stück hergestellt. Die Kriegsbuchtätigkeit erstreckte sich auf die unentgeltliche Verteilung von 728 575 Büchern an Lazarette, Truppenteile, Kriegsgefangenenlager in der Zeit vom August 1914 bis Dezember 1918. Besonders erwähnenswert ist die mustergültige Zusammenstellung einer Bücherei von mehreren Tausend Bänden für das Kriegsgefangenenlager in Knockaloe auf der Insel Man. Ein neuer Zweig der Tätigkeit der Stiftung waren die Dichter-Abende, die nach Versuchen in kleineren Orten nunmehr auch in größeren Städten stattfanden: in den ersten Monaten 1918 31 Abende in 14 Städten mit 30 000 Besuchern. Der Plan, im Winter 1918/19 in 33 Städten 159 Dichterabende zu veranstalten, scheiterte infolge der unseligen Zeitverhältnisse. An Sonderbeiträgen, insbesondere aus Testamenten und Schenkungen flossen der Stiftung 47 526 M. (1917: 92 562 M.) zu. Es bestanden 170 Ortsgruppen mit 4100 Mitgliedern, abgesehen von den zahlreichen persönlichen Mitgliedern. Die Stiftung schloß in Einnahme und Ausgabe in allen Abteilungen ohne den Uebertrag des Vorjahres mit insgesamt je 655 957 M. ab. Besonders hingewiesen sei noch auf die Denkschrift der Stiftung über Kriegerehrung durch Stiftungen, die ohne weiteres versandt wird.

Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen in Leipzig. Mit dem Jahrgang 1919 erscheinen die „Mitteilungen" und die „Bücherhalle" in neuer Gestalt. Die Mitteilungen sind von jetzt ab lediglich Nachrichtenblatt des Vereins Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen und dazu bestimmt, den Zusammenhalt unter den Mitgliedern aufrecht zu erhalten, sowie Beiträge zur beruflichen Anregung und Aufklärung der Fachgenossen zu bringen. Die „Bücherhalle" selbst ist in ein reines Literaturblatt umgewandelt und zwar als ein Organ der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig für die Benutzer dieser Büchereien. Als Herausgeber zeichnen Walter Hofmann, Gustav Morgenstern und H. Robert Ulich.

Die Gründung eines Groß-Berliner Ausschusses zur Bekämpfung der Schundliteratur ist im Juni d. J. erfolgt. Den Vorsitz führt Stadtrat Sassenbach-Berlin. Satzungsgemäß hat der Ausschuß die Aufgabe, die Schundliteratur in Wort und Bild zu bekämpfen und zwar a) durch Beeinflussung der Gesetzgebung, der Gemeindeverwaltungen und der öffentlichen Meinung; b) durch weiteste Verbreitung guter Schriften und Bilder zu wohlfeilen Preisen; c) durch praktische Maßnahmen anderer Art. Dem Ausschuß gehören an: a) der vom Magistrat der Stadt Berlin zu ernennende Vorsitzende; b) die Groß-Berliner Stadtschulräte und je ein Stadtrat oder Mitglied des Gemeindevorstandes derjenigen Städte und Gemeinden Groß-Berlins, die den Ausschuß durch Hergabe von Mitteln unterstützen; c) vier Berliner Stadtverordnete und je ein Stadtverordneterer oder Gemeindevertreter der unter b) bezeichneten Gemeinden; d) je ein Vertreter der Behörden und öffentlichen Körperschaften, die ihrem Arbeitsgebiete nach für ein Zusammenwirken mit dem Ausschuß in Betracht kommen; e) je ein Vertreter der auf dem Gebiete der Volkserziehung tätigen größeren Vereine und einzelne Personen, deren Hinzuziehung wünschenswert erscheint.

Merkblätter und Plakate der Hamburger Bücherhalle. Als Werbemittel hat die Hamburger Bücherhalle ein Merkblatt von zwei Seiten Oktav drucken lassen. Der Haupttitel lautet: „Was bieten die Oeffentlichen Bücherhallen?“ Der Text gibt zunächst den Bücherbestand und die höchste Gesamtjahresausleihe, sowie die einzelner Fächer an. Dann wird gesagt, auf welchen Ausweis und für welches Gebiet Lesekarten zu haben sind. Es folgt eine Aufzählung der Ausgabestellen mit Bücherbestand, Jahresentleihung und Oeffnungszeiten für Ausgabe und Lesezimmer. Darauf wird auf die Zettelkataloge und die käuflichen Druckkataloge und Auswahllisten hingewiesen. Von der Schönen Literatur wird die Zahl der verschiedenen Werke und speziell der Dramen sowie der Verfasser historischer und humoristischer Erzählungen angegeben, ebenso für die belehrende Literatur die Bestandszahlen der meistbenutzten Ausgabestelle für die einzelnen Fächer; angeschlossen sind die Zahlen der fremdsprachigen Bücher und Notenbände. — Die Rückseite beantwortet die Frage „Was bieten die Bücherhallen 1. den Kaufleuten? 2. den Technikern, Handwerkern und Gewerbetreibenden?“ Hier wird auf die populären Sammlungen, größere und besonders beliebte Einzelwerke, sowie auf dahin gehörige Biographien und Romane hingewiesen. Die Kaufleute werden außer auf die einzelnen kaufmännischen Fächer auch auf die für sie wichtigen Bücher zur Spracherlernung, die fremdsprachigen Werke und die stenographische Literatur aufmerksam gemacht. Den Technikern wird die Bändezahl der wichtigsten technischen Fächer in den beiden großen Ausgabestellen mitgeteilt.

Die Merkblätter, die einen ersten Versuch darstellen, könnten leicht auf einen doppelten Umfang, also ein Blatt von vier Seiten, unter Benutzung des Anhangs der Leseordnung gebracht werden; dieser Anhang gibt auf acht kleinen Seiten unter dem Titel „Was kann ich lesen?“ eine gedrängte Uebersicht des Bücherbestandes; in der Schönen Literatur sind z. B. 71 Verfasser humoristischer und 76 geschichtlicher Erzählungen angeführt.

Eine Variation des Merkblattes ist dadurch geschaffen, daß die Rückseite die Frage beantwortet: „Was bietet die Bücherhalle den Frauen?“ Hier werden die Frauen in derselben Weise, wie dort die Kaufleute und Techniker, auf die Abteilungen, die Sammlungen, die Biographien und Romane, die sie besonders interessieren, hingewiesen.

Von den Herstellungskosten des Merkblattes übernahm die Bücherhalle den Betrag von 39 M. für den Satz des Druckers. Die Abzüge wurden von den Vereinen und Behörden, die sie verbreiten, mit $1^1/_2$ Pf. für das Stück bezahlt. Von dem Blatt für Frauen legte das Organ der Frauenvereine einer Ausgabe 5000 Exemplare bei. Von dem anderen Blatt bestellte die Behörde für das Volksbildungswesen 10 000 Abzüge, die Gewerbekammer 3000, die kaufmännischen Vereine 4050, der Christliche Verein junger Männer 500, der Deutsch-evangelische Volksbund 800; auch diese Blätter wurden zum großen Teil den Vereinszeitschriften beigelegt. Im ganzen wurden also 18 350 Abzüge für Männer und 5000 für Frauen verteilt.

Neben den Merkblättern wurde ein Plakat von 28 cm Breite und 23 cm Höhe verbreitet. Es gibt den Bücherbestand, die höchste Jahresausleihe, sowie die Ausweise und Gebühr für Lesekarten und die Leihfrist an; sodann wird auf die käuflichen Kataloge und Auswahllisten hingewiesen; es folgen die Adressen und Oeffnungszeiten der Ausgabestellen; das Plakat schließt mit dem Hinweis auf die Lesezimmer. Der Satz für das Drucken kostete 10,50 M.; 100 Abzüge auf Karton mit Oesen wurden von der Behörde für das Fortbildungswesen, 20 von den kaufmännischen Vereinen bestellt und bezahlt. Die Oberschulbehörde ließ 300 Abzüge, für welche die Bücherhalle 48 M. bezahlte, in den Schulen aufhängen.

Den Studenten der neuen Hamburger Universität wurde bei der Immatrikulation das Leseordnungsheft der Bücherhalle mitgegeben; der dafür gelieferte Vorrat von 2000 Exemplaren ist schon erschöpft. Die Universität bezahlte von den Unkosten 40 M., also 2 Pf. für das Stück, etwa die Hälfte

des Herstellungspreises, der freilich infolge der jetzigen Lohnsteigerungen heraufgegangen ist.

Durch die Verteilung der Merkblätter, des Plakats und der Leseordnung werden viele Tausende auf die Bücherhalle hingewiesen, und ihre Wirksamkeit wird wesentlich dadurch gefördert; da die Lesegebühr auf 1 M. für Erwachsene und 50 Pf. für Kinder heraufgesetzt ist, so werden die Herstellungskosten jener Hinweise für die Bücherhalle leicht durch Neueintragungen der neugeworbenen Leser eingebracht werden.

Vielleicht werden andere Bücherhallen durch diese Zeilen veranlaßt, mit Mitteln, wie den obigen, Leser zu werben. Dr. O. Plate.

Zeitschriftenschau usw.

Unter der Ueberschrift Reform des Bonner Bibliothekswesens hat der Direktor der dortigen Universitätsbibliothek Geheimrat Dr. W. Erman in der „Bonner Zeitung“ vom 25. Mai einen Aufsatz erscheinen lassen, der auch als Sonderabdruck herausgekommen ist. Soweit darin von dem Neubau und der Vervollständigung der Universitätsbibliothek die Rede ist, kann hier nicht auf den Inhalt eingegangen werden, der Verfasser aber zieht das ganze Bibliothekswesen in seine Betrachtungen ein und mahnt die Stadt Bonn eindringlich, sich ihrer Pflicht auf dem Gebiet des volkstümlichen Bibliothekswesens mehr als bisher bewußt zu werden. Die bisherigen Leistungen beschränkten sich bei einem Gesamtetat von 17 Millionen Mark lediglich auf die klägliche Summe von 3500 M. für eine kleine Behördenbibliothek und Archiv, sowie auf einen Zuschuß von 3000 M. für die Bücher- und Lesehalle. Die Sorge für das volkstümliche Bibliothekswesen ist hier fast ausschließlich der privaten und der Vereinstätigkeit übertragen worden. „Bei allem guten Willen war diese Fürsorge unzulänglich und nicht frei von dem schlimmsten Vorwurf, der einer Bibliotheksverwaltung gemacht werden kann, dem der Parteilichkeit auf politischem und religiösem Gebiet. ... Notwendig ist einer Stadt von der Größe und räumlichen Ausdehnung Bonns eine zentrale Volksbibliothek mit großen bequem und einladend ausgestatteten Leseräumen, mit reicher Nachschlagebibliothek auch für die Fragen des praktischen Lebens, mit Auslage der Zeitschriften, Zeitungen und Flugschriften aller Gebiete und aller Richtungen ohne jeden Parteiunterschied und ohne jede Bevormundung der Besucher. Nur der innere Wert der Bücher und Zeitschriften darf den Maßstab bei der Auswahl der anzuschaffenden Bücher abgeben. ... In den entlegenen Stadtteilen und Vororten müssen Filialen und Ausgabestellen errichtet werden, zunächst am besten in den Schulgebäuden. Was an Ansätzen zu Volks- und Bildungsbibliotheken schon vorhanden ist, wird der neuen städtischen Bibliothek zu überweisen sein; denn die Notlage dieser schweren Zeit gestattet keine überflüssigen Parallelanstalten. Alle für einen guten Zweck irgend verfügbaren Mittel müssen straff zusammengefaßt und der Allgemeinheit dienstbar gemacht werden“. E. L.

Neue Eingänge bei der Schriftleitung.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingehender, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen.

Köchling, M., Dichters Werden. Bekenntnisse unserer Schriftsteller. Freiburg i. B, Herdersche Verlagsh. 1919 (VIII u. 308 S. mit 28 Bild.), 6,50 M., geb. 8 M.

In diesem ersten Bande eines umfassenden Werkes werden 14 kürzere Selbstbiographien zeitgenössischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen ver-

öffentlicht. Die Titel der einzelnen Beiträge lauten: „Meine Anfänge" von M. v. Buol; „Rück- und Ausblicke" von Hans Eschelbach; „Im Frührot" von R. Fabri de Fabris; „Aus dem Wunderwald meines Lebens" von Ilse Franke-Oehl; „Der Weg zum Bau" von Marg. Hamann; „Wie ich zur Dichtung kam" von M. Herbert; „Im Garten der Jugend" von Isab. Kaiser; „Mein Weg ins Land der Feder" von Konr. Kümmel; „Aus den Tagen meines literarischen Werdens" von Johannes Mayrhofer; „Aus meinen Vorsommerzeiten" von Hans Schrott-Fiechl; „Aus früher Jugend" von Ilse v. Stach; „Wie ich zum Dichter wurde" von Leo Tepe von Heemstede; „Aus der Kinderstube meines Talents" von Jassy Torrund; „Wie man Poet wird" von Bruder Wilram. Häufig begegnen in den Abbildungen Jugendporträts neben denen der späteren Zeit, und es ist interessant, in den reiferen und meist durchgeistigten Zügen der Autoren und Autorinnen die jugendlichen und unfertigen der Kindheit wieder zu erkennen. Daß bei der Auswahl vor allem Schriftsteller mit katholischer Grundanschauung berücksichtigt sind, mag wenigstens kurz erwähnt werden. L.

Spillmann, Jos., Lucius Flavus. Historischer Roman aus den letzten Tagen Jesusalems. 13. u. 14. Aufl. Volksausgabe. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsb., 1919 (XVI, 338 u. 341 S.), 5,80 M., kart. 7,40 M.

Die Romane des Verfassers erfreuen sich einer ungemeinen Beliebtheit, da sie eine bunte Reihe abenteuerlicher Begebenheiten auf historischem Hintergrund in flotter, volkstümlicher Darstellung erzählen. Sie eignen sich dadurch für die heranwachsende reifere Jugend, die aus der vorliegenden Geschichte mancherlei über die Anfänge des Christentums und über die Stätten erfährt, an denen der Heiland und seine Jünger wandelten. Die Anmerkungen am Schluß, sowie mehrere Pläne von Jerusalem und dem Tempel geben dem wißbegierigen Leser Gelegenheit, sich genauer zu unterrichten und die Quellen kennen zu lernen, auf denen sich die Darstellung aufbaut.

L.

Bücherschau und Besprechungen.

A. Bibliographisches, Populärwissenschaft etc.

Buchenau, A., Kurzer Abriß der Psychologie. Für den Unterricht an den höheren Schulen, an Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten, sowie für das eigene Studium. 2. Aufl. Berlin, Reimer, 1918. (65 S.) Geh. 1,80 M., geb. 2,60 M.

Was dem Buche seinen selbständigen Wert gibt, ist der Versuch, die logisch-kritische und die empirische Betrachtungsweise der Psychologie kritisch abgewogen nebeneinander zu setzen. Daß dies bei einem gedrängten Leitfaden, der in die Hände von Lernenden gelegt wird, seine Bedenken hat, liegt auf der Hand. Aber die Vereinigung von theoretischer Beherrschung des Stoffes und praktischer Unterrichtserfahrung, über die der Verfasser verfügt, ließ den Wurf nicht nur wagen, sondern auch auf das glücklichste gelingen. Die Namen Wundts, Münsterbergs, Ebbinghaus', James' und Natorps bilden die Marksteine und Wegweiser der gedanklichen Entwicklung, diese scharfe Konzentrierung von Tatsachen und Lehrmeinungen um bestimmte Psychologen läßt die Hauptlinien außerordentlich klar hervortreten und macht das Werkchen auch für den wertvoll, der im Gesamtgebiet zu Hause ist. Wenn dabei die Ergebnisse der Empirie im ganzen doch den breiteren Raum einnehmen, so gibt das ja nur das tatsächliche Verhältnis in der psychologischen Forschung der Gegenwart wieder.

Die zweite Auflage enthält gegenüber der ersten eine Reihe kleiner Ergänzungen, besonders bei den Problemen des Gedächtnisses und der Auf-

merksamkeit. Aehnliche Erweiterungen wären vielleicht auch bei den Abschnitten über die Affekte und die Phantasie angebracht, die gegenüber anderen Teilen, z. B. der Betrachtung der Assoziationen und der Darstellung des Weberschen Gesetzes, allzusehr mündlicher Erläuterung bedürfen. Gewinnen würde die Brauchbarkeit des Buches noch durch einen kurzen Abriß der Geschichte der Psychologie und einige zusammenhängende Ausblicke über die Grenzfragen der Religion und Aesthetik, sowie über das Verhältnis der Psychologie zur Logik und Ethik.

Allen, die lehrend oder lernend einen Abriß der Psychologie suchen, sei das Buch auf das wärmste empfohlen. Es bietet namentlich für psychologische Lehrgänge an höheren Schulen und Seminaren ein handliches und vor allem wissenschaftlich zuverlässiges Hilfsmittel. Auch Volksbüchereien seien auf das im besten Sinne volkstümliche Werkchen empfehlend hingewiesen.

Dr. Heiligenstaedt.

Drexler, Josef, Mit Jildirim ins Heilige Land. Selbstverl. Ravensburg, Hartlieb; Berlin, Dümmler in Komm., 1919. (240 S.) Geh. 2 M.

Die zwanglose, tagebuchartige Schilderung des letzten Feldzuges und des Zusammenbruches der deutsch-türkischen Front, ohne Pathos und Schminke dargestellt, verfehlt ihren tiefen Eindruck nicht. Das hin und wieder etwas breite Verweilen bei biblischen Erzählungen, durch den Ort der Handlung angeregt, vereinzelte Ungenauigkeiten der Reminiszenzen sind bei der lockeren Form des Ganzen nicht allzu störend. Auffallend, aber klar begründet ist die Stellungnahme dem türkischen Verbündeten gegenüber. Die lebendige Darstellung vermittelt manchen Einblick in die Geschichte des großen Zusammenbruches, den weder amtliche noch parteiliche Ausführungen geben können. A. St.

Grotjahn, Alfred, Die hygienische Forderung. Königstein, Langewiesche, 1917. (231 S.) 1,80 M.

Die regenerativen Aufgaben, welche die Menschenverluste des Krieges dem deutschen Volke stellen, sind so außergewöhnliche, daß schon jetzt literarisch-wertvolle Darstellungen, wie sie obiges Buch des bekannten Berliner Stadtmedizinalrats und Sozialhyigienikers enthält, willkommen sind. Gerade seine Erfahrungen in zwanzigjähriger Berliner Praxis, seine wissenschaftlichen Forschungen und neuerdings die amtlichen Beziehungen, welche die Grenzgebiete zwischen Volkswirtschaft und Hygiene erfassen, machen G. geeignet, solch eine klar faßliche und doch nicht oberflächliche Darstellung des jedermann über Volkshygiene Wissenswerten zu geben. Ein neuer, stetiger, starker Wille zum Gesund- und Arbeitsfähig-Sich-Erhalten spricht aus jeder Zeile; wir wünschen dem handlichen Wegweiser reichlichste Verbreitung.

B. Laquer.

Haun, Ernst, Jugenderinnerungen eines blinden Mannes. 6. Aufl. Stuttgart, Robert Lutz, 1918. (304 S.) 6,50 M., geb. 8 M.

Ein allmählich Erblindeter, den sorgsame Eltern zuerst in der Stettiner, dann Steglitzer Blindenanstalt ausbilden ließen und dem ein gütiges Geschick durch reiche musikalische Begabung wenigstens ein kleines Entgelt für die verlorene Sehkraft schenkte, erzählt seine Jugenderinnerungen, an die man freilich weder streng künstlerischen noch technischen Maßstab legen darf. Sie interessieren jedoch lebhaft durch die schlichte Sachlichkeit, mit der das Leben in den beiden Anstalten geschildert wird, und nehmen für sich ein durch die frohe Lebensbejahung und den tapferen Arbeitswillen, der aus jedem Worte spricht. Die ersten belanglosen Kinderjahre bei ungetrübtem Augenlicht hätte der Verfasser wohl ein wenig kürzer behandeln und sich späterhin des Eigenlobes etwas mehr enthalten können; schließlich aber: in solch schwerem Schicksal auch seelisch siegreich zu bleiben, ist ein Verdienst, das die Kritik sehender Menschen ihm nicht schmälern soll. E. Kr.

Hesse, Hermann, Aus Indien. Berlin, S. Fischer, 5. Aufl., 1913. (198 S.) Ungeb. 3 M., geb. 4 M.

Bonsels, Waldemar, Indienfahrt. Frankfurt a. M., Rütten & Loening, 23. Taus., 1918. (259 S.) Geb. 6,50 M.

Zwei wesentliche Indienbücher ohne Abbildungen, aber mit reichem Bildgehalt. Beide enthalten Aufzeichnungen von einer indischen Reise, geben fein beobachtete Stimmungsbilder aus ostasiatischem Leben mit großer Lebendigkeit und Deutlichkeit der Farben und Formen, und doch spiegelt sich in jeder die wesentlich verschiedene Individualität des Verfassers. Der Persönlichkeit Hesses gemäß ist es, die fremdartige, üppige tropische Natur mit ihren Geschöpfen — Menschen, Tieren und Pflanzen — mit größter innerlicher Bereitschaft einfach auf sich wirken zu lassen und dem „Unbegreiflichen mit Verwunderung zuzusehen", ohne den Wunsch, die Dinge zu erklären — während Bonsels mit viel größerer Bewußtheit dem Europäer von den kulturellen und wirtschaftlichen Eigenheiten des Landes ein möglichst treues Bild vermitteln will, ohne doch die Unmittelbarkeit und seelische Intensität Hesses — freilich zugunsten mancher „geistreichen" Bemerkung — zu erreichen. Beide Bücher setzen einen gewissen Grad von Bildung voraus. An Bonsels werden jedoch auch vorwiegend stofflich interessierte Leser Gefallen finden, während von Hesse — er bringt ja auch Gedichte und eine psychologisch sehr feine Erzählung — nur diejenigen Leser wahren Genuß haben werden, die für die weltanschauliche Tiefe und die religiöse Schwerblütigkeit, welche sich in dem Wort „Indien" offenbart, einen unbefangenen Sinn haben. Frida Endell.

Immanuel, Siege und Niederlagen im Weltkriege. Kritische Betrachtungen. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1919. (174 S.) 5,50 M.

Verf. hat während des Kriegs als höherer Offizier auf mehreren Kriegsschauplätzen mitgewirkt, war dann bei den Heimatsbehörden tätig und begleitete die militärischen Ereignisse mit Schriften, deren wesentlichste in den „Blättern" besprochen wurden. I. hält sich für einen Unparteiischen, soweit das in Menschenkraft stehe, und dieses hohe Lob wird man ihm hinsichtlich der Beschreibung der militärischen Vorgänge bei uns und den Gegnern zubilligen müssen. Sobald er aber Stellung zu den äußer- und innerpolitischen Ereignissen zu nehmen hat, versagt seine Objektivität, und er ist geneigt, alle Schuld auf die Staatsmänner und Diplomaten zu schieben, der im Weltkrieg zur Gewohnheit gewordenen üblen Praxis gemäß. Auf Einzelheiten nach der Richtung hin einzugehen, hat vorläufig wenig Sinn, doch sei in Kürze darauf verwiesen, daß die Darstellungen von Hamann, v. Jagow, v. Bethmann-Hollweg und andern Hauptbeteiligten ein ganz anderes Bild darbieten. Gewiß haben, wie Immanuel es ausdrückt, die vorm Feind Gefallenen das bessere Los erwählt: „Wir aber wollen nicht aufhören, auf den Genius unseres Volkes zu vertrauen, dann „werden wir uns aus dem finstern Tal der Gegenwart wieder hindurcharbeiten zu den lichten Höhen einer besseren Zukunft." E. L.

Kurz, Isolde, Aus meinem Jugendland. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1918. (264 S.) 8 M.

Schon oft hat I. Kurz aus dem Born ihrer Jugenderinnerungen geschöpft, uns zuerst das Lebensbild ihres trefflichen Vaters, Hermann, dargeboten, und dann in der Form von Nekrologen über ihre Brüder berichtet, die als angesehene Aerzte in Florenz und Venedig vor der Zeit dahingegangen sind. In dem vorliegenden Buch steht nun neben der Verfasserin die Mutter im Vordergrund, die originelle kleine Frau, die mit den Vorurteilen des Elternhauses gebrochen und sich einem extremen, in der Wirklichkeit aber harmlosen, Radikalismus hingegeben hatte. Jedenfalls wuchsen die „Heidenkinder", wie die schwäbische Jugend die Kurzschen Buben, unter denen Isolde als einziges Mädchen einen schwierigen Stand hatte, zu nennen pflegten, in

einer eigentümlichen Umwelt auf, von der sich nur mit Mühe die Brücke zu der wirklichen Welt schlagen ließ. Ueber ihr schriftstellerisches Werden teilt die Verf. nur wenig mit, alle Einflüsse von außen her weist sie energisch ab, so auch die gutgemeinten Versuche Paul Heyses, der der Familie so nahe gestanden hatte. Nach des Vaters Tode vertauschte Isolde ihre Tübinger Heimat mit München. Kaum aber hat sie dort festen Boden gefunden und wertvolle literarische Beziehungen angeknüpft, da folgt sie nach längerem inneren Kampf der Mahnung des ältesten Bruders und siedelt mit der Mutter nach Florenz über. Das Treiben in der anregenden deutschen Kolonie in der schönen Arnostadt hat Verf. bereits in den „Florentinischen Erinnerungen" liebevoll und eindringlich dargestellt. Offenbar war es eine Stimme des Schicksals, die sie in eine Umgebung rief, die ihr Freiheit und Spielraum zur Entwicklung der Gaben verschaffte, die ihr nun einmal angeboren waren.

E. L.

B. Schöne Literatur.

Bergmann, Stephanie, Ihr Vermächtnis. Cöln, Bachem, 1918. (231 S.) Geb. 7,50 M.

In Form eines Tagebuches schildert das Werk den Werdegang eines frischen, natürlich veranlagten Mädchens von der Kindheit an bis in die reifen Jahre hinein, wie sich die Verehrung für einen Lehrer zur Liebe entwickelt, und diese Liebe des ererbten tödlichen Leidens wegen in Entsagung enden muß. Namentlich die erste Hälfte des Buches wirkt ungemein erquicklich und lebendig. Besonders hervorzuheben ist, daß der fromm katholische Geist, in dem das Werk geschrieben ist, dem rein menschlichen Eindruck auch auf Andersgläubige nicht den mindesten Eintrag tut. A. St.

Boie, Margarete, Das köstliche Leben. Roman. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1918. (365 S.) Geb. 7,50 M.

Das köstliche Leben, das meist ein Leben im Dienste treuer Pflichterfüllung voller Mühe und Arbeit ist, muß von Ursula von Lesum, einer verwöhnten Hamburger Patriziertochter, langsam erobert werden. Der Gefahr, in Blasiertheit und hochmütiger Abgeschlossenheit seelisch zu verkümmern, entgeht sie noch rechtzeitig, als sie in den Kreis fröhlicher und herzenswarmer Menschen eintritt und mit ihnen sorgen und arbeiten lernt. Der Roman enthält bei aller Schwerfälligkeit und Weitschweifigkeit gut gezeichnete Lebensbilder, besonders gelungen ist die Zeichnung der Malerkolonie in der Lüneburger Heide. Der Hauptschauplatz ist Erfurt, daneben Hamburg. Alles in allem ein besserer Unterhaltungsroman ohne sonderlichen literarischen Wert für anspruchslose Leser. G. F.

Boy-Ed, Ida, Die Opferschale. 7.—10. Taus. Berlin, Aug. Scherl & Co., 1918. (435 S.) 4 M., geb. 5 M.

Zeit und Ort der Handlung: das Haus und die Umgebung einer gräflichen Familie in den ersten Zeiten des Weltkrieges. Zwei Liebesgeschichten, die durch die Kriegsereignisse bestimmt werden, sind es besonders, die das Buch füllen. In der einen wird es durch den Krieg deutlich, daß die gegenseitige Liebe der jungen deutschen Gräfin und des englischen Aristokraten den völkischen Gegensätzen gegenüber doch nicht Stand zu halten vermag. In der zweiten lassen die ernsten Zeitereignisse eine innige Liebe zwischen einem so ungleichen Paar, wie es die vornehme Offizierswitwe und der aus ärmlichen Verhältnissen stammende feldgraue Sozialist sind, aufkeimen. Die in einander verschlungenen Erlebnisse dieser und anderer Roman-Persönlichkeiten weiß die Verf. in spannender Weise zu erzählen. Aber alles in allem richtet sich das Interesse des Lesers doch mehr auf die äußeren Vorzüge als auf das innere Leben der Hauptpersonen, denen es an der starken individuellen Bestimmtheit und Eigenheit fehlt, die doch erst zum Verweilen Anlaß gibt. So jagt man das Buch durch, um zu sehen, was daraus werden wird, und

legt es am Ende mit dem Gefühl des Unbehagens aus der Hand, das jetzt alle Bücher, die noch aus der Sieg- und Haß-Stimmung der ersten Kriegsjahre heraus entstanden sind, zu hinterlassen pflegen. G. K.

Bülow, J. v. Heinrich Seifferts Ende. Cöln, Gonski, 1919. (183 S.) Geb. 4,50 M.

Ein höchst merkwürdiger Versuch, märchenhafte Voraussetzungen mit psychologischem Wirklichkeitsgefühl in Einklang zu bringen. Ein Bote des Todes holt irrtümlich von den flandrischen Schlachtfeldern zwei Seelen ab, deren Todestag noch nicht gekommen ist, und muß sie zurückbringen. Dabei begeht er eine Verwechslung, so daß die Seele des Einen in den Körper des Andern gerät. Es wird nun versucht, mit möglichster Folgerichtigkeit zu zeigen, wie weit der Einfluß des Körperlichen auf das Seelische geht, namentlich in der Stellung den beiden Ehefrauen gegenüber. Natürlich ist der tragische Ausgang unausbleiblich. Der Roman ist fesselnd geschrieben, bleibt aber eben experimentell ohne die Möglichkeit der Nachprüfung. A. St.

Diehl, Ludwig, Wilphilde. Eine Erzählung aus Schwabens Vergangenheit. Stuttgart, Strecker & Schröder, 1919. (329 S.) Geb. 6,50 M.

Historischer Roman aus der Zeit Konradins und des Faustrechts. In augenscheinlich bewußter Nachahmung Hauffs und Scheffels wird ein Bild des damaligen Lebens in dem Städtchen Ravensburg gegeben. Mit breitem Humor, bei dem das Behagen freilich häufig den Witz überwiegt, schildert der Roman den Uebergang aus der unhaltbaren Ritterzeit zur demokratischeren neuen Zeit, in der sich der kalt-nüchterne Praktiker (Rudolf) sowohl dem schwärmerischen oder verwälschten und verkommenen Rittertum, als auch dem bäurisch-selbstsüchtigen oder dem Phrasentum verfallenen Pfahlbürgertum überlegen und als einzig möglicher Führer erweist. Damit gibt der Roman eine Parallele und teilweise Satire zur Zeitgeschichte. Und wenn auch Stellen, wie vor allem die Schilderung der Schlacht bei Tagliacozzo, sich stark aus dem Ganzen herausheben, so steht gerade dieser Abschnitt so episodenhaft isoliert, daß er den anspruchslosen Charakter des Werkes nicht wesentlich beeinflußt, und eben diese harmlose Frische macht den Hauptvorzug aus. A. St.

Elsner-Vielitz, Lisa, Bundschuh und Schwert. Berlin, Gudrun-Verlag, 1918. (242 S.) Geb. 7 M.

Die Geschichte der Entfremdung und des Widerfindens eines Ehepaares, des strengen, adelsstolzen, altgläubigen Mannes und der bedeutend jüngeren, milden, dem neuen Glauben zugewandten Frau, entwickelt auf dem geschichtlichen Hintergrunde der deutschen Bauernkriege. Trotz des großen stofflichen Aufwandes und einzelner guter Ansätze in Bezug auf Schilderung und Charakterentwicklung bleibt das Ganze doch im Rahmen des herkömmlichen Durchschnittes und löst kein tieferes Interesse aus. A. St.

Gubalke, Lotte, Ein Bruder und eine Schwester. Roman. Stuttgart, Adolf Bonz & Co., 1917. (178 S.) 2,60 M.

Der Roman stellt das Aergernis erregende Verhältnis eines Sauhirten zu zwei Weibern und den Ehebruch eines hochgestellten Ritters in Parallele und zieht aus der ungleichen obrigkeitlichen Auffassung die Folgerung, daß die Rechtsprechung wohl für den ersten Fall, aber nicht für den zweiten ausreicht. Die überraschende Tat des Rittersohnes, der seine uneheliche Stiefschwester auffindet und dem Verderben entreißt, wirkt schließlich versöhnend. Offenbar bildet die mittelalterliche Umgebung der Personen nur die Kulissen für ein Problem aus der Gegenwart. Bb.

Havemann, Julius, Schönheit. Leipzig, G. K. Sarasin, 1918. (366 S.) Ungeb. 5 M.

Wer sich ein Bild vom Leben und Treiben der schönen Lagunenstadt zur Zeit Tizians machen will, dem kann man die Lektüre des vorliegenden

mit großer Hingabe geschriebenen Buchs empfehlen. Mit allen Kreisen der Bevölkerung, mit den Curtisanen sowohl wie mit den hochstrebenden Künstlern, an deren unvergänglicher Farbenpracht sich noch die Gegenwart erfreut, werden wir bekannt. Leicht hat der Verf. es seinen Lesern nicht gemacht, es fehlt der Erzählung an Einheitlichkeit und Zusammenhang, so daß man es mehr mit einer Folge aneinander gereihter Skizzen als mit einem abgerundeten Kunstwerk zu tun hat. Was H. in seinem Roman erstrebt, drückt wohl am besten das von ihm gewählte Motto Platens aus: Wen der Pfeil des Schönen getroffen, Ewig währt für ihn der Schmerz der Liebe. L.

Herrmann, Georg, Einen Sommer lang. Berlin, Ullstein & Co., 1918. (315 S.) Geb. 5 M.

Herrmann ist bekannt als trefflicher Schilderer der Reichshauptstadt und ihrer Bewohner. Diese Virtuosität bewährt er auch im vorliegenden Roman, der den Sommeraufenthalt einer Berliner Familie Lindenberg bei Potsdam in behaglicher, fast möchte man sagen allzubehaglicher Breite beschreibt. Frau Luise Lindenberg ist eine gutmütige Spießerin und viel mehr ist auch an ihren beiden Töchtern nicht, von denen die eine mit einem Schriftsteller, die andere mit einem jungen Juristen verlobt ist, der im Begriff ist, sein Doktorexamen abzulegen. Daneben tauchen allerlei zweifelhafte weibliche und manchmal auch männliche Wesen auf. Irgend eine starke Persönlichkeit, für die man sich erwärmen könnte, fehlt ebenso wie jede Handlung. Der Roman dürfte wohl der erste Teil einer Reihe von Bänden sein, die das Berliner Leben zu Beginn des neuen Jahrhunderts festhalten sollen. Zu loben ist der Buchschmuck, der die Rokokozeit Potsdams in glücklicher Weise veranschaulicht. L.

Keller, Paul, Hubertus. Ein Waldroman. Breslau, Bergstadtverlag, 1918. (271 S.) 5,50 M., geb. 7,50 M.

Als echten Paul Keller möchte man den vorliegenden Roman bezeichnen, der in einem schlesischen Walddorf spielt, in dessen Einsamkeit ein Großstädter, der sich am Treiben der großen Welt übersättigt hat, gesunden möchte. Ein Motiv also, das seit Stifters liebenswürdigen „Waldstieg" nicht selten Schriftsteller aus allen Teilen unseres Vaterlandes beschäftigt hat. Bald lernen wir die wenigen Menschen im Haushalt und in der kleinen Gemeinde kennen und ahnen sogleich, daß die jugendfrische junge Lehrerin, die inzwischen ihre erste Schulstelle in dem Dorf antritt, diejenige sein wird, die Herrn Hubertus für immer fesseln soll. Hineinverflochten in diese Herzensgeschichte ist eine große Kriminalsache, die uns einen Einblick in tragische Vorgänge in der Dorfgemeinde tuen läßt. Ein gesunder Humor, wie er Keller so gut ansteht, sorgt dafür, daß die Nachtseiten nicht überwiegen. Zum Schluß aber übernimmt Herr Hubertus, der von Landwirtschaft nichts versteht, zusammen mit seiner wackern Frau — beide haben das Herz am rechten Fleck sitzen — das Rittergut, nachdem ein tüchtiger Inspektor gefunden ist. Alles in allem eine kerngesunde Erzählung, die vielfach an des Verfassers „Waldwinter" anknüpft und diesem sangesfrohen Schlesier verdientermaßen viele neue Freunde zu der großen Schar der alten hinzugewinnen wird. E. L.

Kurz, Hermann, Lisardo. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Dr. Heinz Kindermann. Stuttgart, Strecker & Schroeder, 1919. (179 S.) Geb. 5,50 M.

Dieses frühe, bisher verschollene Werk des Verfassers schildert die Entwicklung eines schön veranlagten Menschen von ungebändigtem Temperament, der erst durch vielerlei Irrungen zu männlicher Reife erwächst. Lisardo, ein Student aus vornehmem Hause, kehrt in seine Vaterstadt Salerno zurück, um seine heimlich Verlobte heimzuführen. Er findet sie von ihrem Vater einem trockenen Alltagsmenschen zugesprochen, und da alle Versuche, seine Wünsche durchzusetzen, fehlschlagen, so ergibt er sich einem wüsten Leben. Da kommt die Cholera über das Land, alle Bande der Gesetze und der Zucht

lösen sich, und sicherer Untergang droht der Stadt. Lisardo greift entschlossen ein, stellt sich an die Spitze der Verwaltung und erweist sich als Retter in der Not. Seine Jugendgeliebte, die, inzwischen verwitwet, ihn seines wilden Lebens wegen zum zweiten Male zurückgewiesen hatte, wird seine Helferin, und als die schlimme Zeit ihr Ende nimmt, bietet die Stadt ihm dauernd das höchste Amt und die Geliebte ihre Hand an. Er aber weist in Trotz beides zurück, um in sein ehemaliges Leben zurückzukehren. Da wird er vom Starrkrampf hingestreckt, und in dieser absoluten Vereinsamung wird sein harter Sinn gebrochen, und er weiht, genesen, seine Kräfte fortan der bisher verachteten Allgemeinheit. Neben mancherlei romantischen und romanhaften Elementen zeigt das Werk doch lebendigen Wirklichkeitssinn und logische und psychologische Folgerichtigkeit, lebenswahre, ursprüngliche Charaktere, anschauliche Schilderungen und fesselt ungemein. Das Nachwort des Herausgebers gibt eine willkommene und ausführliche Darlegung der literarischen Stellung und Bedeutung des Romans, der noch hart an der Grenze der Novelle steht. A. St.

Letfels, Georg, Der Platz an der Sonne. Ein Roman aus Kurbrandenburgs See- und Kolonialgeschichte. Leipzig, Quelle & Meyer, 1918. (323 S.) Geb. 7 M.

Die vorliegende historische Erzählung zeichnet sich durch liebevolle Zeichnung der Umwelt des alten Berlins und Brandenburgs zur Zeit des Großen Kurfürsten aus. Das Hauptlicht fällt auf die Gestalt des holländischen Kapitäns Benjamin Raule und seine Familie, mit dessen Hilfe Friedrich Wilhelm eine Flotte ins Leben ruft, die ihm allsogleich im Kriege gegen Schweden wertvolle Dienste leistet. Die von ihm gegründete afrikanische Handelsgesellschaft bricht zusammen und verwickelt ihren Urheber, gegen dessen Indienstnahme sich von vornherein lebhafter Widerspruch bei den alten Räten geltend gemacht hatte, in ihren Fall. Die Schwester hat der Tod der einzigen Tochter, die sich eben erst heimlich mit dem Grafen von Schwerin hatte trauen lassen, den alten Seehelden ein Jagdunfall niedergeworfen. Alle die zahlreichen Typen, die Berliner Bürger, die Beamten des kurfürstlichen Hofs und die brandenburgischen Soldaten werden, wie schon erwähnt, treffend geschildert, so daß das von patriotischem Geiste erfüllte Buch der reiferen Jugend sowohl wie einfacheren Lesern von Bildungsbibliotheken empfohlen werden mag. L.

Das schwäbische Liederbuch. Eine Auswahl aus der klassischen schwäbischen Lyrik von Hans Heinrich Ehrler. 1.—3. Taus. Stuttgart, Strecker & Schröder, 1918. (VIII, 328 S.)

Gedichtsammlungen aus einem engbegrenzten deutschen Gau pflegen dem Dilettantismus Tür und Tor zu öffnen, schon weil sie meist — im Interesse einer gewissen Fülle der darzubietenden Auswahl — die lebenden Landsleute mit berücksichtigen. Hans Heinrich Ehrler, selbst ein schwäbischer Lyriker von Rang, ist so klug und geschmackvoll gewesen, seine Auswahl auf den Kreis des bereits klassisch Gewordenen zu beschränken und dabei, auch wo die Versuchung noch so groß war, alles Beiläufige oder allzu Provinzielle (so auch die ganze Mundartdichtung) streng abzuweisen. Wenn trotzdem ein ungemein stattlicher, übrigens auch recht würdig gedruckter Band zu stande gekommen ist, so hatte er das der überströmenden Fülle des lyrischen Schaffens und Könnens der Schwaben zu verdanken. Nicht zufällig war es ein schwäbischer Dichter, Ludwig Uhland, der beglückt um sich schauend ausrief: „Singe, wem Gesang gegeben, in dem deutschen Dichterwald! Das ist Freude, das ist Leben, wenns von allen Zweigen schallt.“ Sind doch allein zwischen 1800 und 1820 ein volles Dutzend namhafte Lyriker dem Schwabenland geboren! Angesichts der Feststellung, daß das vorliegende Buch unter anderem vortreffliche Auswahlen aus den Gedichten von Schubart, Schiller, Hölderlin, Uhland, Kerner, Schwab, Hauff, Mörike, Fr. Th. Vischer, Kurz, Gerok, J. G. Fischer, Herwegh, Wilhelm Hertz und Christian Wagner

enthält, wird auch der Nicht-Schwabe ohne weiteres zugeben, daß hier eine Sammlung dargeboten wird, die auf die freudige Teilnahme aller Freunde deutscher Dichtung rechnen darf. Daß überdies noch ein „imaginäres Porträt" des schwäbischen Stammes für den zusammenfassenden Blick sich ergibt, wird für manchen Liebhaber der vielfältigen Abwandlungen deutschen Wesens ein besonders beglückender Reiz sein. Und die Gedichte von David Friedrich Strauß und Gustav Pfitzer, um nur zwei der Namen zu nennen, die — wenigstens als Dichternamen — nicht über Schwabens Grenzen gedrungen sind, werden ihm manche Entdeckerfreude bereiten. E. A.

Maltzahn, E. von, Ein Mann. Roman aus der Gegenwart. Berlin, Martin Warneck, 1918. (199 S.) Pappbd. 4,50 M.

Unter Berufung auf die Grundsätze des Christentums bekämpft die Freiin von Maltzahn die doppelte Moral des Duells als eine unchristliche, unsittliche und das Volksempfinden verletzende überlebte Ueberlieferung. Um ihre Ansicht zu begründen, greift sie Einzelfälle dieser Art aus dem Offiziersleben heraus und stellt einen Oberleutnant von Grambow als Mann der Tat hin, der lieber seinen Abschied nimmt und den Vorwurf der Feigheit auf sich lädt, als daß er sich durch das Ehrengericht zur Sünde gegen Gott und die Obrigkeit zwingen läßt. Heldenhaft wie seine Flucht aus dem Offiziersstande ist sein Ringen um ein neues Dasein und die mannesmutige Rettung eines Menschenlebens vom Tode des Ertrinkens. Gleichviel, welche Stellung der Leser zur Duellfrage einnimmt, wird er das von ehrlicher Ueberzeugung getragene Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Bb.

Piper, Otto, Der Spuk. 250 Geschehnisse aller Arten und Zeiten aus der Welt des Uebersinnlichen gesammelt u. behandelt. 1.—10. Taus. Köln, J. P. Bachem, 1917. (170 S.) 3,20 M., geb. 4 M.

Der als Burgenforscher und auch als plattdeutscher Dichter gut bekannte, jetzt hochbejahrte Verfasser hat sich in diesem Buch an einen Gegenstand herangewagt, zu dessen wissenschaftlicher Beherrschung ihm jedenfalls nicht das genügende Rüstzug zur Verfügung steht. Nach der Einleitung will er, um das Wesen des Spuks klar zu machen, eine Anzahl von „unzweifelhaften Spukfällen" vorlegen. Im Schlußwort heißt es aber schon, daß wenn auch manche dieser Fälle vielleicht „nicht als ganz sicher beglaubigt" erscheinen möchten, so doch immer noch so viele übrig bleiben würden, daß sie die Existenz des Spuks beweisen könnten und daß sie dazu zwingen müßten, die Ansicht derjenigen, die allen Spuk als Sinnestäuschungen u. dergl. erklären wollten, abzulehnen. Wer nun aber nicht wie der Verf. von vornherein schon den Glauben an den Spuk mitbringt, wird schwerlich durch einen einzigen der dritthalb hundert Fälle, die zum größten Teil aus alten unkontrollierbaren Ueberlieferungen stammen, für Pipers Spuk-Auffassung gewonnen werden. In unkritischen Köpfen kann das Buch Verwirrung anrichten. Auf keinen Fall wird es imstande sein, der Aufhellung der Gemüter zu dienen oder die wissenschaftliche Forschung zu fördern. G. K.

Wothe, Anny, Die den Weg bereiten. Ein Zeitroman. Hamburg, Gebr. Enoch, 1916. (331 S.) 4 M., eleg. geb. 5 M.

Kann man auch beim Lesen dieser Dichtung den Gedanken nicht loswerden, daß die Ereignisse oft allzu romanhaft zugespitzt sind, so wird man doch gefesselt durch die alle die kunstvoll verschlungenen Geschehnisse durchziehende Idee, daß das Leid auch in den harten Naturen endlich die entsagungsvolle selbstlose Liebe aufkeimen läßt und damit eine Sühne für begangenes Unrecht schafft. Da man sich auch die Figurenzeichnung im großen und ganzen gefallen lassen kann, so mag man dem Roman mit seinem ernsten Kriegshintergrund immer noch lieber Leser wünschen, als den vielen sonst auf den Markt geworfenen Kriegsdichtungen. G. K.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (S.).

20. Jahrg. Nr. 9 u. 10. September-Oktober 1919.

Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen.

Herausgeber: Professor Dr. Erich Liesegang in Wiesbaden u. Professor Dr. Gottlieb Fritz in Charlottenburg. — Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig. — Preis des Jahrgangs (12 Nrn.) 4 M.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung und Postanstalt.

Ministerialdirektor Dr. Egon von Bremen, Exzellenz, gest. am 9. Juli 1919 in Berlin-Grunewald.

Wer Egon von Bremen war, weiß jeder deutsche Lehrer. Aber auch der Bildungspfleger soll wissen, daß mit ihm ein Führer entschlafen ist. Kaum während eines Lustrums — inmitten des Krieges — schuf er das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht und bei diesem als besondere Abteilung die Zentrale für Volksbücherei, mit der Aufgabe, unter Fernhaltung jedes einseitig dogmatischen Anspruchs oder Zudringens sich der Volksbücherei und den damit zusammenhängenden bildungspfleglichen Aufgaben still dienend zur Verfügung zu stellen. Zu diesem Zwecke entwickelte er, Schritt für Schritt vorgehend, provinzielle Beratungsstellen für Volksbücherei, denen die Zentrale mit Rat und Tat verfügbar sein sollte. Er legte den Grund zu einer von den Klein-Büchereien dringlich gewünschten Buchkritik, ferner zu einer gründlichen Fachausbildung durch die Bibliothekskurse der Zentrale und durch kleinere Kurse bei den Beratungsstellen. Volksheim und Volkshochschule hatte er scharf ins Auge gefaßt, und die Reform des Kinowesens, die von Stettin ausgegangen ist, hatte an ihm den tatkräftigen Förderer.

Mit vorurteilslosem Weitblick, unterstützt durch wahrhaft vielseitige Bildung, verfolgte er niederdeutsch zäh und still seine Pläne, immer bemüht, den rechten Mann so frei wie möglich arbeiten zu lassen. Er konnte Menschen neben sich wachsen sehen — ohne für sich etwas zu wollen, alles für die Sache. Mit seiner Herzensgüte war er recht eigentlich das Vorbild des Bildungspflegers. Sein Werk ist auf die Tat gegründet, und der Grund liegt fest für einen großen Bau. Mit schönster Berechtigung wurde an seiner Bahre das Wort der Schrift auf ihn angewendet: „Ich will dich segnen — auf daß du ein Segen werdest.“ — Er war einer, der Segen um sich verbreitet hat.

Weite oder enge Systematisierung?

Von Dr. Rud. Angermann-Stettin.

I.

Die Praxis hat ihren eigenen ethischen Imperativ, der heißt: was du tust, das tu so schnell, so sicher, so bequem du kannst. Ihr Ideal ist vollendete Zweckmäßigkeit. Jeder Umweg, jede Abschweifung,

auf die Fläche dieses „praktischen“ Gewissens projiziert, muß als Makel erscheinen. So schnell, so sicher, so bequem wie möglich zu Büchern zu führen ist die Aufgabe des Büchereikataloges, der die Form des Verfasserkatalogs annehmen wird, wenn der Ausgangspunkt des Suchens der Verfassername, dagegen die Form des Sachkatalogs, wenn der Ausgangspunkt des Suchens der Gegenstand eines Buches oder einer Buchgruppe ist. Leichtes Suchen, leichtes Finden: das und nur das allein ist hier Zweck, von dem nicht abgewichen werden darf.[1])

Soll ein solcher Katalog praktisch sein, so schnell, so bequem, so sicher wie möglich zu einem gewünschten Buch, einer gewünschten Buchgruppe führen, so müssen recht viele Bedingungen erfüllt sein. Wie umfangreich ein Katalog ist, ob er Zettel- oder Bandform hat, geschrieben oder gedruckt ist, wie er systematisch angelegt ist, ob die Titel in den kleinsten Gruppen alphabetisch oder chronologisch oder gar nicht geordnet, welche Signierungs- und Verweisungstechnik angewandt sind usw.: davon hängt hier alles ab. Eine Theorie des systematischen Sachkatalogs hätte alle diese Fragen gründlich zu erwägen und ihre Beantwortung aus dem Gesichtspunkt höchster Zweckmäßigkeit zu versuchen.

Auf eine dieser Fragen, die von besonderer Wichtigkeit ist und den Vorzug hat in gewissen Grenzen mathematisch-experimentell lösbar zu sein, möchte ich nun das Augenmerk des Lesers richten: die Frage nach dem Gliederungsgrad des Systemschemas. Natürlich ist die Lösung einer solchen Sonderfrage noch lange nicht die des Gesamtproblems, — der zweckmäßigsten Einrichtung des systematischen Sachkatalogs, — das man sich vielmehr als ein höchst entwickeltes System einander bedingender, einschränkender und bekämpfender Kräfte denken muß. Trotzdem scheint der Versuch einer Teillösung nicht überflüssig. Denn die Beantwortung eines so verschlungenen Fragenkomplexes, wie es der in Rede stehende ist, kann nicht gut anders geschehen, als indem man ihn in seine Elementarprobleme zerschlägt, deren jedes für sich beantwortet und dann erst zur Synthese der Gesamtlösung schreitet.

Daß es nicht gleichgültig ist, ob ein systematischer Katalog weit oder eng gegliedert wird, weiß jeder Vertraute; daß es nicht praktisch ist, wenn er „blinde“ Gruppen führt, — solche, die keinen oder nur ganz wenige Titel enthalten, — erfährt zu seinem Aerger häufig der Benutzer. Aber wie weit soll gegliedert werden? Wie groß oder klein sollen die Gruppenumfänge sein? — Einerseits ist klar, daß

---

1) Neben solchen reinen Suchkatalogen, auf die allein sich das Folgende bezieht, tauchen in neuerer Zeit andere Büchereikataloge auf, die man führende oder Anregungskataloge nennen könnte. Sie verfolgen ausschließlich oder neben dem Suchzweck pädagogische Zwecke; sie wollen von vornherein zu bestimmten Büchern führen, in bestimmter Richtung anregen. Daß sie im Einzelfall zum Suchen ganz ungeeignet werden können, darf man ihnen billig nicht vorwerfen. Uebrigens steht und fällt die Berechtigung solcher Kataloge mit der Berechtigung eines besonderen pädagogischen Zieles der Büchereipraxis überhaupt.

Katalogsystematik nicht etwa den Zweck hat, dem Katalog ein besonders „wissenschaftliches“ Aussehen zu verleihen, sondern einfach den: das Suchen auf einen bestimmten Umkreis einzuschränken und damit abzukürzen — statt des ganzen Textes braucht das Auge nun nur wenige Seiten zu durchfliegen; andererseits ist leicht zu bemerken, daß das Unterscheiden, das Eingliedern des Gewünschten in eine der Schemagruppen eine Arbeit ist, die unter Umständen recht schwierig, recht zeitraubend werden kann. Wie oft wohl mag dem Katalogbenutzer ein wildes Blättern und Zeilenjagen bequemer erscheinen und schneller zum Ziel führend, als ein Abmühen seines Geistes an den diffizilen Unterscheidungen des Systemschemas! Es arbeiten sich hier offenbar in einem Ding zwei Kräfte entgegen, deren eine auf Verlängerung, deren andere auf Abkürzung des Suchens drängt. Weil nun diese Kräfte nicht unabhängig von einander sind, indem offensichtlich Schemagliederung und Gruppenumfänge sich gegenseitig bedingen: sollte sich da nicht ein bestimmtes Verhältnis finden lassen, in welchem diese Kräfte in ein Gleichgewicht kommen, gegenseitig am wenigsten Abbruch, sich wechselweise bändigend nach außen hin die stärkste Wirkung tun?

II.

Um die Beziehungen, die hier walten, bestimmter zu formulieren, zerlegen wir den Suchakt in drei einzelne Teilakte:

1. das Einordnen des Titelbegriffs in das vor mir liegende Einteilungsschema;
2. das Aufschlagen des Textes der gefundenen Gruppe;
3. das Ueberfliegen des Gruppentextes mit dem Auge, bis letzteres an dem gesuchten Titel haften bleibt.

Teilakt 1. ist in der Hauptsache ein Denkakt (Subsumptionsurteil), verhältnismäßig schwierig und langwierig; Teilakt 2. eine mechanische Tätigkeit, deren Dauer, — nur in Uebungsbreite variierend, — bei gleichen äußeren Verhältnissen (Paginierung, Band, Zettel) als unveränderlich gelten kann; Teilakt 3. ein Wiedererkennungsakt, verhältnismäßig leicht und schnell ausführbar.

Bezeichne ich die Gesamtsuchzeit mit y, die Schemasuchzeit (Teilakt 1.) mit u, die Textsuchzeit (Teilakt 3.) mit v und die Zeit des Nachschlagens (Teilakt 2.) mit w, so gilt:

$$y = u + v + w$$

Die Schemasuchzeit ist nun aber proportional der Zahl der Schemaglieder: habe ich das Einpassen des Titelbegriffs an acht verschiedenen Gruppen hintereinander zu probieren, so ist, vorausgesetzt, daß mir das Schema noch nicht bekannt ist,[1]) die Arbeit, die ich zu leisten habe, und damit die Zeit, die ich aufwenden muß, offenbar achtmal so groß, als wenn ich dasselbe nur an einem Gruppenbegriff vorzunehmen hätte. Bezeichnet also x die Anzahl der Gruppen, a die

1) Ueber den Einfluß der Bekanntschaft und der Uebung vgl. unten S. 158.

Zeit, die es kostet einen Begriff in eine Gruppe einzuordnen, — sie hängt in der Hauptsache von dem Grade der begrifflichen Klarheit der Gruppenabgrenzungen ab, — so ist

$$u = ax$$

Weiter ist die Textsuchzeit v proportional der durchschnittlichen Anzahl der in den Einzelgruppen enthaltenen Titel, letztere ihrerseits wieder umgekehrt proportional der Zahl der Gruppen, in die ein Bücherbestand eingeteilt wurde. Nennen wir also c die Gesamtzahl der katalogisierten Titel, b die in Uebungsgrenzen unveränderliche Zeit, die zum „Ueberfliegen" eines Titels gebraucht wird, so ist

$$v = \frac{bc}{x}$$

Bedenken wir nun noch, daß beim Aufsuchen eines Buchtitels durchschnittlich stets nur die Hälfte des Schemas und des Gruppentextes[1]) durchprobiert, bez. überflogen zu werden braucht, so erhalten wir die Größe der Gesamtsuchzeit

$$y = \tfrac{1}{2}ax + \tfrac{1}{2}\frac{bc}{x} + w \qquad [1]$$

Die Aufgabe ist nun sehr einfach so zu formulieren: wie muß die Gliederzahl x bestimmt werden, damit die Gesamtsuchzeit y möglichst klein, ein sog. Minimum werde?

Nicht weniger einfach ist die Lösung. Setze ich nämlich den Differentialquotienten der Funktion [1]

$$\frac{dy}{dx} = \frac{a}{2} - \frac{bc}{2x^2} = 0 \qquad [2]$$

so ergibt sich daraus für

$$x = \sqrt{\frac{bc}{a}} \qquad [3]$$

ein Minimum von y.

Indem ich den Wert [3] in [1] einsetze, erhalte ich die Größe der minimalen Gesamtsuchzeit

$$y\,min = \sqrt{abc} + w \qquad [4]$$

III.

Einige Beispiele mögen die praktische Anwendung unseres Verfahrens erläutern.

1) Noch weiter verkürzt wird die Textsuchzeit, wenn die Titel im Text chronologisch nach Erscheinungsjahren angeordnet sind. Da bekanntlich die weit überwiegende Mehrzahl aller Buchbestellungen sich auf neueste Literatur, neueste Auflagen bezieht, so wird bei chronologischer Anordnung der Benutzer in der Regel, namentlich wenn er die Titel von hinten beginnend überfliegt, weit schneller das Gewünschte finden als bei anderer oder fehlender Anordnung. Chronologische Titelfolge scheint daher im systematischen Suchkatalog den Vorzug zu verdienen.

1. Versuch.

Eine Abteilung des geschriebenen Bandkataloges „Kulturgeschichte“, 578 Titel enthaltend, war in 18 gleichgeordnete[1]) Gruppen geteilt. Aus 50 Suchakten, die sich auf alle Gruppen gleichmäßig erstreckten, wurde eine durchschnittliche Gesamtsuchzeit von 53 Sek. für den Titel ermittelt. Weiter wurde durch zahlreiche Versuche die Zeit, die zum „Ueberfliegen“ eines Titels gebraucht wird, zu durchschnittlich $^3/_4$ Sek., die „Nachschlagezeit“ für den 340 Seiten umfassenden paginierten Band zu durchschnittlich 9 Sek. festgestellt.

Setzen wir nun die Werte $b = {}^3/_4$ Sek., $c = 578$ Titel, $w = 9$ Sek., $x = 18$ Gruppen, $y = 53$ Sek. in die Grundgleichung [1] ein, so berechnet sich der Wert für $a = 3{,}6$ Sek. Für $x = \sqrt{\frac{bc}{a}}$ = rund 11 Gruppen erhalte ich die kleinstmögliche Gesamtsuchzeit y min $= \sqrt{abc} + w = 49$ Sek.

Das bedeutet also, daß es vorteilhafter gewesen wäre, statt in 18 den Bestand nur in 11 Gruppen zu zerlegen. Jede Gruppe würde dann statt durchschnittlich 32 durchschnittlich 52 Titel enthalten.

Nun könnte hier freilich eingeworfen werden, eine so geringe Suchzeitersparnis, wie sie die 11teilige gegen die 18teilige Gliederung ermöglicht — es sind nur 4 Sekunden! — sei praktisch ohne Belang, und es könnte daraufhin der Wert derartiger Berechnungen überhaupt bestritten werden. Ersteres mit Recht, letzteres, wie gezeigt werden soll, mit Unrecht. Als unerheblich muß allerdings gegenüber einer Zeitspanne von 49 Sekunden ein Gewinn von 4 Sekunden gelten, ja noch ein solcher von 10 Sekunden: irgend wo ist aber — ein wichtiger Satz! — die Grenze, wo Sinn Unsinn wird, wo praktisch Gewinn und Verlust sich scheiden, wo ein Zeitverlust „erheblich“ wird, — sei es auch vorerst nur dadurch, daß er die Ungeduld dessen reizt, der ihn zu erleiden hat. Läßt man als diese Grenze 125 % der Minimalsuchzeit gelten, so würde das in unserem Falle bedeuten: alle Gruppenzahlen, die die Gesamtsuchzeit auf nicht mehr als $\frac{49 \cdot 125}{100} = 61$ Sek. anwachsen lassen, sind praktisch als gleich gut zu betrachten. Praktisch wäre es danach ohne Belang, ob ich das Schema 5fach oder 10fach, 13fach, 18fach bis 24fach gliedere, wohingegen eine 4fache oder eine 25fache Gliederung nicht mehr als „gut“ zu bezeichnen wären. Zu den beiden „Grenzen der Unerheblichkeit“, 5 und 24 Gruppen, kommt man, indem man die Grundgleichung [1] nach x auflöst und dann die entsprechenden numerischen Werte, — für y also 61, — einsetzt.

---

1) Nur um solche handelt es sich hier und im Folgenden. Bei abgestufter Gliederung sind die Verhältnisse bedeutend verwickelter. Inwieweit bei ihrer Entwirrung auch die Mathematik wieder gute Dienste leistet, würde eine besondere Untersuchung zu zeigen haben.

Die beiden Werte für x sind:

$$x_1 = \frac{y-w}{a} + \sqrt{\left(\frac{y-w}{a}\right)^2 - \frac{bc}{a}} = 24$$

$$x_2 = \frac{y-w}{a} - \sqrt{\left(\frac{y-w}{a}\right)^2 - \frac{bc}{a}} = 5$$

Daß der Bereich, innerhalb dessen ein Verlust als unerheblich zu gelten hat, hier so groß ist, — es sind 20 noch günstige Gliederungen möglich, — ist in der Kleinheit von a (= 3,6 Sek.) begründet, die ihrerseits die Folge einer sehr großen Leichtigkeit der begrifflichen Einordnung ist. In der Tat: der Einteilungsgrund des Schemas war der denkbar einfachste, äußerlichste; die Kulturen waren lediglich nach geographischen Gesichtspunkten unterschieden. Dazu kam der hohe Uebungsgrad, den die Versuchsperson im Verlauf der angestellten 50 Versuche erreichte, sowie die große Vertrautheit, die sie von vornherein mit dem Schema hatte. Der Wert a stellt hier offenbar nicht die reine Eingliederungszeit, bezogen auf eine Gruppe, dar, sondern es steckt in ihm noch ein Faktor, der die Eingliederungszeit, je weiter der Versuch fortschreitet, immer mehr zu verringern trachtet. Die Selbstbeobachtung sagt uns sofort inwiefern. Alle Gruppen bis zur „passenden" probiere ich in Wirklichkeit nur einmal durch, schon beim zweiten Einordnungsakt gesellt sich mitarbeitend dem Denken die Erinnerung, die sofort mehrere Gruppen in einige größere „ungefähre" und örtlich bestimmte Gruppen zusammenfließen läßt. So springt das Auge von Versuch zu Versuch immer sicherer gleich von Anfang an auf die richtige Stelle des Schemas, und nur der Umkreis dieser Stelle wird wirklich „durchprobiert". Daß die Kulturen Asiens vorn im Schema verzeichnet sind, die europäischen in der Mitte, Amerikas Kultur samt denen der Juden und Zigeuner am Ende: das merkt man sehr bald, und die Augenmuskeln richten sich danach.

Nun ist aber solche Uebung für den Benutzer, für den der Katalog doch in erster, zweiter und dritter Linie bestimmt ist, durchaus nicht die Regel. Um ein Bild normaler Verhältnisse zu gewinnen, darf man schwerlich mehr als 10 Titel hintereinander aufsuchen. Die Versuchsbedingungen wären also danach zu regeln. Wir werden sehen, daß wir dann, besonders wenn schwierigere Einteilungen zugrunde liegen, wesentlich andere Ergebnisse, viel engere Grenzen des Noch-Zulässigen erhalten.

Um übrigens auch an gegenwärtigem Beispiel das sicher „Nicht-Gute" anschaulich zu machen: hätte ich etwa im Schema statt 18 Gruppen 50 Gruppen unterschieden, so würde die Suchzeit für einen Titel auf 103 Sekunden anwachsen; oder hätte ich nur zweifach gegliedert, so bekäme ich sogar 121 Sekunden Suchzeit! Das sind, bezogen auf die minimale Suchzeit, Verluste von rund 100 bis 125 %. Es möchte sein, daß auch der geduldigste Katalogbenutzer auf sie mit Nervös- und Aergerlichwerden reagierte, selbst wenn es ihm auf ein

paar Minuten Katalogsaalaufenthalt mehr oder weniger nicht ankäme. Denn mit Fug und Recht sagt er sich, daß ein Instrument, das für Jahrzehnte und viele Lesertausende gebaut wurde, doch wohl praktischer hätte eingerichtet werden müssen.

2. Versuch.

An der 13teiligen Abteilung „Volkswirtschaft“ eines 256, meist sehr ausführliche Titel enthaltenden Druckkataloges wurden von zwei Versuchspersonen, denen das Einteilungsschema bisher unbekannt war, je 10 Suchversuche angestellt. Als durchschnittliche Gesamtsuchzeit wurden 100 Sekunden, als Ueberfliegzeit 0,8 Sekunden, als Aufschlagzeit 8 Sekunden ermittelt.

Nach Formel [1] erhalten wir aus $b = 0{,}8$, $c = 256$, $w = 8$, $x = 13$, $y = 100$ für die Zeit der einfachen Einordnung den Wert $a = 13$, weiter nach Formel [3] und [4] für $x = 4$ ein Minimum der Gesamtsuchzeit $y\,min = 60$ Sekunden.

Es hätte demnach, unter Beibehaltung der Einordnungsschwierigkeit, das Schema statt in 13 besser nur in 4 Gruppen eingeteilt werden sollen. Der Suchzeitverlust stellt sich auf 40 Sekunden, das sind $66^2/_3$ $^0/_0$ der Minimalsuchzeit, ein Betrag, der also weit jenseits der „Unerheblichkeitsgrenze“ liegt! Im Gegensatz zu dem Schema des vorigen Beispiels scheint das hier untersuchte demnach recht verbesserungsbedürftig zu sein. — Die Grenze der Unerheblichkeit liegt hier bei $x_1 = 8$ und $x_2 = 2$ Gruppen.

3. Versuch.

Die schmerzliche Einsicht, daß der Wille nicht zurückwollen kann, gab es einst Zarathustra ein, nun erst recht zu allem Geschehenen Ja und Amen zu sagen. Wenige Bibliothekare, die unter den Sünden der Väter, dem bösen Materialzwang, zu leiden haben, werden in ihrem Herzen eine gleich freudige Lösung bereit finden: wenn sie schließlich die Einrichtungen der Bücherei, die sie übernommen haben, im ganzen gutheißen, so ähnelt das häufig verzweifelt einer trüben Resignation. Es liegt ja leider im Wesen der Bücherei, daß sie nur schwer technische Verbesserungen an sich vornehmen kann, und das umso mehr, je reicher ihre Bestände sind. Was ich heute an Bibliothekseinrichtungen schaffe, muß wohl oder übel Jahrzehnte seinen Dienst tun, und die ernste Gewissenspflicht des Bibliothekars ist es daher, so zu arbeiten, daß sein Werk möglichst lange nicht veralte, möglichst lange praktisch brauchbar bleibe. Deshalb, möchte man auch den Nutzen solcher Feststellungen am Vorhandenen bezweifeln, so kann doch nicht bezweifelt werden, daß es sich sehr wohl lohnen würde, einen Katalog, der erst werden soll, recht gründlich nach allen Richtungen hin auf seine künftige praktische Brauchbarkeit zu prüfen. Ein Teil dieses schwierigen Geschäfts ist die Vorprüfung des Einteilungsschemas an der Hand ähnlicher Erwägungen, wie sie eben angestellt wurden. Man wende nicht ein, — was man so häufig hört, — daß es im Büchereibetrieb dazu an Zeit mangele: vier bis sechs Stunden solch scheinbar

unnützer Arbeit sind nicht zuviel und müssen sich finden, wenn es gilt, einem Katalog zwanzig Jahre lang praktische Dauer zu verleihen.

Es ist mir die Aufgabe gestellt, das ungeordnete, 388 Titel umfassende Zettelmaterial der Abteilung „Militärwissenschaft" so zu ordnen, daß die Titel, in gleicher Folge in einen Band eingetragen, einen praktischen systematischen Sachkatalog abgeben. Das Schema, das ich entwarf, enthielt für die Unterabteilung „Das Landheer" folgende 12 Sachgruppen:

1. Organisation.
2. Ausbildung und Dienst.
3. Sanitätswesen.
4. Befestigungswesen.
5. Waffen- und Schießlehre.
6. Militärtechnik.
7. Strategie und Taktik i. allgem.
8. Taktische Ausbildung. Taktik einzelner Waffen.
9. Generalstabsdienst, Geländekunde, Geographie.
10. Kriegsgeschichte und Lebensbeschreibungen.
11. Geschichte des Heerwesens.
12. Geschichte einzelner Truppenteile.

Gesetzt, diese Einteilung sei begrifflich so scharf, so einfach, so durchsichtig wie möglich, — worüber man freilich geteilter Meinung sein kann, — so fragt es sich nun: ist sie zu weit oder zu eng? ergibt sich, indem man nach ihr sucht, eine zu große Gesamtsuchzeit, oder wird diese dabei so klein, wie sie sein kann und wie wünschenswert ist? Jetzt habe ich noch Gelegenheit zu ändern und zu bessern, — ist der Band einmal geschrieben, so kommt erst mein Amtsnachfahre in sagen wir 25 Jahren wieder in die gleichglückliche Lage, in der ich eben bin, und das Publikum trägt inzwischen den Schaden. Natürlich gehört es zum Praktischen, daß ich meinen Katalog auf einen angemessenen Zuwachs einrichte: ich werde daher, sollten sich aus der Ermittelung und Berechnung für die Wahl der Gruppenanzahl „Grenzen der Unerheblichkeit" ergeben, meine letzte Entscheidung besser mehr nach der oberen als nach der unteren Grenze hin treffen. Sonst würde mein Katalog, ob er gleich heute praktisch wäre, schon von morgen an ein wenig „unpraktisch" werden, ein wenig veralten. Denn, wie aus Formel [3] ohne weiteres abzulesen ist, wächst die Zahl der benötigten Gruppen (x) mit der Zahl der aufzunehmenden Titel (c). Umgekehrt hat z. B. das im Versuch 2 untersuchte Schema den Fehler, zu sehr auf die Zukunft zugeschnitten zu sein: ehe der Titelbestand in dieses Schema hineinwächst, ehe dieses Schema „praktisch" wird, mag lange Zeit vergehen, — solange Zeit nämlich, bis sich der Bestand nahezu verelffacht hat!

Elf Versuchspersonen, die zwar schon Bibliotheksluft geatmet hatten, aber mit dem zu prüfenden Schema noch nicht bekannt waren, hatten je 5 Titel hintereinander aufzusuchen. Es ergab sich, daß die Suchzeit bei allen Personen nicht sehr verschieden war. Sie betrug

nämlich: 260, 255, 315, 260, 280, 420, 260, 275, 265, 370 und 305 Sekunden. Die durchschnittliche Suchzeit für einen Titel stellte sich demnach auf rd. 59 Sekunden. w wurde durch Sonderversuche an der Zettelkapsel zu durchschnittlich 1,3 Sek., b desgleichen zu 1,5 Sek. festgestellt. c war = 388 Titel, x = 12 Gruppen. Daraus folgt, unter Zugrundelegung der Formel [1],

$$a = 5{,}6 \text{ Sekunden.}$$

Setze ich nunmehr diesen Wert in Formel [3] ein, nehme aber diesmal, — da es sich ja um einen künftigen Bandkatalog handelt, —, b wieder wie früher zu $^3/_4$ Sek. an, w desgleichen zu 9 Sek., so erhalte ich für

$$x = 7 \text{ Gruppen}$$

ein Minimum von y

$$y\,\text{min} = 49 \text{ Sekunden.}$$

Das heißt also: die günstigste Gliederung für meinen Bandkatalog wäre nicht die in 12 sondern die in nur 7 Gruppen.

Um die „Grenzen der Unerheblichkeit" zu bestimmen, setze ich $y = \frac{49 \cdot 125}{100} = 61$ Sek. in Formel [1] ein, woraus ich die beiden Werte erhalte:

$$x_1 = 5 \text{ Gruppen}$$
$$x_2 = 14 \text{ „}$$

Es ergibt sich hieraus endgültig, daß ich mein Schema, ehe ich es im Bandkatalog festlege, vorteilhaft um ein weniges vereinfachen, etwa statt 12 nur 11 oder 10 Gruppen unterscheiden werde, was sich durch Zusammenlegen einzelner Gruppen leicht erreichen läßt. — Will jemand noch wissen, wann mein Schema, nachdem es beispielsweise auf 10 Gruppen reduziert ist, auf der Höhe seiner praktischen Brauchbarkeit angelangt sein wird, so antwortet ihm Gleichung [3], in welcher y = 10 gesetzt, und die nach c aufgelöst wird: wenn der Katalog rd. 750 Titel enthalten, also knapp doppelt so stark sein wird wie heute.

IV.

Analytische Urteile bringen das Denken nicht vorwärts, aus Selbstverständlichkeiten lernt man nichts: gleichwohl scheint es angebracht, an Selbstverständlichkeiten, die im Eifer der Praxis nur zu leicht vergessen werden, von Zeit zu Zeit zu erinnern. Sie recht anschaulich und deutlich zu machen, dem Bewußtsein gegenwärtig zu halten und einzuschärfen, dazu sind nun aber, — hätten sie auch sonst keinen Wert, — analytische Urteile vorzüglich geeignet. So mögen denn einige Katalogselbstverständlichkeiten, wie sie sich aus einfacher analytischer Betrachtung unserer Formeln ergeben, hier nochmals, in übersichtlicher Anordnung, zusammengestellt sein.

A) $$x = \sqrt{\frac{bc}{a}}$$

Die Gruppenzahl muß umso kleiner sein:

1. je größer a, d. h. je schwieriger die begriffliche Einordnung ist; je länger die Ueberschriften sind; je geringere Uebung beim Einordnen vorausgesetzt werden darf, je mehr der Katalog also Publikumskatalog ist;
2. je kleiner b, d. h. je deutlicher die Schrift ist, je mehr sich diese der Druckschrift nähert; je enger der Katalog geschrieben, je weniger er Zettelkatalog ist; je kürzer die Titel sind; je leichter das Umblättern ist;
3. je kleiner c, d. h. je geringer die Zahl der zu katalogisierenden Titel ist.

B) $$y\,min = \sqrt{abc} + w$$

Die minimale Gesamtsuchzeit wird umso kleiner:

1. je kleiner a, d. h. je leichter die begriffliche Einteilung ist; je kürzer die Ueberschriften sind; je mehr Uebung beim Einordnen erreicht werden kann, je ausschließlicher der Katalog also Betriebskatalog ist;
2. je kleiner b, d. h. je deutlicher die Schrift ist usw. (wie bei A);
3. je kleiner c, d. h. je geringer die Zahl der zu katalogisierenden Titel ist;
4. je kleiner w, d. h. je leichter das Aufschlagen der Gruppen ist; je einfacher und übersichtlicher Systemortbezeichnung, Signierung und Paginierung sind.

C) $$x_1 = \frac{(y-w) + \sqrt{(y-w)^2 - abc}}{a} \qquad x_2 = \frac{(y-w) - \sqrt{(y-w)^2 - abc}}{a} \qquad \Big\| \quad y = \frac{y\,min \cdot 125}{100}$$

Der Unterschied zwischen x_1 und x_2 wird umso größer, je größer der unter der Wurzel stehende Ausdruck ist.

Die Freiheit, einen Katalog eng oder weit zu systematisieren, ist also umso größer:

1. je kleiner a, d. h. je leichter die begriffliche Einteilung ist usw. (wie bei B);
2. je kleiner b, d. h. je deutlicher die Schrift ist usw. (wie bei B);
3. je kleiner c, d. h. je geringer die Anzahl usw. (wie bei B);
4. je kleiner w, d. h. je leichter das Aufschlagen usw. (wie bei B).
5. je größer y, d. h. je größer die ermittelte Minimalsuchzeit ist.

Rudolf Heubner.

Von J. Erler-Altenburg S.-A.

Bei der Wertung eines Dichters stellen wir jetzt mit Recht neben den Beweis literarischen Hochstandes die Forderung volkserzieherischer Wirkung seiner Schöpfungen. Der Beurteiler zeitgenössischer Schrift-

werke wird sich, sofern er sich seiner volkserziehlichen Aufgabe bewußt ist, zu den Dichtern am meisten hingezogen fühlen, die sich als Pfadfinder und Wegweiser für den Aufbau der neuen Heimat als tatkräftig und tüchtig erweisen.

Dichter dieser Art müssen fest- und tiefgegründete Persönlichkeiten sein; echte Größe und innerliche Gesundheit muß sie auszeichnen, psychologischer Weit- und Tiefblick und Sicherheit in der Beurteilung ewiger Werte ihnen verliehen sein; im Volkstum muß ihr Empfinden wurzeln, und sie müssen doch stark genug sein, aus sich heraus eine eigene Welt aufzubauen und zu gestalten. Beides aber, das Kunstwerk und die volkserziehliche Wirkung, fließt eben nur aus sittlich starken, innerlich gesunden, reifen und reichen Persönlichkeiten.

In dem Vogtländer Rudolf Heubner besitzen wir eine solche dichterische Persönlichkeit, deren erzählende Dichtungen anerkannte Kunstwerke sind und von denen erziehlich wirksame Kräfte ausgehen. Sein Biograph und Beurteiler K. A. Findeisen konnte zur Würdigung und Deutung seiner Werke an seinem 50. Geburtstage sagen: „Er ist einer der Seltenen, die einem selbstgewissen, harmonischen Menschentum zum Siege zu verhelfen trachten und die überlärmten Innerlichkeiten unseres Seins zu neuem Leben erwecken wollen. Wir brauchen ihn wie alle die Wissenden, die berufen sind, unseren Blick aus der Umschattung unseres Schicksals und aus der Enge und Todesnot unserer Pflicht gläubig emporzuheben zu der Sonnenbahn eines besseren und bewußteren Lebens und die das neue Deutschland als ihre Phalanx gar nicht entbehren kann.“ (Leipz. N. N., 12. Dez. 1917.)

Diesem Leitsatze, der die erziehliche Bedeutung Heubners, seine Innerlichkeit und Wahrhaftigkeit, sein reines Deutschtum im Rahmen des selbstsicheren und selbstgewissen Menschentums gebührend hervorhebt, folgen wir, wenn wir das pädagogische, ethische und psychologische Element seiner Romane im einzelnen nachweisen und begründen. Als ein Vierzigjähriger, der nicht auf äußeren Ruhm ausging, der aber das Leben und die Lebenswerte, seine Höhen und Tiefen, die Seele des Kindes wie des reifen Mannes und des echten Weibes, des Bauern wie des Künstlers, des Lebenskünstlers wie des Weltverächters kannte und immer mehr zu erkennen suchte, schenkte er uns seinen ersten großen historischen Roman „Der König und der Tod“ (1907), nachdem er im Jahre vorher einen ganz eigenartigen „Napoleon“ (Amelangs Verlag) gedichtet hatte, einen Napoleon, der in Monologen sein Innerstes enthüllt und mit scharfem und klarem Blick die Einheit seines außergewöhnlichen Lebens und seiner Erfolge, aber auch die Notwendigkeit seines Sturzes erkennt. Der Roman, der allen Forderungen streng geschichtlicher Darstellung und zeitlos psychologischer Charaktere gerecht wird, zeigt Heubner bereits als den Verkünder tiefer Lebenswahrheiten und als einen, der den Dingen auf den Grund geht. Aus dem Kampfe des jugendlichen Helden, Ludwigs II. von Ungarn, und seines übermächtigen Gegners Suliman, des furchtbarsten aller Sultane, ergibt sich beim Rückblick auf Leben und Lebensmächte:

„Die Ereignisse sind das Zufälligste in unserem Leben. Was wir wollen — das sind wir selbst. Wer aber kennt den Gewinn? — Daß wir uns selber finden und unsere höheren Wege!“

Daß der Dichter auch diesen aufzudecken und den goldenen Faden in den oft schwer zu entwirrenden Schicksalen zu finden weiß, daß er in allen Fragen der Kunst und des Lebens, der Liebe und Freundschaft wie des Hasses, der Frauenbildung und -Frage, der Entwicklung eines echten Kindes und einer innerlichangelegten Frauenseele Bescheid weiß, davon legt sein zweiter Roman „Karoline Kremer“, der ein echter Erziehungs- und einer unserer besten Frauenromane ist, beredtes Zeugnis ab.

Karoline ist das reichbegabte, aber für den Durchschnittsbeobachter sonderbare Kind zweier kleinstädtischer Bäckersleute, denen die Entwicklung ihrer Tochter manche Nuß zu knacken gibt. Ein rechtes, tiefes Verständnis findet die Kleine bei ihrem zurückgezogen lebenden und der Pflege der Blumen sich widmenden Oheim, der dem Kinde in kritischen Augenblicken Retter und Förderer, Schützer und Tröster, Freund und Wegweiser wird. Dieser Schalk und Sonderling, eine echte Raabenatur, versteht die Seele dieses selbständig handelnden Kindes. „Weit entfernt, durch seine Schelmerei die junge Seele zu vergiften und Schadenfreude in sie zu pflanzen, war er nur bedacht, die hellen Augen seiner Freundin für die Komödie im Leben zu schärfen; er lehrte sie, daß man die Schwächen der anderen von der heiteren Seite nehmen müsse, wenn man leicht mit ihnen fertig werden wollte, und daß Ingrimm und gehässige Verfolgung unnütz und unwürdig seien. So bildete er ihren Sinn auch gegen die Anmaßungen und Zudringlichkeiten im künftigen Leben und nahm ihnen im voraus den Stachel.“

Kein Berufspädagog, kein Kinderpsycholog könnte ein feineres, herzigeres Lebensbild einer Mädchenjugend zeichnen, als es hier mit psychologischer Schärfe und dichterischer Freiheit bei diesen Blättern aus dem Jugendlande einer problematischen, aber kerngesunden Natur geschieht. Die weitere Entwicklung durch anregende Bildung im Lyzeum, auf Reisen und durch Selbstbetätigung in der Malerei berührt alle Fragen und Nöte der Frauenbewegung und ist darum für alle Erzieher, vor allem für die Frauenwelt, ein gesundes Buch, ein heiteres, in seinen Einzelbildern erfrischendes und anmutendes Lebensbuch zum Studium der weiblichen Psyche, das in seiner Art Rudolf Herzogs Frauen in den „Wiskottens“ und „Stoltenkamps“ erreicht. Der Einfluß dieser unverbildeten, gesunden und doch äußerst vielseitigen und durchaus modernen Mädchen- und Frauenseele auf ihre Umgebung ist so, wie wir ihn von der Frau unserer Tage wünschen und als einen Segen für die Förderung weiblicher Eigenart herbeizuführen suchen müssen.

Wie ein Jubelruf klingt das Bekenntnis zu Liebe und Ehe: „Nichts zu verlieren von dem, was sie besaß, aber alles, alles in ein erhöhtes Leben hinaufzutragen, wie war das so schön!“ Und wie tief

faßt Heubner die Kunst zu leben und zu lieben auf, wenn er an Parzivals Nichtfragen und Elsas Unheil durch ihre Frage erinnert: „Wir können es machen, wie wir wollen, es ist immer falsch. Das heißt, das Schicksal hat immer recht. Das Beste ist, zu wollen; was wir müssen, damit etwas Ganzes daraus wird.“

Selten wird der Romanleser auf ein Buch stoßen, das so viele klare und wahre Urteile didaktisch-psychologischer Art in Kunst und Lebensweisheit enthält, wie den Frauenroman „Karoline Kremer.“

Auch in dem historischen Romane „Juliane Rockox“, der uns ein farbenfrohes Bild aus der niederländischen Renaissance entrollt, tritt eben jenes Element deutlich hervor, nur daß der Dichter hier nicht die Entwicklung eines Menschenkindes, sondern den Kampf zweier gleichstarker Naturen im ehelichen Liebesleben darstellt. Die starkmutige Juliane, aus einem Geschlechte, das selbstsicher und wagemutig durchs wache Leben allezeit gegangen, und der ihr ebenbürtige Cornelius Valckenisse sind gleichstark in Liebe und Trotz, im Abstoßen und Sichanziehen, im Fordern und Geben; ihre Tugenden und Fehler entspringen der gleichen Wurzel, ihrer großen Liebe zueinander, die ihren größten Triumph feiert, nachdem sich die beiden Edelnaturen selbst gefunden und selbst überwunden und damit den größten Sieg über sich und den anderen errungen haben. So handelt es sich auch hier wieder um Erziehung, um Vollendung und Ausreifen des inneren Menschen, und der Hauptreiz für uns Deutsche besteht darin, daß es Menschen von unserem Schlag sind, die völkerpsychologische Fragen und Aufgaben zu ihrer Lösung stellen. Sind dem Dichter die männlichen Charaktere vorzüglich gelungen, so möchte ich doch von den weiblichen behaupten, daß Juliane und ihre Genossinnen die größere psychologische Meisterschaft bekunden.

War Heubners „Napoleon“ der Auftakt zu seinen epischen Dichtungen, so bilden die Sammlungen von Erzählungen „Venezianischer Novellen“ und „Juliane Rockox“ den Abschluß seines Schaffens vor dem Kriege. Von einem so durch und durch deutsch empfindenden Dichter, der auch als Volkserzieher seiner Aufgabe gerecht wurde, war zu erwarten, daß er während des Krieges auf Stärkung und Stählung der Volksseele bedacht sein würde.

Außer einem Bändchen Kriegslyrik und einem prächtigen Novellenkranze „Sankt Michels Heervolk“ (Grethlein u. Komp., Leipzig), in dem die Liebe zur Heimat verherrlicht wird, schenkte er uns „Das Wunder des alten Fritz“ und den zweibändigen Roman „Der Heilige Geist“, zwei Werke von bleibendem Werte, weil sie unserem Volke zuverlässige Wege zur Erneuerung des Volkslebens zeigen.

In dem fröhlich-ernsten Roman vom Wunder des alten Fritz wird gezeigt, wie aus dem wunderlichen, schwärmerischen Kandidat Lindenschmidt durch das Wort des Königs „Kann er nicht gerade stehn?“ ein aufrechter, sich von der Schwärmerei für Maria Theresia abkehrender und für den König kämpfender Mann wird. Das begonnene Wunder wird im Kreise märkischer Verehrer des großen Königs und besonders

durch die frische, natürliche, ihre Heimat und ihr Volk liebende Korporalstochter vollendet, so daß er später als Lehrer am Potsdamer Waisenhause die ihm anvertraute Schar trefflich erzieht. „Er weckte das heilige Bewußtsein der Pflicht in den Seelen der Kleinen, er machte sie erglühen am Vorbilde ihrer Väter und stellte den großen Gedanken des Vaterlandes und die große Liebe zu ihrem Volke auf ihren Weg. Und wie er sich mühte, aus seinem Innersten zu geben, was ihm ewiges Erlebnis war, da kam ihm unvermutet aus den Augen und von den Lippen der freudigen Jungen der Segen, und er nahm die Ernte der künftigen Zeit vorschauend für sich voraus." Aber diese Erziehung des Kandidaten L. und das Lob auf rechte vaterländische Erziehung ist in dem Romane symbolisch zu nehmen, sie bedeutet die Verschmelzung zweier deutscher Stämme und ihre gegenseitige Wechselwirkung und Erziehung, das Bündnis zweier Stämme, das sich während des Krieges vollzogen und in der Zukunft noch zu festigen gilt. Es muß und wird Wirklichkeit werden, was Heubner hier im Schicksal seines Helden andeutet und was uns Peter Rosegger, Bartsch und andere österreichische Dichter so oft gesagt: gegenseitiges Verstehen und inniges Verschmelzen des nord- und süddeutschen Volkscharakters.

Ueber sein Meisterwerk „Der heilige Geist", das von der Kritik allseitig als der beste Kaufmannsroman seit G. Freytags „Soll und Haben" bezeichnet wurde, brauche ich nur zu wiederholen, was ich früher einmal gelegentlich sagte: „Ein moderner Kaufmannsroman, ein fesselndes Bild aus dem Geschäftsleben unserer Tage. Im Kampfe zwischen altvererbter deutscher Ehrenhaftigkeit und rücksichtslosem Kapitalismus und ehrlosem Spekulationstreiben, zwischen altem und neuem Geiste siegt das Neue, das den alten guten Geist birgt und über die Grenzscheide unserer Zeit hinüberrettet, ein herrliches Zeugnis deutscher Arbeit, deutschen Geistes und reiner, selbstloser Liebe der Helden männlichen und weiblichen Geschlechts."

Ueber dieses Werk schreibt der Dichter an mich gegenüber verschiedenen Beurteilern: „Mit G. Freytags „Soll und Haben" hat mein Werk nicht das Geringste zu tun. Ich habe bei meiner Arbeit überhaupt nicht an dieses Buch gedacht. Der Ort ist im allgemeinen in Mitteldeutschland zu suchen, ein bestimmtes Unternehmen hat mir nicht vorgeschwebt. Die vogtländische Kreisstadt Plauen kommt schon deshalb nicht in Frage, weil dort keine Buchindustrie ist; diese fängt erst etwas weiter nördlich an; doch ist keine bestimmte Stadt konterfeit."

Die Grundlage seines Lebens und Schaffens hat mir der Dichter in liebenswürdiger Weise so übermittelt:

„Lebenskräftig — real — individuell — organisch.

Es sind aristokratische Werte, für die ich eintrete — sie bilden mir aber nicht ein Programm, sondern sind mir eben innewohnendes Lebensgesetz, Weltanschauung, Schaffensurgrund, weiter nichts." Wenn er an anderer Stelle seiner Antwort auf meine Frage nach seinen Zielen sagt, daß er nicht Ethik, sondern Leben durch die Kunst dar-

stellen will, so ist das ganz meine Meinung. Er ist der Künstler, der seine Menschen nicht nach Theorien, sondern eben nur als Menschen zeichnet, die vertraten, wofür sie kämpften, das ist ihr Lebensgesetz, nicht Programm, das er mit Hilfe von Kunstmitteln zu verbreiten sucht. Die starken ethischen Wirkungen, wie ich sie aus seinen Werken nachzuweisen suchte und wie sie tatsächlich zu verzeichnen sind, sollen nicht als leidige Tendenz aufgefaßt werden, sondern sind der Ausfluß seiner Persönlichkeit; „Aus dieser heraus schafft er, sie ist der Lebenshauch, der in seine Schöpfungen überströmt; seine Weltanschauung ist die Grundlage seines Schaffens, ist das notwendige Lebensgesetz in seinem Dasein wie in seinem Schaffen."

Städtische Volksbüchereien in Hannover.

Die Städtischen Kollegien in Hannover hatten am 28. Juli 1919 über folgenden Magistratsantrag zu beraten:

> Einrichtung einer städtischen Volksbibliothek. Den städtischen Kollegien liegt ein Antrag vor betr. Bewilligung von 60000 M. für die Einrichtung der im Hause Kalenbergerstraße 37 geplanten Volksbibliothek (Beschaffung von Büchern und Mobiliar) und von 15000 M. für deren laufende Unterhaltungskosten. Bei der außerordentlichen Benutzung, welche die Stadtbibliothek im Kestnermuseum in letzter Zeit erfahren hat, macht sich der Platzmangel immer fühlbarer, so daß eine Steigerung der Inanspruchnahme unter den gegenwärtigen Verhältnissen unmöglich ist. Nach Mitteilung des Stadtarchivars kann aus diesen Gründen das Publikum nicht mehr so abgefertigt werden, wie es wünschenswert und zweckdienlich ist. Zur Entlastung der Stadtbibliothek ist deshalb die Einrichtung der schon länger geplanten Volksbibliothek die beste und einfachste Lösung. Aus diesen Gründen wird die Bewilligung der beantragten Mittel warm befürwortet.

An diesem Plane sind zweierlei Dinge merkwürdig. Zunächst die vorgesehenen Mittel. Da die Einrichtung von Volksbibliotheken in Hannover noch gänzlich im Argen liegt und unter ziemlich vollständiger Ausschaltung von Fachleuten ganz dilettantisch auf diesem Gebiete unzulängliche Versuche gemacht wurden, so hätte eine die Volksbildungsbedürfnisse der Gegenwart berücksichtigende Stadtverwaltung die Aufgabe gehabt, etwas gründliches zu unternehmen. Bei der gegenwärtigen allgemein verbreiteten Geldnot schien das nicht möglich. Es hätte also in einem entsprechenden Magistratsantrage auseinandergesetzt werden müssen, daß mit der Annahme des jetzigen Vorschlages nicht mehr gegeben sei als ein Tropfen auf einen heißen Stein; es hätte ein Rahmenprogramm entworfen werden müssen und es hätte sich ermöglichen lassen sollen, von diesem Rahmenprogramm einige Seiten zu verwirklichen. Das ist nicht geschehen, es ist auch keinerlei Versuch dazu gemacht: ja, die beantragten Summen, sowohl die einmalige, wie auch die laufende, sind so gering angesetzt, daß man irgend welche bei späteren größeren Einrichtungen verwendbare Grundlagen kaum wird schaffen können in Anbetracht der jetzigen Preise für Mobiliar und Bücher und der jetzigen Gehalts- und Lohnverhältnisse.[1])

Ferner ist die Begründung recht ungeschickt; sie zeigt, daß die Stadtverwaltung über das Wesen von Volksbibliotheken nicht recht unterrichtet ist. Die Stadtbibliothek soll und will eine wissenschaftliche Bibliothek sein.

---

1) An wissenschaftliche, fachliche Leitung ist natürlich nicht gedacht.

Sie kann selbstverständlich nicht den Ansprüchen einer Volksbibliothek genügen: sie ist von Rechtswegen gar nicht dazu berufen. Die Begründung ist also schief. Das Bedürfnis nach zweckmäßigen Volksbibliotheken sollte in einer Stadt von der Größe Hannovers unumwunden anerkannt werden, ohne Rücksicht auf unzulängliche Raumverhältnisse der vorhandenen wissenschaftlichen Stadtbibliothek. Ob diese Stadtbibliothek später vielleicht einmal eine Zentrale dieser Volksbibliotheken werden kann, bliebe abzuwarten, wenn die gegenseitigen Verhältnisse der wissenschaftlichen Bibliotheken endgültig abgegrenzt und auch da verschiedene Wünsche erfüllt sind.

Der Magistratsantrag wurde von den Bürgervorstehern einstimmig angenommen. Für die Notwendigkeit der Förderung des Volksbibliothekswesens trat mit einleuchtender Begründung besonders der frühere Stadtdirektor, jetzige Bürgervorsteher, Tramm ein. Von Magistratsseite wurde betont, daß bei dem starken Anwachsen der Studentenzahl an der Technischen Hochschule die vorm. Kgl. und Provinzialbibliothek dem Andrange der Studenten kaum gewachsen sei, daß daher eine Abwanderung von Benutzern der Landesbibliothek an die Stadtbibliothek eingetreten sei, und daß nunmehr die Stadtbibliothek nicht in der Lage sei, den erhöhten Anforderungen zu genügen. Auch hier wieder das völlig dilettantenhafte Vermengen von Bedürfnissen wissenschaftlicher Bibliotheken und volkstümlicher Bücherhallen. Vor allen Dingen stimmt es nicht, daß die Kgl. und Provinzialbibliothek allzustark von Studenten der Technischen Hochschule in Anspruch genommen ist: jedenfalls werden die Benutzer von dieser Seite irgend eine Abwanderung nicht veranlaßt haben. Das Entscheidende ist aber auch bei dieser Magistratsbegründung die Tatsache, daß das Bedürfnis nach einer großen und neuzeitlichen Volksbibliothek nicht von sich aus anerkannt wird, sondern daß auch hier die Ueberlastung der (wissenschaftlichen) Stadtbibliothek als Grund für die Neugründung herhalten muß. Freilich, um ein bestehendes Institut zu entlasten, da braucht man kein großzügiges Programm aufzustellen, da kann man mit wenigen Mitteln aushelfen; die Folge davon ist, daß den wirklichen Bedürfnissen nicht annähernd genügt wird und vor allem, daß die großen Massen der Bevölkerung nicht irgendwie wirksam zur Benutzung der Einrichtung herangezogen werden können.

Ueber die Art öffentlicher Büchereien scheinen sich verschiedene Kreise in Hannover eigentümliche Begriffe gemacht zu haben. Bei Beratung der Magistratsvorlage wurde von seiten des Bürgervorsteher die Anregung gegeben, es möchten Aufforderungen an die Bürgerschaft ergehen zur geschenkweisen Abgabe von Büchern an die Volksbibliothek. Der Magistratsreferent hatte darauf die diplomatische Antwort, daß nach den vielen Bitten um Bücher an die Bürgerschaft in den verflossenen Kriegsjahren diese neue Bitte wenig Erfolg haben würde. Daß eine neuzeitliche Volksbibliothek mit einem solchen Sammelsurium von alten Schmökern und Scharteken nichts anfangen kann, daß diese aufgehäuften Bücher niemals in den Volksbildungsplan einer öffentlichen Bibliothek passen, das hätte man unbedingt sagen müssen, damit die maßgebenden Kreise etwas von den bevorstehenden Aufgaben erfahren.

Jedoch ist das ein Thema, das nur im Zusammenhang unter genauer Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse dargelegt werden kann. Im Rahmen dieser Zeitschrift darf man aber die örtlichen Verhältnisse nicht als bekannt voraussetzen: sie darzulegen und eingehend hier zu kritisieren geht nicht wohl an. Verwiesen sei daher auf die Broschüre von Otto Lerche: Volksbibliotheken in Hannover, Forderungen und Anregungen. Ein kulturpolitisches Programm. Hannover, 1919, 24 S. 8°.

Luther-Schriften.

Von Dr. Max Wieser.

Im Verlage von Breitkopf u. Härtel in Leipzig ist jüngst ein geschmackvoll ausgestattetes Blättchen „Luther. Mitteilungen der Luther-Gesellschaft“ erschienen. Ihr Herausgeber ist Pfarrer Theodor Knolle in Wittenberg. Die Zeitschrift erscheint zweimonatlich im Umfange eines Bogens. Der Preis beträgt jährlich 3 M. Mitglieder der Luther-Gesellschaft erhalten sie kostenlos.

Die Gründung der Luther-Gesellschaft (1918) geht auf Anregung Professor Euckens in Jena zurück, des unermüdlichen Vorkämpfers deutschen Geisteslebens. Ihr gehören als erste Mitglieder namhafte Vertreter aller deutschen gebildeten Stände an, von Theologen u. a. Loofs und Holl, von Historikern Lenz. Die Mitgliedschaft umfaßt auch Vereine, Körperschaften und Behörden (bei einem Jahresbeitrag von mindestens 20 M.). Einzelne Mitglieder zahlen Beitrag: bei unentgeltlichem Bezug der Mitteilungen mindestens 3 M., bei außerdem unentgeltlichem Bezug des „Jahrbuchs“ mindestens 10 M. Die Luther-Gesellschaft fußt im Gegensatz zu dem mit ihr Hand in Hand arbeitenden Verein und dem Archiv für Reformationsgeschichte auf volkstümlicher Grundlage und beabsichtigt in der Zeitschrift „Luther“ weiteren Kreisen des deutschen Volkes die Gestalt Luthers näher zu bringen. Es bedarf kaum des Hinweises, wie wichtig das für unsere Gegenwart und Zukunft ist; und man wird freudig die stille und innere Sammlung aller derer begrüßen, die noch ein Interesse an Luthers Sache haben.

Luther steht zwar den meisten modernen Menschen gegenwärtig fern. Es beruht das zum großen Teile auf Unkenntnis Luthers, der selbst unsere Klassiker bei Luther so wesensverwandter Art nicht entgangen sind. Wer sich aber einmal die Mühe nimmt, Luther gründlich kennen zu lernen, noch besser das Glück hat, ihn zu erleben: dem erhellt seine Bedeutung für Gegenwart und Zukunft; wie denn Goethe von Luther gesagt hat: „außerordentlich für seine und für künftige Zeiten.“ Es ist erstaunlich zu sehen, wie jetzt die Einsicht in Luthers religionsgeschichtliche Bedeutung wächst. Bekannt sind das noch unvollendete beste wissenschaftliche Werk über Luther von Otto Scheel (Tübingen, Bd I 1916, Bd II 1917), ferner die für Volksbüchereien vorzüglich geeigneten Bücher von H. Böhmer „Luther im Lichte der neueren Forschung“ (3. Aufl. Leipzig 1917. N. u. G. W. Bd 113) und W. Walther „Luthers Charakter“ (8. Aufl. Leipzig 1917). Von nicht fachmännisch gebildeten modernen Menschen hat bereits 1916 Ricarda Huch in ihrem ausgezeichneten Buche „Luthers Glaube“ (Insel-Verlag) die Bedeutung Luthers für unsere Tage neu erkannt. Ein tiefes Luther-Erlebnis liegt u. a. den Schriften Eberhard Arnolds zugrunde (s. dessen „Innenland. Wegweiser in die Seele der Bibel“ und „Die Religiosität der heutigen Jugend“, beide im Furche-Verlag 1918 und 1919 erschienen). Nicht unerwähnt möchte ich ein höchst interessantes Büchlein der vorhergehenden Uebergangszeit nennen: „Auf der Spur des Lebens. Tagebuchblätter eines jungen Theologen“ von August Pauli (1909), das vielleicht manchem Wegweiser zu Luthers Sache sein kann. Selbst gebildete Katholiken beginnen jetzt die über Jahrtausende reichende Stärke von Luthers religiöser Natur zu erkennen, wie jüngst der Münchner Religionsphilosoph Heiler in seiner Schrift „Luthers religionsgeschichtliche Bedeutung“. (Verlag Ernst Reinhardt, München.) Aus all dem ersieht man das neu erwachte Interesse für Luther bei durchaus modernen Menschen. Ich habe in meinem Buche „Deutsche und romanische Religiosität. Fénelon, seine Quellen und seine Wirkungen“ (Furche-Verlag 1919) den Gegensatz aufzudecken gesucht, der zwischen Luthers religiösem Erlebnis und dem religiösen Erleben besteht, aus dem nicht geringen Teils der Psychologismus, die Einstellung des modernen Menschen zum Leben, hervorgegangen ist. Ich habe das durch eine Gegenüberstellung von Luthers Mystik und dem Mystizismus Fénelons, dem Gipfel des französisch-spanischen Mystizismus, zu zeigen versucht. Man findet im Mystizisten Fénelon Menschen wie Strindberg oder Kautsky als unklaren Theoretiker des Sozialismus vorgebildet. Und wie klar ist doch der Unterschied von

Mystik und Mystizismus: Mystik ist die Vorherrschaft Gottes im Menschen, mag man sie mit oder ohne Christus zu erlangen glauben; Mystizismus das bloße Ichgefühl des göttlichen Seins. Letztem entspringen Sentimentalität, aufklärerischer Rationalismus, romantische Gefühls- und Gedankenunklarheit, selbst zersetzender Psychologismus, das moderne Literatentum, endlich Sozialismus in irriger Form. Aus dem Gegensatz zu diesen Hätschelkindern des Mystizismus, Stiefkindern der Mystik erkennt man erst Luthers religiöse Gemütstiefe, die Klarheit und Bestimmtheit seines Sehens und Wollens in der geschlossenen Persönlichkeit, die in der Tiefe und in der Höhe der menschlichen Seele lebt.

Es wäre zu wünschen, daß alle Bücher- und Lesehallen die Zeitschrift der Luther-Gesellschaft auslegten, wo Luthers Bedeutung so groß und der Bezugspreis dieses Blättchens so billig ist. Daß dadurch konfessionelle Enge in die weiten Hallen der Bücherei getrieben würde, sollte niemand befürchten. Wir werden auch in der Volksbücherei in Zukunft weniger eng sein müssen in der Zulassung bekenntnisfreudiger religiöser Schriften und Bücher. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, gehen wir in ferner Zukunft freilich nicht so offen sichtbaren, aber im Grunde gewaltigen religiösen Kämpfen entgegen. Handelt es sich doch letzten Endes um den Kampf zwischen asiatischer und europäischer Religion. Diederichs „Klassiker der Religion“, die Lebensbilder aller religiöser Genien der Erde entwerfen, sind ein Zeichen der Zeit. Es sollte auch die Stimme Luthers dabei nicht fehlen, sondern so zu Worte kommen wie K. F. Meyers Ausspruch von Luther besagt: „Sein Geist war zweier Zeiten Schlachtgebiet — Mich wundert's nicht, daß er Dämonen sieht.“

Berichte über Bibliotheken einzelner Städte.

Die Erste öffentliche Lesehalle zu Berlin (SO, Rungestr. 25—27) veröffentlicht ihren 24., das Jahr 1918 umfassenden Jahresbericht. An 347 (im Vorjahr 358) Lesetagen zählte die Lesehalle 52153 (48964) Besucher; der Tagesdurchschnitt betrug 150 (137). An der häuslichen Entleihung waren 35155 (34909) Benutzer beteiligt, die 51697 (47671) Bände entnahmen. Hierbei entfielen 74 % auf Schöne Literatur, $2^1/_2$ % auf Zeitschriften und $23^1/_2$ % auf Wissenschaftliches. Die Zahl der zu Hause gelesenen Bände hat damit eine Höhe erreicht wie nie zuvor, dagegen nahm die der an Ort und Stelle benutzten außerordentlich ab. Ohne die großen Verkehrsschwierigkeiten und den Gasmangel wäre das Ergebnis der Wintermonate zweifellos noch besser gewesen. Auf die Auswahl der gewünschten Bücher hatten die Zeitereignisse zunächst keinen starken Einfluß; erst nach und nach wurde die Nachfrage nach Büchern volkswirtschaftlichen und besonders sozialpolitischen Inhalts größer. Sie steigt übrigens immer noch mit der wachsenden Anzahl der zurückkehrenden männlichen Leser. — Verschiedene größere Spenden, vor allem eine solche der Jakob Plautstiftung sollen in erster Linie dem Neudruck des Bücherverzeichnisses, der dringend nötig ist, zu gute kommen.

Aus dem Jahresbericht der Stadtbibliothek und der Städtischen Bücherhalle in Bromberg für 1918 geht hervor, daß trotz Revolution und Polenerhebung die Benutzung eine unerwartet starke Zunahme erfahren hat: die männlichen Leser der Stadtbibliothek nahmen um 35 %, die weiblichen um 29 % zu. Ausgeliehen wurden 58000 Bände in der Stadtbibliothek, 123000 in der Bücherhalle. Die Lesezimmer wurden von 22000 Benutzern besucht. Zum erstenmale wurde der Versuch gemacht, sie auch Sonntags offen zu halten ($5—7^1/_2$ Uhr), doch machten nur durchschnittlich 20 Personen davon Gebrauch. Die Bücherankaufsmittel wurden von 10500 auf 13000 M.

erhöht. Der Regierungspräsident stellte als Vertreter des Oberpräsidenten 10 000 M. als außerordentlichen Zuschuß zur Verfügung. In Angriff genommen wurde die Herstellung eines gedruckten Bücherverzeichnisses. Der Etat der Stadtbibliothek belief sich insgesamt auf 51 534 M., der der Bücherhalle auf 10 560 M. Der Oberpräsident bewilligte für diese von neuem 5000 M. für die Bücherhalle. — Möchte die in den letzten Jahren so erfreulich entwickelte Bromberger Bibliothek dem sie bedrohenden Gefahren zum Trotz auch weiterhin der Erhaltung und Stärkung des Deutschtums dienen können!

Zum Bericht über das Betriebsjahr 1917 der Städtischen Zentralbibliothek zu Dresden — jetzt: Städtische Bücherei und Lesehalle — in voriger Nummer bemerken wir berichtigend, daß die Zahl der entliehenen Bände 373 132 (nicht 273 132) beträgt, von denen 144 999 auf die Unterhaltungsliteratur entfallen. Die Bücherei verfügt über drei Zweig- und sechs Ausgabestellen.

Nach dem Bericht der Städtischen Bücherei (Zentralbibliothek) und der Lesehalle zu Dresden für 1918 wurden am 1. Januar 1918 die beiden Anstalten vereinigt unter der gemeinsamen Bezeichnung „Städtische Bücherei und Lesehalle". Die Dresdner Lesehalle, bisher von einem Verein mit unbedeutender städtischer Unterstützung unterhalten, ist damit in städtischen Besitz übergegangen. Die frühere „Volkslesehalle" ist nunmehr Zeitungssaal, der große Lesesaal der früher gegen Entgelt zugänglichen Lesehalle ein allgemeiner Bücherlesesaal, der in enge Verbindung mit der Ausleihbücherei gebracht wurde. Besucht wurden: der Büchersaal an 333 Tagen von 14 109 Lesern (1762 weiblichen), der Zeitungssaal an 345 Tagen von 131 271 Lesern (14 937 weiblichen). Die Jahresausleihe der Städtischen Bücherei (Zentralbibliothek) betrug 363 004 Bände (1917: 373 132). Gründe für den Rückgang sind Einschränkungen und zeitweilige Schließung. Es lasen insgesamt 21 726 Leser mit 35 925 Leihkarten. Im Durchschnitt entfielen auf die Leihkarte 10,1 Bände.

Nach dem Bericht des Fürther Volksbildungsvereins für 1918 war der Besuch der Bibliothek des Volksbildungsheims „Berolzheimerianum" sehr rege. Es enthält eine Bücherei von rund 20 000 Bänden, einen Lesesaal sowie einen rund 900 Personen fassenden Vortragssaal. Ausgeliehen wurden an 293 Ausleihtagen 104 498 Bände. Der Vortragssaal war im Berichtjahre von der Militärverwaltung belegt worden. Die Einnahmen des Vereins betrugen 16 572,82 M., die Ausgaben 21 580 M. Der Zuschuß der städtischen Kollegien belief sich auf 6000 M., der des Landrats von Mittelfranken auf 450 M.

Der handschriftliche Jahresbericht der Volksbücherei Stolp i. P. für die Zeit vom 1. April 1918 bis zum 31. Mai 1919 weist darauf hin, daß die während des Kriegs fühlbare außerordentliche Steigerung des Ausleihebetriebs infolge der Beunruhigung unseres ganzen wirtschaftlichen Lebens zum Stillstand gekommen sei. Immerhin wurden noch 37 228 Bände ausgeliehen, was dem vorigen Jahr gegenüber einen Ausfall von 1053 oder von 2,75 % bedeutet. Aber nur bei den Erwachsenen hat die Leselust etwas abgenommen, die Jugend war daran nicht beteiligt, ganz im Gegenteil war der Andrang von Kindern noch niemals so stark. Das kommt auch in der Liste der meistgelesenen Bücher zum Ausdruck, in der die Schriften von Andersen, W. Busch, Cooper, Musäus und Svenson im Vordergrund stehen neben leichterer Erzählungsliteratur aus dem Weltkrieg. Diesem Ansturm waren die Bestände der Volksbücherei an Jugendlektüre nicht gewachsen, da man glaubte, die Schüler würden ihr Lesebedürfnis durch die Klassenbibliotheken befriedigen. Indessen wird bald Abhilfe geschaffen und für eine Vermehrung dieser Abteilung Sorge getragen werden.

Sonstige Mitteilungen.

Um das Schicksal der volkstümlichen Bücherbestände der Kaiser Wilhelm-Bibliothek. Die Bestimmungen des Friedensvertrages haben einer rastlosen deutschen Kulturarbeit im Osten ein jähes Ende bereitet. Außer den wissenschaftlichen Instituten und Akademien in Posen und Bromberg trifft dieser harte Schlag besonders die bedeutenden deutschen Bibliotheken in der Provinz Posen. Die Polen haben aus der Posener Akademie eine polnische Universität und aus der Kais. Wilh. Bibliothek die polnische Universitätsbibliothek gemacht. Für die Polen konnte dabei nur der streng wissenschaftliche Bücherbestand in Frage kommen, die an achtzigtausend Bände zählende volkstümliche Literatur (populärwissenschaftlicher und schöngeistiger Art) werden von ihnen nur als Ballast angesehen und sind außer Gebrauch. Wir erinnern uns daran, daß nationalpolnische Tendenzen die zur Stärkung des Deutschtums gepflegten volkstümlichen Büchereiziele aufs heftigste befehdeten und daß den Polen diese Gebiete des Bücherbestandes der Bibliothek geradezu ein Dorn im Auge waren. Diese für uns wertvollen Bestände gilt es zu retten und einem neuen Wirkungskreise zuzuführen. Es sei des weiteren daran erinnert, daß 120 Kisten Bücher, die zur Zeit der Gründung der Bibliothek aus Berlin kamen, noch nicht in den Bestand der Bücherei eingereiht sind und deshalb ebenso Verhandlungsobjekt sein könnten wie die uneingereihten ca 10000 Bde der früheren Landesbibliothek, die unverarbeiteten Bücherbestände der deutschen historischen Gesellschaft, die Univertitäts- und Schulschriften und vor allem die nach vielen Tausenden zählenden Patentschriften, welche vom Berliner Patentamte der Bibliothek nur leihweise überlassen waren. Es handelt sich also um bedeutende Bücherschätze, die nicht kampflos aufgegeben werden dürfen. Meinen Aufruf, diese Teile der Bibliothek zu retten und dem Deutschtum zu erhalten, nahm die rührige Stadt Frankfurt a. O. auf. In einer Denkschrift legten wir dem Ministerium den Plan vor, die für den Aufbau einer neuen ostdeutschen Landes- und Wanderbibliothek nutzbaren Bücherbestände auf dem Verhandlungswege zurückzuerlangen und sie der Stadt und der Regierung Frankfurt a. O. zur Verfügung zu stellen. Gestützt wird die Aussicht dieser angeregten Verhandlung einmal dadurch, daß der preußische Staat fast 1 Million im Laufe der Jahre für die Verwaltung der Bibliothek zugesteuert hat, zweitens dadurch, daß der deutsche Buchhandel hervorragend an dem Aufbau beteiligt war, drittens und vorzüglich dadurch, daß die Bibliothek als Provinzialbibliothek der ganzen Provinz gehörte, daß also auch die bei Deutschland verbleibenden Teile einen Rechtsanspruch auf Teile der Bibliothek haben. Die zurückgeforderten und für die besonderen polnischen Zwecke nicht in Betracht kommenden Teile umfassen etwa $^1/_3$ des Gesamtbestandes; sie würden als neue Wanderbibliothek auch den bei Deutschland verbleibenden posenschen Restgebieten zu gute kommen, da die Wanderbibliothek auch die Restteile Westpreußens und Posens mit umfassen soll. Die Lage Frankfurts und das vorzügliche Eisenbahnnetz, das gerade diesem Orte zur Verfügung steht, stellt Frankfurt ohne weiteres in den Mittelpunkt des Interesses bei der Erwägung des Aufbaues einer neuen ostdeutschen Wanderbibliothek. Die alte Universitätsstadt, die sich in der Kleistgesellschaft, in seiner tüchtigen städtischen Bücherei und in der neu gegründeten Volkshochschule als geistiges Zentrum des neuen Ostens erwiesen hat, ist berufen, der Sitz der Zentrale einer solchen Wanderbücherei zu werden, wenn es der Regierung gelingt, die reklamierten Bestände zu retten. Die deutschen Minderheiten im neuen Polen würden an der vortrefflichen Provinzialwanderbibliothek (falls diese nicht auch als Verhandlungsobjekt verwandt und von Frankfurt aus den polnischen Deutschen zur Verfügung gestellt wird) vor allem aber auch an den restlichen örtlichen deutschen Bibliotheken der Provinz, deren Bestand sich auf über 30000 Bde stellt, immerhin wertvolle deutsche Bibliotheksbestände behalten; an eine staatliche

oder städtische Subvention wird in Polen für diese deutschen Büchereizwecke natürlich nicht mehr zu denken sein, eine große deutsche Bibliothek wäre dort also nicht mehr lebensfähig. Pieth.

Zeitschriftenschau usw.

Der Jahresbericht der Bücherhalle Gießen des dortigen Lesehallenvereins für 1918 enthält eine ganze Reihe allgemeinerer Betrachtungen über zeitgemäße Volkslektüre, die der Mitteilung wert sind. Ausgeliehen wurden trotz der Ungunst der Zeiten, die eine Einschränkung der Ausleihezeit erheischte, 24577 Bände oder 3000 weniger als 1917. Die Romanliteratur überschreitet mit 14588 Bänden die Hälfte der Gesamtziffer, dazu kommen noch die gebundenen Zeitschriften, also zerstreuende Unterhaltung, mit 2517 Bänden. Bitter beschwert sich der Bericht darüber, daß in dem Betrieb in der Ausleihe alle Feinheit und Stille dahingegangen ist und daß die bewährten Bibliothekarinnen im Strom des Andrangs nicht mehr dazu kommen, bedachtsam auszuwählen und persönlich zu beraten. Mit der Erschütterung der Staatsgewalt sind alle Fragen der Gesellschaft zugleich politische Fragen geworden und es handelt sich darum, von diesem Gesichtspunkt aus den Bücherbestand zu durchmustern, Veraltetes auszuscheiden und die erforderlichen Ergänzungen vorzunehmen. Daß man nach wie vor den Mühseligen und Beladenen den Genuß leichter Romanlektüre gönnt, ist selbstverständlich. Nur dem Allzuviel muß man entgegentreten: „Wer ständig Romane liest, der verträumt sich, der verliert den Sinn für das Gestaltete und Umrissene. Dieser Traumzustand ist so verderblich wie jener andere, dem der unermüdliche Zeitungsleser verfällt.“ Vielleicht gelingt es, die Sehnsucht nach dem Epischen überzuleiten auf das Feld der Geschichtserzählung. „Wie aber steht es denn um unsere Geschichtschreibung als Literatur, als Besitztum des Volks? Wenn Ranke sich nur an die gereifte Einsicht und die fertige Kenntnis wendet, wenn wir Treitschke bei all seiner rednerischen Tugend und seelischen Wucht auch früher nie ohne Vorbehalt empfohlen hätten, so kann uns doch auch das Pathos der Schlosserschen Schule nicht mehr ausfüllen, und was sich materialistische Geschichtsauffassung nennt, das ist in allem zielstrebige streitbare Erörterung und nirgends Erzählung; es gibt da kein Geheimnis hinter dem Geschehen, und darum fehlt die Bewährung der Wahrheit im Stil.“ Unabhängig von den Wandlungen des Völkerlebens besteht nun die Geschichte des persönlichen Lebens, die Biographie. „Das Bedürfnis, einem Helden sich hinzugeben, ist tief natürlich und fördert die beste Bildung, und die Helden der friedlichen Kraft vermitteln einen Stolz, der nicht eifert. Menschenfreunde, die der Wohlfahrt ihrer Brüder selbstlos gedient haben, Erfinder, Forscher und Forschungsreisende sollen zu unsern Lesern sprechen und den Deutschen ihr Selbstgefühl zurückerstatten.“ Wie die Leser sich bei dieser Lektüre in ihrem Selbst festigen, so hebt sich auch ihr Selbstbewußtsein, wenn sie sich der Naturbetrachtung wieder mehr widmen, als es in der unruhigen Zeit vor und während des Weltkriegs möglich war. Der Bericht spricht in dem Zusammenhang von der bedeutenden Stimmung, die Humboldts „Kosmos“ durch die Großartigkeit des Entwurfs und die Majestät der Sprache auch heutigen Tags noch dem Leser mitteilt und verweist vor allem auf Hermann Löns, dessen „Tiergeschichten“ ganz unübertrefflich sind. Auch auf biologischem Gebiet liegt in den „Pflanzen der Heimat“ von Schmeil und Fitschen ein treffliches Buch vor, das nicht allein belehrt, sondern anregt und zum Weiterfragen auffordert. „Das ist es aber, worauf alles ankommt bei der Laienbildung.“ Wo die Physik in die Technik übergeht, fesselt sie stets das allgemeine Interesse. Wenn man aber Einfluß auf die Bildung gewinnen wolle, so sind die einfachsten Erscheinungen und Vorgänge der angewandten Mechanik hinfälliger, in ihrer Gesetzmäßigkeit durchsichtiger und mit einfachen Mitteln

leichter nachzuprüfen. Durch anschaulich verständliche Mechanik könnte der Sinn für sparsame Sachlichkeit gefördert werden, dessen wir in den heraufkommenden Zeiten der Armut dringend benötigen." Was dann die philosophische Literatur anbelangt, so macht der Bericht darauf aufmerksam, daß nachdenkliche Leser schon längst Bücher bevorzugen, in denen das Zeitalter der Aufklärung nachwirkt und weiterlebt. „Es ist ein richtiger Trieb in diesem Verlangen, eine Ablehnung der Schwärmerei und der genialischen Schwünge". Ueber die Klassiker und das, was sie uns bedeuten, wird diesmal absichtlich geschwiegen. Zu ihnen gehöre vor allem auch Lessing, „in dessen männlicher Seele das deutsche Volk zu allererst sichtbar den dreißigjährigen Krieg überwindet". Der Bericht, von dem leider nur ein Auszug gegeben werden konnte, verweist diejenigen, die an unserer Zukunft bang verzweifeln wollen auf einen Satz im Testament des Johannes: Was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?

Gemeinnützige Blätter für Hessen und Nassau 1919, Nr. 1/3. S. 19ff.

Eine neue Zeitschrift. Vom 1. Oktober 1919 ab erscheint im Verlage der Weidmannschen Buchhandlung, Berlin, eine Monatsschrift unter dem Titel „Bildungspflege", als deren Herausgeber Dr. E. Ackerknecht, Direktor der Stadtbücherei Stettin, und Stadtbibliothekar F. Plage, Frankfurt a. O., zeichnen. Sie beabsichtigen laut Ankündigung, mit dieser Zeitschrift die Bestrebungen der öffentlichen Bildungspflege in weitere Kreise zu tragen. Die Zeitschrift soll ausgehen von praktischen Lösungen, welche diese Bestrebungen bereits gefunden haben; sie soll sich stützen auf die Förderung, die diesen Untersuchungen seitens des Staates und der Gemeinden zuteil wird. Sie soll alle außerschulmäßigen Volksbildungsmittel behandeln. Sie wendet sich an alle, die aus Beruf oder Neigung an dem Werke unserer Volkserziehung in weitestem Sinne mitarbeiten in der Ueberzeugung, daß der gefühlsmäßige Zusammenhang der breiten Masse unserer erwerbenden Volksschichten mit unserm deutschen Kulturgut wieder herzustellen ist.

Das „Literarische Echo" (1919, Heft 19) enthält einen überaus fesselnd geschriebenen Aufsatz von Dr. E. Ackerknecht-Stettin über „Deutsche Belletristik in der wissenschaftlichen Bibliothekspraxis", der, für weitere Kreise bestimmt, auch für den Bildungsbibliothekar manches anregende bringt. Dr. A. umschreibt die Sammelaufgabe der wissenschaftlichen Bücherei der Schönen Literatur gegenüber näher, aus der ohne weiteres die Richtlinien für die Zugänglichmachung der belletristischen Bestände folgen, die nicht einer falschen Weitherzigkeit verfallen dürfen. Was die Volksbücherei in ihrem Verhältnis zur Schönen Literatur betrifft, so sagt er: „Selbstverständlich ist es eine ganz besonders wichtige, ja die wichtigste Aufgabe der Volksbücherei, alle Belletristik aller Zeiten und Völker in Auswahl zu sammeln. Und auch sie trifft ihre Auswahl durchaus nicht nur unter künstlerischen Gesichtspunkten. Aber die Absicht dieser Auswahl ist eine ganz andere: keine kulturgeschichtliche, sondern eine pädagogische, keine theoretische, sondern eine praktische. Sie scheidet vieles aus, was dem — vielfach an pathologischen Formen besonders interessierten — Wissenschaftler gerade höchst wichtig sein muß. Sie ist moralisch orientiert, die wissenschaftliche biologisch. Für sie gibt es den Begriff des „Schundes", für die wissenschaftliche Bibliothek aber nicht. Aber, was viel wichtiger und technisch entscheidend ist: bei der Volksbücherei, deren Betriebsform Ladewig sehr gut als Verbrauchsbücherei definiert hat, ist gar keine eigentliche Möglichkeit des Sammelns im archivalischen Sinne. Sie muß, da für sie aller überwiegend archivalische Bestand Ballast ist, da sie nur aus „lebendem" Bestand bestehen darf, von Zeit zu Zeit geradezu das nur-historisch Gewordene abstoßen, auch wenn es nicht zufällig gleichzeitig körperlich erledigt ist. Alle die Bücher, deren „Seele schneller stirbt als ihr Leib" (um

mit Nietzsche zu reden), verlieren in der Volksbücherei ihr Heimatrecht; die Forscher, die an ihren Mumien studieren wollen und müssen, sind auf die wissenschaftlichen Bibliotheken, die Aufbewahrungsbüchereien, angewiesen. Das gilt natürlich auch mutatis mutandis von allen Erstauflagen, Sonder- und Vorzugsdrucken usw." Ferner: — „im übrigen sorge man endlich dafür, daß jede Stadt ihr allseitig ausgebautes Volksbüchereiwesen habe. Es ist von den neuen Regierungen und Stadtparlamenten zu hoffen, daß sie endlich das Stadium des „prinzipiellen Wohlwollens", mit dem man bisher in Deutschland alle Volksbildungsbestrebungen behördlich beehrte und — von meist unwürdig geringen Geldbeihilfen abgesehen — ihrem Schicksal überließ, überwinden und an Stelle der dekorativen Phrasen aus den ihnen anvertrauten Mitteln das Nötige bewilligen werden, um unserem Volk — d. h. aber allen Volksgenossen! — den Anteil an seinen „heiligsten Gütern" zu verschaffen, den es braucht, um wieder aus einem Haufen deutschredender Menschen ein Volk werden zu können."

Neue Eingänge bei der Schriftleitung.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingehender, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen.

Borgius, Walther, Zur Sozialisierung des Buchwesens. Berlin, Verlag Neues Vaterland, 1919. (53 S.) 3 M.

Die Schrift, ein Sonderdruck aus den Verhandlungen der 1. sozialistischen Wirtschaftskonferenz des Bundes „Neues Vaterland", enthält beachtenswerte Ausführungen über eine der schwierigsten Fragen des neuzeitlichen Wirtschaftslebens. Der Verf. tritt ein für eine Fusion und Zentralisation des wissenschaftlichen Buch- und Zeitschriftenverlags, welche eine planmäßige Organisation der geistigen Arbeit zur Folge haben würde, die heute zweifellos anarchisch und chaotisch ist. Der Vertrieb müßte in den jeweiligen Hauptniederlagen des betr. Zentralverlags erfolgen, der Sortimentsbuchhandel in seiner bisherigen Form würde also aufhören. Was den belletristischen Buchhandel betrifft, so wird die Sozialisierung und Monopolisierung der Leihbibliotheken einschließlich des Bahnhofsbuchhandels in Stadt und Land empfohlen und damit eine konsumvereinähnliche Grundlage. Die im Zentralverlag erscheinenden belletristischen Werke würden grundsätzlich in diesen Betrieb mit aufgenommen, die wissenschaftlichen auf Grund eines besonderen Beschlusses. Das bei diesen Vorschlägen manches ungeklärt bleibt und lebhafte Meinungsäußerungen hervorrufen mußte, liegt auf der Hand, auf der anderen Seite ist klar, daß die heutige Betriebsform des Verlags wie des Sortiments an Schäden krankt, denen eine baldige Abhilfe wohl zu wünschen wäre. Jedenfalls haben unsere Bibliotheken aus naheliegenden Gründen ein lebhaftes Interesse an diesen und ähnlichen Vorschlägen. G. F.

Deutsche Elternbücherei. Hrsg. v. Joh. Prüfer. Leipzig, Teubner. Geh. je 1 M.

Bisher sind von der empfehlenswerten Sammlung erschienen (1919): Heft 16. A. Pallat-Hartleben, Kinderkleidung. (20 S.); Heft 28. N. Wolffheim, Die Kinderstube. (24 S.); Heft 40. F. Siebe, Die Welt im Kinderköpfchen. (35 S.); Heft 55. K. Eckhardt, Das erste Schuljahr. (40 S.); Heft 71. Theater- und Konzertbesuch der Jugend. Bisher sind in Aussicht genommen 111 Hefte. Ziel der Sammlung ist, die Eltern bei ihrer Erziehungsaufgabe zu unterstützen, auch Stoff für Elternabende, Vorträge usw. zu geben. — Im gleichen Verlage erscheint seit kurzem die Zeitschrift „Eltern und Kind". Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft zur Förderung häuslicher Erziehung hrsg. von Joh. Prüfer. Jährl. 5 M. G. F.

Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig, Teubner.

Bd. 174. Langenbeck, W., Englands Weltmacht in ihrer Entwicklung vom 17. Jahrh. bis auf unsere Tage. 3. Aufl. 1919. (115 S.) Kart. 1,60 M., geb. 1,90 M.

Ein im wesentlichen unveränderter Abdruck der 2. Auflage; überwiegend sind Kürzungen und Ausmerzung einiger durch die Ereignisse hinfällig gewordener Angaben. Die klare und übersichtliche Darstellung macht das Buch sehr empfehlenswert. G. F.

Nordland-Bücher. Herausgegeben von Heinrich Goebel. Berlin, Morawe & Scheffelt. 30 Bände. Jeder Bd. geb. 3 M, Doppelband 5,50 M.

1. J. B. Bull, Die Brautfahrt. Roman. 2/3. Elsa Lindberg-Dovlette, Eine Geigerin. Roman. 4. J. Fred. Vinsnes, Der Rechtsanwalt. Roman. 5. Sigbjörn Obstfelder, Gedichte und kleine Dramen. 6. Bj. Björnson, Der Brautmarsch. Mutters Hände. 2 Erzgn. 7. Per Hallström, Gustav Sparverts. Roman. 8. H. Söderberg, Irrungen. Roman. 9. J. B. Bull, Eline Vangen. Roman. 10/11. E. Wagner, Kämpfende Frauen. Roman. 12. Peter Egge, Wrack. Drama. 13. S. Obstfelder, Novellen und Skizzen. 14. J. B. Bull, Lichte Rache. Roman. 15. E. Lindberg-Dovlette, Konstantinopel. 16. S. Obstfelder, Aus dem Tagebuch eines Pfarrers. 17. J. P. Jacobsen, Gedichte. 18. Topelius, Finnländische Märchen. 19. Bernt Lie, Peter Napoleon. Erzg. 20. Jammersminde. Tagebuch der Gräfin Ulfeldt. 21. G. af Geijerstam, Irre am Leben. Roman. 22. S. Lagerlöf, Unsichtbare Bande. Erzg. 23. Strindberg, Historische Miniaturen. 24. Jonas Lie, Sklave des Lebens. Roman. 25/26. Peter Egge, Aus jungen Tagen. Roman. 27. V. von Heidenstam, Der Wald rauscht. Hist. Novellen. 28. J. P. Jacobsen, Novellen. 29. Strindberg, Ehegeschichten. 30. Pontoppidan, Spuk. Roman.

Eine kriegsmäßig einfach ausgestattete Serie, die zum Teil Vorzügliches aufweist, zum Teil Geschichten, deren Kenntnis für die deutsche Lesewelt ziemlich belanglos ist. Immerhin legt die Sammlung, in der Namen wie Björnson, J. P. Jacobsen, V. v. Heidenstam, Pontoppidan, P. Hallström, Strindberg, S. Lagerlöf, Geijerstam vertreten sind, Zeugnis ab von der außerordentlichen Höhe der zeitgenössischen nordischen Erzählungskunst, ihrer hochentwickelten Fähigkeit zu sehen, zu empfinden und mit sicherer Beherrschung aller Ausdrucksmittel zu gestalten. Daß manche Bände z. B. Bd. 8 und 14 sich nur für reifere Leser eignen, sei besonders hervorgehoben. G. F.

Bücherschau und Besprechungen.

A. Bibliographisches, Populärwissenschaft etc.

Birt, Theodor, Römische Charakterköpfe. Ein Weltbild in Biographien. 3. Auflage. Leipzig, Quelle & Meyer, 1918. (V, 362 S.) Buchschmuck u. Einband von Professor Georg Belwe. Geb. 8 M.

Die schicksalsschweren Fragen, die das Erleben der Gegenwart an uns stellt, heißen uns Ausschau halten nach in sich abgeschlossenen politischen Entwicklungen. Wenn Theodor Birt das Werden und Vergehen des römischen Weltreiches uns in einer Porträtgalerie römischer Staatsmänner vor Augen führt, so dürfen wir uns seiner Führung in dem Bewußtsein anvertrauen, daß ein Kenner und Gelehrter von Rang uns die Persönlichkeiten nahebringt, daß geschichtliche Treue, soweit die Quellen in Frage kommen, die selbstverständliche Voraussetzung des Werkes ist. Aber Birt gibt mehr als dies: ein Künstler hat den an Umfang und Bedeutung gewaltigen Stoff gebändigt und aus tiefem inneren Miterleben um die Männer herumkristallisiert, welche die römische Geschichte gemacht haben, denn „Männer machen die Geschichte".

Diese idealistische Auffassung geschichtlichen Werdens befreit, sie ist in unserer Zeit, die in den Massenbewegungen das Spiel der Kräfte zu sehen sich gewöhnt hat, eine sittliche Notwendigkeit.

Wie ein Drama ebenmäßigen Aufbaues, voll beklemmender Spannungen und furchtbarer Katastrophen, rauscht der Strom von des römischen Imperiums Aufstieg und Niedergang an uns vorüber. Persönlichkeiten von ganz moderner Prägung, in denen wir Staatsmänner unserer Tage wiederzuerkennen glauben, und doch Kinder ihrer Zeit, Scheingrößen und Träger weltgeschichtlicher Ideen lösen einander ab. Wie ein Kapitel aus der Gegenwart muten uns die Bodenreformen der Gracchen an, Höhen und Tiefen der Demokratie, des Kaisertums, die reinsten Formen des Kapitalismus als politischer Macht, des Imperalismus als Machtwille schlechthin — es gibt keine Seite staatlichen Lebens unserer Zeit, die in dem Buche nicht mit anklänge und uns zu nachdenklicher Betrachtung mahnte. Und das alles im festen Rahmen einer in sich abgeschlossenen Entwicklung, die keinen Raum mehr für Hypothesen darüber hinaus, für Tendenz an sich läßt. Man hat behauptet, die Antike habe ihre Bedeutung für die Kultur der Gegenwart erschöpft, das Unbedingte, Ewige in ihr sei längst in unsere Kultur übergegangen; der oft nicht unberechtigte Vorwurf der Weltfremdheit der klassischen Philologie hat diese Auffassung begünstigt, und der Schulbetrieb hat sie bisher immer noch zu wenig entkräftet. Aber dieses Buch straft sie Lügen. Möchte es unter den Gebildeten in weitestem Umfange seine Leser finden, es ist ein Werk, das um seines Inhaltes und seiner ethischen Voraussetzungen willen in jede Volksbibliothek gehört. Dr. F. Heiligenstädt.

Bonwetsch, Gerh., Geschichte der deutschen Kolonien an der Wolga. Stuttgart, J. Engelhorn, 1919. (132 S.) 3,20 M.

Als Nummer 2 der Schriften des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart, herausg. v. W. Götz und J. Ziehen, kommt diese Veröffentlichung heraus, die dem deutschen Volkssplitter gewidmet ist, der seit 150 Jahren im äußersten Osten Europas ein stilles Sonderdasein führt. Es handelt sich um ausgedehnte und zusammenhängende Bauernsiedlungen, über die man bisher kaum etwas Näheres wußte. Erst der Weltkrieg hat das Interesse hierfür geweckt und uns eine ganze Reihe populärer Kriegsschriften gebracht, abgesehen von den vielen mündlichen Berichten aus dem Munde zunächst von deutschen Kriegsgefangenen, dann aber auch wohl der Kriegsteilnehmer, die seit der Loslösungsbestrebungen der Ukraine dorthin verschlagen wurden. Wie sich nun die Zukunft dieser Kolonien gestalten möge, vermag augenblicklich wohl noch Niemand zu beurteilen, gleichwohl glaubt der Verf. schon jetzt sagen zu dürfen, daß das Sonderdasein der Wolgakolonien unwiederbringlich vorüber ist. Auch die Erforschung ist daher, nachdem die wichtigsten Quellen der Kirchen- und Gemeindearchive der Vernichtung preisgegeben sind, fortan sehr erschwert, so daß man die vorliegende Veröffentlichung als in jeder Beziehung zeitgemäß begrüßen muß. Die Arbeit umfaßt folgende vier Abschnitte: Die Gründung (1762—1796); die Blütezeit (1797—1845); die Zeit der großen Ansiedlung (1846—1870); der Niedergang (1871—1917). Ein Anhang mit Tabellen und Literaturangaben erhöht die Brauchbarkeit des Buches, dessen Inhalt man die weiteste Verbreitung wünschen möchte. L.

Eucken, Rud., Geistesprobleme und Lebensfragen. Herausg. u. eingel. v. O. Braun. Leipzig, Phil. Reclam, 1919. (621 S.) 1,50 M.

Dieses Büchlein bedarf keiner Rechtfertigung. Aus den Schriften des Verfassers, von denen viele hier freundlich gewürdigt wurden, hat der sachkundige Verfasser eine Auswahl getroffen und das Ganze mit einer ausführlichen Einleitung über „Eucken und sein Werk“ versehen. Der mitgeteilte Stoff gliedert sich in folgende Abschnitte: Lebenstypen; Geistesepochen; Welt- und Lebensprobleme. So zieht die reiche Lebensarbeit des Philosophen, der nun schon seit fast 46 Jahren mit der Jenenser Hochschule verwachsen ist, an unserem geistigen Auge vorüber. Als Kämpfer für die Versinnlichung,

als hochgemuter Künder des Geisteslebens und Prophet unserer nationalen Aufgabe, so steht er nach dem schönen Schlußwort des Herausgebers vor uns, und so als Führer zum Idealen kann ihn die Gegenwart in ihrer Trostlosigkeit und Verworrenheit mehr denn je gebrauchen. E. L.

Förster, Fr. W., Politische Ethik und politische Pädagogik. München, E. Reinhardt, 1918. (525 S.) 12 M.

Die vorliegende gänzliche Umarbeitung und Erweiterung der „Staatsbürgerlichen Erziehung“, wie in den beiden ersten Auflagen der Titel lautete, will die Prinzipienfragen, die in der bisherigen staatsbürgerlichen Literatur offenkundig zu kurz gekommen wären, klarer herausarbeiten. Das Buch verzichtet demgemäß auf die Uebermittlung des beträchtlichen Bestandes an Einzeltatsachen, die man sonst in Bürgerkunden erwartet. Wie sich von selbst versteht, haben die Weltereignisse (das Vorwort ist aus dem September 1918) bei der Revision mitgesprochen. Vor allem bietet der Verf., der den ihm oft gemachten Vorwurf „undeutscher“ Gesinnung energisch zurückweisen zu sollen glaubt, eine ganze Reihe von Anregungen aus der angelsächsischen Welt dar, „nicht um das deutsche Wesen durch Nachahmung des Fremden zu fälschen, sondern gerade umgekehrt, um einen alten germanischen Besitz, dem wir durch undeutsche, unser bestes Wesen verleugnende Entwicklungen in unserem Vaterlande entfremdet worden sind, wiederherstellen zu helfen.“ Es entspricht deutscher Art verständigen Anregungen, wo immer sie sich darbieten mögen, vorurteilslos zu folgen, und so mag freimütig zugestanden werden, daß man auch aus diesen oft mit Liebe vorgenommenen Beobachtungen etwas lernen kann. Wenn F. aber unsere Politik der letzten fünfzig Jahre nur als Nachahmung des napoleonischen Zentralismus und der englischen Weltreich-Politik und als „nationale Verengung“ aufgefaßt wissen will, so ist das ein Standpunkt, den man trotz aller seiner Beteuerungen als undeutsch und unpatriotisch ablehnen wird. Oder aber soll den Fremden die von ihm gerügte „nationale Verengung“ erlaubt und nur uns, die wir, wie gerade der Weltkrieg wieder gezeigt hat, unserer geographischen Lage nach am meisten gefährdet sind, verboten sein! Andern Völkern, die seit Jahrhunderten sich nationaler Abgeschlossenheit erfreuen und glorreich das Ziel erreicht haben, dem trotz aller widrigen Umstände zuzustreben wir uns — vielleicht im Bewußtsein unseres guten Rechts zu unvorsichtig in der Form — bemühten! Gewiß mag F. auf seine Art sein Vaterland lieben, beim Vergleich aber unserer völkischen Eigenschaften mit denen anderer Rassen befleißigt er sich sener schon von Schiller scharf gerügten Gerechtigkeit, die von sehr vielen seiner Volksgenossen als schreiendes Unrecht empfunden wird und empfunden werden muß. E. L.

Freytag-Loringhoven, Freiherr v., Politik und Kriegsführung. Berlin, F. S. Mittler u. Sohn, 1918. (252 S.) 8,50 M.

Ueber die zahlreichen kriegsgeschichtlichen Schriften des Verfassers haben die „Blätter“ regelmäßig berichtet, und so mag auch auf dieses belangreiche Buch hingewiesen werden, das einen Gegenstand behandelt, der von größtem aktuellen Interesse ist oder doch eben erst war. F.-L. verfährt nach seiner bewährten Methode, indem er auch hier der Mahnung Karls v. Clausewitz folgt, der nicht allein für den Soldaten, sondern auch für den Politiker und für Jeden, der eine führende Stellung in unserem Volke einnehmen will, die Forderung erhebt, daß er aus der Geschichte „den edelsten und gediegensten Nahrungsstoff“ für seine praktische Berufstätigkeit zu gewinnen wissen müsse. Nur an der Hand historischer Beispiele aus der neueren Geschichte vermöge eine Studie über Krieg und Politik zu fruchtbaren Ergebnissen zu gelangen. Natürlich kommt es hierbei nicht auf eigene Forschungen an, wohl aber charakterisiert der Verf. jede von ihm berücksichtigte Periode der Kriegsgeschichte auf das glücklichste durch vorzüglich ausgewählte Zitate aus Ranke und Treitschke, Sybel und Burckhardt, Schlieffen und Kjellén sowie aus anderen Klassikern. Naturgemäß verweilt die Darstellung vorzugsweise

bei Deutschland; die bei unseren Bundesgenossen und unseren Feinden obwaltenden Verhältnisse sind nur soweit berührt, als es der Zweck erforderte. Dabei zeigt sich, daß die Politik in einem Kriege, der wie der von uns durchlebte, die Völker in ihrer Gesamtheit in einer Weise in Mitleidenschaft zog, wie es bisher niemals auch nur entfernt der Fall war, — vielfach anderen Bedingungen unterworfen ist, als ehedem: daß „sie mit den Anforderungen der Kriegführung verschmolzen erscheint und mit allen an und in dieser zutage tretenden psychischen und moralischen Bedingungen zu rechnen hat". Daß man vom militärischen Standpunkt aus betrachtet die Grenzlinie so gezogen wissen möchte, ist einleuchtend, leider aber hat der Erfolg gezeigt, daß der Riesenaufgabe, die derart gestellt wurde, selbst die genialste oberste Heeresleitung nicht völlig gewachsen war und der Natur der Dinge nach nicht gewachsen sein konnte. Es hat uns die ergänzende staatsmännische Kraft gefehlt, die, wie Otto von Bismarck in unseren großen Einheitskriegen, mit elementarer Wucht auch die reinpolitische Auffassung zur Geltung brachte! So wird es erlaubt sein, in dem großen und geistreich geschriebenen Schlußkapitel über den Weltkrieg manche Geschehnisse anders zu deuten und einzuschätzen. Im übrigen werden wir ja infolge der zahlreichen Enthüllungen, die bevorstehen, bald in der Lage sein, manchen jetzt noch zweifelhaften Zusammenhang klarer zu erkennen, als es vorläufig noch möglich ist. Wie dem aber auch sein möge, die Grundgedanken dieses Buches sind so ausgezeichnet herausgearbeitet, die starken und die schwachen Seiten deutscher Volksart sind so überzeugend und sachlich nachgewiesen, daß man nur herzlich wünschen kann, daß zahlreiche Leser in diesem Spiegel ihr Bild betrachten möchten. Die Verschiedenheit der Parteimeinungen, das alte Erbübel der Deutschen, hat uns um die Früchte ruhmreicher Anstrengungen und Opfer gebracht, um so mehr ist es unsere Pflicht zu lernen und der Wahrheit ins Auge zu schauen.

E. L.

Otto, Berthold, Fürst Bismarcks Lebenswerk. Den Kindern und dem Volke erzählt. 6.—8. Aufl. Berlin-Steglitz, K. G. Th. Scheffer, 1918. (94 S.) Geh. 1,80 M.

Der bekannte Herausgeber der Zeitschrift „Der Hauslehrer", die jetzt unter dem Titel „Deutscher Volksgeist" erscheint und der Verständigung aller Schichten des Volkes dienen will, unternimmt es hier, das Leben und Wirken unseres großen Kanzlers der Jugend und weiteren Volkskreisen verständlich zu machen. Der schlichte und treuherzige, auf reicher pädagogischer Erfahrung beruhende Erzählungsstil ist sicherlich geeignet, junge Menschen, etwa vom 12. Jahre an, für das heldenhafte Ringen Bismarcks zu erwärmen. Schwierig wird die Sache nur da, wo es sich um innerpolitische Vorgänge nach 1871 handelt: hier sind die Klippen trotz allen Bemühens, einen möglichst sachlichen Standpunkt einzunehmen, doch nicht immer glücklich umschifft. Gleichwohl aber möchte ich das zuerst 1898 erschienene Büchlein den Volks- und Jugendbüchereien zur Anschaffung empfehlen, da es geeignet ist, eine tatsächlich vorhandene Lücke auszufüllen. G. F.

Saitschick, Rob., Der Staat und was mehr ist als er. München, C. H. Beck, 1919. (265 S.) 7 M.

Daß der bei uns vor dem Weltkrieg herrschende Staatsbegriff, der letzten Endes auf die deutschen Zustände vor den großen Einigungskriegen zurückgeht, da es erforderlich war, den Kleinstaaten gegenüber zu betonen, daß Staat Macht sei, nicht der Weisheit letzter Schluß gewesen ist, der Auffassung wird sich kein Denkender entziehen. Gewiß hat auch die altpreußische Anschauung, daß wir alle Diener des Staatsgedankens sind und sein müssen, ihre relative Berechtigung, aber ebensowenig kann man leugnen, daß auch die entgegengesetzte englische Meinung, nach der der Staat zum Wohle des Einzelnen geschaffen sei, einen richtigen Kern enthält. Der Verf. steht auf einem etwas anderen Boden; er will darlegen, was der Staat ihm, dem Menschen und Schriftsteller, ist und bedeutet, denn „der ganze Inhalt des Staatsproblems steht im engsten Zusammenhang mit dem eigentlichen Inhalt

unseres Lebens". Daß unter diesen Umständen sich eine einheitliche Meinung nicht durchsetzen könne, entgeht Saitschick nicht. Wenn er nun auch auf die verwickelten und künstlichen Gedanken „der Theoretiker" schilt und für seine eigenen Ausführungen „Einfachheit und Durchsichtigkeit" beansprucht, so muß er doch auf der anderen Seite zugestehen, daß „in Wirklichkeit die Ansichten über die Entstehung und Bestimmung des Staates gerade deshalb so verschieden sind, weil hinter jeder ein lebendiger Mensch steht, der einem bestimmten Stande, einem gewissen Milieu und Glauben angehört". Hiernach bietet also das vorliegende Buch keine Offenbarungen dar, es mag aber immerhin beachtenswert erscheinen, wie sich gegenwärtig ein Mann dieser Art mit der großen Frage abfindet, um deren Beantwortung das deutsche Volk, wie die Dinge nun einmal liegen, nicht wird herumkommen können. E. L.

Sombart, Werner, Sozialismus und soziale Bewegung. Achte, unveränderte Auflage. Jena, Gustav Fischer, 1919. (XII, 387 S.) 6 M., geb. 8,50 M.

Das seit geraumer Zeit vergriffene Werk, das „die Geschichte der sozialistischen Arbeiterbewegung in dem großen Ganzen der sozialen und geistigen Neugestaltung unserer Zeit" gibt, liegt nunmehr in einer Neubearbeitung wieder vor, die, ohne den Grundriß des Ganzen zu verändern, bis auf die jüngste Gegenwart fortgeführt ist. Ausgehend von dem Grundgedanken, daß es in unserer Zeit nur einen lebendigen Sozialismus, den Marxismus, gibt, daß weiterhin die beiden im Marxismus enthaltenen Weltanschauungen, eine revolutionistische und eine evolutionistische, dem Sozialismus des Tages das charakteristische Gepräge geben, verfolgt der Verfasser im ersten Teile die Entwicklung der sozialistischen Theorie, die er mit einer eingehenden Darstellung des Bolschewismus nach der theoretischen und praktischen Seite hin (abgeschlossen am 4. Januar 1919) beschließt. Der zweite Abschnitt, die soziale Bewegung, entwickelt nacheinander die nationalen Typen der Bewegung (den englischen, französischen, deutschen Typus) und leitet alsdann zum Internationalismus über, um in einem kurzen Ueberblick über die Wirkungen des Weltkrieges auf die nationale und internationale Seite der Bewegung auszulaufen. Angehängt ist ein Führer durch die wichtigere sozialistische Literatur und eine recht übersichtliche Chronik der sozialen Bewegungen von 1750—1914. Das Wort Dunoyers: „Je ne propose rien, je n'impose rien, j'expose" steht als Motto dem Buche voran. In der Tat, wenn es etwas gibt, was in dem Strudel des Gegenwartserlebens dem Denken Anhalt und Stütze bieten kann, dann ist es die leidenschaftslose Betrachtung der Bewegung an sich, ihrer Ursachen und Wirkungen, dann müssen wir versuchen, die Gesetzmäßigkeiten dieses Prozesses aufzudecken, „im Inneren unbeteiligt, wie der Botaniker eine Pflanze, der medizinische Theoretiker eine Krankheit beobachtet: als interessanten Fall". Aber dieser strengen, sachlich abgeklärten Auffassung steht eine Kritik nicht im Wege, wo es Irrtümer und Beschränktheiten aufzudecken gilt, wo es sich um Sünden wider den Geist handelt. So weitet sich die Betrachtung des Bolschewismus zu einer sittlichen Würdigung des Sozialismus überhaupt. Etwas von der Tragik eines Karl Moor liegt über dieser ersten Ueberführung des reinen Sozialismus in eine sozialistische Tat ausgebreitet, ins ungeahnt Gewaltige wächst diese Tragik, wenn wir die Ausmaße geistiger und sittlicher Energien bedenken, die sich in dem Weltgewitter unserer Tage entladen.

So bietet dieses Buch, in ungemein klarer, fesselnder Sprache geschrieben, nicht nur willkommene sachliche Belehrung von einer Warte aus, die dem Parteistreit des Tages weltenweit entrückt ist, sondern die Grundzüge einer sozialen Sittlichkeit überhaupt. Viele Volksbüchereien werden eine wohlfeile, allgemeinverständlich geschriebene, sachliche Einführung in den Sozialismus suchen. Das vorliegende, bewährte Werk hat der auf dem Gebiete der volkswirtschaftlichen Literatur so tätige Verlag zur rechten Stunde wieder vorgelegt, auch kleinere Büchereien seien besonders auf das Buch hingewiesen. Dr. Heiligenstädt.

B. Schöne Literatur.

Duncker, Dora, Das Haus Duncker. Ein Buchhändlerroman aus dem Biedermeier. 4. Aufl. Berlin, Gebr. Paetel, 1918. (308 S.) Geb. 10 M.

Mutter und Tochter haben einträchtiglich an diesem schönen Werke gearbeitet. Als der Tod Dora Duncker abrief, bevor sie das inhaltsschwere Wort „Ende" unter den Roman setzen konnte, nahm Eva Duncker den Faden wieder auf, sich langsam in die Gedanken und Charaktere vertiefend, die sie in reger Teilnahme des öfteren mit der Verstorbenen durchgesprochen hatte. Neben anderen zeitgenössischen Berichten und Aufzeichnungen sind zu dieser Geschichte des Begründers des berühmten Verlags auch Familien- und Geschäftspapiere eingesehen. So entstand ein eindrucksvolles Bild von ihm, seiner Familie, seinen Freunden und den führenden Männern Berlins in den Tagen, da das alte Preußen dahinsank, um alsbald wieder glorreich zu erstehen. Dichtung und Wahrheit verschlingen sich auch in diesem Lebensroman und fast will es scheinen, als ob dem Bestreben, positive Angaben über Berliner Straßen, Lokalitäten und Persönlichkeiten auf Kosten der ästhetischen Wirkung mitzuteilen, allzuviel nachgegeben worden sei. Befremdlich berührt es, daß in dem Verzeichnis der Quellen am Schluß das treffliche Buch von Rud. Haym über Max Duncker, den ältesten Sohn des Hauses, vermißt wird. Auch die gut ausgeführten Lichtdrucke nach alten Familienbildern und die beigefügten Faksimiles bekunden den stolzen Familiensinn, der aus jedem Teile spricht. Von den tüchtigen Männern, die dem Ehebunde Karl Dunckers mit der schönen Bankherrntochter Fanny Delmer entsprossen sind, treten wenigstens die älteren dem Leser noch näher. Alles in allem ein erfreuliches Buch, das weit über den Bereich Berlins hinaus allen Freunden der geistigen Entwicklung unseres Volkes willkommene Belehrung bieten dürfte. E. L.

Finding, Karl, Wenn Irland dich ruft. Roman eines Fliegers. Cöln, Bachem, 1918. (240 S.) Geb. 7,50 M.

Es ist die Geschichte eines Irländers, der zuerst als Schiffsingenieur, dann als Flieger in englischen Diensten und der Heimat entfremdet, durch seine Erlebnisse im Kriege wieder ein treuer Sohn seiner Heimat und Gegner Englands wird. Trotz mancher Vorzüge hat der Roman nur aktuelles Interese. A. St.

Fischer, Wilh., Wagemut. Erzählung aus dem Kriege. Zeichnungen v. Ed. Thöny. Gotha, Friedr. Andr. Perthes, 1919. (71 S.) Geb. 3 M.

Der Folge gut ausgestatteter und sorgfältig ausgewählter Jugendschriften, die seit einigen Jahren der Perthessche Verlag erscheinen läßt, reiht sich das vorliegende Buch von W. Fischer in Graz würdig ein. Ein junger verwaister Bauernbub in den steierischen Alpen holt voller Wagemut seine kleine Gespielin, die drüben in Wälschland bei Verwandten weilte und vom Kriege überrascht wurde, über die Grenze zurück und erreicht, trotzdem im Hochgebirg schon heftig gekämpft wird, glücklich sein Ziel. Die Umwelt wird prachtvoll geschildert und daß es dem Verf. gegeben ist, sich mit liebevollem Verständnis in das Seelenleben der Kinder zu vertiefen, weiß jeder Freund seiner Schriften. Wie die Kleinen werden aber auch die Großen sich dieser Gabe freuen und nur bedauern, daß all der Heldenmut, den wir und unsere deutschen Brüder in Oesterreich im Kampf gegen die vielfache Uebermacht so glänzend bewährt haben, infolge einer Verkettung widriger Umstände einen so über die Maßen traurigen Abschluß nicht zu verhüten im Stande gewesen ist. L.

Frank, Leonhard, Die Räuberbande. 6. Aufl. München, G. Müller, 1916. (334 S.) Ungeb. 4,50 M., geb. 6 M.

—, Die Ursache. München, G. Müller, 1916. (146 S.) Geb. 4,50 M.

Die „Räuberbande" ist ein Bund kleinbürgerlicher „Jugendlicher", deren Phantasie durch das Lesen von Indianer- und Abenteurergeschichten aufgeregt

ist, und die sich nun zu gemeinsamen Streichen zusammengeschlossen haben. Wir erleben mit, wie mit beginnendem Mannesalter alle ins Philisterium abschwenken, während der Eine schöpferisch Begabte unter ihnen an seinem unbeherrschten und übersteigerten Persönlichkeitsstreben zerbricht. Würzburg, der Schauplatz der Erzählung, mit seinen vielen Kirchen und dem gewaltigen Zusammentönen seiner dreißig Glocken zum Gottesdienst, mit der Burg und den Weinbergen, der großen Brücke mit den Sandsteinheiligen ist hier mit dichterischen Mitteln wunderbar veranschaulicht Ein tragisches, ungemein farbiges, mit hinreißendem Temperament geschriebenes Buch, das schon seiner kühnen Pubertätsszenen wegen nur für reife Leser in Betracht kommt, das aber vor allem in die Hände derer gehört, die sich in irgend einer seelsorgerlich ernst zu nehmenden Form praktisch mit Jugendpflege befassen. Für die Volksbüchereipädagogen ist besonders wichtig, die Wirkung der Lektüre von Abenteurererzählungen (Karl May) hier von einem Dichter psychologisch aufgehellt zu sehen.

Weit blasser sowohl in bezug auf die Einzelbilder als auch in bezug auf die künstlerische Ausgestaltung des Weltanschaulichen ist Franks späteres Buch: „Die Ursache.“ Ansätze zur Tendenz dieser Erzählung finden sich schon in der „Räuberbande“. Ein durch Entbehrung überreizter und an der Verständnislosigkeit seiner Umwelt wundgewordener junger Schriftsteller, dem seine Schulerlebnisse in ihrer Menschenunwürdigkeit und Brutalität durch einen Traum zum Bewußtsein kommen und ihn Tag und Nacht verfolgen, wird bei einer Begegnung mit seinem früheren Lehrer von seinem Haß überwältigt und erwürgt ihn. — Trotz einiger psychologisch außerordentlich starker, tief erschauter Szenen, wird man beim Lesen des Buches das Gefühl nicht los, es liege dem Verfasser mehr an der Herausarbeitung der Tendenz als an der dichterischen Gestaltung des Stoffes. Immerhin ein recht wertvoller künstlerischer Beitrag aus dem Bereich der Kinderseele und ein tiefer Einblick in die seelische Not eines an und für sich wertvollen Menschen, in dem seine Umwelt nur den Verbrecher sieht. Da die Erzählung vorwiegend auf psychologische Analyse eingestellt ist, kommt sie fast nur für gebildete Leser in Betracht. Irene Klar.

Ginzkey, Franz Karl, Befreite Stunde. Neue Gedichte. Leipzig, A. Staackmann, 1917. (70 S.) Geb. 2,50 M.

Seinen verschiedenen, bei Publikum und Kritik anerkannten Gedichtsammlungen hat Ginzkey in der „befreiten Stunde“ ein neues Bändchen hinzu gefügt, in dem sich, mehr noch als früher, die Eigenart seines Schöpfers ausspricht, gleichzeitig eine deutlich zu spürende Reife und seelische Vertiefung offenbarend. Gerade darum aber sind es Verse, die nicht leicht ins Ohr fallen, nach einmaligem Lesen wohl kaum im Gedächtnis haften. Wer jedoch die innerliche Zusprache eines lebenserfahrenen, wertvollen Menschen sucht, greife vertrauensvoll zu der „befreiten Stunde“ Franz Karl Ginzkeys. E. Kr.

Gjellerup, Karl, Der goldene Zweig. Dichtung und Novellenkranz aus der Zeit des Kaisers Tiberius. Leipzig, Quelle & Meyer, 1918. (339 S.) 4,50 M., geb. 6 M.

Der vorliegende, man könnte sagen „geschichtsphilosophische“ Roman führt uns in die Höhezeit römischer Macht, zeigt aber, daß die äußerlich glänzende Kultur der Kaiserzeit bereits innerlich angefressen ist und der Erneuerung durch den höheren sittlichen Gehalt des sich emporringenden Christentums und durch die unverdorbene Kraft des Germanentums entgegenharrt. In einem Hain der Diana am Nemisee finden jeweils zwölf Männer, die durch schwere Schuld ihr Leben verwirkt haben, ein Asyl und weihen sich unter einem Oberpriester dem Dienste der Göttin. Wer den goldenen Zweig vom uralten Oelbaum vor dem Tempel ergreift, muß indessen einen Ringkampf ums Leben mit einem der Priester bestehen; denn nur Zwölfen gewähren die alten heiligen Satzungen Schutz und Straffreiheit. Der neu

Aufgenommene hat alsdann mit rücksichtsloser Offenheit zu erzählen, wie er sich in Schuld verstrickte, dann erfährt er seinerseits das Bekenntnis seiner Amtsgenossen. So erhält der Verf. Gelegenheit, in packenden Situationen das antike Leben mit allen seinen Licht- und Schattenseiten zu veranschaulichen. Der Hauptträger des Erlösungsgedankens, der die tieferen Naturen schon vor dem Auftreten Christi erfüllt, ist ein greiser ehemaliger Krieger und Freund des Tiberius, der aus Eifersucht und Uebereilung seine schöne junge Frau erwürgte, die er gegen den Rat des Kaisers auf seine alten Tage noch heimgeführt hat. Von dem Sühnetod des Heilands hört er von dem Bruder der Dahingegangenen, der als Hauptmann des Pilatus den Befehl ausführen und die Kreuzigung vornehmen mußte. Die Welt des Germanentums, das der alte Priester von seinen früheren Kriegszügen her kennt und würdigt, repräsentiert ein edles Paar von Kriegsgefangenen dieses Stamms, die nach Rom verschleppt wurden. Wie das eherne Schicksal aber waltet über den Menschen der zugleich heroisch und tragisch aufgefaßte Kaiser Tiberius, der, aus seiner selbstgewählten Einsamkeit in die Hauptstadt zurückkehrend, den Dianentempel aufsucht. E. L.

Hefele, Herm., Die Entsagenden. Heilbronn, E. Salzer, 1919. (128 S.) Kart. 1,50 M.

Herpel, O., Die Uebermacht. Ebenda. (94 S.) Kart. 1,50 M.

Lilienfein, Heinr., Und die Sonne verlor ihren Schein. Ebenda. (120 S.) Kart. 1,50 M.

Schieber, A., Der Lebens- und Liebesgarten. Ebenda. (94 S.) Kart. 1,50 M.

Aus der sorgfältig ausgewählten „Taschenbücherei deutscher Dichter“ des Salzerschen Verlags liegen vier schmucke Bändchen vor, die trotz der teuren Zeiten zu dem alten billigen Friedenspreis erhältlich sind. Die drei ersten dieser kleinen Novellensammlungen bieten historische Erzählungen von den Tagen der Kreuzfahrten an bis zur neueren Zeit dar. Mit großem Geschick hat sich Herman Hefele in das Denken der Renaissancemenschen eingefühlt. Am besten gelungen ist wohl der „Herzog“: eine Episode aus dem Leben Lucrezia Borgias, der schönen und stolzen Herzogin von Ferrara. Doch leider fehlt es auch hier nicht zuweilen an Uebertreibungen im Ausdruck, (z. B. das Wort „unsagbar“ auf S. 36). — In die Zeit des Schmalkaldner Kriegs führt uns Herpel. Mit besonderer Liebe wird Philipp der Großmütige oder „Hochgemute“ charakterisiert, das Schicksal aber seiner Glaubensgenossen der kaiserlichen Uebermacht gegenüber vermag auch er nicht zu wenden. — Drei prachtvolle Skizzen aus den Schrecken des 30jährigen Kriegs, da Schweden und Kaiserliche sich an Greueltaten in den schönen Gegenden an Neckar und Main überbieten, gibt Lilienfein. Am ergreifendsten ist vielleicht die letzte Geschichte „Die beiden Letzten von Laufach“, in der zwei Herzen, die das Schicksal von einander getrennt hat, schließlich sich doch noch auf den Trümmern ihres völlig zerstörten Heimatdorfes wieder zusammenfinden. — In der Sammlung Anna Schiebers ragen die erste und die letzte Geschichte durch Tiefe und Feinheit hervor. Der arme Buchbinder, den seine Kameraden höhnend den „frommen Maier“ nennen, der Sohn eines Dorfpfarrers, baut sich in seiner Hütte und im Walde, der sein sonntäglicher Aufenthalt ist, sein inneres Leben auf. Sorglich legt er jeden abgedarbten Groschen in seine Sparbüchse, um in einigen Jahren ein bescheidenes Rentnerleben zu führen. Klingt durch diese rührende Geschichte ein Ton stiller Resignation, so schaut der alte Krieger von 1870, der seinen Enkel im Weltkrieg verliert, letzten Endes voller Gottvertrauen in die Zukunft seines Volkes. In der selben Nacht aber, da er in seinem „Lebens- und Liebesgarten“ einherwandelnd sich im Anblicken der Steine zur Klarheit und Zuversicht durchringt, wird ihm der Urenke geboren, der sein Werk wieder aufnehmen und dermaleinst nach seinem Tode den Garten fortpflegen wird. E. L.

Hoechstetter, Sophie, Die Heimat. Roman. München, Georg Müller, 1916. (314 S.) 4 M.

Als der zweitgeborene Sproß eines reichsunmittelbaren Hauses sieht Graf Albrecht die Tore der Heimat vor sich verschlossen, die geliebte Braut verläßt ihn um des erbberechtigten älteren Bruders willen, bis nach dessen plötzlichem Tode die Hoffnung auf Frau und Heimat noch einmal aufflammt. Das Schicksal aber führt andere Wege, und durch Zeiten schwerer innerer Kämpfe hindurch findet der junge Graf in den gewaltigen Kriegsereignissen die eigene Persönlichkeit wieder und schließlich eine Braut, zu der sich alle seine Gefühle in die vier Worte zusammen drängen: „Du bist die Heimat." — In diesen äußeren Stoff, der gleicherweise für den Autor dankbar, wie für den Leser spannend ist, legt die Dichterin so viel innig vertiefende Wärme, trefflichere Darstellungskunst und kraftvoll originelle Lebensanschauung, daß auch dieser letzte Hoechstetter-Roman ihren alten Freunden neue Freude bringen dürfte. E. Kr.

Höffner, Johannes, Aus tiefer Not. Ein Roman aus den Tagen der Reformation. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf., 1918. (276 S.) Geb. 6,50 M.

Ein großer Zug geht durch diese neue Schöpfung des in weiten Kreisen geschätzten Verfassers. Den Kern der Handlung bildet der schließlich erfolgreiche Kampf des jungen Wolfgang Engelmann gegen seinen bis zur Frevelhaftigkeit starrsinnigen Vater, den einflußreichen kurfürstlich mainzischen Küchenmeister Nikolaus Engelmann und Durchsetzung seines Liebesbundes mit der feinen und doch starken, nur im Anfang etwas zu minniglich redenden Anna Barbara Kellner. Unüberwindlich scheinen die Hindernisse, die immer von neuem sich ihm entgegenstellen, so furchtbar, daß er zweimal in ernste Versuchung gerät, des Vaters Mörder zu werden; schließlich ringt er sich aus tiefster Gewissenspein mit Luthers Hilfe zu neuem Lebensmut durch; harte Schickungen knicken den Vater, und Luthers Eingreifen tut das letzte, seinen Widerstand zu brechen. Eine kernige, bildhafte Sprache, ein tiefes Naturempfinden machen sich vorteilhaft bemerkbar, in die religiösen und sozialen Kämpfe der Zeit und in ihre Kulturverhältnisse eröffnet sich mancher tiefe Blick. Das Buch sei jedem warm empfohlen, der mehr als leichte Unterhaltung sucht. E. La.

Lenk, M., Des Pfarrers Kinder. Erzählung aus der Zeit des 30jährigen Krieges. 4. Aufl. Illustriert von H. Barmführ. Zwickau (Sachsen), J. Herrmann, o. J. (290 S.) Kart. 3 M.

Aus den Erzählungen der sächsischen Pfarrfrau und Jugendschriftstellerin M. Lenk hat der Verlag eine größere Anzahl zu billigem Preis und in angemessener Ausstattung als „Deutsche Feldbücherei" erscheinen lassen. Dazu gehört auch das vorliegende Buch, das als eins der besten der Verfasserin bezeichnet werden kann. In der schlichten frommen Art, die ihre Schriften namentlich der reiferen weiblichen Jugend empfiehlt, schildert M. Lenk, wie in den Greueln des großen Kriegs die Familie eines thüringischen Dorfpfarrers auseinandergesprengt wird, während der Vater seinen Tod durch das rohe Kriegsvolk erleidet. Schwer lastet die Zeit auf den einzelnen Familienmitgliedern, aber ein glückliches Geschick waltet im Allgemeinen über ihnen. Der Aelteste, der des Vaters milden Charakter geerbt, findet gute Leute, die sich seiner annehmen und ihn ein Handwerk lernen lassen. Dann aber wird aus dem begabten stillen jungen Menschen, als er seine Heimat wieder aufsucht, um Umschau nach den Geschwistern zu halten, ein Schulmeister, der seines Amtes in dem kleinen Pfarrdorf voller Treue waltet. Er ist es, der die ältere Schwester wiederfindet und samt dem Töchterchen zu sich nimmt. Als aber der Friede endlich wiederkommt, da begegnet er durch Zufall auch den beiden übrigen Geschwistern. Ohne Kunst im höheren Sinn, ist diese besonders für protestantische Leser gedachte Geschichte mit so viel Liebe erzählt, daß man sie auch kleineren und mittleren Volksbiblio-

theken empfehlen kann. Der leicht abgetönte farbige Bilderschmuck ist dem Charakter des Buches durchaus angepaßt; als besonders gelungen mag die Darstellung des Wanderers gerühmt werden, der über einen Bergrücken hinwegschreitend zuerst wieder einen Blick in das heimatliche Waldtal wirft, das die Spuren der Verwüstung nur allzudeutlich aufweist. E. L.

Löns, Herm., Die Häuser von Ohlenhof. Der Roman ein Dorfes. 21.—30. Taus. Hannover, Ad. Sponholtz, 1917. (148 S.) Geb. 2,50 M.

Eine Reihe von Skizzen oder Charakterbildern, die alle von den Häusern eines niedersächsischen Dorfes und ihren Inhabern berichten, hat Löns hier zusammengestellt. Wenn er diese Sammlung Roman nennt, so soll das soviel heißen wie Chronik. Eine Chronik oder eine Geschichte hat man hier vor sich, kaum einer der Dorfbewohner ist vergessen, wie zu den Bauern und Tagelöhnern, so wird man in den Erbkrug, in das Schulhaus, in die Mühle, in das Forsthaus und das Gemeindehaus geführt. Immer bekommt man kurze, scharfe Charakteristiken, die den Freund der Heimatkunst etwa an Turgeniew erinnern, wenn sie sich auch an literarischem Wert und psychologischer Tiefe nicht mit dessen Meisterwerken messen können. E. L.

Möller, Marx, Longinus Meier. 1.—3. Taus. Leipzig, L. Staackmann, 1916. (330 S.) 4 M., geb. 5,50 M.

Das Buch erzählt die Schicksale zweier aus der gleichen mecklenburgischen Gegend stammender Knaben, deren Lebensbahnen sich grundverschieden entwickeln und sich doch wieder in seltsamer Weise mit einander verschlingen. Der eine, der das Blut seiner verkommenen Mutter geerbt hat, versteht es durch Schlauheit und Gewissenlosigkeit sich in Berlin zu einer schwindelhaften Scheingröße aufzuschwingen, bis er, seiner Entlarvung zuvorkommend, durch Selbstmord endet. Der zweite, der Maler geworden ist, läuft Gefahr, in die Kreise des andern hineingezogen zu werden, weiß sich aber noch rechtzeitig von den ungesunden Einflüssen frei zu machen. Am besten gelungen sind dem Verf. die Teile des Buches, die in Mecklenburg spielen; die altväterische Ehrbarkeit und Schlichtheit der Kleinstädter ist sehr anheimelnd und lebenswahr geschildert. Dem gegenüber erscheinen die Berliner Figuren manchmal etwas schablonenhaft. Die Grundidee des Buches ist eine durchaus gesunde; es kann unbedenklich jedem Leser in die Hand gegeben werden und wird sicher gefallen. Jürges.

Mutter. Eine Sammlung von Gedichten zum Preise der Mutterliebe. Hrsg. von Fritz Droop. München, F. Hanfstängel, 1918. (226 S.)

Das Buch enthält Gedichte und einige kleinere Prosastücke, in denen die Mutterliebe verherrlicht wird. Leider hat sich der Herausgeber die Arbeit des Auswählens recht leicht gemacht. Warum er z. B. Gedichte wie das von Hüfner-Berndt „Drei Mütter“ mit dem unglaublich banalen Anfang „Es standen beisammen arm und bleich drei Mütter auf dem Bürgersteig“ oder „Mutterliebe“ von Friedrich Hofmann — Verse, aus denen eine beschämend oberflächliche Auffassung der Kriegserlebnisse spricht — in die Sammlung aufgenommen hat, ist mir unverständlich. Oder gar ein schon sprachlich so kitschiges Gedicht wie „Einer jungen Mutter“ von Walter von Molo! Der Stoff ist ziemlich willkürlich in drei Gruppen gegliedert, die nicht einmal durchweg eingehalten sind: „Deutsche Männer und Frauen an ihre Mütter“, „Wie die Mutterliebe noch verherrlicht ward“ und „Die deutsche Mutter im Kriege“. Doch hat der Herausgeber den Begriff „Mutter“ sehr eng gefaßt und seine Auswahl bringt, namentlich im letzten Teil, zu viel des Mittelmäßigen — die Menge kann dabei das fehlende Gewicht nicht ersetzen — als daß die Sammlung Anspruch auf eine tiefere Wirkung beim Leser erheben könnte. Nun wird es ja tatsächlich verschwindend wenig vollwertige Kriegsgedichte zum Preise der „deutschen Mutter“ geben, aber wäre es dann nicht besser gewesen, gar keine aufzunehmen als solche, wenn auch sicherlich ernst

gemeinte, so doch vielfach recht geschmaklose Dilettantenmachwerke, wie wir sie all die Jahre hindurch bis zum Ueberdruß in den Tageszeitungen abgedruckt gefunden haben, und die nur dazu beitragen, das ungeheure Erleben dieses Krieges zu verflachen, anstatt zu vertiefen? Immerhin kann das Buch, da es, besonders im ersten Teil, auch einige wertvolle Gedichte enthält, als Stoffsammlung neben anderen bei der Zusammenstellung von Programmen für Volksunterhaltungsabende und ähnliche Veranstaltungen nützliche Dienste leisten. Frida Endell.

Oestéren, Fr. W. v., Der Schatten der Gorgo. Ein Zeitroman von 1916. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1917. (441 S.) Geb. 6,50 M.

Zur Kriegsliteratur im weiteren Sinn gehört auch diese bedeutsame Schöpfung eines Erzählers, den ich durch einen seltsamen Zufall zum erstenmal kennen lerne. Er weiß die Leser von Anfang bis zu Ende in lebhaftester Spannung zu erhalten und erreicht das nur mit vornehmen Mitteln. Doch nicht dies gibt seinem Roman den Hauptwert. Der liegt vielmehr in der verblüffenden Fülle von Personen, für die er unser Interesse zu erwecken versteht und vor allem in der Art, wie er selbst Stellung ihnen gegenüber nimmt. Neben solchen, denen wir, auch wo sie ungewöhnlich handeln, ja wenn sie Schuld auf sich laden, die größte Hochachtung bewahren, stehen andere, deren innere Kälte oder deren hemmungsloses Streben sei es nach Macht, sei es nach Reichtum uns letzten Endes abstößt, und noch andere, die Glückjäger oder Schufte im verwegensten Sinne dieser Worte sind. Wir finden sie, Angehörige der verschiedensten Völker, vereint in einem großen internationalen Hotel in St. Moritz, und die Gorgo, deren Schatten immer wieder auf sie alle fällt, ist natürlich der große Weltkrieg. Ein starkes deutsches Empfinden ist es, das Georg v. Thurneysen zu seinem Heile vor dem Lebensbunde mit der Amerikanerin Maud Gardener bewahrt. Aber als echter Deutscher hat der Verfasser auch eine ganze Reihe von Angehörigen nicht nur neutraler, sondern auch uns feindlicher Völker so gestaltet, daß wir sie durchaus achten, ja teilweise lieb gewinnen. Auch wer das Buch nicht nach seinem Geschmacke findet, wird ihm doch einen beträchtlichen Wert kaum absprechen können, und daß es sich viele dankbare Leser gewinnen wird, dünkt mich zweifellos. E. La.

Reimmichl, (Sebastian Rieger), Die Glocken von Hochwald. Innsbruck, Verlagsanstalt Tyrolia, 1917. (360 S.) Pappbd. 3 M.

Rieger wird als vorzüglicher Tiroler Volkserzähler in Oesterreich geschätzt, verdient aber auch in Deutschland allgemein und nicht nur in katholischen Kreisen gelesen zu werden. Sein Stil ist schlicht, kernig, humordurchtränkt und stets fesselnd, die Mundart meist nur leise angedeutet, die Charakterdarstellung echt und zum Greifen deutlich, die sittliche Idee klar und ohne Aufdringlichkeit herausgearbeitet und die katholische Anschauung nur insoweit betont, als sie durch die Religionsübung einer kirchlich gesonnenen Bevölkerung geboten erscheint. Die vorliegende Erzählung vereinigt alle Vorzüge seiner Darstellungskunst. Volkstümlich sind die Beziehungen des Volksglaubens zu den geheimnisvollen Glocken wiedergegeben, die, obwohl in der Franzosenzeit zertrümmert, hoffnungsfreudig durch das Buch klingen, bis die neugegossenen Glocken die Hochwalder zum Gottesdienst in der wiedererstandenen Kirche rufen. Scharfumrissen wandelt durch das Buch der charakterfeste Sonnleitner, ein junger Bauer, der Hab und Gut für das allgemeine Wohl und Gottes Ehre opfert und endlich, begünstigt durch die Heirat einer reichen Erbin, den Kirchenbau vollendet. Bb.

Schussen, Wilhelm, Der rote Berg. Roman. Stuttgart, Strecker u. Schröder, 1918. (190 S.) 3,50 M., geb. 5 M.

Auf dem roten Berg, einer unweit der schwäbischen Landeshauptstadt gelegenen, durch üppige Fruchtbarkeit gesegneten Anhöhe spielen sich merk-

würdige Dinge ab. Der junge Mergenthaler hat nach einer herben Liebesenttäuschung der Theologie entsagt, um dort als Gärtnergehilfe auf dem Besitztum des reichen Herrn Riegraf in weltentrückter Einsamkeit fürder sich selbst und seinen Träumereien zu leben. Aber durch die schlau eingefädelten Ränke von Scharpff, Riegrafs zukünftigem Schwiegersohn, der, zunächst völlig unberechtigter Weise, eine zart aufkeimende Neigung zwischen Mergenthaler und der anmutigen Elsa Maria zu bemerken glaubt, gelangt die Geliebte, von der er sich losgerissen, in das Riegrafsche Haus. Doch ihrer berückenden Schönheit erliegt nicht Mergenthaler, sondern Scharpff, der mitsamt der dunkelharigen Verführerin von der Kugel eines eifersüchtigen, halb blödsinnigen Gärtnerburschen getroffen wird. Elsa Maria und Mergenthaler aber finden sich nach diesen Wirrungen in reiner selbstloser Liebe. — Der rote Berg mit seinem betörenden Zauber, seiner Vergangenheit, die weit bis in die versunkenen Herrlichkeiten alter Römerstädte zurückträumen läßt, ist mit wundersamer Symbolik in die Geschehnisse des Romans hineinverflochten. Die farbensatte Sprache Schussens findet immer neue Wendungen, um den Berg in seiner lockenden südlichen Fülle und Gefährlichkeit hinzustellen und die Menschenschicksale, die sich dort oben erfüllen, mit kraftvoller Anschaulichkeit uns nahezubringen. Der Stimmungsreiz des eigenartigen Buches berührt jedenfalls stärker als die geschilderten Begebenheiten, die die feine Kunst Schussens in ein besonderes Licht zu setzen weiß. G. F.

Storm, Theodor, Sämtliche Werke in 14 Teilen. Herausgegeben von Alfred Biese. Mit des Dichters Bildnis und drei Handschriften. Leipzig, Hesse & Becker. 4 Bde. Geb. 24 M.

Diese neueste Klassiker-Ausgabe des verdienten Verlags kann der wärmsten Aufnahme gewiß sein. Alfred Biese hat sich um den Dichter, dem seine tätige Liebe seit Jahrzehnten mit schönstem Erfolge gewidmet ist, ein neues, vielleicht das größte Verdienst erworben. Er bringt von Storms Werken noch mehr, als die Westermannsche Ausgabe einschließlich des Nachtragsbandes (9) von 1913, und was er an Eignem beisteuert, ist von höchstem Werte und wird in der schönsten Form gegeben. Die für die Gedichte gewählte Reihenfolge verdient vollste Billigung; sie sind in einer bisher noch nirgends erreichten Vollständigkeit mitgeteilt und daß durchgängig das Jahr des ersten Drucks, möglichst auch das Entstehungsjahr beigefügt ist, erscheint sehr wertvoll. Die Novellen sind mit Recht im allgemeinen nach ihrem Entstehungsjahr geordnet; Abweichungen im einzelnen erklären sich meist von selbst; aber warum steht „Wenn die Aepfel reif sind“ nicht am Schluß des 2. (statt des 3.) Teils? Die schöne Einführung „Theodor Storms Leben und Persönlichkeit“ hat neben den entsprechenden Abschnitten von Bieses „Festgabe“ von 1917 durchaus selbständigen Wert; nur langjährige, liebevollste Beschäftigung mit dem Dichter konnte ein so vollkommenes Eindringen in die Tiefen seiner persönlichen und dichterischen Eigenart ermöglichen. Fern von jeder überschwänglichen Verhimmelung spricht Biese doch überall mit der Liebe, ohne die eine gute Dichterbiographie kaum geschrieben werden kann, und die Fülle der feinsten Bemerkungen ist überraschend groß; leider muß ich es mir aus Raumknappheit versagen, Belege dafür zu geben. Daß Biese über die Lyrik Storms auch hier bei aller Kürze aus tiefstem Verständnis heraus spricht, brauche ich kaum zu sagen. Den umfangreichsten Abschnitt aller eignen Beigaben, die Beleuchtung von des Dichters Novellenkunst eröffnet er (II, 5—8) mit einer geradezu wundervollen Kennzeichnung ihres Gesamtcharakters, dann bespricht er, seinen Stoff auf die verschiedenen Teile verteilend, die einzelnen Novellen. Dabei beleuchtet er aufs Feinste die Zusammenhänge mit des Dichters persönlichem Erleben, geht auf die Quellen oder sonstige Anregungen ein, gibt Einblick in die oft gar verschiedenen Urteile der Freunde, spricht kritische Bedenken mit der schönsten Offenheit aus, läßt aber auch höchster Bewunderung z. B. gegenüber „Psyche“, „Aquis submersus“, „Der Schimmelreiter“ freien Lauf,

schiebt an geeigneten Stellen tiefgehende allgemeinere Erörterungen z. B. über die Erinnerungs- und Resignationsnovellen und die Chroniknovellen, über Storms Humor, über dramatische Elemente in seinen Novellen ein, stellt vor allem auch sein Fortschreiten zu immer höheren Leistungen klar vor Augen. Teil 14 ist vor allem wertvoll wegen der tiefen Einblicke, die namentlich die Vorrede zu den „Liebesliedern" und zum „Hausbuch" in seine kunstkritischen Anschauungen gewähren. Bieses Normausgabe wird ihren Weg machen; sie verdient es und sie wird dem Dichter viele neue Freunde und vertiefteres Verständnis gewinnen. E. La.

Tavel, Rud. v., Bernbiet. Alte und neue Erzählungen. 2. Aufl. Bern, A. Francke, 1919. (339 S.) Geb. 12,50 M.

Dieses neue Buch von Tavel ist im Schriftdeutsch abgefaßt, trotzdem wird dem nichtalemannischen Leser der Sinn mancher Dialektausdrücke verborgen bleiben, obwohl manche darunter in den Anmerkungen gedeutet werden. Auch der hohe Preis von 12,50 M. (nach Schweizer Währung 9 Fr.) für das übrigens gut ausgestattete Werk wird der Verbreitung kaum förderlich sein, das aber wäre zu bedauern, denn die Erzählungen des Verf., die das Bernbiet seinem ganzen vielgestaltigen Gelände und seinem verschiedenartigen Menschenschlag nach umfassen, verdienen uneingeschränktes Lob. Gleich die erste Erzählung zeigt ergreifend, welche Opfer Vaterliebe auch für einen ungehorsamen Sohn zu bringen vermag. Veranschaulicht sie uns das Zeitalter der Napoleonischen Kriege, so spielt die zweite in der Gegenwart und hat den Weltkrieg mit seinen Wirkungen auf das Schweizerland zum Hintergrund. Ueber diesen kleinen Szenen aber liegt ein goldner Humor und unvergeßlich bleibt dem Leser das goldgelbe Elisi mit seiner Frische und Natürlichkeit, das trotz der Güte des vornehmen allten Herrn, dem es Sonnenschein in sein Witwenheim gebracht hat, ihrem braven Melker treu bleibt. Mit dieser Wahl söhnen sich letzthin auch die Eltern aus, der Vater, der sich wohl auf das Schnitzen kunstreicher Geräte, nicht aber auf das Haushalten versteht, und die treffliche Mutter, die bei aller Liebe immer fürchtet, daß ihr lebenslustiges Mädchen dem Mannsvolk zu sehr entgegenkommt. Fast alle diese Geschichten haben ihre eigene Note und sind als gesunde Schriften im besten Sinne des Worts angelegentlich zu empfehlen. E. L.

Thummerer, J., Die tanzende Familie Holderbusch. Volksroman aus Oesterreich. Leipzig, Fr. W. Grunow, 1918. (344 S.) Ungeb. 5 M.

Die Erzählung spielt in einem Städtchen am böhmischen Abhang des Erzgebirgs, wo die Witwe Holderbusch mit ihren beiden leichtfertigen Töchtern, deren Aeltere an einen braven Fabrikarbeiter verheiratet ist, eine Kneipe aufmacht. Die verschiedenen Gruppen der Gäste, kleine Beamte, Spießbürger und Arbeiter, alle unzufrieden und verdrossen, die meisten vergnügungssüchtig und arbeitsscheu, sollen Typen und Vertreter des deutschen böhmischen Deutschtums sein. Der Leser wird Zeuge widerwärtiger Szenen der Geldgier und brutaler Sinnlichkeit, so daß man nur hoffen möchte, daß der Verf. in seinem Streben nach realistischer Schilderung die Farben etwas zu dick aufgetragen habe. Ein frischer Zug geht nur durch die Arbeiterwelt, die eifrig bemüht ist vorwärts zu kommen und deren idealistisch gerichtete Führer noch an eine Zukunft glauben, während das staatliche Gefüge der Doppelmonarchie zu erstarren droht. Aus dem Zusammenbruch des Hauses Holderbusch retten sich der Schwiegersohn und die jüngere Tochter, die sich nach manchen Irrungen endlich aus der widerwärtigen Umgebung emporarbeitet. Sie wollen jenseits der Grenze ein neues besseres Leben beginnen. Nur für ernstere, reifere Leser kann diese Erzählung in Frage kommen, die zwar manche Belehrung darbietet, im Ganzen genommen aber doch nur wenig befriedigen kann. E. L.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (S.).

20. Jahrg. Nr. 11 u. 12. **Blätter** November-Dezember 1919.

für Volksbibliotheken und Lesehallen.

Herausgeber: Professor Dr. Erich Liesegang in Wiesbaden u. Professor Dr. Gottlieb Fritz in Charlottenburg. — Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig. — Preis des Jahrgangs (12 Nrn.) 4 M.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung und Postanstalt.

An unsere Leser!

Mit dem vorliegenden Doppelheft beschließen die „Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen“ ihren zwanzigsten Jahrgang. Zu einer Zeit ins Leben gerufen, da die Bücherhallenbewegung sich noch in ihren Anfängen befand, hat sich die von Dr. Arnim Graesel 1900 begründete, seit 1904 von Prof. Dr. Erich Liesegang herausgegebene Zeitschrift mit allen Kräften in den Dienst der neuen Bewegung gestellt und nicht wenig dazu beigetragen, der Entwicklung des deutschen Volksbibliothekswesens nach innen und nach außen die Wege zu ebnen in dem Bestreben, das Verständnis für die Ziele der Bewegung in immer weiteren Kreisen zu wecken und zu fördern und den bestehenden Anstalten Hilfsmittel für die Verwaltung und Vermehrung ihrer Bücherschätze an die Hand zu geben. Mit von Jahr zu Jahr wachsendem Erfolge haben die „Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen“ daran gearbeitet, die Grundsätze, auf denen sich die neue Bewegung aufbaute, zu vertreten: Fachgenossen und anderen Freunden haben sie einen jederzeit neutralen Boden, einen offenen Sprechsaal, sowie ein Hilfsmittel für die gewaltige organisatorische Arbeit nach der verwaltungstechnischen und literarischen Seite geboten.

Heute stehen die „Blätter“ vor neuen reichen Aufgaben. In ganz besonderem Maße muß mit allen Mitteln volkstümlicher Bildungspflege der geistig-sittliche Wiederaufbau unserer Volkskraft gefördert, muß die deutsche freie öffentliche Bücherei, die stets das Rückgrat der mannigfachen Bildungsbestrebungen bleiben wird, zu einer festen, gleichmäßig ausgebauten Organisation in Stadt und Land geführt werden. Es gilt jetzt auf dem Wege weiter fortzuschreiten, den die „Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen“ 20 Jahre lang gegangen sind, und unbeirrt von Parteimeinungen und Richtungen an dem hohen Ziel der Bildungsgemeinschaft des gesamten deutschen Volkes innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen zu arbeiten.

So wollen die „Blätter“ unter teilweiser Erweiterung ihres Arbeitsprogramms planmäßiger wie bisher auf Folgendes gerichtet sein:

1. auf dem Gebiete der Büchereiverwaltung wird der gründlichen Durcharbeitung aller Fragen, die geeignet sind, die bibliothekarische Praxis zu fördern, besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden.

2. ebenso den sozialpädagogischen Aufgaben der Volksbücherei, vor allem ihren Beziehungen zu anderen Bildungsorganisationen.

3. soll die Entwicklung einzelner Bibliotheken und des Volksbüchereiwesens einzelner Landesteile, sowie die darauf bezügliche Tätigkeit der Bildungsvereine fortlaufend verfolgt werden.

4. auf literarischem Gebiete werden die „Blätter“ den praktischen Bedürfnissen der Büchereien entsprechende Aufsätze und Notizen bringen, ferner eine regelmäßige Buchkritik, welche die für die Bücherei wichtigen Neuerscheinungen in einzelnen Besprechungen oder in Sammelreferaten verarbeitet.

5. ist eine fortlaufende Bibliographie der auf das Volksbüchereiwesen bezüglichen Zeitschriften und Zeitungsaufsätze in Aussicht genommen.

Die „Blätter“ werden bestrebt sein, die besonderen Bedürfnisse sowohl der größeren Bibliotheken (Stadtbüchereien usw.) wie auch der kleinen Volksbücherei in möglichst gleichmäßiger Weise zu berücksichtigen, um ihnen ein reichhaltiges Material über einschlägige Fragen an die Hand zu geben. Gestützt auf einen großen Kreis von älteren und neu hinzutretenden Mitarbeitern und Vertrauensmännern hoffen die „Blätter“ auf dieser Grundlage weiter bauen zu können. Sie bieten Gewähr dafür, daß nach wie vor jede literarische, kulturgeschichtliche, politische, religiöse und sonstige Richtung, so weit sie auf dem Boden deutscher volkstümlicher Bildungspflege steht, in ihren Spalten zu Worte kommen wird.

Mit lebhaftem Bedauern geben wir davon Kenntnis, daß Herr Prof. Dr. E. Liesegang mit dem vorliegenden Hefte von der Schriftleitung zurücktritt. Er hat sich um den Aufbau der von ihm 16 Jahre lang mit unermüdlicher Arbeitskraft herausgegebenen Zeitschrift, die unter ihm zu einem führenden Organ innerhalb der deutschen Volksbildungspflege geworden ist, unvergängliche Verdienste erworben; ihm sei dafür der wärmste Dank ausgesprochen. Die an seine Stelle tretenden unterzeichneten Herausgeber sind sich der verantwortungsvollen Aufgabe, die sie übernommen haben, wohl bewußt. Sie bitten Mitarbeiter und Leser ihnen das Vertrauen zu schenken, dessen sich der scheidende Herausgeber zu erfreuen hatte.

Vom Jahre 1920 ab wird die Zeitschrift als Neue Folge der „Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen“ unter dem verkürzten Titel „Blätter für Volksbibliotheken“ erscheinen und zwar in Frakturdruck. In Aussicht genommen ist eine erhebliche Erweiterung des Umfanges und zwar auf 20 Druckbogen jährlich. Die „Blätter für Volksbibliotheken“ sollen fortan mit Ausnahme der Monate Mai/Juni und Juli/August, für die je ein Doppelheft vorgesehen ist, monatlich erscheinen. Mit Rücksicht auf den bedeutend vergrößerten Umfang und die außerordentliche Verteuerung auf buchgewerblichem Gebiete wird der jährliche Bezugspreis auf 8 M. erhöht.

Anfragen und Manuskriptsendungen sind fortan zu richten an Professor Dr. G. Fritz in Charlottenburg, Wilmersdorfer Straße 166. Zur Besprechung sind zu senden: wissenschaftliche Werke an Pro-

fessor Dr. Fritz, belletristische Werke an Universitätsbibliothekar Dr. Richard Oehler in Bonn, Breitestraße 39.

Möchte es den „Blättern für Volksbibliotheken“ weiter gelingen, durch ernste Arbeit zur Ausbreitung und Vertiefung des Volksbüchereigedankens beizutragen!

Die Herausgeber.
Stadtbibliothekar Professor Dr. G. Fritz, Charlottenburg.
Universitätsbibliothekar Dr. Richard Oehler, Bonn.

Knut Hamsun der Mensch und der Dichter.

Von Dr. Hans Rothhardt.

Es scheint fast ein Naturgesetz zu sein, daß die bedeutenden Vertreter des nordischen Schrifttums erst auf dem Wege über Deutschland zu Ansehen und Ruf gelangen. Die Ursachen für diese Erscheinung liegen einmal in der engen germanischen Stammesverwandtschaft zwischen den deutschen und den drei nordischen Nationen, dann aber auch darin, daß die so vielmal stärkere deutsche Bevölkerung, die in ihrem gebildeten Teile von je lebhaftes Interesse für außerdeutsche Literatur an den Tag gelegt hat, eine wirksamere Resonanz ermöglicht, als die nur dünn bevölkerte Heimat der Dänen, Schweden und Norweger. So hatten sich die Dänen Andersen, Jacobsen, Kierkegaard, Bang, Hansson, die Schweden Gejerstam, Strindberg, Lagerlöf, die Norweger Björson, Ibsen, Kjelland, Lie uam. längst das Heimatrecht in Deutschland erworben, ehe sie auch in der Heimat voll anerkannt wurden. Ja einzelne Schriftsteller, wie die Dänen Ola Hansson und Karl Gjellerup, haben es sogar dahin gebracht, in ihrer späteren Entwicklung ihre Werke in deutscher Sprache zu formen und haben sich so mit der deutschen Literatur unlöslich verbunden.

Auch Knut Hamsun, heute wohl der bedeutendste Dichter Norwegens, verdankt dem deutschen Volke, das vom Erscheinen des ersten Werkes an sich warm für den Unbekannten einsetzte — ich erinnere mich selbst noch des Aufsehens, den sein Erstling „Hunger“ in der deutschen literarischen Welt erregte — sehr viel. Allerdings hat Hamsun diese Beachtung auch von Anfang an verdient und die in sein Schaffen gesetzten Hoffnungen in reichstem Maße erfüllt.

Wie es bei allen bedeutenden Menschen zu sein pflegt, so kann man auch bei Hamsun den Menschen kaum von seinem Werke trennen, ja gerade die volle Harmonie zwischen Mensch und Dichter, zwischen seinem Leben und seiner Dichtung ist es, die ihn so bedeutend macht. Hamsun hat sein Leben souverän, ohne jede konventionelle Rücksichtnahme gelebt. Seine zahlreichen beruflichen und außerberuflichen Betätigungen — er hat eine für gewöhnliches Augenmaß recht abenteuerliche Vergangenheit — sind ihm nur Mittel gewesen, sich mit bohrender Psychologie, mit heißer Leidenschaftlichkeit in die ver-

wirrende Vielheit der Erscheinungen des Lebens zu vertiefen. Dieses Lebensforschertum ist ihm Beruf — fürwahr ein königlicher Beruf! — und innerstes Gesetz geworden. Und so erkennen wir in ihm im wahrsten Sinne des Wortes den Dichter des souveränen Menschentums. Nicht nur in dem Sinne, daß er mit wahrhaft prometheischer Schöpferkraft die verschiedensten Menschentypen stets treffsicher und erstaunlich plastisch auf die Beine stellt, sondern auch, weil er demütig seine Seele gleichsam zum Spiegel der millionenfachen Erscheinungswelt des Daseins werden läßt, und mit lächelnder Selbstverständlichkeit als reines Mittel sie wieder ins Leben hinausstrahlt. Ihm sind Berufe, Charaktere, Nationen nur Worte, die trennen, sagt Walter v. Molo in seiner tief in das Wesen der Hamsunschen Dichtung eindringenden Einleitung zu einer Auswahl von Erzählungen dieses Dichters. „Alles sind Menschen! Verbrecher, Heilige, Spieler, Pastoren, Mörder, Fischer, Kaufleute, Studenten, Bauern, Adlige, Abenteurer, Dichter, Halbwelt, Provinzler, Großstädter, Kellner, Grafen, Diebe, Offiziere, Holzfäller, Jäger, Zigeuner, Herren, Knechte, Schiffer, Proletarier, Erntearbeiter, Bummler, Franzosen, Russen, Deutsche, Türken, Engländer, Norweger, alle, alle sind Menschen mit wollenden und erleidenden Seelen.“ Absolute Tendenzlosigkeit ist das Hauptmerkmal der Werke Hamsuns. Menschengestaltung ist seine einzige Tendenz. Wie ein breiter, tiefer Unterstrom geht durch seine sämtlichen Schöpfungen, die fast mühelos wie Blüten am Baum, in ihm entstehen, eine anbetende Andacht vor den Mysterien des Lebens, vor der vor unseren Augen unablässig überquellenden Schöpfung.

„Mysterien“ heißt auch eins seiner bedeutendsten Frühwerke und gibt in mehr als einer Hinsicht den Schlüssel für seine Dichterindividualität und sein gesamtes späteres Schaffen. Mysterien sind die confessio humana des damals 32jährigen Hamsun. Schon in „Hunger“, der den Auftakt zu den Mysterien bildete, schildert er sich selbst und die Not seiner Entwicklungsjahre. Er offenbart darin schon in hohem Maße die geniale Fähigkeit der plastischeindrucksvollen Menschengestaltung. Szenen von bis dahin unerhörter Kühnheit, Originalität des Denkens, Leidenschaftlichkeit der Darstellung, vor nichts zurückschreckende Wahrhaftigkeit, grelle in krausen Fieberträumen sich entladende Phantastik sind die Merkmale dieser wie eine Eruption wirkenden Dichtung. In der Tat befreite sich Hamsun mit diesem seinem Erstling von all dem schweren und dunklen, womit Jahre niederdrückender Einsamkeit seine einprägsame Seele beladen hatten. „Mysterien“, das nächste Werk sind wie der strahlende Tag, der auf die Morgendämmerung folgt. Hier zeigt Hamsun sich zu voller Meisterschaft gereift. Hier kommt Hamsuns Doppelnatur, sein souveräner Menschenstolz und Trotz gegenüber aller Konvention und Schablone einerseits, und seine Demut gegenüber der Wucht des Schicksals und den Grausamkeiten des Lebens zu klarer Entfaltung. Die Gestalten des Nagel und Minutte verkörpern diese zwei Seiten seiner Seele. Die Doppelnatur kommt auch zur Auswirkung in seinem Verhältnis zum Weibe.

Er liebt die stolze Edwarda, die vornehme launische Konsulstochter und wirft sich zugleich der demütig hingebenden Martha Gude, einem Mädchen mit grauen Haaren aber jungem Herzen, in die Arme. Dieselbe Doppelliebe findet sich auch in seinen späteren Werken: „Neue Erde“, „Pan“, „Redakteur Lynge“, „Viktoria“, eine Erzählung, in der Hamsun wundervolle Gedanken über die Liebe schürft, im „Schwärmer“ und auch noch in „Benoni“. Gern führt er Gestalten aus früheren Werken in späteren wieder vor und zeigt uns die Wandlungen, die sie durchgemacht haben, namentlich auch die Wandlungen ihres Liebeslebens.

Hamsun erweist sich in seinen Werken als ein glänzender Schilderer der norwegischen Gesellschaft. In der „Neuen Erde“, wohl dem reifsten Werk seiner Frühzeit, stellt er das Künstler- und Dichtermilieu in Kristiania um die Jahrhundertwende mit meisterhafter Kunst dar. Wuchtige Anklagen erhebt er hier gegen die Vergötterung junger unfähiger Menschen, nur weil sie Dichter sind, und stellt ihnen das werktätige Volk der Kaufleute und Bauern gegenüber, in denen sich der Segen der Arbeit verkörpert. Immer steht er auf der Seite der Schwerbeladenen und Unterdrückten, und unzählige rührende Züge in seinen zahlreichen Werken zeigen, welche gütige Liebe zu den Aermsten, welch flammender Zorn gegen jede Vergewaltigung diesen temperamentvollen Dichter und Seher beseelen. Dieselbe glanzvolle Gesellschaftsschilderung, immer original, immer lebensecht, immer sich wandelnd weisen auch Werke, wie die schon genannten „Pan“, „Redakteur Lynge“, „Schwärmer“, „Benoni“, ferner „Rosa“, „Kinder ihrer Zeit“ und „Die Stadt Segelfoß“ auf. In dem letztgenannten Roman malt er uns ein ungemein farbiges, gestaltenreiches Bild des Lebens in einer kleinen norwegischen Hafenstadt mit mächtig aufblühenden Handel und allen seinen Begleiterscheinungen. Hervorragende Gesellschaftsschilderung findet sich auch in seinen Dramen: „An des Reiches Pforte“, „Abendröte“, „Munken Vendt“, „Königin Tamara“, „Spiel des Lebens“, „Vom Teufel geholt“. In den drei ersten führt er uns die Wandlungen eines Mannes in verschiedenen Lebensaltern in einem bestimmten Milieu, des Dr. Kareno, vor, in welchem wir unschwer den Dichter selbst erkennen.

Reich ist Hamsuns Schaffen auch an herrlichen Frauengestalten, wie es bei einem Meister der Darstellung von Liebesverhältnissen zu erwarten ist. Wie entzückend ist Edwarda in „Pan“ in ihrem knospenden Mädchenstolz, in ihrer wildhaften Frische hingestellt. Agathe in „Neue Erde“ zeigt uns das vollkommenste, meisterhaft ausgeführte Liebesschicksal, das Hamsun je gezeichnet. Viktoria in der gleichnamigen Erzählung, Elise in „Schwärmer“, Teresita in „Des Lebens Spiel“, eine seiner prächtigsten Mädchengestalten, sind nur einige hervorragende Vertreterinnen der langen Reihe, denen sich in seinen neuesten Werken noch Frau Falkenberg in „Unter Herbststernen“, Florina und Mariane in „Die Stadt Segelfoß“ und Inger in „Segen der Erde“ würdig anreihen, Hamsuns neuestem und nach meinem Gefühl genialstem Werke, dem unten noch eine besonders eingehende Betrachtung gewidmet sei.

Hamsuns eigenwilliges Wanderer- und Jägerleben findet besonders reichen Niederschlag in seinen Werken. Fast in allen seinen größeren Werken kommen Wanderer vor, unstete, selbstherrliche Naturen, welche das an der Scholle haftende Bürgerdasein mit ganzer Seele verabscheuen. Der scharfe Seherblick, der Hamsuns Schaffen auszeichnet, seine geniale Psychologie des Vagabunden, des nur auf sich selbst gestellten asozialen Menschen finden nicht zuletzt in Hamsuns unrastvoller Vergangenheit ihre Erklärung. Hamsun hat uns in seinen beiden Reisewerken: „Im Märchenland", Erlebtes und Erträumtes aus Kaukasien, und „Unter dem Halbmond", Reisebilder, wunderbar eindrucksvolle Schilderungen seiner Wanderungen geschenkt. Man könnte ihnen etwa das schöne Indienbuch des deutschen Bonsels als kongenial an die Seite stellen, um einen Begriff von ihrer Schönheit und Tiefe der Anschauung zu geben. Aber auch mehrere seiner Romane und Erzählungen, wie „Unter Herbststernen", „Ein Wanderer spielt mit der Sordine" haben sein Wandererleben zum Inhalt. „Zachäus" und „Vagabondage" geben einen tiefen Einblick in sein Leben in der amerikanischen Wildnis der Prärie, auch Glahn in „Pan" ist Jägernomade und Munken Vendt ist ein abenteuernder Wanderer und Jäger. In allen diesen Werken ist der Wanderer der Held der Erzählung. Dem Wanderertypus gehört die besondere Liebe Hamsuns, der selbst Zeit seines Lebens ein genialer Wanderer, ein „Vagabund des Geistes und des Herzens" gewesen ist. Erst der „Segen der Erde" zeigt uns zum erstenmal in einem grandiosen Gemälde den Siedler, den seßhaften Menschen. Hamsuns Wandererdrang scheint zur Ruhe gekommen zu sein.

Es kann nicht überraschen, wenn Hamsun, der stets Wandernde, ein Naturschilderer von seltener Größe ist. Ein merlinhaftes Sicheinsfühlen und Einssein mit der lebenden, ja sogar mit der leblosen Natur ist mit eine Haupteigenschaft seines Künstler- und Menschtums. Wir finden Naturschilderungen von einer entzückenden Zartheit und Feinheit der Beobachtung in allen seinen Werken, ganz besonders aber in seinen Wandererromanen. Hier offenbart er ein geradezu hellseherisches Erfassen des Lebens der Natur und innige Beseelung zeigt ihn wesensverwandt mit der dargestellten lebenden und leblosen Natur. Die Originalität der Vergleiche, die bis ins Einzelne gehende scharfsichtige Beobachtung der Lebewesen macht seine Werke zu einer Fundgrube neuartiger Naturerkenntnis.[1]) Besonders voll zartester Naturschilderung ist sein Jägerroman „Pan", wo er sein Verhältnis zur Umwelt am persönlichsten gibt. Das Werk liest sich in großen Teilen wie ein lyrisches Gedicht.

Uebrigens hat Hamsun auch wundervoll leidenschaftliche Lyrik geschaffen. Seine Gedichtbände „Der wilde Chor" und „Das Sausen des Waldes", die leider bisher unbekannt geblieben sind, deuten in ihren Titeln schon an, daß auch in ihnen des Dichters inniges Verhältnis zur Natur zum lebhaften Ausdruck kommt.

---

1) Z. B. in der feinsinnigen Skizze: „Eine ganz gewöhnliche Fliege mittlerer Größe."

Ein einziger gewaltiger Dithyrambus auf die Natur seiner Heimat, auf die norwegische Erde, ist sein „Segen der Erde“, das ich zum Schluß noch einer eingehenden Betrachtung würdigen möchte. „Segen der Erde“ ist der Roman eines Siedlers im norwegischen Oedland, also eines Menschen, der seßhaft werden will. In Hamsun, dem unsteten Wanderer und unruhigen, ewig beweglichen Abenteurer scheint sich also eine wichtige Wandlung vollzogen zu haben. Die Flucht vor der Schablonenkultur, dem nivellierenden Stadtleben, die ihn in den beiden Wandererromanen auf das Land und in die Wälder führte, ist nun endgiltig geworden.

Zwar taucht auch in diesem Werke die Gestalt des rastlosen Wanderers in dem ehemaligen Dorfschultheißen Geissler auf. Er spielt die Rolle des Wohltäters für alle, die in harter Arbeit vorwärtsstreben, und wird so zum guten Genius der jungen Ansiedlung Sellanraa im Oedland. Es scheint, daß der Dichter sich mit dieser Figur wie schon so oft mitten in das Getriebe seiner Erzählung stellen wollte. Die Hauptgestalt des wundervoll geschlossenen, sich zu einem grandiosen Gemälde norwegischen Landlebens ausweitenden Romans ist der Ansiedler Isak. Durch die Art und Weise, wie uns die Entstehung der Siedlung, ihr Wachstum, die Gründung der Familie und ihre Schicksale geschildert werden, erhält man den Eindruck, es mit einem Seitenstück zum Robinson zu tun zu haben. Wir erleben den Aufstieg des primitiven Menschen zur Wohlhabenheit und irdischen Macht, wir sehen den „Segen der Erde“ sich dem Menschen erschließen, der in treuer Arbeit sein Schicksal mit dem heiligen Heimatboden verflicht. Isak wächst schließlich zum Markgrafen, zu einer Gestalt von fast mythischer Größe auf.

Ihm gesellt sich gleich im Beginn seiner Arbeit die Magd Inger, die ohne viel zu fragen sein Eheweib wird und wie selbstverständlich mit ihm in rastloser, schwerer Arbeit vorwärts strebt. Mit wahrhaft biblischer Einfachheit wird uns diese Ehe geschildert, die nicht einmal durch einen Kindesmord und durch spätere gelegentliche eheliche Untreue Ingers in die Brüche geht. Dem Bunde entsprossen zwei Söhne, deren Schicksale vor unseren Augen entstehen und sich erfüllen. Sievers der jüngere gerät gut und wird der Nachfolger seines Vaters auf Sellanraa. Eleseus der ältere geht nach Amerika und ist dort verschollen.

Als Gegenspiel zu Sellanraa zeigt uns Hamsun eine zweite Ansiedlung Breidablick, die der Gemeindeschreiber Brede Olsen gegründet hat. Da er träge und ohne Unternehmungsgeist ist, kommt die Ansiedlung nicht zur Blüte. Brede wird schließlich durch den Gerichtsvollzieher von Haus und Hof gejagt. Seine Tochter Barbro wird die Stammutter einer dritten Ansiedlung Maaneland, da sie Axel Ströms, eines braven Bauernburschen, Weib wird. Sie ist eine herrische, launenhafte Natur und peinigt den Mann mit Untreue und Exzentrizitäten. Das Kind, das sie von ihm gebiert, erstickt sie. Aber es gelingt ihr, mit Hilfe des Geissler der Strafe des Gesetzes zu entgehen. Noch eine

vierte Ansiedlung Storborg lernen wir kennen, die ein Händler Aronsen gründet. Dieser will jedoch nur Geschäfte mit den Arbeitern des Kupferbergwerkes machen und bestellt kein Land. Als das Bergwerk plötzlich still gelegt wird, läßt er Haus und Hof im Stich. Die Partien des Romans, die das Leben und Treiben in der Kupfergrube schildern, gehören mit zu den schönsten des Werkes. Hamsuns Meisterschaft, mit knappen Strichen buntbewegte, farbensatte Volksszenen zu malen, kommt hier hervorragend zur Geltung.

Schließlich kauft Isak den Hof für den Ladendiener Andresen und zukünftigen Gatten Leopoldines, des spätgeborenen Töchterchens seiner Inger. Ein neues tüchtiges Geschlecht wird hier aufblühen; denn Andresen ist fleißig und dankbar. Er weiß Isaks Wohlwollen zu schätzen.

Eine besondere Stellung im Roman nimmt Oline, eine arme Verwandte der Inger, ein. Habgierig, geschwätzig und hinterlistig in ihrem Wesen ist sie das Gegenteil von Geissler. Wie er der gute, so ist sie der böse Geist der Ansiedler. Auch sie eine unstete Wanderin, die von jenseits der Berge kommt, um Neuigkeiten und Vorteile zu erhaschen und bei den Menschen Unfrieden zu säen. Gerade an dieser prächtig gelungenen Frauengestalt tritt Hamsuns hellseherischer Seelenspürsinn aufs augenscheinlichste hervor. Sie ist es, die Inger wegen des heimlichen Kindesmordes in der Einöde ins Gefängnis bringt, um sich selbst ins warme Nest zu setzen und für sich zu hamstern. Dasselbe Schicksal sucht sie Barbro zu bereiten und bietet sich auch dort als Aushelferin dem verlassenen Ehemann an. Wunderbar fein schildert Hamsun die heuchlerische Freundlichkeit und Güte dieser Frau, mit der sie sich überall einschleicht, obwohl sie nirgends gern gesehen wird. Sie erträgt Beleidigungen und Prügel gleichmütig, wenn nur ihre geheimen Triebe Befriedigung finden.

Aus dem hier skizzierten Inhalt des Romans geht wohl mit genügender Klarheit hervor, daß „Segen der Erde“ ein Monumentalwerk dichterischer Gestaltungskraft ist. Hamsun steigt in dieser wundervollen großen Dichtung zu einer Höhe seiner genialen Kunst, die er bisher noch nicht erreicht hatte. Ein Reichtum der Gestalten und Schicksale, Landschafts- und Menschenschilderung von schlechthin vollkommener Meisterschaft, wie wir sie in derartiger Fülle und Großartigkeit auch bei Hamsun selbst noch nicht kennen gelernt haben. Die goldene Verschwendung des Hochsommers mit einer überreichen Ernte frischer vollsaftiger Früchte waltet in diesem einzigartigen Werke. Es ist, als ob Hamsuns Dichterkraft, die in den letzten Jahren verhalten schien, in „Segen der Erde“ sich elementar noch einmal gewaltige Bahn brach. Nicht ein paar Menschen, sondern ein ganzes Menschengeschlecht mit allen seinen reich verflochtenen Wegen und Schicksalen, mit seinem nichts Menschlichem fremden Erleben, Leid und Glück, Heldentaten und Verbrechen, Adel und Niedrigkeit wächst vor unsern Augen auf, wird und vergeht. Kein Werk wie dieses erweist es so deutlich, daß wir in Hamsun einen der ganz großen Dichter

zu sehen haben, dessen Kunst immer über dem Tage stehen wird. Nur Dank können und müssen wir gegenüber einem solchen Werke empfinden. Ein Dank und ein Herzensgruß mögen auch diese Zeilen dem 60jährigen Dichter sein.

Die meisten Werke Hamsuns sind in mustergiltiger Uebertragung im Verlage von Albert Langen in München erschienen. Derselbe Verlag veranstaltet jetzt auch eine Gesamtausgabe der Hamsunschen Dichtung. Daß dabei auch die wenig bekannte aber sehr kennenswerte Lyrik des großen nordischen Dichters berücksichtigt werden möge, ist ein besonderer Wunsch des Verfassers.

Das volkstümliche Bildungswesen und die Volksbücherei auf dem Lande.

Von Fritz Heiligenstaedt.

Die Herstellung und Pflege von Beziehungen zwischen der Volkshochschulbewegung und den bestehenden öffentlichen Büchereien wird allgemein, auch in den Richtlinien und Anregungen des Ministeriums, als Notwendigkeit anerkannt und gefordert. Mittel und Wege werden angegeben, soweit es die allgemeine Unbestimmtheit der Methoden und Ziele, der Mangel an praktischer Erfahrung möglich macht. Auf dem Lande und in der Stadt liegen die Dinge praktisch, wenn auch nicht grundsätzlich ganz verschieden. Das ist bedingt einmal durch die Verschiedenheit der für die Hochschulgänge in Frage kommenden Bevölkerungskreise, dann aber auch durch den Stand der ländlichen Volksbüchereien im allgemeinen.

Es läßt sich leider nicht leugnen, daß zielbewußte Leitung und rationeller Betrieb, daß die kulturelle Wirksamkeit der kleinen und kleinsten Büchereien auf dem Lande, von rühmlichen Ausnahmen abgesehen, noch weit hinter der Grenze des Möglichen und Erreichbaren zurückstehen. Es ist zwecklos, Gründe und Unterlassungen festzustellen, denn wenn irgendwo, so muß auf dem Gebiete der Volksbildung der Blick vorwärts gerichtet sein, wenn irgenwo im Volksbildungswesen, so gilt für die Bücherei das Wort: „Notzeit, Werdezeit“. Wie gewaltig hat der Krieg mit seinen Begleit- und Folgeerscheinungen den Anschauungskreis des Landbewohners erweitert, Menschen, die früher kaum die nächstgelegene größere Stadt kannten, hat der Krieg durch ganz Mittel- und Südeuropa bis nach Asien hineingeführt; eindringlich, wie nie zuvor, ist den Zurückgebliebenen die Wechselwirkung von Industrie und Landwirtschaft, das gegenseitige Abhängigkeitsverhältnis von Stadt und Land fühlbar geworden. Und dann die soziale und staatliche Umwälzung, das Erlebnis der Revolution, dem sich auch das entlegenste Dorf nicht verschließen kann: Niemals war der Acker besser bereitet für neue, kräftige Aussaat als in diesen Tagen.

Dazu kommt, daß sich die Volksbücherei nunmehr befreien kann von so vielem, was, „von oben" dem Büchereibestand zugeführt, niemals nutzbringendes Kapital gebildet hat.

Es ist in gewissem Sinne ein Glück, daß die äußere Lage unseres Vaterlandes nicht dazu angetan ist, in einer großzügigen staatlichen Organisation die Volkshochschule „einzuführen", daß sich der Gedanke der Durchgeistigung unseres Volkstumes vielmehr verbreiten muß von einzelnen Punkten, von einzelnen Persönlichkeiten aus, die sich stützend und helfend die Hände reichen, bis die hohe Schule des Lebensleides unserer Tage zu einer hohen Schule der Lebensfreude geworden ist. Können die bestehenden Volksbüchereien nicht in noch viel größerem Umfange zu solchen Ausgangspunkten für die Bildungsbewegung gemacht werden, als es bisher geschehen ist? Man wende nicht ein, daß die Teilnahmslosigkeit der Bevölkerung, die Mangelhaftigkeit des Büchereibestandes, das Maß mechanischer Büchereiarbeit dem entgegensteht, ein Einwurf steht und fällt mit dem andern. Die werbende Kraft der Idee, im Einzelnen mächtig, weiß den Weg zu Gleichgesinnten und mit diesen zur Tat zu finden.

Die ländliche Bücherei gleicht einer Quellader, die nur selten den Weg zum Tageslicht aus eigner Kraft findet. Das ist kein rechter Volksbücherwart, der Schatz auf Schatz häuft und glaubt, damit genug getan zu haben. Je kleiner die Bücherei, je kleiner der Leserkreis, um so leichter, um so dankbarer die Aufgabe, die Bücher in Bewegung zu bringen, das gedruckte Wort in persönliches Erlebnis umzusetzen. So hat die Volksbücherei das lebendigste Interesse, an wichtiger Stelle, wenn nicht im Mittelpunkte des volkstümlichen Hochschulwesens zu stehen. Voraussetzung dazu ist die Persönlichkeit des Leiters, der in gleicher Weise seinen Leserkreis und die Literatur oder wenigstens zuverlässige Führer kennen muß, der auch im ständigen Verkehr mit der Provinzialberatungsstelle sich in lebendiger Verbindung mit der allgemeinen Entwicklung des Volksbücherwesens hält. Vor allem aber ist nötig, daß auch die geistig zur Führung berechtigten Mitbürger die Pflicht in sich fühlen, die Wertschätzung der Volksbücherei ihres Heimatortes dadurch zu heben, daß sie selbst zu ihren Büchern greifen, daß zwanglose Lesegemeinschaften gebildet werden, wo Vortrag und Lesen abwechselt, wo ein gemeinschaftliches Lied und freie Aussprache das Gefühl der Zusammengehörigkeit weckt. Es wird immer Klassen und Stände geben, aber die Klassengegensätze auszugleichen ist nach der Zeit dieses Klassenkampfes die wichtigste Forderung sozialer Sittlichkeit.

Ist so der Büchereisinn geweckt, hat sich im Ort eine kleine, aber treue Lesegemeinschaft gebildet, dann ist der Boden wohlvorbereitet für die umfassendere, weitere Form eines volkstümlichen Bildungsganges. Die Vortragenden, die fremd in einem fremden Kreis für wenige Stunden eintreten, finden zwei Schwierigkeiten vor, durch die Gewinn und Erfolg des ganzen Unternehmens in Frage gestellt werden kann, einmal, auf welchen Bildungsstand habe ich mich ein-

zustellen, zum andern, wie vermag ich aus dem einseitigen Vortrag heraus zu Rede und Gegenrede zu gelangen, wie wird aus dem bloßen Geben und Nehmen ein wechselndes Mitteilen? Durch die Lesegemeinschaften ist einer Ueberwindung jener Klippen schon auf das wirksamste vorgearbeitet. Es wird leicht sein, über die besonderen Interessen und den allgemeinen Bildungsstand die nötige Aufklärung zu erhalten, so daß sachlich der Anschluß an geläufige Anschauungsreihen gegeben ist, die Darbietung des Stoffes aber wird um so eher zur Form des freien Meinungsaustausches vorwärtsgehen können, je häufiger in den Lesegemeinschaften Aussprachen stattgefunden haben.

Der Volkshochschulgang wurde oben eine weitere, umfassendere Form der Lesegemeinschaften genannt. Trotzdem besteht zwischen beiden ein grundsätzlicher Unterschied: Die Arbeit der Lesegemeinschaft geht vom Gelesenen zum Gesprochenen, um ein Erlebnis zu gestalten, die Arbeit des Hochschulganges aber will unmittelbar aus den Worten heraus zur Vergeistigung und Erhöhung des Lebensgefühls führen. Daß aber das entzündete Feuer weiter wärmt und leuchtet, daß die gewonnenen Eindrücke vertieft und immer von neuem erlebt werden, dazu bedarf es wiederum des Buches. Es ergibt sich für den Vortragenden und dem Büchereiwart die Notwendigkeit vorheriger Verständigung über diejenigen literarischen Werke, die sich mit dem Gedankenkreis seines Vortrages berühren, die ihn im allgemeinen oder nach bestimmten Richtungen hin weiterführen. Es wird zu beratschlagen sein, welche Bücher den Teilnehmern zum Lesen empfohlen werden können, der Verwalter der Volksbücherei wird dafür Sorge tragen, daß diese Werke, die dann im Vortrage genannt werden, in der Bücherei vorhanden sind, ja, am besten, während des Vortrages im Versammlungsraum ausgestellt werden. Darüber hinaus soll sich der Bibliothekar nicht scheuen, Dichtungen und ähnliche Schriften, die gemeinsam gelesen werden sollen, in Reihen anzuschaffen, wenn damit der tieferen Erfassung eines Kunstwerkes der Weg geebnet wird. Wünschenswert aber ist es vor allem, daß wenigstens eine Stunde im Rahmen des ganzen Bildungsganges einmal der Volksbücherei an sich, ihren Aufgaben und ihrem Wesen, gewidmet wird. Wenn schon dadurch die Achtung vor der Bücherei gewährleistet wird, daß die Vortragenden auf sie hinweisen und Bücher aus ihr empfehlen, so werden die Teilnehmer von der Wichtigkeit der Aufgabe, die eine Volksbücherei zu erfüllen hat, dadurch eine besonders klare Vorstellung bekommen, daß ihnen in einer ihrem Bildungsstand angemessenen Weise im Zusammenhang dargelegt wird, was die Volksbücherei ihnen sein kann und sein soll. Von größter Wichtigkeit wird die anschließende Aussprache sein, wenn sie von dem Leiter um einige wichtige Punkte: Bücherwünsche, Ausleihverfahren, Werbung, Mittelbeschaffung, Büchereiausschuß gruppiert wird. Und dann heißt es vor allem, das Eisen schmieden, solange es warm ist, dann muß dem Meinen und Wollen recht bald die Tat folgen. Denn, und das gilt nicht nur von der Büchereifrage, sondern von dem Volkshochschulgedanken schlechthin,

es muß angestrebt werden, das aus sittlichen, allgemein menschlichen Erwägungen erwachsene Ideal, die Vergeistigung der Lebensauffassung, in eine gemeinsame Tat umzusetzen, als ein Werk der Gemeinschaft für die Gemeinschaft.

Es ist im Vorstehenden absichtlich kein Bezug genommen worden auf das Vorbild des dänischen Volkshochschulwesens, das mit seinen Internaten noch auf lange hinaus ein unerreichbares Idealbild für die allgemeine deutsche Wirklichkeit bilden wird. Vielmehr fordert unsere Lage, überall vorhandene geistige und materielle Kräfte und Leistungen so überlegt und sparsam wie möglich zusammenzufassen. Es darf in Zukunft keine Volkshochschulbewegung und Volksbüchereibewegung als zwei unverbunden nebeneinander wirksame Kräfte geben. Beide zusammen bilden in ihrer Ergänzung ein geistiges Ganzes, ihrer Synthese waren diese Zeilen gewidmet.

Eine Forderung der Stunde.

Es ist bekannt, daß das deutsche Bildungsbüchereiwesen in den letzten 20 Jahren keineswegs die Entwicklung genommen hat, die man nach den Fortschritten anderer Länder auch bei uns erwarten mußte. Die angelsächsischen Völker, die heute die Welt beherrschen, sind uns darin auch heute noch weit voraus. Die in Deutschland s. Zt. durch Nörrenberg angefachte Bewegung hatte zwar anfangs erfreuliche Ergebnisse, sie ist aber dann mehr und mehr im Sande verlaufen und hat sich zersplittert. Und doch hat der Andrang der breiten Massen des Volkes zu diesem wichtigen Bildungsmittel im Laufe der Zeit eher zu- als abgenommen.

Staat und Gemeinde teilen sich in die Schuld an dem bedauerlichen Ergebnis. Es hat, mit seltenen Ausnahmen, hier wie dort an der klaren Erkenntnis gefehlt, welche Wichtigkeit dem modernen Bildungsbüchereiwesen für den geistigen Aufbau der breiten Massen des Volkes beizumessen ist. Zahllos und nur allzuberechtigt sind die Klagen der Volksbibliothekare, daß ihren Anstalten weder die nötigen Mittel, noch die erforderlichen Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt, daß die auf der Hand liegenden Entwicklungsmöglichkeiten nicht gefördert, sondern eher gehemmt werden, daß überhaupt die Erkenntnis der Lebensnotwendigkeiten der Bildungsbücherei bei den maßgebenden Stellen fehlt. Vielfach liegt das Dezernat über die Bildungsbücherei in den Händen gänzlich ungeeigneter Persönlichkeiten, die in einer kaum glaublichen naiven Unkenntnis der Bedürfnisse unserer Anstalten befangen sind.

In unseren Tagen, in denen laut der Ruf nach Hebung der Volksbildung, nach Gründung von Volkshochschulen, nach einem Aufbau von innen heraus erschallt, stelle ich die Forderung auf, dem Bildungsbüchereiwesen ganz besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Wenn ich mir im besonderen das Verhältnis von Bildungsbücherei und Volkshochschule überlege, so komme ich auf Grund einer mehrmonatlichen intensiven Tätigkeit auf dem Gebiete des Volkshochschulwesens zu dem logischen Schluß: Keine Volkshochschule ohne dahinterstehende tüchtige Bildungsbücherei! Denn das gesprochene Wort (Volkshochschule) führt notwendig zum Lesen des Buches (Bildungsbücherei). Wenn die erfreulichen Ansätze des Volkshochschulwesens zu einem dauernden Ergebnis führen sollen, müssen also gleichzeitig mit den Volkshochschulen auch die Bildungsbüchereien mit mehr Verständnis, mit größerem Eifer und mit größeren Mitteln als seither gefördert werden.

Eine sichere Gewähr für einen dauernden Erfolg scheint mir folgender Vorschlag zu bieten: Man stelle die Einrichtung und Unterhaltung von Bildungsbüchereien als gesetzliche Pflicht der Gemeinden auf, und zwar ebenso, wie es heute selbstverständliche Pflicht der Gemeinden ist, Schulen und Fortbildungsschulen zu unterhalten! Der Umfang der Gemeinde entscheidet über den Umfang der Leistung. Die Bildungsbücherei bilde also fortan einen integrierenden Bestandteil des gesetzlich geregelten öffentlichen Volksbildungswesens! Die Staatsregierung möge die nötigen gesetzlichen Unterlagen schaffen und innerhalb des Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung eine Zentralstelle bilden, die mit Hilfe der Herren Regierungspräsidenten und der bei diesen eingerichteten Beratungsstellen die Durchführung des skizzierten Programms überwacht!

Damit schaffen wir nicht nur die Möglichkeit, den peinlichen Vorsprung der angelsächsischen Völker einzuholen. Mit einer solchen gesetzlich gewährleisteten Durchbildung des Volkes tragen wir in der trübsten Stunde unserer Geschichte wesentlich zur geistigen Wiederaufrichtung der breiten Volksmassen bei, und die nach uns kommenden Geschlechter werden uns dafür segnen.

Alfred Loeckle.

Gegen den Mifsbrauch des Wortes „wissenschaftlich“ in Volksbüchereien.

Von Dr. Max Wieser-Stettin.

Es ist mir aufgefallen, daß die Bezeichnung „wissenschaftliche Bücher“ oder „wissenschaftliche Literatur“ besonders von Bibliothekarinnen an unpassender Stelle gebraucht wird. Dem irrtümlichen Gebrauche des Wortes „wissenschaftlich“ vorzubeugen, schulden wir der Wissenschaft, um sie vor Verflachung zu schützen, der Volksbildung, um sie vor Anmaßung zu bewahren. Wissenschaftliche Bildung und Volksbildung, Universität und Volkshochschule unterscheiden sich — worauf jüngst Werner Mahrholz im 2. Kapitel seines ausgezeichneten Buches „Der Student und die Hochschule“, Furche-Verlag 1919, nachdrücklich hingewiesen hat — wie Begriff und Gefühl, Verstandes- und Herzensbildung. Es kann einer ein guter Gelehrter sein und als Mensch geringen Wert haben. Wissenschaftliche Bildung ist nicht zugleich Menschlichkeit. Einseitige Ausbildung des Begriffsvermögens und allseitige Ausbildung einheitlicher Menschlichkeit stehen sich gegenüber. Gewiß wird ein großer

Gelehrter nicht ohne Menschlichkeit sein, umgekehrt wird Charakterbildung sich nicht ohne scharfe, sachliche Begriffsausbildung begnügen. Aber man muß erst gesondert haben, um die wahre Mitte zwischen den äußersten Enden zu finden. Wissenschaftliche Bücher, die nur den Verstand beschäftigen, haben einseitig betrachtet und falsch gebraucht unheilvolle Folgen: sie führen den Laien zu gefühlverwirrten Ideen. Mögen die Leser der Volksbücherei davor bewahrt bleiben! In diesem Sinne möchten wir das Wort „wissenschaftlich" aus dem Sprachgebrauch der besonderen, selbstverständlich nicht der allgemeinen Volksbücherei, vor allem im Ausleihedienst gestrichen sehen.

Mag in einzelnen Fällen Eitelkeit nicht akademisch Gebildeter den Mißbrauch des Wortes „wissenschaftlich" verschulden: der Hauptgrund für seinen falschen Gebrauch liegt in dem Mangel eines sachgemäßen Ausdrucks für alle die Literatur, die im Gegensatz zur schöngeistigen Literatur steht und doch alles andere als wissenschaftlich ist und sein will. Soll man sie als „bildende Literatur" bezeichnen, wo bildend erst recht die schöngeistige Literatur ist? Der Ausdruck „populär-" oder „volkstümlich-wissenschaftliche Literatur" ist zu schwerfällig, vermeidet auch nicht das Wort „wissenschaftlich". Die Wörter „belehrende-" oder „unterrichtende Literatur" haben keinen schönen Klang für das Publikum, denn das Publikum will weder belehrt noch unterrichtet sein. Sachlich trifft zwar auch die Bezeichnung „volkstümlich gelehrt" für die nicht schöngeistige Literatur der Volksbücherei zu, sie enthält aber für die Allgemeinheit den Beigeschmack des Wortes „gelehrt", das ihr totes Wissen bedeutet. Wir brauchen eine Bezeichnung für die bildende Literatur, die im Gegensatz zur schöngeistigen das Verstandesmäßige betont, ohne streng wissenschaftlich zu sein: sie soll nicht die Vorstellung des Lehrhaften, Unterrichtenden, des toten Wissens erwecken, soll vertraut, wenigstens allgemein verständlich und empfehlend sein. Ich glaube mich hierfür der Bezeichnung „wissenbereichernde Literatur" bedienen zu dürfen. Die Betonung des Wissens, des Verstandesmäßigen läßt sich darin zum Unterschied der schöngeistigen Literatur nicht vermeiden. Besagte Literatur soll eben ein praktisches Wissen: ein Handwissen vermitteln. Selbst phantasieanregende Reisebeschreibungen bringen spielend das Wissen von der Erde und ihren Bewohnern bei. Mag man die Bezeichnung „Literatur des Wissens" im Gegensatz zur „Literatur des Schönen" vorziehen, die beste der alten Bezeichnungen „volkstümlich-wissenschaftliche Literatur" lieber gebrauchen: jedenfalls sollte das reine Wort „wissenschaftlich" aus dem Sprachgebrauch der besonderen Volksbücherei im Interesse der Wissenschaft und der Volksbildung verschwinden.

Berichte über Bibliotheken einzelner Städte.

Nach dem 24. Jahresbericht der Ersten öffentlichen Lesehalle der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur, Berlin SO., Rungestr. 25—27, für das Jahr 1918 zählte die Lesehalle 52153 Besucher (1917: 48964), von denen 4060 auf die Sonntage entfielen. Nach Hause entliehen wurden von 35155 Besuchern 51697 Bände. Hinzu kamen 895 an Ort und Stelle benutzte Bücher. 77 % davon gehörten der Schönen Literatur an. 2 % entfielen auf Zeitschriften, 21 % auf belehrende Literatur. Im Laufe des Jahres steigerte sich die Nachfrage nach Büchern volkswirtschaftlichen, besonders sozialpolitischen Inhalts. Für schulpflichtige Kinder wurden im November besondere Leihstunden eingerichtet, für die Kleinen Märchenvorlesungen veranstaltet.

Die Einrichtung einer Volksbücherei in Geestemünde die von den städtischen Kollegien beschlossen ist, wird in Rücksicht auf die jetzige Lage

des Buchdruckes einstweilen zurückgestellt. Die Bücher sind neuerdings auf einem Papier gedruckt, das sich für eine vielbenutzte Volksbücherei gar nicht eignet. Dazu kommt auch, daß die Bücher und besonders die Einbände augenblicklich enorme Kosten verursachen würden. Um aber dem Lesebedürfnis des Publikums entgegenzukommen, soll vorläufig eine Lesehalle in einem Zimmer der städtischen Sparkasse eingerichtet werden, in dem eine Reihe politischer Zeitungen der verschiedensten Richtungen ausliegt.

Nach dem Bericht der Oeffentlichen Bücherei und Lesehalle zu Kiel über das Jahr 1918/19, entwickelte sich der Ausleihebetrieb trotz mancher Hemmungen aufwärts, mit 129463 Bänden überstieg er den des Vorjahres um 5710 Bände. Die Schöne Literatur wurde mit 81 %, die belehrende mit 19 % in Anspruch genommen. Im Zusammenhang mit den Zeitverhältnissen wurde die Gruppe „Rechts- und Staatswissenschaften, Volkswirtschaftslehre“ stark benutzt. Der Bücherbestand belief sich auf 16110 Bände, die Lesehalle besuchten 111113 Personen. Zur Verfügung standen insgesamt 29700,35 M. Von den neu eingeschriebenen 1025 Lesern waren 458 männlich, 567 weiblich. Dem Berufe nach waren 258 (25 %) Arbeiter und Gewerbetreibende, 239 ($23^1/_3$ %) Kaufleute und Handelsangestellte, 70 (7 %) Beamte und Angehörige höherer Berufe, 73 (7 %) ohne Beruf, 34 ($3^1/_3$ %) Soldaten und 351 ($34^1/_3$ %) Schüler. Die Ausgaben beliefen sich auf 10404,93 M.

Sonstige Mitteilungen.

Der Groß-Berliner Ausschuß zur Bekämpfung der Schundliteratur (Vorsitzender Stadtrat Sassenbach, Geschäftsführer Lehrer Gütte, Geschäftsstelle NW. 21, Bochumer Straße 9) hat seine Arbeit begonnen. Es sind folgende Unterausschüsse gebildet worden:

1. Ausschuß für gesetzliche Maßnahmen: Vorsitzender Dr. Heyde.
2. Volksbildungsausschuß: Vorsitzender Dr. von Erdberg.
3. Büchereiausschuß: Vorsitzender Direktor Dr. Buchholtz.
4. Literarischer Ausschuß: Vorsitzender Schulinspektor Dr. Dickhoff.
5. Schulausschuß: Vorsitzender Stadtschulrat Dr. Reimann.
6. Kinoausschuß: Vorsitzender Professor Dr. Brunner.

Der Ausschuß für gesetzliche Maßnahmen beeinflußt die Gesetzgebung, die Gemeindeverwaltungen und die öffentliche Meinung. Der Volksbildungsausschuß klärt über das Wesen der Schundliteratur und ihre Schädigungen auf durch Vorträge und Bereitstellung von Vorträgen, durch Flugblätter und Flugschriften. Er sorgt für Herstellung und Verbreitung guten Lesestoffs, schafft Verkaufsgelegenheiten billiger Bücher (z. B. setzt er sich ins Einvernehmen mit kleinen Geschäftsleuten, Papierhändlern, Zeitungsstandinhabern). Er veranstaltet Ausstellungen und regt literarische Vereinigungen unter Lehrlingen, in Fabriken und Aemtern an. Der Büchereiausschuß tritt ein für die Vermehrung der Volksbüchereien, die Erweiterung der Oeffnungszeiten, die Erhöhung der Mittel zu Neuanschaffungen. Er regt zur Benutzung der Büchereien an durch die Zeitungen, an den Anschlagsäulen und in den Fortbildungs- und Volkshochschulen. Der Literarische Ausschuß gibt Verzeichnisse empfehlenswerter Schriften für Kinder, für die werktätige Jugend und für Erwachsene heraus. Er beurteilt Neuerscheinungen und stellt Musterbüchereien zusammen. Der Schulausschuß bekämpft als Bundesgenosse der Lehrer die Schundliteratur in Wort und Bild bei jeder Gelegenheit, die nur immer durch die Schule sich bieten kann. Der Kinoausschuß überwacht planmäßig die Jugendvorstellungen, gibt Anweisungen zur Aufsicht an die Vertrauensleute und veranstaltet Probevorführungen. — Grundsätzlich arbeitet der Groß-Berliner Ausschuß mit allen anderen gleichgerichteten Bestrebungen jeder Richtung zusammen.

Die „Rickertstiftung zur Unterstützung von Volksbüchereien in unbemittelten Gemeinden", die von der Gesellschaft für Volksbildung verwaltet wird, bedachte i. J. 1918 384 Büchereien mit 9361 Büchern im Werte von 11175,28 M. Die meisten Unterstützungen wurden an Büchereien im ehem. Königreich Sachsen gegeben, dann folgen Hannover, Brandenburg, Württemberg und die Provinz Sachsen. Die Einnahmen der Stiftung betrugen 7558,13 M., das Vermögen am Ende des Berichtsjahres 21965 M.

Dr. Willy Pieth, Bibliothekar an der städtischen Volksbücherei zu Charlottenburg, ist zum leitenden Bibliothekar der Lübecker Stadtbibliothek, Dr. Hans Rothhardt, Bibliothekar an derselben Bibliothek, zum Leiter der neu zu begründenden Stadtbücherei in Berlin-Steglitz gewählt worden.

Bilder und Büsten in den Hamburger Bücherhallen. In unseren Bücherhallen könnte mehr als bisher der Sinn für bildende Kunst gepflegt werden. Vorhalle und Lesesaal der Boston Public Library sind mit wertvollen Originalgemälden, z. T. von Puvis de Chavannes, geschmückt. Die Budgets unserer Bücherhallen erlauben uns nicht, dies nachzumachen. Aber solange unsere Städte in Museen oder Volkshäusern nicht mehr Säle mit Reproduktionen von klassischen Skulpturen und Gemälden schaffen, kann, wie in Volks- und höheren Schulen, auch in Bücherhallen der Geschmack für bildende Kunst durch Kopien von Kunstwerken geweckt werden. Besonders wenn mit Hilfe von Wechselrahmen für Abwechslung gesorgt wird, werden die Bilder vielleicht nirgends so viel Beachtung wie in den Bücherhallen, namentlich in den Ausgaberäumen, finden; das ist kein Wunder, wenn z. B. in Hamburg täglich etwa 8000 bildungsfreudige Besucher kommen. Hier wurde schon vor 13 Jahren zum Jubiläum Rembrandts eine bescheidene Ausstellung von z. T. ausgeschnittenen Reproduktionen an der Wand einer Filiale ausgehängt, die aber doch durch die vielseitige Beachtung ihre Berechtigung erwies. Die 6 Ausgabestellen besitzen 59 Wechselrahmen von 27×36 cm Größe; sie kosteten vor dem Kriege je 2,50 M. oder 2,75 M.; in der Zentrale mußten wegen der Betonwände erst vertikale Leisten angebracht werden, die an horizontalen Leisten durch Pflöcke versetzt und an denen Rahmen mit Bildern und Bücherlisten hin- und hergeschoben werden können. In den Ausgaberäumen hängen 42 Rahmen, der Rest in den Lese- und Büroräumen zusammen mit anderen Bildern in festen Rahmen. Die Bücherhalle besitzt jetzt etwa 850 verschiedene Blätter, zu deren Anschaffung ein Geschenk von 100 M. beitrug. Ueberhaupt ist es leicht, die Sammlung durch Schenkungen zu erweitern. An der Hand eines Zettelkatalogs ist der Bestand in 6 Teile geteilt, die halbjährlich in den 6 Ausgabestellen ausgetauscht und hier monatlich in den Rahmen ausgewechselt werden. Die Bilder werden teilweise aus Kunstzeitschriften oder anderen Werken, zum größten Teil aber aus den bekannten Sammlungen von Kunstblättern entnommen. Farbige Bilder finden doppelte Beachtung. Ein Verzeichnis von Bildern bietet die 6. Dürer-Bund-Flugschrift auf S. 6—8; da sie 1906 erschien, so ist sie recht veraltet. Der deutsche Literaturkatalog des Volckmarschen Verlags und der Schulwart-Lehrmittel-Katalog von 1914 enthalten vollständige Verzeichnisse. Besonders geeignet sind die Blätter folgender Sammlungen: 1. Meisterbilder fürs deutsche Haus, herausg. vom Kunstwart, 1917, 222 Nrn. je 25 Pf. 2. Bunte Blätter aus aller Welt, Dresden, Römmler & Jonas, 72 Nrn je 1 M. 3. Seemanns farbige Künstlermappen, enthaltend durchschnittlich 8—9 Bilder, Mappe 3 M. 4 Seemann, Gallerien Europas, siehe Schulwart 1914, über 600 Nrn., jedes Blatt 1 M. 5. Bildermappen fürs deutsche Haus, Stiftungsverlag je 6 Bilder in 17 Mappen zu je 1 M. 6. Fischer & Franke, Hauptblätter graphischer Kunst (des 15.—18. Jahrhunderts), etwa 200 Nrn. 7. Meisterwerke in Einzelbildern, L. B. Nöhring, je 30 Pf., Sammelmappen 3 M., 60 Bilder. 8. Spemann, Das Museum (Malerei und Plastik), 20 Hefte (je 8 Bilder) zu 1 M. 9. Vorzugsdrucke vom Kunstwart, verschiedene Formate, siehe Schulwart-Lehrmittelkatalog 1914.

Die Büsten in den verschiedenen Ausgabestellen sind alle geschenkt.
Im Lesesaal der Zentrale ist eine Hebbelbüste aufgestellt. Als weitere Büsten stehen in den Ausgaberäumen der Ausgabestellen die Juno Ludovisi, Apoll von Belvedere, Hermes des Praxiteles, Athena von Velletri und Goethe von Rauch, wonach sie wohl Hermes-Bibliothek usw. genannt werden könnten. In der neuesten Filiale befindet sich noch eine Plakette des Sozialdemokraten Johannes Wedde, zu dessen Gedächtnis ein Freund von ihm 40 000 M. für das Gebäude geschenkt hat. Eine Dante-Statuette im Ausgaberaum der Zentrale wurde von grünen Pflanzen umgeben, die sich aber nicht hielten. In der größten Filiale wollten bei der Eröffnung die Assistentinnen auf eigene Kosten den Ausgaberaum noch weiter mit Blumen schmücken, die Leser nahmen aber die Blumen weg.

Jede Bücherhalle wird alles tun, um ihre Räume, besonders aber die der Ausgabe, möglichst freundlich und anheimelnd aussehend zu machen, und dazu tragen Bilder und Büsten viel bei. Zur Hebung des Kunstgeschmacks helfen sie, wenn sie so viel wie in den Hamburger Bücherhallen mit ihren 42 Wechselrahmen in der Ausgabe beachtet werden, nicht unwesentlich bei. Es möge auch anderen Bücherhallen empfohlen sein, monatlich wechselnde Bilder ihren Lesern vorzuführen. O. Plate.

Zeitschriftenschau usw.

Unter dem Titel „Die Arbeitsgemeinschaft“ erscheint seit Juli 1919 eine Monatsschrift für das gesamte Volkshochschulwesen, herausgegeben von Dr. R. v. Erdberg, Prof. Dr. A. H. Hollmann und Dr. W. Picht (Leipzig, Quelle & Meyer. Jährlich 12 Hefte zum Preise von 14 M.). Sie will laut Ankündigung, ohne die Interessen einer Organisation zu vertreten, in die Entwicklung der Volkshochschulbewegung eingreifen und auf ihre Verwirklichung hinwirken, indem sie eine geistige Zusammenfassung der Bewegung sowie eine ernsthafte Durcharbeitung ihres Problemkreises anstrebt. Das erste Heft enthält außer Aufsätzen der Herausgeber sowie des Unterstaatssekretärs Dr. C. H. Becker einen sehr wertvollen Ueberblick über den Stand der Volkshochschulbewegung.

Das „Jahrbuch für Wohlfahrtsarbeit auf dem Lande“ 1919 (1. Heft des Archivs für ländliches Bildungswesen) enthält einen Aufsatz von Dr. P. Ladewig über „Volkshochschule und Volksbücherei“, worin auf die unlösbaren Beziehungen dieser beiden Einrichtungen unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse auf dem Lande in eindringlicher Weise hingewiesen wird.

„Mit den Worten Volkshochschule und Volksbücherei ist nicht von vornherein deutlich, um was es sich handelt. Um einige Schraubenwindungen höher, als einfachste Bildung und geistige Regsamkeit voraussetzen, sollten diese beiden doch stehen; das Alter der von der Volksschule Entlassenen und ihre Bildungsstufe ist weder für Volkshochschule noch für Volksbücherei das gemäße. Fortbildungsschule und Jugendbüchereien sollen vorerst noch eine erhebliche Aufgabe erfüllen, was sich nach Einschränkung der in Berufsarbeit verbrachten Zeit wohl erreichen lassen wird. Aber soviel ist klar: die Volkshochschularbeit bedarf eines kleineren Kreises, den die Lehrer übersehen und beherrschen können; solange die Anteilnahme am Einzelnen dauert, ist ein Beherrschen der Bildungsarbeit denkbar. Dabei ist zu erwägen, daß außer über die Grundfragen eine einheitliche Führung der Volkshochschule nicht angegeben werden kann. Nicht weniger als alles muß in besonderer Weise geordnet werden: Auswahl der Bücher, der Themen, der Umfang, die Art der Veranstaltung, die unterrichtliche Behandlung und die Auswahl der

Lehrer. Es liegt genau wie in der Volksbücherei, wo wir die inhaltlich recht unterschiedliche Bücherauswahl für Stadt und Land, Erwachsene und Jugendliche, für beruflich besonders vertretene Kreise treffen, wo wir wissen, daß der akademische Bibliothekar, sogar schon der fachlich besonders vorgebildete Volksbibliothekar, im kleineren Ort unter kleinem Büchermaterial an falscher Stelle steht, während ein mit nur wenigen technischen Handgriffen ausgerüstetes Menschenherz in glücklichsten Beziehungen zu seinen Pflegebefohlenen im Sinne der Seelsorge seine Bücher verwaltet".

„Man könnte nach allem die Meinung vertreten, daß der Volksbibliothekar eines Landpflegebezirkes der gegebene Leiter auch der Volkshochschule am Orte sei. Bei ihm laufen die Interessen der Ortsangesessenen zusammen, er kann deshalb die Stichworte für Kursthemen sicherer bestimmen als andere. Inmitten und durch seine Bücher hat er es am bequemsten, Material für Vorträge zu schaffen. In jedem Falle ist seine unmittelbare Anteilnahme unerläßlich, auch wenn er auf Grund der Ueberhäufung mit Arbeit nicht die Leitung aufnehmen mag, die bei regelmäßiger Durchführung Zeit in Anspruch nimmt. Uebrigens ist die Teilnahme am Kurs-Unterricht für seine Aufgabe durchaus befruchtend. Wird er beständig genötigt, sich mit der Literatur verschiedener Wissensgebiete zu beschäftigen, so schützt er sich davor, kleine Interessen kleiner Umgebung anzunehmen, mithin vor dem üblichen Versumpfen."

Neue Eingänge bei der Schriftleitung.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingehender, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen.

Brochow, A. v., Tante Toni und ihre Bande. 2. u. 3. Aufl. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsh., 1919. (IV, 202 S.) 3,60 M., kart. 4,60 M.

Tante Toni macht einen Familienbesuch bei den verheirateten Geschwistern, die durchweg mit Kindern gesegnet sind, deren verschiedene Anlagen und Charaktereigenschaften und deren mannigfache Freuden und Leiden mit Geschick geschildert werden. Die Darstellung ist lebhaft und die Sprache dem kindlichen Verständnis der Kleinen angepaßt.

Gaehtgen, Eva, Die goldene Hochzeit. Mit Illustrationen von Elisabet Voigt. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses, 1919. (176 S.) Geb. 4,80 M.

Eine harmlos-niedliche Kindergeschichte von dem goldenen Hochzeitsfest der Großeltern in dem freundlichen Haus in der kleinen Stadt Wenden in Livland, das für alle die ersehnten Gäste leider nicht den nötigen Unterkunftsraum hergibt. Alle diese Harmlosigkeiten werden so fröhlich und fein erzählt, daß der jüngeren, namentlich weiblichen Jugend das Herz dabei warm werden wird. Namentlich Kinderlesehallen sollten sich das Buch, das uns in eine Gegend führt, die viele frische deutsche Kriegergräber birgt, nicht entgehen lassen. L.

Des Hauses Sonnenschein, die schönsten Kinderbilder. 87 Abbildungen mit einem Geleitwort. Stuttgart, Julius Hoffmann, 1919. (96 S.) 2,25 M., in Pappband 3 M.

F. A. Kaulbach, Stuck, Lenbach, A. Kampf, Knaus, Schuster-Woldan Hengeler, Zumbusch seien aus der Zahl der deutschen Maler neuerer Zeit hier genannt, die als Darsteller kindlicher Anmut in vortrefflichen Reproduktionen erscheinen. Besonderes Interesse erweckt die malerisch verschiedene Art der Auffassung in ihrer Mannigfaltigkeit.

Hessenkunst. Herausgeber Christ-Rauch. Marburg, N. G. Gelwert, 1920. (50 S.) 4°. 3,10 M.

Die Anlage dieses trefflichen Kalenders kann bei den Lesern der „Blätter" als bekannt vorausgesetzt werden. Der Nachdruck beruht auf den Abbildungen, und wieder ist es ein Künstler, dessen Werk vornehmlich ver-

anschaulicht wird. Heinrich Otto, geboren 1858 zu Wernswig unweit Kassel, hat zunächst in der Landeshauptstadt seine Ausbildung empfangen und wählt dann, wie viele seiner Landsleute, Düsseldorf zur Stätte seines Wirkens. Von dort führte ihn der Weg nicht selten zur Eifel und bekannt sind seine Radierungen aus dem niederrheinischen Industriegebiet. Am öftesten aber zieht es ihn doch zur hessischen Heimat, deren stille landschaftlichen Reize er mit außerordentlicher Feinheit wiederzugeben weiß. Ein Aufsatz des Kalenders bringt einige Mitteilungen über die Willinghäuser Malerkolonie, die jetzt bereits auf eine 100jährige Geschichte zurückblickt. Zu ihren Mitbegründern hat bekanntlich auch Ludwig Grimm, der jüngere Bruder von Jakob und Wilhelm, gehört, von dem hier eine Radierung reproduziert wird. Dieser trotz seiner Lebenserinnerungen viel zu wenig bekannte Künstler, der an des Knaben Wunderhorn mitgearbeitet und die „Kinder- und Volksmärchen“ illustriert hat, verdiente es wohl, daß ihm ein besonderes Heft gewidmet würde. E. L.

Klotz, Petrus, Mit Stab und Stift. Reisebilder aus Heimat und Fremde. 2. u. 3. Aufl. 4.—6. Taus. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsh., 1919. (XIV u. 154 S.) Kart. 4,80 M.

Der Verfasser, Mitglied des ehrwürdigen Benediktinerstifts St. Peter in Salzburg, bekennt von sich, daß er kein Dichter oder Spielmann sei, wohl aber sagt er von sich, daß das Wandern und Reisen nach Spielmannsart und Dichterweise ihm immerdar Geist und Gemüt geweckt habe, wenn er auch mit schmalem Beutel auf die „Reisschaft“ gegangen sei. Nicht allein in die schöne Heimat, sondern auch über den Brènner nach dem Süden bis nach Sizilien hat Klotz die Wanderschaft ausgedehnt und sogar nach Spanien und nach Malorca führte ihn einmal sein Weg. Sich selbst zum Vergnügen schrieb der Verf. nach der Rückkehr diese Erinnerungsbilder schlicht und voller Poesie nieder. An schlichte Leser zumal wenden sie sich, denen sie genußreiche Stunden bereiten werden. In der neuen Auflage ist auch ein Frontbesuch geschildert, denn wenn auch der morsche Staat zusammengebrochen ist, dem Klotz angehörte: „was früher Soldatentugend und des Lobes wert war, ist es auch jetzt.“ E. L.

Kurz, Isolde, Deutsche und Italiener. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1919. (30 S.) 2 M.

Ueber diese mit der Wiederanknüpfung von geistigen, politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zu Italien eng verbundene Frage zu schreiben, ist wohl kaum Jemand besser geeignet als die Verf., welche mehr als drei Jahrzehnte in Italien gelebt und gewirkt hat. Man sollte aber nicht nur die von der Verf. erteilten Ratschläge berücksichtigen, sondern solche Persönlichkeiten im auswärtigen Dienst selbst verwenden. Wie Isolde Kurz nach Italien gekommen, beschreiben die ungewöhnlich lebendigen und anregenden 1917 in gleichem Verlage erschienenen Erinnerungen „Aus meinem Jugendland“, welche an dieser Stelle gleich mit angelegentlichst empfohlen seien.

B. Laquer.

Mahrholz, Werner, Der Student und die Hochschule. Eine Einführung in das Hochschulleben. Berlin, Furche-Verlag, 1919. (104 S.) (Hochschulbücherei. Heft 1.) 4 M.

Aus der Not der Zeit heraus ist diese Schrift entstanden, die nach der Absicht des Verfassers nicht nur für den angehenden Studenten, sondern für jeden Deutschen geschrieben ist, dem die Zukunft unseres geistigen Lebens am Herzen liegt. Es will falsche „romantische“ Vorstellungen bekämpfen und ein Bild von der Wirklichkeit geben, von den Voraussetzungen und Bedingungen studentischen Lebens. Die mannigfachen Probleme, die hier zu Tage treten, sind in ihrer Tiefe erfaßt und werden mit außerordentlicher Klarheit behandelt. Mahrholz hat mit seinem Buche eine wichtige und verdienstvolle Arbeit geleistet, die sicherlich dazu beitragen wird, die Selbstbesinnung des deutschen Menschen, die Voraussetzung des geistigen Wiederaufbaues, anzuregen und zu fördern. G. F.

Menschen in Selbstzeugnissen und zeitgenössischen Berichten. Berlin, Ullstein & Co. Bd. 1—3. Jeder Band geb. 6,60 M.

Bd. 1. Lassalle. Von St. Großmann. Bd. 2. Kleist. Von C. F. Reinhold. Bd. 3. Mirabeau. Von Fr. Leppmann.

Die Herausgeber haben es verstanden, eine geschickte Auswahl unter den Briefen, Reden, Berichten usw. zu treffen, die uns an Stelle einer längeren biographischen Darstellung ein packendes Bild von dem Charakter und der Bedeutung der betreffenden Persönlichkeit vermitteln. Der verbindende Text hätte innerhalb der einzelnen Abschnitte etwas weniger sparsam gegeben werden können. Die Ausstattung der vorliegenden Bände entspricht hinsichtlich der Qualität der Not der Zeit, konnte aber trotzdem geschmackvoller ausfallen. G. F.

Pletsch, Oskar, Die Kinderstube in Bildern. In Holz geschnitten von August Gaber. 6. Aufl. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses, 1919. (40 Bl.) Geb. 4,80 M.

In der schweren Zeit der Gegenwart werden auch Erwachsene, die es noch nicht kennen sollten, gern zu diesem liebenswürdigen Kinderbuch greifen, dessen Reimverschen sich dem Gedächtnis ebenso einprägen wie die liebenswürdigen Abbildungen die August Gaber trefflich in Holz geschnitten hat. Papier und Ausstattung erinnern an die guten Friedensjahre. L.

Plüß, B., Unsere Getreidearten und Feldblumen. 4. u. 5. Aufl. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsh., 1919. (VIII, 208 S. u. 265 Bild.) Geb. 5,20 M.

Ders., Unsere Bäume und Sträucher. 8 u. 9. Aufl. Eb. (VIII, 132 S. u. 156 Bild.) Geb. 3,20 M.

Beide Bücher, die sich gegenseitig ergänzen und beide sich äußerster Beliebtheit erfreuen, waren während des Weltkriegs längere Zeit hindurch vergriffen und erscheinen jetzt in verbesserter Auflage. Bei der erhöhten Bedeutung der Getreide- sowohl wie der Holz-Produktion für die deutsche Zukunft werden sie vielen willkommen sein. Im Gegensatz zu den meisten Schriften der Art sind die Bücher des Verfassers auch für Leser bestimmt, die im Pflanzenbestimmen noch keine Uebung haben. Da bei den Holzgewächsen die Blüten nur kurze Zeit dauern und meist schwer erreichbar sind, werden die Bestimmungstabellen vornehmlich nach dem Laube aufgestellt. — Bei dem Büchlein über die „Getreidearten und Feldblumen", stehen die ersteren voran und werden ausführlicher beschrieben. Aber auch die Feldblumen, die als Unkräuter auf dem Acker oder am Rand grünen und blühen· werden mitberücksichtigt. Sie sind in fünf Tabellen gruppiert und in diesen nach möglichst sichtbaren Unterschieden, wie Blatt- und Blütenformen, geordnet. Wie die anderen Plüßschen Schriften seien auch die beiden vorliegenden kleineren und mittleren Volksbibliotheken bestens empfohlen. E. L.

Schnütgen, Alex, Kölner Erinnerungen. Köln, J. P. Bachem, 1919. (175 S.) Geb. 6 M.

Diese Aufzeichnungen des 1918 verstorbenen berühmten Theologen und Sammlers werden nicht nur in katholischen Kreisen gern gelesen werden. Schnütgen war, obwohl ein geborener Westfale, eine echt volktstümliche rheinische Gestalt, voller Menschenkenntnis und mit einem kernigen Humor begabt, der in den vorliegenden Erinnerungen auf das glücklichste zum Ausdruck kommt. Seine Beziehungen zu Künstlern, Gelehrten, Parlamentariern und andern interessanten Menschen sowie seine Schilderungen aus dem alten Köln machen das Buch auch kulturgeschichlich bedeutsam.

Wissenschaft und Bildung. Leipzig, Quelle & Meyer.

1. Unser Deutsch. Einführung in die Muttersprache. Von Friedrich Kluge. 4. Aufl. 1919. Geb. 1,50 M. 10. Die deutsche Reichsverfassung. Von Ph. Zorn. 3. Aufl. 1919. Geb. 1,50 M. 85. Musikalische Bildung und Erziehung zum musikalischen Hören. Von Arnold Schering. 3. veränderte Aufl. 1919. Geb. 1,50 M. 51. Das Christentum im Weltanschauungskampf der Gegenwart. 3. verb. Aufl. 1919. Geb. 2,50 M. 61. Die Kultur der Araber.

Von Jos. Hall. 2. verb. Aufl. 1919. Geb. 2,50 M. 77. Die Indogermanen. Von O. Schrader. 3. verb. Aufl. 1919. Geb. 3 M. 81. Grundfragen der allgemeinen Geologie. Von P. Wagner. 2. verb. Aufl. 1919. Geb. 1,50 M. 112. Westdeutschland zur Römerzeit. Von H. Dragendorff. 2. verb. Aufl. 1919. Geb. 1,50 M. 126. Schweizer Dichter. Von Ad. Frey. 2. Aufl. 1919. Geb. 1,50 M. 149. Carl Maria von Weber. Von H. Frhr. v. d. Pfordten. 1919. Geb. 2,50 M. 152. Das deutsche Haus in Dorf und Stadt. Von Otto Lauffer. Geb. 1,50 M. 153. Die Grundlinien des deutschen Staatswesens. Von Rich. Schmidt. 1919. Geb. 3 M.

Die vorliegenden Bändchen dieser inhaltreichen Sammlung, die sich durch klare, im besten Sinne volkstümliche Darstellung auszeichnen, haben sich in unseren Volksbüchereien längst eingebürgert und bedürfen keiner weiteren Empfehlung. Hervorzuheben ist die gute Ausstattung die sie vor manchen anderen buchhändlerischen Unternehmungen auszeichnet.

Bücherschau und Besprechungen.

A. Bibliographisches, Populärwissenschaft etc.

Baumgarten-Crusius, Die Marneschlacht 1914, insbesondere auf der Front der deutschen dritten Armee. 31.—40. Taus. Leipzig, Akadem. Buchh., R. M. Lippold, 1919. (192 S.) 4,40 M.

Das Geheimnis der Marneschlacht oder mit anderen Worten: die erste und entscheidende Episode des Weltkriegs wird hier von sachkundiger Seite erneut beleuchtet; auch ermöglichen es die zahlreichen Skizzen im Text — 18 an der Zahl — den Ausführungen des Verf. leicht zu folgen. Da zeigt sich nun, daß die Marschleistungen unserer deutschen Armee ganz ohne Beispiel in der Weltgeschichte sind, und ebenso ist die Haltung der Truppen auf dem Schlachtfeld über alles Lob erhaben. Der Feldzugsplan des Grafen Schlieffen, nach dem die Oberste Heeresleitung bekanntlich verfuhr, sah für den Fall des Zweifrontenkriegs schnellste Ueberwältigung des Westgegners vor, ehe die russische Uebermacht wirksam werden konnte. Der Plan entsprach dem früheren Kräfteverhältnis, war aber gefährdet angesichts der völlig veränderten Vorbedingungen, die leider unsererseits nicht durch entsprechende Heeresvermehrungen, die mit recht geringen materiellen Opfern möglich gewesen wären, kompensiert wurden. Gleichwohl wäre infolge der hervorragenden Tüchtigkeit der Soldaten und der Führer das Ergebnis ein völlig anderes gewesen, wenn nicht die schwachmütige Oberste Heerestrotz des Waffensieges von viereinhalb Armeen wegen des Teilmißerfolges einer halben Armee die Schlacht verloren gab und dadurch ihren vielfachen früheren Fehlern einen neuen hinzufügte. — Daß der Verf. zugleich die Ehre der dritten Armee und ihres von Unverständigen oft gescholtenen Oberbefehlshabers wiederherstellt, kann man nur begrüßen. Denn nach so vielen Verschleierungen ist es nur in der Ordnung, daß er jetzt der „Wahrheit eine Gasse“ brechen will. Eine bedauerliche Lücke bleibt immerhin gerade in Bezug auf die zweite Armee übrig, deren Kriegstagebuch so summarisch gehalten ist, daß man auch jetzt sich noch keine richtige Vorstellung von den Vorgängen machen kann, die so verhängnisvolle Folgen gezeitigt haben. Im übrigen spricht der Verf., dessen Urteil sich bei aller Freimütigkeit durch Besonnenheit auszeichnet, im allgemeinen voller Anerkennung von den soldatischen Eigenschaften des Generalobersten v. Bülow, dem diese Armee anvertraut war. Ob endlich die Willenserschlaffung, die den furchtbaren Ausgang des Weltkriegs bewirkte, nur eine vorübergehende aus der Aushungerung resultierende Erscheinung oder eine Rassenerscheinung der Deutschen sei, darüber äußert sich dieser hervorragende Fachmann mit der durch die Um-

stände gebotenen Zurückhaltung: „Die Zukunft muß es erweisen — auf dem Grabe eines untergegangenen Volkes oder an dem Tage des Gerichts, das dem deutschen Volk den ihm gebührenden Platz auf Erden zurückgibt.“ E. L.

Eggert-Windegg, W., Eduard Mörike. 2. Aufl. Stuttgart, Strecker u. Schröder, 1919. (148 S.) 3,50 M., geb. 5 M.

Der Verfasser hat sich vielfach als Mörike-Forscher betätigt, und in seiner Absicht liegt es, in einer umfassenden Darstellung das Leben dieses liebenswürdigen Dichters auf eine neue Grundlage zu stellen. Das Ziel des vorliegenden Büchleins, das zuerst zum hundertsten Geburtstag Mörikes (1904) herauskam, ist ein bescheideneres, es will auch in dieser neuen sorgfältig verbesserten Auflage das Hauptsächlichste über dessen Lebenslauf und Schaffen dem größeren Kreise seiner Landsleute und Freunde mitteilen. Das geschieht in angemessener Weise; auf Schritt und Tritt merkt man, wie Eggert Windegg seinen Stoff beherrscht und wie liebevoll er sich in die Eigenart seiner Helden vertieft hat. So ist ein Buch entstanden, das auch neben den schon vorhandenen größeren Biographien ehrenvoll seinen Platz behauptet und gewiß von den zahlreichen Verehrern des feinsinnigen schwäbischen Poeten gern gelesen werden wird. Namentlich aber sollten es sich die Leiter von größeren und kleineren Bildungsbibliotheken angelegen sein lassen, durch Empfehlung der vorliegenden Schrift für die edle Kunst dieses Meisters zu werben. E. L.

Gaupp, Ernst August Weismann sein Leben und sein Werk. Jena, G. Fischer, 1918. (296 S.) 9 M.

Der Tod E. Häckels in diesem Hochsommer lenkte die Aufmerksamkeit auf die ältere Zeit der Kämpfe um und für den Darwinismus; hier ist neben Häckel an 2. Stelle Aug. Weismann zu nennen, dessen Biographie — leider — das letzte Werk seines Schülers Ernst Gaupp, des Breslauer Anatomen bildet. Zugleich enthält „dieses Kabinettstück aus der Geschichte der Naturwissenschaft“, wie Eug. Fischer-Freiburg in der Einführung die G.sche Arbeit nennt, eine glänzende Darstellung der Weismannschen Theorie selbst und eine gelungene Einführung in die Gedankengänge moderner Vererbungslehren. — E. Fischers Voraussage und Hoffnung, daß nicht nur der Naturforscher sondern auch der Freund unserer Gesamtkultur das G.sche Werk mit Genuß lesen werden, ist sicher seit Erscheinen des Werkes, das wir angelegentlichst empfehlen, in Erfüllung gegangen. B. Laquer.

Heilborn, Adolf, Der Mensch der Vorzeit. 4 Vorlesungen aus der Geschichte des Menschengeschlechts. 3. Aufl. Leipzig, Teubner, 1918. Geb. 1,50 M. (Aus Natur und Geisteswelt, 62. Bändchen.)

Es dürfte kaum möglich sein, auf etwa 96 Textseiten, deren Raum durch 47 Abbildungen noch weiter eingeschränkt wird, ein umfassenderes und zugleich klares Bild zu geben von dem gegenwärtigen Stande einer Forschung, die so wenig abgeschlossen ist, daß vielmehr sozusagen täglich neue Entdeckungen auf ihrem Gebiete gemacht, und damit Abwandlungen der bisherigen Ergebnisse verursacht werden. Und so wenig in diesen Darstellungen auf die Voraussetzung gewisser Vorkenntnisse, namentlich anatomischer, verzichtet werden kann, so greifen wörtliche und bildliche Darstellung so glücklich in einander ein, daß besagte Forderung auf das knappste Mindestmaß beschränkt erscheint. Dabei ist die Darstellung von lebendigster Anschaulichkeit, so daß das Büchlein dem Zweck der Sammlung, wissenschaftliche Kenntnisse in Nichtfachkreisen zu verbreiten, in weitestem Maß entspricht. Stiewe.

Lesestücke, Ausgewählte, zum Studium der politischen Oekonomie. Hrsg. von Karl Diehl und Paul Mombert. Bd 2. Der Arbeitslohn. 2. Aufl. Karlsruhe, Braun, 1919. Geb. 4,50 M.

Auf die Einleitung, welche in knapp zusammengefaßter Form die Entwicklung und Festlegung des Lohnbegriffs und der Theorie der Lohngesetze

darstellt und in den Anmerkungen reiche bibliographische Nachweisungen enthält, folgt eine Auswahl aus den maßgebenden Werken von James Mill, Senior, Hermann, Ricardo, Lassalle, Brentano, Marx und Carey, welche geeignet ist, dem Studierenden als Einführung und Wegweiser beim Studium der einschlägigen Literatur zu dienen. Ein Literaturverzeichnis am Schlusse weist noch auf 14 Werke hin, welche weder in der Auswahl, noch in der Einleitung berücksichtigt werden konnten. Stiewe.

Runkel, Ferdinand, Die deutsche Revolution. Bd. 1. Bis zum Zusammentritt der Nationalversammlung. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1919. Geh. 6. M., geb. 8 M.

Die überstürzte Flucht der Ereignisse, die wir seit der am 9. November 1918 einsetzenden Revolution über das zusammenbrechende Deutschland hinstürmen sahen, finden in dem Werke Runkels eine gründliche, aktenmäßige, den Tatsachen treufolgende Darstellung, welche geeignet ist, dem Blicke des Lesers das Chaos sich klären und den Sinn der Geschichte sich daraus kristallisieren zu lassen. Die klare Objektivität des Verfassers gegenüber den verworrenen Geschehnissen ist eine literarische Tat und muß als solche hoch gewertet werden. Dem Verfasser ist es ausgezeichnet geglückt, in den Abschnitten: „Vorgeschichte der Revolution", „Die revolutionäre Idee", „Die unmittelbaren Ursachen der Revolution", „Entwicklungen und Hemmungen" den historischen Tiefbau logisch herauszuarbeiten. Besonders dankenswert ist es, daß das politische Aktenmaterial über die Revolution, soweit es dem Verfasser zugänglich war, in weitgehendem Maße in die Darstellung mit aufgenommen worden ist. Dadurch ist manche Urkunde, die inzwischen längst der Vernichtung anheim gefallen sein mag, für die Geschichtsschreibung kommender Zeiten aufbewahrt worden. Der am breitesten angelegte fünfte Abschnitt: „Entwicklungen und Hemmungen" stellt die Ereignisse vom Abschluß der Novemberrevolution bis zum Zusammentritt der Nationalversammlung besonders eingehend dar und gibt ein klares Bild der Strömungen und Gegenströmungen, die ja auch heute noch in Fluß sind und jederzeit zu Explosionen führen können. Der Zusammentritt der Nationalversammlung und der Aufmarsch der Parteien in ihr bildet den Schluß des ersten Bandes des höchst verdienstvollen Buches. Da es die erste und bisher einzige aktenmäßige Darstellung der deutschen Revolution bietet, wünschen wir ihm weiteste Verbreitung. Dr. H. Rothhardt.

Sartorius, Joh., Die Feldherrnkunst des Lebens. Ein Jugendbuch. Paderborn, Schöningh, 1919. (VIII, 182 S.) 4,35 M.

Der Verf. nennt die Kunst richtig zu leben Feldherrnkunst. Er versucht es der Jugend klar zu machen, wie wichtig die Ausbildung eines festen Willens im Leben ist. Er unterscheidet drei Wege zur Schulung des Willens. Man kann den Willen durch Entsagen, durch Beharren und durch Taten stark machen. Ist der kraftvolle Wille der Feldherrnstab, so ist die Arbeit das Schwert, die Tugend der stützende Schild und Gottesfurcht der schmückende Helm. Mit diesen vier wichtigen Waffenstücken, denen je ein Abschnitt des Buches gewidmet ist, will er die aus der harten Schule des Weltkrieges kommende Jugend für den Kampf des Lebens ausgerüstet wissen. Geschickt gewählte Beispiele aus der Geschichte alter und neuer Zeit, Aussprüche in Prosa und Versen von Männern des Altertums bis zur Jetztzeit, besonders auch aus dem Weltkrieg mitgeteilte Erlebnisse machen das pädagogische Buch auch für jugendliche Leser interessant. Was Fr. W. Förster mit seiner Lebenskunde der ethisch freidenkenden Jugend gibt, wird Sartorius für religiöse, speziell katholische Kreise sein. A. R.

Schottenloher, Karl, Das alte Buch. Mit 67 Abbildungen. Berlin, R. K. Schmidt & Co., 1919. (280 S.) Geb. 12 M.

Daß das „alte Buch" für Bildungsbibliotheken nicht das gleiche Interese wie für gelehrte Bibliotheken hat, liegt auf der Hand, gleichwohl werden alle

eifrigen Leser der „Blätter“ sich gern über die Anfänge des Buchdrucks und über die ersten Jahrhunderte seiner Entwicklung belehren. Gewiß war es schwierig, eine Grenze nach der Gegenwart hin für das „alte Buch“ abzustecken, der Verfasser hat als Endziel seiner Darstellung das Jahr 1800 gewählt, und der Grund, den er für diese selbstverständlich willkürliche Abgrenzung vorbringt, läßt sich hören. Ein Jahrhundert ungefähr braucht ein Buch, wenn man von der äußeren Erscheinung ausgeht, bis es in die Formenwelt der Vergangenheit hinabtaucht. Es kann hier begreiflicherweise nicht zu dem Inhalt der vorliegenden Schrift Stellung genommen werden, vielmehr muß es genügen auf kurzem Raum mit ihren Haupteigenschaften bekannt zu machen. Daß der Verf. den Anfängen des Buchdrucks, der Zeit des 15. und 16. Jahrhunderts, seine besondere Liebe zuwendet, bedarf keiner Rechtfertigung. Auch der Laie weiß, daß jener Zeitraum für die spätere Ausgestaltung des Buchs bestimmend gewesen ist. Und des weiteren ist es durchweg in der Ordnung, daß keine fortlaufende entwicklungsgeschichtliche Darstellung angestrebt wird, sondern daß in Kapiteln geringeren Umfangs kurze Ueberblicke über einzelne Teilabschnitte gegeben werden. Die Mehrzahl der Leser wird ein Buch, wie das vorliegende, zwar lesen, aber ebenso willkommen wird es ihm zugleich als Nachschlagewerk sein, wofür es gerade die systematische Anordnung besonders qualifiziert. An Anschauungsmaterial ist das vorliegende Werk, dessen Druck und Ausstattung man glücklicherweise noch nicht die Not der Zeit anmerkt, überaus reich, und der Verf. bekennt, daß ihm die unerschöpflichen Schätze der großen bayrischen Landesbibliothek gestatteten, bei der Auswahl stets aus dem Vollen zu schöpfen. Eine kurze Erläuterung zu diesen Bilderbeigaben nebst einem Literaturverzeichnis schließt das Buch ab. Der vorausgehende zweite Teil führt die Ueberschrift: Besonderes vom alten Buche. Er handelt im einzelnen über „Bucheinband und Bücherzeichen“, über den „Sammelband“ über „das alte Buch als Sammelgegenstand“, über „Seltene und merkwürdige Bücher“, über Inkunabeln und — leider nur allzu summarisch — über den „Marktwert des alten Buchs“. — Man sieht schon aus diesen Andeutungen, welche Fülle von Stoff hier zusammengetragen und verarbeitet ist. Darunter hat die Darstellung aber keineswegs gelitten, vielmehr liest sich diese Schrift eines deutschen Bibliothekars so flüssig und spannend, daß sie ihren Zweck, dem alten Buch neue Freunde zu gewinnen, hoffentlich in vollem Umfang erreichen wird.

E. L.

Tempelhoff, Henny v., Mein Glück im Hause Ludendorff. Mit fünf Abbild. Berlin, A. Scherl, 1919. (240 S.)

Ueber 50 Jahre erstrecken sich die Aufzeichnungen, die hier zu einer „Familiengeschichte“ zusammengestellt sind. Die Verf. berichtet aus frühester Kindheit von der Verlobung ihrer älteren Schwester Klara mit Wilhelm von Ludendorff, der den bunten Rock ausgezogen hat und ein Gut in der Provinz Posen bewirtschaftet. Die Besuche dort dehnen sich aus, als Kinder ankommen, die der weiblichen Hilfe bedürftig sind und die sehr bald entdecken, daß sie an den unverheirateten Tanten sehr viel mehr haben als an den verheirateten. Inzwischen stirbt der Vater der Verfasserin und trotz des Kopfschüttelns der weiteren Familie wird Fräulein von Tempelhoff, die niemals ein Examen abgelegt hat, alleinige Lehrerin der heranwachsenden Kinderschar. Der zweitgeborene Erich, der spätere große Stratege, ist wegen seines stillen zuverlässigen Wesens von vorn herein der auserkorene Liebling. Ihr höchster Triumph ist seine Aufnahme in die Untertertia der Kadettenanstalt nach einem glänzenden Examen. Der glückstrahlende Brief, in dem die Mutter dies Ergebnis der Schwester mitteilt, gilt ihr als kostbarster Schatz, den sie hier zuerst profanen Augen zugänglich macht. Schlichte, solide, bürgerliche Familienverhältnisse so recht geeignet als Pflanzstätte der Tüchtigkeit im militärischen und bürgerlichen Leben treten dem Leser entgegen, dem man dieses liebenswürdige Buch angelegentlich empfehlen möchte, das uns Erich von Ludendorffs Bild in den verschiedenen Altersstufen — vom Dreijährigen bis zum jungen Leutnant — darbietet. E. L.

Vorst, Hans, Das bolschewistische Rußland. Leipzig, „Der Neue Geist“-Verlag, 1919. Geh. 5 M.

Der Verfasser legt hier seine im Jahre 1918 im „Berliner Tageblatt“ veröffentlichten Berichte über eine Reise durch das revolutionäre Rußland nach dem militärischen Zusammenbruch gesammelt vor. Die Berichte sind mit großer Sachkenntnis geschrieben und geben ein anschauliches Bild von den hoffnungslos zerrütteten Zuständen Sowjet-Rußlands unter Lenins Regime, das dem Gegenstande angemessen natürlich in den düstersten Farben gehalten ist. Allerdings dürfte es bereits überholt sein, denn das Rad der Geschichte dreht sich heute rasend schnell. Da es sich hier um Stimmungsbilder für eine Tageszeitung handelt, wird man billigerweise wissenschaftliche Tiefe und eingehende Darstellung der geschichtlichen Kausalität nicht vom Verfasser fordern. Immerhin werden wir aber über vieles Wissenswerte unterrichtet, was bisher völlig im Dunkeln lag. Die Schilderungen verschaffen uns auch eine klarere Einsicht in die Ereignisse, die sich zur Zeit im bolschewistischen Rußland abspielen. So deutet der Verfasser z. B. ziemlich genau schon die revolutionäre Gegenbewegung an, die sich aus dem bolschewistischen Lager gegen Lenin selbst erhoben hat. Besonders lesenswert sind die „Schlußbetrachtungen“, in denen der Verfasser eine prinzipielle Auseinandersetzung mit dem bolschewistischen System bringt, die zu vernichtenden Schlüssen führt und worin er die geheimen und offenen Beziehungen des russischen Bolschewismus zum deutschen revolutionären Radikalismus bloßlegt. Hat das Werk auch nur Zeitwert, so ist es dennoch ein interessanter Beitrag zur Gegenwartsgeschichte und sollte deshalb nicht unbeachtet bleiben.

Dr. Rothhardt.

B. Schöne Literatur.

Berg, Bengt, Ein Germane. Erzählung aus der neuen Zeit. Weimar, Alexander Duncker, 1918. (285 S.) 3,50 M.

Bei gereiften Lesern wird dieses Buch große Teilnahme finden. Unter den Menschen, in deren Wesen und Geschicke es uns Einblick gewährt, sind recht viele, die im Leben kennen zu lernen sich lohnen würde, und die Gestaltungskraft des Verfassers ist recht beträchtlich. Auch nennt ein vom deutschen Verlag beigegebenes Streifband die Erzählung mit vollem Recht „ein Bekenntnis zur germanischen Rasse“. Es ist der junge schwedische Arzt Göran Åkeson, der es ablegt — auf Grund seiner in deutschen Studienjahren gesammelten, mit starker Ueberzeugungskraft durch ihn vertretenen Erfahrungen. Eine solche Stimme von neutraler Seite hört man gern. Scharfen Protest aber erfordert die mild verzeihende Stellungnahme gegenüber der körperlichen Hingabe eines vornehmen, noch recht jungen Mädchens, das glückliche Braut ist, an einen andern. Und wenn Åkeson schließlich die verzweiflungsvolle Forderung stellt, die Kriege mit ihren sinnlosen Greueln sollten dadurch unmöglich gemacht werden, daß gegen einen eingedrungenen Feind die gesamte Bevölkerung des Landes sich zu rücksichtslosestem Kampfe mit allen Mitteln erhebe, so versagt mein Verständnis ganz. E. La.

Brausewetter, Arthur, Die große Liebe. Aufl. 12. Leipzig, Phil. Reclam, 1918. (292 S.) Geb. 6,60 M.

Strecker, Karl, Der Pfeifenkönig. München, O. Beck, 1918. (270 S.) Geb. 6 M.

Ein Sanitätsfeldwebel, der im Weltkrieg Hervorragendes geleistet hat, setzt sich durch Betrug in den Besitz der Papiere seines vorgesetzten Stabsarztes, nachdem dieser vor seinen leibhaftigen Augen im Kampfe gefallen ist. Er kehrt infolge einer schweren Verwundung in die Heimat zurück, und da er einige Jahre Medizin studiert und später als Krankenwärter durch eisernen

Fleiß sich in der wissenschaftlichen Literatur weiter gebildet hat, erringt er als praktischer Arzt in einer größeren Stadt außerordentliche Erfolge. Seinen dämonischen Willen weiß er den Patienten mitzuteilen, so daß nicht wenige, die bereits aufgegeben waren, von ihm, der seine Pflicht mit äußerster Aufopferung erfüllt, wieder hergettellt werden. Dazu gehört auch die Frau des adligen Oberlandgerichtspräsidenten, dessen älteste kluge und schöne Tochter trotz Widerstreben des Vaters sich mit diesem Dr. Eckart, der keinen Freund und Verwandten aufzuweisen vermag und alle Fragen nach seiner Familie und Herkunft schroff ablehnt, verheiratet. Als die Taufe des ersten Kindes anberaumt werden soll, stürzt das Lügengebäude, auf dem das Glück der beiden Eheleute beruht, zusammen, da der wirkliche Dr. Eckart aus der französischen Kriegsgefangenschaft zurückkehrt und seinen Doppelgänger dem Gericht überliefert. Zunächst sagt die Frau sich von ihrem Mann los, aber die jüngere Schwester, die sich ehedem Hoffnungen auf den Schwager gemacht hatte und ihn noch immer liebt, urteilt nachsichtiger und verspricht dem Schuldigen seine Sache bei der jungen Frau in diesem Sinn zu führen. — Ebenso gut wie dieser Roman Brausewetters ist auch der Karl Streckers erzählt, der bisher nur hauptsächlich als Kritiker tätig war und sich als solcher einen Namen gemacht hat. Auch der Vater des Pfeifenkönigs gelangte durch einen Betrug in eine angesehene Stellung, wie sie seiner ungewöhnlichen Begabung durchaus entsprach. Nach dem Zusammenbruch flieht die Mutter mit dem einzigen Söhnchen; beide Eltern enden in Verzweiflung und das Kind wird einem berüchtigten Waldarbeiter und Wilddieb anvertraut, der es zum Genossen seiner Streiche machen möchte. Auf der Flucht vor diesem Ungeheuer liest ein vornehm denkender pommerscher Edelmann den Knaben auf, den er in seiner Familie aufwachsen läßt und später auf ein Gymnasium in der nächsten Kreisstadt schickt. In unheilvoller Weise drängt sich indessen der frühere Pflegevater in das scheinbar gesicherte Leben des Pfeifenkönigs, wie die Mitschüler ihn nennen, und entzweit ihn mit der Familie seines Wohltäters, nachdem dieser einem tückischen Leiden erlegen ist. In der Verzweiflung will der junge Mann, der inzwischen sein Studium begonnen hat, seinem Leben ein Ende machen, als der Weltkrieg ausbricht und ihm Gelegenheit zu Taten gibt, die eine Aussöhnung des Schwerverwundeten mit der Tochter des Freiherrn bewirken, der er in der Jugendzeit mit inniger Liebe verbunden gewesen war. Nach seiner Wiederherstellung kehrt der Pfeifenkönig ins Feld zurück und stirbt im Schützengrabenkampf den Heldentod. Peinlich berührt es in dieser sich sonst weit über den Durchschnitt erhebenden Geschichte, daß das Freifräulein sich nunmehr als Mutter fühlt, obwohl eine Kriegstrauung, die für sie als Waise leicht zu erreichen gewesen wäre, nicht vorausgegangen ist! E. L.

Bruck, Niklaus, Ich warte . . . Ein Straßburger Roman. 6.—8. Taus. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1918. (447 S.)

Der weitschichtige Roman gibt dem deutschen Gedanken im Elsaß Raum, wie er in verschiedener Auslegung, aber doch in kräftiger Abwehr des Franzosentums, wenn auch nicht gleich der französischen Sprache, in Hochschulkreisen und im Volk sein geschichtliches Gepräge gefunden hat. Wohl gab es 1871 genug Elsässer, denen die plötzliche Verschiebung der Grenze nicht einleuchten wollte, weil sie nicht gefragt waren; andere wiederum haben sich mit der Gewalt der Tatsache abgefunden, viele aber auch den Wechsel mit Freuden begrüßt. Dann kam der Weltkrieg, der die Lauen weckte. Ist auch mancher Elsässer zum Feind übergegangen, so sind dafür Tausende, die bei Kriegsausbruch in Frankreich weilten und drüben hätten unbehelligt bleiben können, freiwillig über den Wasgau gekommen. Voll Unwillen über die geheimen Schleichpfade ausländischer Spionage, bekennt sich der Kern der Bevölkerung zu seinem Deutschtum, unbekümmert darum, daß seine Rede mit französischen Ausdrücken gespickt ist. Das Romanhafte wird von der großen Idee so beherrscht, daß Durchschnittsleser, die nur Unterhaltung suchen, lieber die Hand von dem prächtigen Buch lassen sollen. Bb.

Enking, Ottomar, Das Pünktlein auf der Welle. Mit einer Einleitung von Prof. E. Gregori, einem Bildnis des Verfassers u. 32 Bildern von L. Berwald. Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung, 1918. (397 S.) Geb. 6 M. Kleinod-Romane, Bd. 1.

Enking hat sich als Verfasser einer Reihe behäbig humorvoller Romane, die meist in seiner mecklenburgischen Heimat spielen, einen geachteten Namen gemacht und eine treue Lesergemeinde um sich geschart. Er gehört zu den guten Hausdichtern des Bürgertums, etwa in eine Reihe mit den Namen Raabe, Storm, Kröger, wenn auch in gebührendem Abstande von den beiden Großen. „Das Pünktlein auf der Welle" verleugnet seine Vorgänger nicht. Auch hier ist es die stille Welt des kleinstädtischen Alltags, welche eine von behaglichem Humor verbrämte Darstellung findet. Der Titel deutet symbolisch (etwas weit hergeholt) jenes Sichbescheiden mit dem Schimmer des Glücks, welches über den Dingen des Alltagslebens liegt. Zwar ist die Fabel des Romans fast etwas zu romanhaft, beinahe tragisch zu nennen. Sie behandelt die erzwungene Vernunftehe eines lebensfrohen Mädchens mit dem Gatten ihrer verstorbenen Schwester, eine Ehe, die sie das bittere Martyrium der Ersatzgattin durchkosten läßt. Aber nicht die Handlung ist dem Verfasser das wichtige, sondern die Reflexe, welche die Ereignisse in die Seelen der Mitspielenden werfen, sind ihm die Hauptsache. Den Wert des Buches aber machen die zahlreichen Gestalten aus, die im Verlauf der Erzählung auftretend, mit sehr tiefer Menschenkenntnis gestaltet sind. Die drei Stumpemanns, der bis zum Verbrechen ehrgeizige und demagogische Bäckermeister Tystrow, Garderut, Mutter Mackeprang, der treuherzige Ohm Jakob Eenboom, Tante Liebe und Tante Leide, der wackre Rentier Maaß, der Mäzen und heimliche Weinvertilger, der sammelkundige Pastor Pugepind, das alles sind Gestalten, wie sie die Kleinstadt in reicher Fülle birgt und die der Dichter mit echtem Leben zu erfüllen weiß. Wenn auch unter den zahlreichen Nebenpersonen und ihren Histörchen der straffe Aufbau der Komposition etwas leidet, so sind wir dem Verfasser nicht böse darum, entschädigt er uns doch durch seinen liebenswürdigen Humor reichlich dafür. In der Gestalt des Redakteurs Gunnar Claudius scheint der Dichter ein gutes Stück Eigenleben dargestellt zu haben. Wir können das Werk allen volkstümlichen Büchereien wärmstens zur Anschaffung empfehlen.

Dr. Rothhardt.

Flex, Walter, Klaus von Bismarck. Eine Kanzlertragödie. 2. und 3. Aufl. München, C. H. Becksche Verlagshandlung, 1918. (158 S.) Geb. 4 M.

Kraftvoll und klar in die Handlung hinein gestellt, welche ein anschauliches Bild der trostlosen märkischen Zustände im vierzehnten Jahrhundert bietet, tritt uns hier der Vorfahr des eisernen Kanzlers entgegen, um sofort das ganze Interesse für sich in Anspruch zu nehmen. Daß Walter Flex neben dem bühnenkundigen Dramatiker und gewissenhaften Geschichtsschilderer auch ein feinfühlender Poet ist, hat er in mancherlei Werken bewiesen, nicht zuletzt in dieser Kanzlertragödie, mit welcher der im Weltkrieg gefallene Autor ein schönes Denkmal deutscher Heimatliebe und deutscher Treue schuf.

E. Kr.

Geiger, Albert, Mutter. Umschlag und Buchschmuck von Helle Fackler. Konstanz i. B., Reuß & Itta, 1919. (344 S.) Geb. 6 M.

Nach des verstorbenen Autors Handexemplar wurde dieser Roman zum Druck fertig gemacht und ihres Landsmanns Werk hat Helle Fackler, die gleichfalls in Karlsruhe die Stätte ihres Wirkens gefunden hat mit Buchschmuck versehen, der den Geist der Zeit (das ausgehende Mittelalter) trefflich widerspiegelt. Ein süddeutscher Kaufherr in vorgerückten Jahren, dem seine früh verstorbene Frau zwei Kinder hinterlassen hat, schreitet zur zweiten Ehe. Er hat die Hand einer stolzen und schönen Jungfrau gewonnen, die

bis dahin ihrem Vater, einem hochgelehrten Universitätsprofessor bei seiner Forschung hilfreich an die Hand gegangen ist. Das Irmgärdlein aber, die herangewachsene Tochter, sieht in der Wiederverheiratung des Vaters eine Beeinträchtigung des Andenkens ihrer richtigen Mutter. Lange Konflikte folgen, ein zurückgewiesener Freier der stolzen Gelehrtentochter will noch immer nicht von ihr lassen und bewirkt dadurch nur, daß diese sich um so fester an ihren wackern von dem Geist des Humanismus erfüllten Mann anschließt. Alle Beteiligten aber lernen sich zu überwinden und zu guter letzt ist es gerade das Irmgärdlein, deren jungfräuliches Herz sich mit dem früheren Verehrer ihrer zweiten Mutter findet. Ein reifes tüchtiges Werk, das man wohl nicht ohne Grund als die beste Leistung des Verfassers preist, liegt hier vor und kann mittleren und größeren Volksbibliotheken bestens empfohlen werden. E. L.

Grimm, Heinrich, Zu viel Eisen. Roman. Hamburg, Alfr. Jansen, 1917. (220 S.) Pappbd. 4 M.

Auch ein Kriegsroman. Aber einer der besten, obwohl, wie der Umschlag sagt, eine grobe Arbeiterhand diesen „Liebesroman eines Arbeiters“ geschrieben hat. Hans Peter, der gutmütige Schwabe aus der innerrussischen Kolonistenfamilie, der kurz vor Ausbruch des Krieges als Arbeiter nach Deutschland gekommen ist, ist der Held der Dichtung. Eine ungemein naturecht und lebensvoll gezeichnete Gestalt! Aber auch die Arbeitsgenossen Peters am Kaiser-Wilhelmkanal mit ihren kameradschaftlichen und mit ihren eigennützigen Zügen, mit ihren sozialen Ideen und Hoffnungen, mit ihrem Scherz, Spott und Ernst sind individuell bestimmt, lebendig und echt. Vor allem der breitschultrige ehrlich-derbe Johann Butenschön ist eine Prachtgestalt. Und ebenso seine gutrassige Tochter, die sich bald in ihrem ganzen Wesen doch dem Arbeiter Hans Peter verwandter fühlt, als dem ihr schon halbverlobten selbstbewußten Jüngling aus dem Kieler Warenhaus. Ich möchte das Buch allen volkstümlichen Bibliotheken auf das angelegentlichste empfehlen. G. K.

Herz, Herm., Wandlung und andere Erzählungen aus geistlichem und weltlichem Leben. Regensburg, Jos. Habbel, 1919. (207 S.) 4 M., geb. 4,50 M.

Von den hier vereinten Erzählungen verdient namentlich die erste hervorgehoben zu werden, die eine Begebenheit aus dem Leben eines katholischen Geistlichen vergegenwärtigt und der ganzen Sammlung den Namen gegeben hat. Die Erinnerung an seine brave Mutter, die sterbend dem Pfarrer Josef Arbogast die Pflichten seines geistlichen Amtes vorhält, verleiht ihm die Kraft, von innerster Seele heraus einem unwürdigen Gliede seiner Gemeinde zu verzeihen, der ihn und seinen Stand in gemeiner Weise verunglimpft Das humoristische Gegenstück zu dieser ergreifenden Geschichte bildet die zweite, die mit gutem Humor zeigt, ein wie warmes opferbereites Herz sich gerade der Landpfarrer in einem entlegenen süddeutschen Gebirgsdorf, der nach dem Urteil seiner alten Kommilitonen „verbauert“ sein soll, im Gegensatz zu diesen bewahrt hat. Auch protestantischen Lesern kann man das Buch, das übrigens auch schwächere Stücke enthält, bestens empfehlen. E. L.

Hornstein, Felix Franz, Liebe Erde. Roman. Innsbruck, Verlagsanstalt Tyrolia, 1919. (234 S.) Geh. 6 M., geb. 7 M.

Eine anspruchslose, schlicht und gradlinig erzählte Bauerngeschichte ist dieser Roman. Der Bauer Matthias Haydep, der seinerzeit zu unrecht als zweiter Sohn vom Vater den Hof geerbt hatte — sein älterer Bruder Johann hatte sich mit dem Vater überworfen — gehört zu den Menschen, „die mit dem Wohlsein nicht genug haben, denn immer ist noch was, wonach sie's verlangt.“ Er hat Frau und Kinder, Felder, Wald und Vieh ist sein eigen, aber er weiß nicht, für wen er schafft: er hat keinen Hoferben, denn sein

einziger Sohn, ein Kind noch, ist gelähmt. Schon trägt er sich mit dem Gedanken, seiner Väter Erbe zu verkaufen, da wird er vor die Pflicht gestellt, seinen Bruder, der Krüppel geworden und ohne Mittel dasteht, bei sich aufzunehmen; und der Johann, vom Leben heftig umhergeworfen, genießt dankbar das lang entbehrte Heimatgefühl. Auch dem Matthias tut sich noch einmal ein Lichtblick in die Zukunft auf: das Annerl, seine älteste Tochter, will er mit dem Ferdl vom Nachbarhof zusammentun. Es scheint auch, als gelänge ihm sein Vorhaben, da im letzten Augenblick, ein paar Tage vor der Hochzeit, macht ihm das Annerl, ein aufrichtiges und tapferes Mädchen, das lieber in Armut leben als ohne Liebe heiraten will, einen Strich durch die Rechnung, indem es dem stillen Egidius treu bleibt und gegen den Willen der Eltern seine Frau wird. Verstoßen und arm, aber doch reich in ihrer Liebe bauen sie sich in fleißiger Arbeit ein bescheidenes Leben auf eigenem Grund und Boden auf. Nur einmal, als es gar so schwer vorwärts gehen will, faßt der Egidy den Entschluß, im Ausland sein Glück zu probieren, aber noch vor dessen Ausführung erkennt er, daß er doch viel zu fest mit der Heimaterde verwachsen ist. Ein Versöhnungsversuch mit den Eltern, die inzwischen den Hof verkauft haben und in ein Nachbardorf gezogen sind, scheitert an dem gekränkten Bauernstolz und hartnäckigen Trotz der beiden Alten. Die Erzählung ist ehrliche, saubere Handarbeit und verdient wegen seiner gesunden, unsentimentalen Menschen, aus denen eine starke Liebe zur österreichischen Heimat spricht, einen Platz in jeder Volksbücherei.

Frida Endell.

Hutten, Marie von, Des Weges Ende. Roman. Köln, J. P. Bachem, 1918. (238 S.) 4 M., geb. 5 M.

Mit psychologischer Feinheit schildert der Roman einen Frauencharakter in dem herben Schicksal einer Gutsbesitzerin, der Baronin von Günterod, die mit der ganzen Kraft ihres jungen Witwentums das verschuldete Gut ihren Söhnen zu erhalten sucht. Als diese dann aber andere Bahnen einschlagen, der eine als Maler, der andere als Arzt, bricht sie vollends zusammen und verkauft das Gut am Ende ihres zermürbten Lebens. Bb.

Keller, Paul, Das Niklasschiff. Neue Erzählungen. 13—14. Taus. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1919. (216 S.) 2,60 M.

Ders., In Deiner Kammer. Geschichten. 16.—18. Taus. Ebend. 1919. (254 S.) 2,60 M.

Die vorliegenden Sammlungen des von seinen engeren Landsleuten vergötterten schlesischen Poeten gehören zu dessen älteren Schöpfungen und zeigen ihn als einen Werdenden. Die ihm eigenen Gaben, ein glücklicher, harmloser Humor, seine freundliche Art auf die Regungen der Menschen-, namentlich auch der Kinderseele, einzugehen, seine Kunst, die Natur zu beleben und auch den unscheinbaren Gegenständen in ihr Interesse abzugewinnen, treten in diesen, wie man will, Geschichten oder Skizzen vorteilhaft hervor. In ihrer launigen Weise, in ihrer ethischen Stellung und in ihrer Nutzanwendung erinnern sie vielfach an die guten alten Kalendererzählungen Hebels und seiner leider nur allzuseltenen Nachfahren. Gleich das erste Stück der ersten Sammlung, nach der das ganze Buch „das Niklasschiff" heißt, ist eine prachtvolle Volkserzählung, an der Alt und Jung seine Freude haben sollte. Und dann eins der nächsten, die „Weiden"! Wie ein Andersensches Märchen hebt der Bericht an von diesen drei guten Bekannten in der Heimat, der Mutter, der Tante und dem Kind, die nun gestorben sind, denen aber der Verfasser einen Nachruf schuldet. Abseits vom Dorf, dort wo der Bach am tiefsten und breitesten ist, haben diese Weidenbäume gestanden, deren Schicksale bei Nordwind und Sonnenschein, im Frühjahr, im Sommer und Winter uns der Verfasser so liebenswürdig und sinnig zu deuten weiß. Daß wir es hier mit Büchern zu tun haben, die sich dem Leser nicht aufdrängen, ist ohne weiteres klar, um so mehr aber sollte der Bibliotheksleiter dafür Sorge tragen, daß sie in die richtigen Hände kommen. E. L.

Kotzde, Wilhelm, Frau Harke. Der Roman einer Landschaft. 2. Aufl. Leipzig, Matthes, 1919. Geb. 5,75 M.

Der Held des Werkes ist keine einzelne Persönlichkeit, sondern die ganze Bevölkerung des unteren Havellandes. Sie wird dargestellt in ihrer Bodenständigkeit, ihrem Zusammenleben und -Empfinden mit der umgebenden Natur, und wie beides durch menschlichen Eingriff, die Havelregulierung, gestört und schädigend beeinflußt wird. Hervorragend bestätigt sich das rege Naturgefühl des Verfassers in greifbar lebendiger Darstellung. Ein Zug frischer Lebensbejahung und frohen Lebensdranges durchweht das ganze Werk. Und wenn auch manches allzu idealistisch gefärbt ist — wie z. B. die Wandervogel-Bewegung nur so geschildert wird, wie sie sein sollte — und die Gegnerschaft gegen die Stromregulierung von Einseitigkeiten nicht frei ist, so weist der Roman dafür unter mehreren Gruppencharakteren einzelne prachtvolle Sonderfiguren auf und ist, auch weil er ohne hohe literarische Ansprüche auftritt, durch seine naturfrohe Frische für weiteste Kreise zu empfehlen. Stiewe.

Krämer, Philipp, Ernst Ludwig Zwingenberg. Die Episoden seiner Kindheit. Berlin, Furche-Verlag, 1918. (157 S.) 2,80 M., geb. 4 M.

Ein Büchlein ganz besonderer Art, das jeder mit schönem Vertrauen in die Hand nimmt, der des Verfassers Erzählungen „Buben" kennt. Es läßt uns tiefe Einblicke tun in die innere und äußere Entwicklung eines eigenartigen, aber durchaus gesunden Knaben von den frühesten Tagen seines Daseins bis an die Schwelle des Jünglingsalters. Ich denke, viele werden gleich mir die Empfindung haben, daß ein gewisser Zauber über diesen einfachen Vorgängen liegt. Sie werden vielleicht manchmal den Kopf über diesen merkwürdigen Jungen schütteln; sie werden etwas erstaunt sich fragen, wie namentlich der Vater zu diesem Sohn, der von seinen Geschwistern so ganz verschieden ist, kommt, aber lieb gewinnen werden sie gewiß den Ernst Ludwig mit seinem reinen und tiefen Gemüt, der uns ahnen läßt, daß er sich dereinst zu einem echten Dichter entwickeln wird. Uebrigens gibt Krämer uns hier wohl nur den Auftakt zu einem biographischen Roman: eine Bemerkung am Schluß verheißt ausdrücklich ein Buch von dem Jüngling Zwingenberg, dem man hoffnungsvoll entgegensehen darf. E. La.

Lienert, Meinrad, Das Gesichtlein im Brunnen. Erzählung. 2.—4. Taus. Frauenfeld u. Leipzig, Huber & Co., 1918. (185 S.) 4,80 M.

Die Erzählung setzt mit der lieblichen Schilderung der am Brunnen spielenden Nachbarkinder auf bergumstandener einsamer Alp ein, um gleich darauf in eine dramatisch bewegte Szene überzugehen, in welcher der angetrunkene Tanzbodenkartsch seine unglückliche Frau und den kleinen Stiefsohn mit rohen Worten und Schlägen vom Sterbebett des Großvaters in die wüste Föhnnacht hinaustreibt. Die Frau gerät in den reißenden Tobel, ihr Büblein führt ein gütiges Geschick den Wildbach entlang in das weit talabwärts gelegene Städtchen, wo er im Hause des altehrwürdigen Spenglermeisterehepaars offene Herzen findet. Die braven kinderlosen Leute erziehen Hansgeorg zu einem dankbaren Sohn, tüchtigen Handwerker und Erben und geraden Menschen, der sein Herz fast an eine gefallsüchtige Advokatentochter verliert, vor einer Verbindung aber durch das „Gesichtlein im Brunnen" bewahrt bleibt. Es sind die „knisternd-blauen" Augen seiner Kindheitsgespielin Urti, die er im Wasserspiegel des goldenen Röhrenbrunnens am Markte erblickt. Als kleiner Junge hat er sie für das Brunnenhexlein gehalten, jetzt zaubert ihm ihr Anblick Kindheit, Heimat und das wahre Herzensglück zu. Wie schon oben angedeutet, verfügt Lienert, der zu den anerkannt besten Schriftstellern der heutigen Schweiz gehört, nicht nur über lyrisch reiche, sondern auch dramatisch kräftige Töne. Haupt- und Nebengestalten kommen dichterisch gesehen aus dem Rahmen der Bergstadtidylle heraus. Einige davon, wie der Altgeselle Lötharius, könnten mit ihrem seltsamen Humor aus Raabes Feder stammen. Ein für größere Büchereien anschaffenswertes Buch,

besonders für Leser, die für die frische urwüchsige Schweizer Mundart Verständnis haben. A. R.

Maltzahn, E. von, Ein Mann. Roman aus der Gegenwart. Berlin, Martin Warneck, 1918. (198 S.)

Bücher, die einer bestimmten Tendenz zu Liebe geschrieben wurden, verlieren meist an literarischem Gehalt. Von dem guten und anerkennenswerten Grundgedanken abgesehen, ist dies leider auch der Fall bei E. von Maltzahns vorliegendem Roman, der sich anfangs mehr wie eine schlichte, gemütvolle Schilderung deutschen Familienlebens gibt, dann aber ganz von dem Gedanken der Verurteilung des Duellwesens beherrscht wird, und über dieser Richtlinie jede selbständige Handlung und Charakterzeichnung der führenden Personen vermissen läßt. Trotzdem liest das Buch sich angenehm und fließend und darf immerhin zu der wertvolleren Unterhaltungslektüre gezählt werden. E. Kr.

Meinhard, E., Das Donauhaus. Berlin-Lichterfelde, E. Runge, 1919. (224 S.) 5 M., geb. 6,75 M.

Im „Donauhaus“, in einem einsamen schwäbischen Dorf, hat ein Maler sein Atelier aufgeschlagen und von dem Leben und Treiben in diesem Künstlerheim berichtet die älteste Tochter in dem vorliegenden Ichroman. Ein Schlaganfall raubt dem Familienhaupt die Ausübung seines Berufs, und er muß mit den Seinigen in die dürftige Mietswohnung einer kleinen Stadt übersiedeln, wo engherzige Verwandte ihnen das Dasein verbittern. Ein kleines Vermächtnis ermöglicht der Aeltesten nach Straßburg zu übersiedeln und dort die obersten Klassen des Gymnasiums und dann die Universität zu besuchen. Die Irrungen und Wirrungen, die sich im Verkehr mit den männlichen Kommilitonen entwickeln, sind der eigentliche Gegenstand der Geschichte, die nach manchen inneren Kämpfen schließlich dazu führt, daß die Rosemarie und der Peter sich finden. Offenbar liegen viele innerliche Erlebnisse der Erzählung zu Grunde, die in ihrer Zartheit feinfühligen Lesern eine genußreiche Stunde bereiten wird. Besonders das Verhältnis der schwerflüssigen älteren Schwester zu der Frohnatur der jüngeren ist mit großer Liebe herausgearbeitet. E. L.

Namenhauer, Fritz, In welchem Zeichen? Roman. Berlin, Furche-Verlag, 1919. (314 S.) 6 M.

„Ein Weltanschauungsroman, ein Buch für Gottsucher, für Zweifler, für ringende, kämpfende Menschen“ — so verkündet der Umschlag; wer wird nicht allein schon angesichts eines so hochtrabenden und anspruchsvollen Titels zu zweifeln anfangen? Und richtig, schon die ersten Seiten bestätigen, daß unser Argwohn berechtigt war: Das Buch beginnt mit der Schilderung einer Parsifal-Aufführung in Berlin, nach deren Ende der junge Dr. Felsing, Sohn eines rheinischen Großindustriellen und Erbe eines großen Stahlwerkes, der Held des Romans, in einem Café bei abendlicher Konversation im kleinen Bekanntenkreise zum erstenmal mit der Weltanschauung des Buddhismus in Berührung kommt, und zwar indem ihn eine junge Dame dazu zu bekehren versucht. Einige Monate später ist er bereits so tief in das Wesen des Buddhismus eingedrungen, daß er der Ansicht ist, es handle sich nicht „um eine neue Religion, sondern um eine neue Stellung zu den Rätseln des Daseins und den Fragen des Lebens, die hier höchst einfach und überzeugend gelöst werden“. Er wird also überzeugter Buddhist, doch so bedauerlich es ist, es läßt sich nun einmal nicht alles auf diese Formel bringen und so kommt es denn vor, daß er sich selbst zuzeiten danach fragen muß, ob dieser oder jener Gedanke auch nicht „aus dem Rahmen seiner Weltanschauung falle“. Aber das Leben führt ihn auf Umwegen über Schuld und Sühne zum Christentum zurück. Und so kann er doch noch zu seinem Glück kommen und seine Jugendgeliebte heimführen, damit es offenbar werde, daß „im Zeichen des Kreuzes zu siegen“ sich auch wirklich lohne. Herr Namenhauer beschränkt

sich nicht nur auf diese religiösen Probleme, sondern sein über alle Schwierigkeiten hinweggleitender Optimismus glaubt auch noch einige andere schwerwiegende Probleme ethischer und sozialer Natur, z. B. die moderne Arbeiterfrage so nebenbei lösen zu können. Einzig zu bewundern ist die Geschicklichkeit des Verfassers, im Verlauf der zahlreichen philosophischen Gespräche jeder tiefergehenden Auseinandersetzung aus dem Wege zu gehen. Dies verhindert wenigstens mit Sicherheit, daß der Leser etwa ungebührlich stark belastet werde. Es ist unglaublich, wie seicht dieser Tendenzroman ist, und es kann nur als ein bedauerlicher Tiefstand literarischer Verantwortlichkeit bezeichnet werden, daß der Furche-Verlag der plump aufgetragenen christlichen Tendenz zuliebe blind solchen Kitsch dem Druck überliefert.

Frida Endell.

Nüdling, Ludwig, Eva. Ein Spiel vom ersten Sterben. Köln, J. P. Bachem, 1918. (99 S.) 3 M.

Den biblischen Text der Kaintragödie hat der Dichter mit Eigenem ausgeschmückt und erweitert, ohne daß es ihm geglückt wäre, das Trauerspiel des ersten Brudermordes dramatisch fesselnd auszugestalten. Eine Anzahl Nebenpersonen verflachen die Handlung. Weder die Menschheitsmutter Eva, noch Kain, der bei Nüdling aus Herrschsucht und Verlangen, dem hier sehr matt gezeichneten Abel das Weggeheimnis zum verlorenen Paradies zu entreißen, zum Totschläger wird, lösen ein ernsthaftes Interesse aus. Der alte Adam bleibt nur ein Schatten, und das Symbol der Schlange mit dem Sündenapfel hätte auch wirkungsvoller verwendet werden können. All dies schließt aber nicht aus, daß besonders der letzte Aufzug einige wirkungsvolle Bühnenszenen enthält, und die ganze Arbeit mancherlei Sprachen- und Gedankenschönheit. E. Kr.

Ostini, Fritz v., Tat und Schuld. Leipzig, L. Staackmann, 1919. (212 S.) 6 M.

Ein geschickt geschürzter Kriminalroman, natürlich im besseren Sinn des Worts, liegt hier vor. Es handelt sich um die Ermittlung des Urhebers einer furchtbaren Bluttat, deren Opfer ein Forstbeamter und die Frau seines Oberförsters geworden sind. Den vereinten Bemühungen der Witwe und eines erfahrenen alten Kriminalpsychologen gelingt es endlich, den Schuldigen zu ermitteln. Diesen rohen Tatbestand weiß der Autor dadurch zu veredeln, daß er uns in die Mitte feinfühliger Menschen versetzt, die das Verbrechen und den Verbrecher, den degenerierten Sproß eines Fürstenhauses, in richtiger Weise einschätzen. Jede unnötige Sensation wird vermieden, so daß man die Erzählung, deren nähere Begebenheiten sich in Kürze kaum wiedergeben lassen, den Lesern von Volksbibliotheken wohl in die Hand geben kann. Dem Verlangen nach Sühne geschieht dadurch Genüge, daß der Täter, nachdem er seine Schuld und seine Motive eingestanden hat, freiwillig aus dem Leben scheidet, das ihm trotz aller Versuche, durch Orgien sein Gewissen zu betäuben, immer mehr zur Qual geworden ist. E. L.

Reimmichl, Auf unsern ewigen Bergen. Eine Geschichte aus dem großen Krieg. Innsbruck, Tyrolia, o. J. (292 S.) Geb. 2,50 M.

Ein echtes Volksbuch liegt hier vor. Alle Tiroler, ja alle treuen Oesterreicher, die mit heißem Herzen, mit jubelndem Stolz von den heldenhaften, oft schier übermenschlichen Bergkämpfen in Südtirol gegen die verräterischen Italiener gelesen haben, werden an dieser Geschichte, die uns durch lebendigste Schilderung mitten in diese Kämpfe hineinstellt, wahre Freude haben. Sie werden wenig Anstoß daran nehmen, daß uns psychologisch doch mancherlei Bedenkliches zugemutet wird, daß das, was wir hier Hans Freinberger vollbringen sehen, doch wohl gelegentlich über das für Menschenkraft selbst der zähesten Art Mögliche hinausgeht. Der kritische Betrachter wird ohne weiteres zugestehen, daß das Buch als Kunstwerk nicht viel bedeutet. Als vaterländische Aufmunterungsschrift verdient es jedenfalls

warme Anerkennung. Man sieht es gern, daß Reimmichl von seinen Landsleuten laut gepriesen wird; er ist in der Tat der rechte „Volksbotenmann“; seinen Büchern gebührt auch in reichsdeutschen Volksbibliotheken ein Platz.

E. La.

Salus, Hugo, Sommerabend. Neue Prosa. Leipzig, Fr. W. Grunow, 1916. (151 S.) 3 M., geb. 4 M.

Eine Sammlung kleiner Erzählungen und Skizzen in sorgfältig geglätteter Sprache, die alle das gemeinsam haben, daß in ihnen wenig geschieht, daß vielmehr irgend eine psychologische Frage oder eine Literatur in den Vordergrund tritt, bietet Salus hier dar. Von der Zeit des Entstehens finden sich nur geringe Spuren, doch zeigt z. B. „Der Pfarrer von Tapiau“, daß die Not des Weltkriegs auch an diesem ästhetisch gerichteten Deutschösterreicher nicht wirkungslos vorübergegangen ist. Besonders hervorgehoben seien „Frühling-Herbst“, „Der heilige Humor“ und die „Beethoven-Symphonie“, die in kurzen Sätzen voll Poesie das Heldenschicksal des Achilleus wiedergibt, wie es uns allen von der Ilias her geläufig ist. In anderen Stücken wird in anregender Weise über die Glaubensprobleme moderner Menschen gesprochen. Weniger um eine Volkslektüre als um einen Genuß für Feinschmecker handelt es sich in diesem schmalen Bändchen, dem es gewiß nicht an Freunden fehlen wird.

E. L.

Schellendorf, Bronsart von, Afrikanische Tierwelt I: Novellen und Erzählungen. Leipzig, Haberland. Geh. 4 M., geb. 5 M.

Das außerordentlich sympathische Buch beruht ganz auf eigenen Beobachtungen und Erlebnissen des Verfassers und verfolgt den ausgesprochenen Zweck, das Interesse an der Erhaltung der afrikanischen Tierwelt zu fördern. Es schildert den stillen Zauber der afrikanischen Steppe und die Pracht der Urwälder und verweilt ausführlicher bei naturwahren Bildern aus dem Leben der großen Raubtiere und Dickhäuter. Der Hauptreiz der Schilderungen liegt darin, daß sie nicht vom Standpunkt des Jägers aus geschehen. So fehlt ihnen zwar das Moment abenteuerlicher Spannung, dafür sind sie reich an wahrhaft mitfühlender Güte, die aus ihrer innigen Teilnahme am Idyllischen und Tragischen im Schicksal der Tiere ergreifend das Seelenleben der ehemaligen Herrscher der Wildnis zu enthüllen vermag. Der Blick des Tierfreundes geht tiefer als der durch seine Leidenschaft bestimmte des Jägers. Es ist eins der schönsten Tierbücher und bietet für die bloße Unterhaltung ebenso viel wie für die wissenschaftliche Belehrung.

Kemp.

Schrott-Fiechtl, Wettertannen. Tiroler Roman aus der Gegenwart. Köln, J. P. Bachem, o. J. (252 S.) 4 M., geb. 5 M.

Nicht in der äußeren Handlung, sondern in dem Geist, der darin waltet, liegt der innere Wert dieses Buches. In Wettertannen sind oder werden die Menschen, für die der Verfasser uns Herz und Sinn mehr und mehr zu erwärmen versteht. Frau von Pfluegg vor allem, die „Kathi-Frau“ verdient diesen Namen. Durch ihre Kraft, ihre Liebe und ihren warmen religiösen Sinn weiß sie, treu unterstützt von ihrem charaktervollen Mann, nicht nur Sohn und Tochter zu starken, auch in den schwierigsten Lagen sich bewährenden Vollmenschen zu machen, sondern auch andere aus ihrem nächsten Umgangskreis aufs tiefste in gleichem Sinne zu beeinflussen. Die innige Verehrung, mit der sie zu Maria der „goldenen Frau“ aufsieht, hat etwas Rührendes, und den Geist katholischer Gläubigkeit, der alle Hauptgestalten erfüllt, würde auch ein Protestant ganz wohltuend empfinden, wenn ein recht unorganisch wirkender Vorstoß gegen die Los-von Rom-Bewegung unterblieben wäre. Echtes Deutsch-Oesterreichertum in liebenswürdigster Form, in seiner Wirkung durch die Sprachfärbung schön unterstützt, tritt uns entgegen; aber auch Einsicht in seine Schwächen, offne Anerkennung für die überlegene Arbeitskraft der Reichsdeutschen fehlt nicht; eine schöne Gemütswärme, frei von

jeder Lehrhaftigkeit, waltet durchgängig. Bedeutend wird man diesen Roman kaum nennen; aber er wirkt wohltuend und hinterläßt einen harmonischen Gesamteindruck. E. La.

Schubart, Arthur, Kimmerlingers Kavaliere. Studienköpfe. 2. Aufl. Stuttgart, Bonz & Comp., 1919. (212 S.) Geb. 3,50 M.

Ders., Hubertusbilder. Buchschmuck von Ludwig Hohlwein. Eb. 1918. (193 S.) Geb. 5 M.

Beide Bücher zeigen den bekannten Verfasser trefflich erzählter Jagdgeschichten in der ihm oft nachgerühmten Vielseitigkeit. Die „Kavaliere“ über die der oberbayrische gräfliche Oberjägermeister Kimmerlinger so ergötzlich und derb in seinem urwüchsigen, für nichtbayrische Ohren freilich nicht ganz leicht zu verstehenden Dialekt mit grimmem Humor berichtet, sind die Jagdgäste seines Herrn, die er in seiner langen Jägerlaufbahn erlebt hat. Da er mit den Würden und Titeln der Fremden auf gespanntem Fuße steht, bezeichnet er sie meist mit Spitznamen, die seiner guten Beobachtungsgabe alle Ehre machen. Nach der Versicherung des Autors liegen hier wirkliche Erzählungen zu Grunde, die dieser aus den Mosaiksplittern der Erinnerungen zu einem einheitlichen Ganzen zusammengesetzt hat. Dabei mag ihn ein richtiges Gefühl geleitet haben, wenn er an diesen Naturprodukten möglichst wenig geändert hat. — Weitere Kreise werden sich an den „Hubertusbildern“ erfreuen, die in wohllautenden fünffüßigen Jamben von allen möglichen Jagd- und Naturbeobachtungen berichten. Meist zeichnet der Verf. auf nur zwei Seiten diese scharf umrissenen Skizzen, die man den kurzen Jagdgeschichten des unvergeßlichen Löns vergleichen möchte. Die Stimmung der ihn umgebenden Landschaft auf der Schlittenfahrt, im Frühjahr, im Hochsommer, oder den feinen Silberduft eines Oktobermorgens weiß Schubart im Leser wieder zu erwecken, ebenso gut aber versteht er sich auf die Schilderung der Landschaft und gern folgen wir ihm auf die Gipfel, von der man die weiten von der untergehenden Sonne vergoldeten Täler überschaut, oder in die Steinwüsten mit ihren grünlich-gelben Flechten, ihren öden, mit Felsgeröll angefüllten Schluchten, die der Zwergwald überwuchert. Gerade diesem edel gehaltenen Buch möchte man größte Verbreitung wünschen. E. L.

Schubart, Arthur, Wasserweid, Geschichten von Fischen und Frauen. Stuttgart, A. Bonz & Comp., 1917. (252 S.) 3 M., geb. 4,50 M.

Sieht man von Otto Müllers „Münchhausen im Vogelsberg“ ab, so ist das deutsche Schrifttum nicht etwa reich an Jagdgeschichten, die für den Autor so viele Möglichkeiten darbieten, den Leser, — sei es, nun durch harmlos derbe Natur, sei es durch feine Naturbeobachtungen —zu erfreuen. Mit Vorliebe wird man daher die vorliegende Sammlung kleiner Geschichten begrüßen, die noch dazu dem Teile des edlen Weidwerks gewidmet sind, der, wie der Autor einmal klagt, immer in der Literatur vernachlässigt werde. Im Hochgebirge und in den Mooren Oberbayerns finden wir die Stätten, da sich die Kämpfe der Angler mit den mächtigen Edelfischen abspielen, die sich nicht selten von dem Haken wieder befreien oder gar die Angelrute zerbrechen, zumal wenn diese einer der weiblichen Begleiterinnen anvertraut ist, die voller Neugier mit hinausgezogen sind. Mit Geschick hat der Verf., indem er immer neue Situationen vorführt und immer neue Freunde und Freundinnen auftreten läßt, die Gefahr der Eintönigkeit vermieden, so daß man bis zuletzt seinen an dem berühmten Beispiel Turgenieffs geübten Schilderungen voller Interesse folgt. E. L.

Sperl, Aug., Konradin, der Grafensohn. Eine Geschichte aus dem Bauernkriege. 2. Aufl. Stuttgart, K. Thiemmann, 1919. (158 S.)

Der bekannte Verfasser gehaltvoller historischer Romane bereitet mit dieser wunderschön erzählten Geschichte der Jugend eine Freude. Weniger von den Gräuelszenen des Bauernkrieges als von freundlichen Kinderszenen

erfahren wir, deren Held Konradin der älteste Sohn ist, dem der in den Krieg ziehende Vater den Auftrag gegeben hat, der Mutter und den jüngeren Geschwistern treu zur Seite zu stehen. Durch einen längst vergessenen unterirdischen Gang, den ein Traum dem Knaben offenbart hat, entflieht die Familie aus der Burg, die von den Bauern gestürmt wird, in den tiefen Wald. Dann sind es treue Leute, die die Gräfin und ihre Angehörigen so lange bergen, bis ihr Gemahl mit seinen Mannen zurückkehrt. Acht wohlgelungene Tondruckbilder schmücken das Buch, das sich vor allem für die männliche Schuljugend etwa bis zur Konfirmation eignet. E. L.

Die Geschichte des Jochem Steiner. Nach Tagebuchblättern und Aufzeichnungen des Jochem Steiner hrsg. v. Hans Roelli. Zürich, Füßli. (252 S.)

Die Geschichte eines Mannes, der aus dem kernhaften Bauernstande unter die Literaten geht und zur Einsicht kommt, daß sein Bestes sein Bauerntum ist, dem er auch seine dichterische Kraft verdankt. In der Rückkehr zur Natur findet er sich selber wieder. Das Tiefland-Motiv in modifizierter Form. Eine starke schöne Sprache gibt dem Tagebuch-Roman des problematischen Mannes einen besonderen Wert. Kernig wie die Natur des Bauern ist die Sprache dieses ergreifenden Buches eines modernen Bauern-Parzifal. Das Problematische bedingte die Schlußlosigkeit des Romans, wenngleich ein festerer Ausklang dem Ganzen meiner Ansicht nach von Vorteil gewesen wäre. Ein Roman von Arbeit und Tod, Naturschönheit, zarter Liebe und trotzigem Bauerntum. Ich empfehle dies Buch unsern Bibliotheken. Pieth.

Vosberg, Harry, Hans Michel Elias Obertraut. Heilbronn, E. Salzer, 1918. (496 S.) 7 M.

In einer Kirche zu Hannover liegt der Generalleutnant seiner Majestät des Königs von Dänemark Michael Obertraut begraben, und der Eintrag im Totenbuch meldet, daß er im Oktober 1625 geblieben sei in einem Gefecht gegen Tilly, der einem alten Liede nach vor dem gewaltigen Kriegsmann gehörigen Respekt gehabt habe. Wie dieser Held, den Freund und Feind den deutschen Michel nannte, im pfälzischen Stromberg am Hundsrück emporwuchs, wie er im Dienst seines Kurfürsten emporkam, die von den Feinden des Winterkönigs besetzte Heimat auf das äußerste verteidigte und endlich im niedersächsischen Kreise den Kampf gegen die Kaiserlichen fortsetzte, schildert in breitausladender Erzählung im vorliegenden Roman. Sehr zurück hinter den kriegerischen Ereignissen tritt das persönliche Erleben Obertrauts, dessen Jugendgespielin den Frieden des Klosters aufsucht, nachdem ihr durch die Intriguen einer welschen Nebenbuhlerin der Geliebte entfremdet ist. Trotz der Glaubenskämpfe bewahrt sich der deutsche Michel den Glauben an sein Volk und dessen Wiedergeburt aus den Verheerungen des dreißigjährigen Kriegs. Das bekunden die letzten Worte, die der Sterbende sich abringt und an den feindlichen Heerführer richtet: „Die inneren Feindschaften richten uns zugrunde! Das Reich Tilly, — das Reich." — Am meisten befriedigen wird den ernsten Leser der erste Teil der Geschichte, der das Leben und Treiben des rheinischen Adels an Nahe und Rhein in lebensvollen Bildern veranschaulicht. Vor allem gelungen ist das Porträt der Eltern, der sorglichen Mutter und des ehrenwerten Vaters, der früher Kaiserlicher Rat, auf seine alten Tage als Amtmann auf Schloß Stromberg ein patriarchalisches Regiment führt. Auch die landschaftlichen Reize, zumal der gesegneten Fluren der Pfalz und des Elsaß, werden mit feinem Verständnis charakterisiert, so daß man mit Rücksicht auf so viel ehrliches Bemühen es gern mit in den Kauf nimmt, daß sich der Autor hier und da allzu sehr in die Details der großen politischen Haupt- und Staatsaktionen verliert. — Dem Literaturkundigen wird es nicht entgehen, daß diese Erzählung dem Gegenstand und der ganzen Tendenz (das Wort in gutem Sinn genommen) nach einigermaßen an den bekannten Volksroman von Schmitthenner „Das deutsche Herz" erinnert. E. L.

Waser, Maria, Scala Santa. Zürich, Rascher & Co., 1918. (126 S.) Kart. 2,50 M.

Daß Maria Waser mit den Augen eines Sonntagskindes die Geheimnisse der Menschenseele und die uns umgebende Natur zu schauen und zu deuten versteht, weiß jeder, der ihren großen historischen Roman kennt. Auch in dem vorliegenden Bändchen offenbart sie diese Gabe; die drei in ihm vereinten Erzählungen berichten von dem stillen Glück einer Mutter von den Tagen an, da sie ihren Liebling unter dem Schatten des Quittenbaums in dem Kinderwagen fährt, bis zu der Stunde, da die beiden halberwachsenen Söhne zum erstenmal einen Flug in die große Welt antreten, der sie lange Wochen hindurch vom Elternhaus fern halten wird. Wer Geschehnisse oder Handlung von diesem Büchlein erwartet, wird nicht auf seine Kosten kommen, beschauliche Leser hingegen werden bei diesen Ergüssen eines feingestimmten Frauenherzens verwandte Saiten in ihrem Innern weiterklingen hören und der Verfasserin Dank wissen, daß sie uns einen Einblick in den Schrein ihres Heiligtums gewährt hat. E. L.

Winterfeld-Platen, Leontine v., Das Schwert von Thule. Schwerin i. M., F. Bahn, 1919. (303 S.) 4,50 M., geb. 6,50 M.

Der vorliegende Roman spielt in Mecklenburg im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts. Ein junges Mädchen aus dem skandinavischen Norden wird in das Haus ihrer Verwandten in Rostock verschlagen und heiratet in der Folge den Ritter Otto von Maltzan, dessen ehrgeiziger und gewalttätiger Bruder Berend in seinen festen Schlössern eine unabhängige Stellung den Herzögen von Mecklenburg und Pommern gegenüber gewinnen möchte. Wie das Leben in der alten Hansastadt so weiß die Verf. auch das Treiben in diesen Adelssitzen verständnisvoll zu vergegenwärtigen. Die beiden mächtigen Fürsten verbinden sich endlich, schließen die als uneinnehmbar geltende Hauptburg ihrer Feinde ein und vertreiben diese außer Landes. Nach langen Jahren kommt endlich eine Sühne zu stande, die den Flüchtigen die Rückkehr gestattet. Auch die beiden Ehegatten, die in der Zeit der Not treu zu einander gehalten, finden sich wieder zusammen. Die Erzählung beruht auf sorgfältigen Studien, sie entwickelt manchen ernsten, beschaulichen Gedanken, und schildert mit großer Liebe das Land sowie seine Bewohner. Die reifere Jugend sowohl wie ältere Leser werden an dieser anspruchslosen Leistung deutscher Heimatkunst ihre Freude haben. Der Titel ist gesucht und die schwachen Bemühungen, ihn zu rechtfertigen, wirken wenig überzeugend.

E. L.

Die Zeitbücher. Bd. 91—95. Konstanz, Reuss & Itta. Jeder Band 0,90 M. (Bulcke, Katharina. — Münzer, Die Herzogin von Imola. — Novellen rheinischer Dichter. — Muschner, Und bin ich einmal verschollen. — Hamecher, Der Sankt Georgstaler.)

Die neue Serie der bei Reuss & Itta erscheinenden Zeitbücher präsentiert sich in den von Pirchau entworfenen Einbänden recht stattlich, zu bedauern ist umsomehr, daß Format und Umfang der Bändchen ihre Einstellung in die Volksbücherei nicht gerade empfehlenswert erscheinen läßt. Leider ist auch der Inhalt von recht verschiedener Qualität. Sehr reizvoll sind die drei Novellen von Bulcke, besonders die Titelnovelle, die frische, lebensvolle Bilder aus den Ferientagen zweier Gymnasiasten bietet. Gut ausgewählt sind auch die Novellen rheinischer Dichter, unter denen „Die Windmühle“ von Eulenberg und „Der Knecht“ von Paquet die übrigen um ein beträchtliches überragen. Lesenswert sind auch noch ein paar der kleinen Erzählungen von Münzer, die allerdings gelegentlich einen üblen Beigeschmack von falscher Sentimentalität haben. Dagegen ist an den Sachen von Hamecher und Muschner nicht viel Gutes. Es sind unreife und unselbständige Dilettantenarbeiten, deren Veröffentlichung besser unterblieben wäre. Kemp.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (S.).

1919 **Mitteilungen** Nr. 2

der Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen

Geschäftsstelle Berlin W 35, Genthiner Strafse 13, I — E. V. — Sprechstunden Mittwochs 3½—4½ Uhr

Verantwortliche Schriftleitung: J. Mühlenfeld, Berlin O 17, Stralauer Allee 17 c. — Beilage zu den „Blättern für Volksbibliotheken und Lesehallen" (Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig) Diese Beilage ist einzeln nicht käuflich.

Kommissionsbericht.

Am 4. Januar d. J. wurde von uns eine Eingabe an den Städtetag gerichtet, in dem wir um einheitliche Regelung der Gehaltsverhältnisse der städtischen Volksbibliothekarinnen baten. Wir erhielten darauf den Bescheid, daß der Vorstand in einer Sitzung am 7. Januar Kenntnis von dem Gesuch genommen habe: „Eine Stellungnahme zu der Eingabe hat aus grundsätzlichen Erwägungen nicht erfolgen können. Es wird anheim gestellt, entsprechende Anträge an die einzelnen Mitgliederstädte des Städtetages zu richten."

Daraufhin haben unsere Kommissionen für wissenschaftliche Bibliotheken (Vorsitzende L. Abraham, Magistratsbücherei Berlin-Schöneberg) und für Volksbibliotheken (Vorsitzende A. Reicke, Volksbücherei Charlottenburg) in gemeinsamer Arbeit eine Denkschrift ausgearbeitet, die, in Folioformat gedruckt, den Kolleginnen an nicht-staatlichen Bibliotheken als Material bei Eingaben an ihre zuständige Behörde dienen soll.

Die Denkschrift hat folgenden Wortlaut:

Berlin W 35, Genthiner Str. 13 I.

Die unterzeichnete Vereinigung, die sich seit Jahren vorzugsweise um die angemessene Ausbildung der im bibliothekarischen Beruf arbeitenden Frauen bemüht hat, sieht sich jetzt vor die Notwendigkeit gestellt, für Verbesserung der Anstellungs- und Besoldungsbedingungen der in diesem Berufszweige Tätigen einzutreten.

Wir bitten daher bei der bevorstehenden Neuregelung der Beamten- und Angestelltenverhältnisse auch die Ihrer Verwaltung unterstellten Bibliotheken berücksichtigen zu wollen.

In Preußen sind 1909 (und 1916 in neuer Fassung), in Sachsen 1917 Ministerialerlasse herausgegeben worden, die Art und Dauer der bibliothekarischen Ausbildung an wissenschaftlichen und Volks-Bibliotheken regeln und staatliche Diplomprüfungen einführen. Die Ablegung der Prüfung gewährt im Staatsdienst Antwartschaft auf eine Bibliothekssekretärinnenstelle mit Beamteneigenschaft. Für die bereits längere Zeit an Bibliotheken Arbeitenden sind Uebergangsbestimmungen getroffen, die eine Anstellung auch ohne Examen ermöglichen.

An den staatlichen sowie an verschiedenen Reichs- und einigen städtischen Bibliotheken sind seit einer Reihe von Jahren Bibliothekssekretärinnen angestellt. Die in den nichtstaatlichen Bibliotheken zu leistenden Arbeiten sind den an den staatlichen in der Bewertung gleichzustellen, daher ist die Forderung gleicher Besoldung und gleicher Anstellungsbedingungen für alle Bibliothekarinnen berechtigt.

Für die nichtstaatlichen wissenschaftlichen Bibliotheken (z. B. Stadt-, Magistrats- und Vereins-Bibliotheken) erübrigt sich eine nähere Begründung, da die Tätigkeit an allen wissenschaftlichen Bibliotheken nahezu die gleiche ist.

Die Anforderungen, die an die Volksbibliothekarin gestellt werden, sind wesentlich sozialpädagogischer Art. Im wichtigsten Teil ihrer Arbeit, in der Auswahl der anzuschaffenden Bücher, in der Zusammenstellung und volkstümlichen Anordnung der Kataloge und im Ausleihdienst

hat die Volksbibliothekarin eine volksbildnerische Aufgabe zu erfüllen. Sie ist literarische Beraterin der Leser, hat Auskunft über Bücher auf allen Wissensgebieten zu erteilen und geschmacks- und gemütbildend auf die jugendlichen Leser einzuwirken. Diese Aufgabe bringt die Volksbibliothekarin in nächste Parallele zur Lehrerin, deren Berufsverhältnisse auch bei der Einrichtung der oben erwähnten staatlichen Sekretärinnenstellen maßgebend gewesen sind.

Auf Grund der vorstehenden Ausführungen faßt die Vereinigung ihre Forderungen dahin zusammen:

1. Anstellung: Gleichstellung mit den Bibliothekssekretärinnen an staatlichen Bibliotheken in Bezug auf Gehalt mit Zuschlag des Wohnungsgeldes, laufenden Zulagen und Altersversorgung (Beamteneigenschaft).
2. Urlaub: Mindestens vier Wochen, nach Dienstjahren steigend.
3. Möglichste Beschränkung der Anstellungszeit auf Privatdienstvertrag.
4. Anrechnung dieser Zeit auf das Dienstalter.
5. Voraussetzung der Anstellung: Das Diplomexamen. Als Uebergangsbestimmung eine entsprechende mehrjährige praktische Tätigkeit.

Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen (E. V.)
i. A.: Martha Schwenke. Lucie Abraham. Anna Reicke.

Jahresbericht der Hamburger Ortsgruppe 1917/18.

Am 14. November 1918 blickt die Ortsgruppe Hamburg auf ihr erstes Arbeitsjahr zurück. Wir haben uns bemüht, gegenseitige Aussprachen, ein Kennenlernen untereinander und ein Zusammenarbeiten in unseren gemeinsamen Interessen anzustreben. Hoffentlich kommen bald ruhigere Zeiten, in denen das alles in noch größerem Maßstabe möglich sein wird.

Es wurden im Laufe des Jahres 11 Bibliotheken besichtigt; diese Führungen haben sich als eine vorzügliche Einführung in das Hamburger Bibliotheksleben erwiesen. Wir werden diese Besichtigungen fortsetzen, dazu auch Institute und Firmen heranziehen, die in Beziehung zu unserem Berufe stehen. Besichtigt wurden die Bibliothek der Gewerbekammer, der Kunstgewerbeschule, des Hygienischen Instituts, der Patriotischen Gesellschaft, der Zentralstelle des Kolonialinstituts, die Stadtbibliothek, Bücherhalle A, Kohlhöfen, die Oeffentliche Musikalienausleihe und die interessant zusammengestellte Privatbibliothek des Herrn Prof. Dr. Warburg. Herr Prof. Dr. Wahl hatte es sich nicht nehmen lassen, uns persönlich die Stadtbibliothek zu zeigen und eine fesselnde Ausstellung von Kostbarkeiten und Seltenheiten seiner Bibliothek zusammenzustellen.

Zwecks Gründung eines Archivs von Zeitungsausschnitten in großem Maßstabe über alles was Bibliotheken und Bibliotheksbeamte angeht, sind Verhandlungen mit Herrn Dir. Wahl gepflogen worden, mit dem Ergebnis, daß die Stadtbibliothek die Gründung dieses Archives übernimmt. Den Mitgliedern der Vereinigung wird für die Einsichtnahme ein Vorzugsrecht eingeräumt.

Der Verein selbst sammelt Hamburger Zeitungsausschnitte über Bibliotheksfragen, sie sind einzusehen bei Frl. v. Chrismar, Bibl. d. Gewerbekammer.

Eine Hamburger Gehaltsstatistik wurde zusammengetragen. Sie wird streng vertraulich behandelt und ist für die Mitglieder bei der 1. Schriftführerin einzusehen.

Der Verein wurde Mitglied des Stadtbundes hamburgischer Frauenvereine. Er bleibt dadurch in allen Fragen, die die Frauen betreffen auf dem Laufenden und erhält Gelegenheit, seinen Mitgliedern Preisermäßigung z. B. für Theater zu verschaffen. Durch den monatlich erscheinenden Stadtbund-Anzeiger erhält jedes Mitglied Mitteilung über Veranstaltungen, Zusammenkünfte, Vorträge usw. J. Hansen.

(Schluß folgt.)

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (S.).

1919 **Mitteilungen** Nr. 3

der Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen

Geschäftsstelle Berlin W 35, Genthiner Strafse 13, I — E. V. — Sprechstunden Mittwochs $3^1/_2$—$4^1/_2$ Uhr

Verantwortliche Schriftleitung: J. Mühlenfeld, Berlin O 17, Stralauer Allee 17 c. — Beilage zu den „Blättern für Volksbibliotheken und Lesehallen" (Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig) Diese Beilage ist einzeln nicht käuflich.

Jahresbericht der Hamburger Ortsgruppe 1917/18.

(Schluß.)

Aus der Zentrale für Berufsberatung trat die Vereinigung Ende des Jahres wieder aus; der Nutzen der Zusammenarbeit erwies sich als zu einseitig für die Berufsberatung. Der Austausch von Mitteilungen bleibt trotzdem bestehen, so daß die Berufsberatung immer gut unterrichtet ist und ihr auch weiter im allgemeinen die Berufsberatung überlassen werden kann. An die 1. Vorsitzende wandten sich 15 Personen um Rat und Auskunft.

Die Stellenvermittlung ist Berlin weiterhin überlassen worden. Natürlich ist es wünschenswert, daß die hiesige Ortsgruppe von bevorstehenden Vakanzen rechtzeitig durch die Kolleginnen unterrichtet wird. Bei Gründung des Vereins zählten wir 45 ordentliche, 9 außerordentliche, am Schlusse des Vereinsjahres 40 ordentliche und 6 außerordentliche Mitglieder. Zu denen, die Hamburg verließen, gehörte leider auch unsere 2. Kassenführerin Fräulein Hanna Bauer; für sie trat Fräulein Willich, Stadtbibliothek, in den Vorstand ein.

Der Beginn des 2. Vereinsjahres fiel in den Ausbruch der Revolution. In den unruhigen Zeiten war ein gedeihliches Weiterarbeiten nicht möglich. Da sich ein Drittel unserer Mitglieder in den Wahlwerbeausschüssen betätigte, die übrige Zeit durch Besuchen von Vorträgen und andere Vorbereitungen auf die Wahl zur Nationalversammlung in Anspruch genommen wurde, mußte die Vereinsarbeit zurückstehen.

Auf der Mitgliederversammlung am 14. Nov. 1918 wurde der bisherige Vorstand wiedergewählt. Für die auf Wunsch ausscheidende 1. Schriftführerin, Gertrud Lintz, wurde Elisabeth Boedeker gewählt. Der Vorstand setzt sich jetzt folgendermaßen zusammen:

1. Vorsitzende:	Julie Hansen. Oeffentl. Bücherhalle D, Oberaltenstift 88 e.
2. „	Anni Schmidt. Bibl. d. Kolonialinstituts, Landwehr 19.
1. Schriftführerin:	Elisabeth Boedeker. Archiv f. Schiffahrt u. Schiffbau, Hochkamp, Friedensstr. 10.
2. „	Hertha Jerrmann. Oeffentl. Bücherhalle A, Erlenkamp 3.
1. Schatzmeisterin:	Martha Böhmer. Oeffentl. Bücherhalle A, Hamerlandstr. 16.
2. „	Mary Willich. Stadtbibl., Eppendorfer Weg 185.

Fräulein Anna Friedrich hielt dann einen interessanten Vortrag über die von dem Prüfungsausschuß für Jugendschriften in Hamburg geleistete segensreiche und anregende Arbeit. Frl. Friedrich ist auf Wunsch des Vorstandes Mitglied dieses Ausschusses.

Am 16. Dez. fand eine Besichtigung der Zeitung und Buchdruckerei des Hamburger Fremdenblattes unter reger Beteiligung statt. Sehr gut besucht war auch der Vortrag von Frau Ida Dehmel: Ueber die deutsche Volkspartei.

Einem Wunsch aus dem Kreise wissenschaftlicher Bibliothekarinnen folgend, will der Vorstand hin und wieder Abende veranstalten, in denen Werke der Schönen Literatur gewürdigt, ev. gelesen und besprochen werden sollen. Frl. Hertha Jerrmann wird die Leitung in die Hand nehmen.

Die Vorarbeiten für die Schaffung von Fortbildungsmöglichkeiten haben auch lange Zeit ruhen müssen, sie sollen nun aber wieder aufgenommen werden. Wir hoffen, daß die Gründung einer Universität und Volkshochschule in Hamburg unseren Bestrebungen günstig sein wird. J. Hansen.

Vereinsnachrichten.

Anna Reicke sah sich aus Gesundheitsrücksichten gezwungen, ihr Amt im Vorstand niederzulegen. An ihre Stelle wurde Margarete Friederichs, Berlin W 30, Kyffhäuserstr. 21 II (Statistisches Landesamt) gewählt. Ihr Amt als Vorsitzende der Volksbibliothekskommission behält Frl. Reicke bei, doch hat sie für die nächsten 3 Monate der 2. Vorsitzenden Gertrud Bernewitz, Leiterin der Volksbücherei Neukölln (Neukölln, Berlinerstr. 11) die Kommissionsarbeiten übertragen.

Die Adresse der 1. Stellenvermittlerin Judith Seger lautet wieder: Berlin W 57, Pallasstr. 24.

Da in Dresden sowohl die 1. wie 2. Vorsitzende erkrankt sind, wurde der Schatzmeisterin Frl. Roth, Dresden-A., Albrechtsstr. 34 III vorläufig die Leitung der Ortsgruppe übertragen.

Frl. Dale Sass, Bibl.-Sekretärin an der U.-B. Berlin, teilt uns mit, daß sie auf Aufforderung verschiedener Kolleginnen sich entschlossen habe, einen Kursus zur Erlernung der Titelaufnahmen (Zettelkursus) einzurichten. Anmeldungen nach Berlin-Grunewald, Humboldtstr. 6a erbeten.

Herr Bibl.-Sekretär Dr. Gustav Beckmann zeigt an, daß er wieder Lateinkurse zur Vorbereitung für das Diplom-Examen abhalten will a) für Anfänger, b) Repetitionskurse für Fortgeschrittenere. Anmeldungen in der Univ.-Bibl., Berlin NW 7, Universitätsstr. 7, 9—3 Uhr.

Von den mittleren Beamten der Bonner U.-B. ist an eine Anzahl größerer staatlicher und städtischer Bibliotheken ein Rundschreiben versandt worden, in dem zu einer Gründung eines Reichsverbandes der mittleren Bibliotheksbeamten aufgefordert wird.

Wir erkennen die Berechtigung des neuen Verbandes, dem männliche und weibliche Beamte und Angestellte angehören sollen, durchaus an, können aber im Augenblick noch nicht übersehen, wie weit ein Zusammenarbeiten möglich ist, und ob etwa ein späterer korporativer Anschluß der Vereinigung an den Verband im gegenseitigen Interesse liegt. Wir werden bald ausführlich darüber berichten.

Von unserer Denkschrift für die nicht-staatlichen Bibliotheken wurden bisher etwa 100 Exemplare versandt. Jetzt ist die Kommission dabei, Richtlinien über die Anstellungs- und Gehaltsbedingungen als Material für die politischen Parteien auszuarbeiten.

Zur gegenseitigen Unterstützung in Berufsfragen und zur gemeinsamen Vertretung bei Arbeiterratswahlen u. dergl. ist ein Zusammenschluß verwandter Frauenberufs-Organisationen wie Lehrerinnen, Sozialbeamtinnen, Krankenpflegerinnen, Aerztinnen, Juristinnen u. ä. geplant, dem auch wir angehören würden. Eine Vorbesprechung, an der Frl. Schwenke und Peiser teilnahmen hat bereits stattgefunden, und wir hoffen in der nächsten Nummer Näheres berichten zu können. Der Zusammenschluß soll sich über ganz Deutschland erstrecken.

Die Berliner Vereine des Bundes Deutscher Frauenvereine wollen sich gegenseitig beim Vorgehen in allgemeinen Frauenfragen unterstützen und auch gemeinsam Vorträge und Unterrichtskurse veranstalten. Nähere Auskunft in der Sprechstunde oder durch die 1. Vorsitzende.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (S.).

1919 **Mitteilungen** Nr. 4

der Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen

Geschäftsstelle Berlin W 35, Genthiner Strafse 13, I — E. V. — Sprechstunden Mittwochs $3^1/_2$—$4^1/_2$ Uhr

Verantwortliche Schriftleitung: J. Mühlenfeld, Berlin O 17, Stralauer Allee 17 c. — Beilage zu den „Blättern für Volksbibliotheken und Lesehallen" (Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig) Diese Beilage ist einzeln nicht käuflich.

Die Bücherei des Seeflugzeug-Versuchs-Kommandos Warnemünde.

Von Johanna Gantzer.

Im Jahre 1917 wurde bei dem Seeflugzeug-Versuchs-Kommando Warnemünde der Grundstock zu einer technischen Bücherei gelegt. Zur Zeit meines Dienstantrittes im Februar 1918 war der Bestand auf etwa 200 Bücher angewachsen. Die Anschaffungen waren bis dahin ziemlich willkürlich gemacht. Unter Mitwirkung der auf dem Flugplatz angestellten Herren wurde nun mit dem planmäßigen Aufbau der Bücherei begonnen. Zu der in- und ausländischen Literatur über Flugwesen, die von 1910 an möglichst vollständig gesammelt werden soll, kamen die grundlegenden Werke der Mathematik, Physik, Mechanik, Materialienkunde, Schiffbau, Motorenbau usw. Später stellte sich die Notwendigkeit heraus, einige allgemeine und bibliographische Nachschlagewerke, z. B. das Handbuch für Heer und Flotte, das Reichsadreßbuch, einen Atlas, den Hinrichs und ähnliches zu beschaffen. Für die Verwaltung des Flugplatzes mußten einige Bücher über Rechtswissenschaft und Staatswissenschaften, der Verwaltung und des Patentwesens, sowie die dienstlichen Bestimmungen des Reichs-Marine-Amtes eingestellt werden. Die Technischen Hochschulen lieferten ihre Vorlesungsverzeichnisse und diejenigen Dissertationen, die für das S. V. K. in Betracht kamen; ihre Bibliotheken wurden um Ueberlassung der gedruckten Kataloge gebeten. So kamen bis jetzt ungefähr 2000 Bücher, Zeitschriften und Sonderabdrücke zusammen. Im Jahre 1918 wurden annähernd 60 Zeitschriften gehalten; ihre Zahl ist 1919 durch die Beschränkung des Betriebes auf die Hälfte herabgegangen.

Für die ersten Wochen mußte ich mich mit den vorhandenen Katalogen behelfen, einem numerischen Verzeichnis, nach welchem die Bücher aufgestellt waren und einem unvollständigen und fehlerhaften Katalog auf Lippmann-Zetteln, ebenfalls nach der Nummer geordnet. Dieser wurde zunächst vervollständigt und zu einem brauchbaren alphabetischen Katalog umgeschaffen. Nach Lieferung der Formulare fing ich mit der ordnungsmäßigen Katalogisierung an. Das in festen Band gebundene Zugangsbuch ist nach dem üblichen Schema gestaltet. Der systematisch geordnete Standortskatalog wurde auf weißem Karton in Weltformat hergestellt. Die Leitkarten der einzelnen Abteilungen sind dazu verwertet, eine Uebersicht über die bereits besetzten Nummern der Gruppe zu geben. Die Signatur besteht aus 2 Buchstaben und einer Zahl. Für die Verzettelung wurde in der Hauptsache die Instruktion für Preußische Bibliotheken zugrunde gelegt. Bei der Wahl des Ordnungswortes richtete ich mich nach den von dem Bibliothekar Leyh aufgestellten Regeln. Von vielen Zeitschriften sind nur einzelne Nummern, oder Abschriften einzelner Aufsätze, ferner Abschnitte aus größeren Werken, Photographien einzelner Seiten und dergleichen in die Bücherei eingestellt. Diese wurden wie Sonderabdrücke verzettelt; zur leichteren Auffindbarkeit erhielten sie eine Verweisung unter dem Ordnungswort ihrer Herkunft. Von dem Druck eines Kataloges wurde aus Sparsamkeitsgründen abgesehen; bei dem schnellen Anwachsen der Bücherei wäre ein Druckkatalog auch sehr rasch veraltet. Um der Leserschaft einen Sachkatalog zur Verfügung stellen zu können, wurde mit der Herstellung eines solchen auf Lippmann-Zetteln und

seiner Vervielfältigung auf hektographischem Wege begonnen. Das Abschreiben und Hektographieren besorgt eine zu diesem Zwecke eingestellte Schreibhilfe. Die Zettel werden systematisch und innerhalb der Systematik alphabetisch geordnet. Die einzelnen Abteilungen sind durch farbige Zettel, die etwas größer als die Katalogzettel sind, von einander getrennt. Dieser Katalog ist noch in Arbeit. Bis zu seiner Fertigstellung ist ein mit der Maschine geschriebener Katalog, dem ein Verfasser-, Titel- und Sachregister beigefügt ist, den Lesern zur Verfügung gestellt.

Außer den Büchern besitzt die Bücherei etwa 300 Stück Firmendrucksachen, Preislisten und dergleichen, die alphabetisch nach dem Namen der Firmen aufgestellt und in einem Standorts- und einem Sachkatalog verzeichnet sind.

Die Bücher werden im allgemeinen gebunden gekauft. Die broschierten Bücher und die Zeitschriften bindet ein Rostocker Buchbinder, der mit eignem Material und eignen Maschinen auf dem Flugplatz arbeitet. Die Preise werden nach einem vereinbarten Tarif berechnet.

Die Bücherei wird im Verhältnis zu der kleinen Zahl der Leseberechtigten eifrig benutzt. Jeder Leser hat ein Konto, auf dem Signatur, Verfasser und Titel des Buches und das Datum der Entleihung eingetragen werden. An Stelle des Buches wird ein Ausleihkarton mit dem Namen des Entleihers eingestellt. Ueber den Empfang quittiert der Leser durch eigenhändige Unterschrift. Die Ausleihfrist ist unbegrenzt.

Leider ist die hoffnungsvolle Entwicklung durch die politischen Ereignisse unterbrochen. Bei der Unklarheit aller Verhältnisse läßt sich nicht im entferntesten sagen, wie sich ihr weiteres Geschick gestalten wird.

Berliner Vereinsnachrichten.

Am 11. 1. 19 sprach Frl. Nörenberg (V. B. Charl.) über die politischen Parteien. In kurzen prägnanten Zügen gab sie ein Bild von deren Entwicklung unter Anführung der bekanntesten Vertreter und der Stellung der Parteien zu den Hauptfragen der Gegenwart.

Der nächste Vereinsabend am 29. 3. war dem heimgegangenen Dichter Peter Rosegger gewidmet. Frl. Kienzl (Staats-B.) trug Dichtungen ihres Landsmannes vor, von denen die in steirischer Mundart besonders gefielen.

Am Sonntag den 25. 5. fand ein Tagesausflug statt, der in schöner Abwechslung mit dem Dampfer und zu Fuß uns von Erkner über Grünheide nach Woltersdorfer Schleuse brachte. Die Führung des gut gelungenen, vom Wetter begünstigten Ausflugs hatte Frl. Mahrenholz (V. B. Charl.) übernommen.

Im Frühjahr 1919 fanden die letzten preußischen Diplomprüfungen statt, zu denen noch Bewerber nach den alten Bestimmungen vom Jahre 1909 (nur 1 Praktikantenjahr) zugelassen wurden. Ein Examen war Mitte März, ein 2. Anfang April. Im Juni wurde noch eine 3. Prüfung abgehalten für solche, die am rechtzeitigen Erscheinen verhindert gewesen waren. Im Ganzen hatten sich 50 Prüflinge gemeldet. Es bestanden

im 1. Examen: Gretchen Ahlmann, Erna Dietrich, Martha Dzialas, Frieda Endell, Margarete Gebauer, Gerta v. Haken, Marianne Hauenstein, Gertrud Hatzky, Betty Heymann, Irene Klar, Klara Lehmann, Resi Oppenheimer, Anemarie Trisethau, Marianne Reinecke, Irene Schmundt, Elisabeth Schulz, Margarete Schwarz, Erika Specovius, Hildegard Stock, Elisabeth Vaders.

Im 2. Examen: Hildegard Braun, Paula Crone, Luise Fernholz, Lotte Floeter, Susanne Gummert, v. Balcke, Irmgard Huth, Susanne Keller, Hermine Kettler, Elisabeth-Charl. Koch, Eva Kuck, Anneliese Müller, Martha Sauer, Hildegard Schuhmacher, Ella Scotti-Menges, Irmgard Sprengel, Johanna vom Stein, Lena Wankel, Käthe Wünscher und 4 Herren.

Im 3. Examen: Katharina Biehl, Charlotte Grotrian, Maria Hamann, Hildegard Otto.

10 erhielten das Prädikat gut.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (S.).

1919 **Mitteilungen** Nr. 5

der Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen

Geschäftsstelle Berlin W 35, Genthiner Strafse 13, I — E. V. — Sprechstunden Mittwochs 3½—4½ Uhr

Verantwortliche Schriftleitung: J. Mühlenfeld, Berlin O 17, Stralauer Allee 17c. — Beilage zu den „Blättern für Volksbibliotheken und Lesehallen" (Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig)
Diese Beilage ist einzeln nicht käuflich.

Fortbildungskursus für bibliothekarisch arbeitende Frauen in Düsseldorf.

Um die bisher mehr auf Erwerb von rein wissenschaftlichen und Fachkenntnissen gerichtete Ausbildung der bibl. arb. Frauen nach der volksbildnerisch-sozialen Seite hin zu erweitern, beabsichtigt die Bezirksgruppe für den Rhein. Westf. Industriebezirk einen Fortbildungskursus für bibliothekarisch arbeitende Frauen einzurichten. Die Niederrheinische Frauen-Akademie in Düsseldorf hat sich bereit erklärt, die Abhaltung der Kurse zu übernehmen, vorausgesetzt, daß die aus der Teilnahme sich ergebenden Einnahmen die Unkosten decken. — Der Kursus soll in der Weise eingerichtet werden, daß an einem bestimmten Tage allwöchentlich 4 Vorlesungen von je einer Stunde (bezw. 2 Doppelstunden) abgehalten werden. Voraussichtliche Dauer ein Vierteljahr. Der Lehrplan ist in großen Zügen festgelegt, doch kann einzelnen Wünschen — sofern sie von allgemeinem Interesse sind — Rechnung getragen werden.

Da die Lebensfähigkeit des Kurses von der Zahl der Teilnehmerinnen abhängt, und nach dieser sich auch die Höhe des Teilnehmerhonorars richtet, bitten wir alle Kolleginnen, die eine Beteiligung beabsichtigen, möglichst bald der 1. Vorsitzenden Fräulein H. Schött, Düsseldorf, Deichstraße 14 davon Mitteilung machen zu wollen. Der Kursus soll voraussichtlich im Januar 1920 beginnen. Nachstehend bringen wir den vorläufigen Entwurf:

1. Allgemeine Volksbildungsfragen. — 2. Sozialpädagogik. — 3. Sozialethik. — 4. Jugendpflege. — 5. Volkstümliche Unterhaltungsabende. — 6. Volkstümliche Kunstpflege durch Ausstellungen. — 7. Propagierung guter Literatur. — 8. Jugendbüchereien und Kinderlesehallen. — Jungmädchenlektüre. Jugendlektüre mit Berücksichtigung der verschiedenen Altersstufen. — 9. Die öffentliche Bücherei und der werktätige Arbeiter. — 10. Die Ausleihe vom psychologischen Standpunkte aus. — 11. Die neuere Literatur aus dem sozialen Gebiet und wichtige soziale Zeitschriften. — 12. Populäre wissenschaftliche Literatur (Naturwissenschaft, Philosophie, Erdkunde, Geschichte, Technik). — 13. Moderne Bibliothektechnik. — 14. Die neuesten Strömungen in der Literatur. — Moderne Lyrik. — 15. Schundliteratur. — Filmwesen. — 16. Wanderbibliotheken und Beratungsstellen. — 17. Die öffentliche Bücherei und die Volkshochschule.

Abfindungssumme bei vorzeitigem Ausscheiden aus dem Dienst.

Im Verlag von Sommer, Berlin 1919 ist eine Denkschrift des Verbandes der deutschen Reichs-, Post- und Telegraphenbeamtinnen von Ernst Sommer erschienen: Abfindungssumme für Post- und Telegraphenbeamtinnen bei der Dienstentlassung wegen Heirat. Eine Dienstentlassung wegen Heirat kann freilich nach Artikel 128 der neuen Reichsverfassung nicht mehr stattfinden, da nach ihm „alle Ausnahmebestimmungen gegen weibliche Beamte beseitigt"

werden. Die Frage bleibt trotzdem akut, da die meisten Frauen bei der Heirat freiwillig aus dem Beruf ausscheiden werden. Wir empfehlen unsern Mitgliedern das äußerst instruktive Schriftchen, das auch aus unserer Vereinsbibliothek zu entleihen ist.

Für ein vorzeitiges Ausscheiden aus dem Dienste gibt es außer der Heirat noch viele andere stichhaltige Gründe, und so ist die Forderung der Abfindungssumme (Abkehrgeld) eine der brennendsten Tagesfragen, die von Männern und Frauen gemeinsam erhoben wird. Man erstrebt die Zahlung des Abkehrgeldes an alle Beamten und Angestellten, die aus nicht disziplinaren, zwingenden Gründen genötigt sind, den Dienst zu verlassen, ohne auf die erdiente Pension Anspruch zu haben. Wir machen unsere Mitglieder darauf aufmerksam, daß bei den Staats- und Kommunalbeamten und -Angestellten eine solche Bewegung bereits im Gange ist. Die Kommunalbeamten Groß-Berlins werden voraussichtlich gemeinschaftlich ein Abkehrgeld fordern. Eingehendere Auskunft über diese Angelegenheit ist bereit zu geben unser Mitglied Marie Nörenberg, Berlin-Friedenau Ringstr. 50.

M. Schwenke.

Aufruf.

Die Oeffentliche Lesehalle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, jetzt Berlin, Rungestr. 25 (früher Neue Schönhauserstr., dann Münzstr.) vollendet am 1. Januar 1920 das 25. Jahr ihres Bestehens. Ich bitte die Kolleginnen, die besonders in den ersten Jahren in der Lesehalle zur Ausbildung längere oder kürzere Zeit gearbeitet haben, mir freundlichst mitzuteilen, zu welcher Zeit sie in der Lesehalle waren, und in welcher Stellung sie jetzt wirken. Ich hoffe, daß meine Bitte noch viele erreicht und danke im voraus herzlich für jede Nachricht.

Bona Peiser.

Aus der Generalversammlung am 4. Oktober in Berlin.

Des beschränkten Raumes wegen folgen heute nur die wichtigsten Nachrichten. In den Vorstand wurden gewählt: 1. Vorsitzende Martha Schwenke, 2. Vorsitzende Gertrud Glaeser, geb. Bernewitz, 1. Schatzmeisterin Elise Färber und 8 Ausschußmitglieder. Die Anträge des Vorstandes wurden in der vorgeschlagenen Form angenommen. Die Aussprache über die Gehaltsverhältnisse ergab, daß die Verhandlungen über die Neuordnung in Groß-Berlin ziemlich weit gediehen, aber nicht abgeschlossen und daher noch nicht zur Veröffentlichung geeignet sind. Wir empfehlen trotzdem unsern Mitgliedern, uns bei ihren Verhandlungen zu Rate zu ziehen, damit wir ihnen mit geeigneten Unterlagen dienen können.

Wir bitten den Jahresbeitrag für 1919/20 möglichst umgehend auf unser Postscheckkonto Berlin Nr. 47831 einzuzahlen. Er beträgt für auswärtige Mitglieder, die keiner Ortsgruppe angehören, 3 M. für ordentliche und 2 M. für außerordentliche Mitglieder, für Groß-Berliner 5 und 4 M. Dazu kommt ein freiwilliger Teuerungszuschlag

bei einem Jahreseinkommen von	3600—4200 M.	3 M.
„ „ „ bis	4800 „	6 „
„ „ „ „	5400 „	10 „
darüber		20 „

Höhere Beiträge werden mit Dank angenommen.

Bewerbungen für die Stellenvermittlung sind zu richten an Frl. Margarete Friederichs, Berlin W 30, Kyffhäuser Str. 21. Beizufügen sind: Lebenslauf, Zeugnisabschriften und 2 M. zur Deckung der Portounkosten.

Verlag von Otto Harrassowitz Leipzig. — Druck von Ehrhardt Karras G.m.b.H. in Halle (S.).

1919 **Mitteilungen** Nr. 6

der Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen

E. V.

Geschäftsstelle
Berlin W 35, Genthiner Strafse 13, I

Sprechstunden
Mittwochs $4^1/_2$—$5^1/_2$ Uhr

Verantwortliche Schriftleitung: G. Glaeser, Neukölln, Berliner Str. 11. — Beilage zu den „Blättern für Volksbibliotheken und Lesehallen“ (Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig)
Diese Beilage ist einzeln nicht käuflich.

Jahresbericht 1918/19.

Verlesen auf der Generalversammlung am 4. 11. 19 in Berlin. (Etwas gekürzt, besonders sind die Berichte über die Tätigkeit der einzelnen Vorstands- und Ausschußmitglieder, die für die Allgemeinheit wenig Interesse haben, fortgelassen. Doch sei an dieser Stelle noch einmal allen Mitarbeiterinnen für ihre Mühe herzlich gedankt.)

Wir sehen auf ein unruhiges, arbeitsreiches Jahr zurück. Gleich im Anfang entstanden Schwierigkeiten dadurch, daß ein Teil des Vorstandes schwer an Grippe erkrankte und daher die Uebergabe der Aemter nicht rechtzeitig erfolgen konnte. Dann kam die Revolution und durch die Unmöglichkeit, an die nötigen Papiere zu kommen, verzögerten sich die gerichtliche Eintragung und die Eröffnung des neuen Postscheckkontos (von jetzt ab bleibt es immer dieselbe Nummer: Berlin Nr 47831). Durch das verspätete Zusenden der Zahlkarten konnten die Mitgliederbeiträge nicht rechtzeitig eingezogen werden, und es ist uns sogar nicht gelungen bis heute alle Beiträge zu erhalten. Die Mitglieder, deren Adresse schon seit langem nicht zu ermitteln war, haben wir aus der Liste gestrichen.

Die Zahl der Mitglieder beträgt jetzt:

Hauptverein	469	ordentl.	und	66	a. o. Mitgl.	zus.	535
Ortsgruppe Dresden . .	25	„	„	—	„ „	„	25
„ Hamburg . .	47	„	„	4	„ „	„	51
Bezirksgruppe d. rh. westf. Industriebezirks . .	83	„	„	5	„ „	„	88
zusammen	624	ordentl.	und	75	a. o. Mitgl.	zus.	699
(Im Vorjahr	560	„	„	70	„ „	„	630)

Die 2. Vorsitzende Frl. Mühlenfeld war durch ihre Grippeerkrankung bis Januar 1919 von Berlin abwesend. Wir wählten daher noch ein weiteres Mitglied hinzu: Frl. Anna Reicke. Leider mußte diese im Mai 1919 aus Gesundheitsrücksichten ihr Amt wieder niederlegen und an ihre Stelle wurde Frl. Margarete Friederichs gewählt.

Die wichtigste Vereinstätigkeit war wieder die Stellenvermittlung, die in den bewährten Händen von Frl. Seger lag. Sie wird über ihre Arbeit besonders berichten. Leider ist sie nicht in der Lage dies zeitraubende Amt beizubehalten. Sie hat sich aber bereit erklärt als 2. Stellenvermittlerin noch weiter mitzuhelfen.

Aus der inneren Arbeit des Vereins ist zu berichten, daß wir eine neue Geschäftsordnung ausgearbeitet haben. Von der Artikelfolge über die Bibliotheksausbildung für Frauen in unsern Mitteilungen wurden Sonderabdrücke hergestellt, die viel verschickt wurden. Die Sprechstunden fanden regelmäßig jeden Mittwoch von $^1/_2$5—$^1/_2$6 Uhr statt, wurden aber der schlechten Verkehrsverhältnisse wegen nicht in gleichem Maße in Anspruch genommen wie früher; dafür ist eine erhebliche Zunahme an schriftlichen Anfragen zu verzeichnen.

Als die Beamten der Straßburger Bibliothek unter besonders schimpflicher Behandlung vertrieben wurden, beteiligten wir uns an einer Sammlung für sie und konnten unsern dortigen Kolleginnen 465 M. überweisen lassen.

Wir wurden Mitglied der Gesellschaft für Volksbildung.

In diesem Jahr fanden folgende Vereinsveranstaltungen statt:

am 8. 12. 18 Vortrag von Frl. Dr. Elsbeth Schwenke: Was muß die Frau als Staatsbürgerin wissen? Außerdem Wahl zu den Kommissionen für wissenschaftliche und für Volks-Bibliotheken.

„ 11. 1. 19 Vortrag von Frl. Marie Nörenberg: Die politischen Parteien. Außerdem: Aussprache über die Schritte, die zur Verbesserung unserer Anstellungs- und Gehaltsverhältnisse unternommen werden können.

„ 29. 3. Roseggervortrag von Frl. Liesbeth Kienzl.

„ 25. 5. Tagesausflug von Erkner über Grünheide nach Woltersdorfer Schleuse unter Führung von Frl. Margarete Mahrenholz.

Außerdem fanden literarische Zusammenkünfte in kleinerem Kreise statt, von Frl. Liesbeth Kienzl ins Leben gerufen und geleitet. Die Veranstaltungen fanden viel Beifall, und sie sollen auch weiter stattfinden. Wer Lust hat, sich zu beteiligen, muß sich bei Frl. Kienzl melden (Staatsbibl.). Privatadresse: Wilmersdorf, Berliner Str. 10, Tel. Pfalzb. 5492.

Gleich in den ersten Tagen der Revolution machten wir eine Eingabe an das Ministerium für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung, in der wir um Berücksichtigung unserer Berufsvereinigung bei Neuregelung des Volksbildungswesens baten, haben aber keine Antwort erhalten. Auf der Generalversammlung des vorigen Jahres war eine Kommission zur Wahrung der Standesinteressen gegründet worden. Sie wurde auf der Mitgliederversammlung am 8. 12. 18 in zwei Abteilungen zerlegt, für wissenschaftliche und für Volks-Bibliotheken und durch Zuwahl ergänzt. Dabei wurde die alte Kommission f. Volksbibliotheken vom Jahre 1916 neu bestätigt. Die Mitglieder sind so gewählt worden, daß jede Bibliotheksart vertreten ist. Die beiden Kommissionen haben ihre Sitzungen gemeinsam abgehalten, da ihre Arbeit im Augenblick in der für beide Teile gleich wichtigen Aufgabe bestand: Die Gehalts- und Arbeitsbedingungen in unserm Beruf zu verbessern. Zu diesem Zweck wurde im Januar 1919 ein Gesuch an den Städtetag gerichtet und im März eine Denkschrift ausgearbeitet, die, in Folioformat gedruckt, den Kolleginnen an nicht-staatlichen Bibliotheken als Material bei Eingaben an ihre zuständige Behörde dienen sollte. Vergl. Mitteilungen Nr. 2.

Im Anfang des Geschäftsjahres standen die Wahlen im Vordergrund des Interesses. Wir haben daher auch unter unsern Darbietungen zwei politische Vorträge zu verzeichnen. Wir schlossen uns dem „Ausschuß Groß-Berliner Frauenvereine an zur Vorbereitung der Frauen zu den Wahlen zur Nationalversammlung“, der dann überging in den „Zusammenschluß der Berliner Bundesvereine des Bundes deutscher Frauenvereine“.

Während sich dieser Zusammenschluß nur auf allgemeine Fraueninteressen bezieht, soll eine Arbeitsgemeinschaft verwandter Frauenorganisationen, angeregt vom Verein der Sozialbeamtinnen, ein gemeinsames Handeln in Frauenberufsfragen ermöglichen. Die Verhandlungen sind noch nicht zum Abschluß gekommen. Wir werden in dem kleinen Arbeitsausschuß, der sich vorläufig gebildet hat, um die Satzungen u. dergl. festzulegen, von Frl. Bona Peiser vertreten.

Der Verein mittlerer Bibliotheksbeamter, zu dem ein Aufruf von Herrn Bibliothekssekretär Adrian-Bonn erfolgte, ist noch immer nicht fest gegründet, sodaß sich darüber nichts Näheres berichten läßt. Auf der Hamburger Tagung des Bundes Deutscher Frauenvereine wurden wir durch Frl. Hansen, der Vorsitzenden unserer Hamburger Ortsgruppe vertreten.

Im neuen Vereinsjahr hoffen wir die angefangenen Arbeiten weiterführen zu können und wünschen unserm Verein eine weitere gedeihliche Entwicklung.

M. Schwenke.

Bericht über die Stellenvermittlung 1918/19.

Von den 40 Stellenangeboten die uns während des Geschäftsjahres 1918/19 zugingen, bezogen sich 31 Angebote auf Dauerstellen, die übrigen auf nur zeitweise zu besetzende Posten. 20 Angebote konnten erledigt werden, 10 stehen noch auf der Liste, da Verhandlungen noch im Gange sind. 10 angebotene Posten konnte die Vereinigung nicht besetzen. Es handelte sich bei diesen Stellen entweder um vorübergehende Sommer-Vertretungen in Volksbibliotheken oder um Stellen in Städten, deren wirtschaftliche oder politische Lage zur Zeit besonders ungünstig ist.

Es meldeten sich bei der Vereinigung 58 Bewerberinnen. 18 erhielten Stellen, 18 meldeten sich wegen anderweitig gefundener Arbeit oder wegen Verheiratung wieder ab, 22 stehen noch auf der Liste.

5 zu besetzende Praktikantenstellen wurden gemeldet. Leider gelang es nicht, auch nur eine zu besetzen, obwohl 9 Anwärterinnen vorgemerkt waren. 2 Stellen stehen noch auf der Liste, 3 wurden anderweitig besetzt. Die Kolleginnen werden gebeten, die Behörden usw. darauf hinzuweisen, daß die Vereinigung sich auch mit der Vermittlung von Praktikantenstellen beschäftigt.

Neuanmeldungen der Stellensuchenden (auch für Praktikantinnen) sind mit Lebenslauf, den wichtigsten Zeugnisabschriften und 2 M. in Briefmarken (zur Deckung der Portounkosten) an die 1. Stellenvermittlerin Frl Marg. Friederichs, Berlin W. 30, Kyffhäuserstr. 21 I bei von Pirch zu senden.

Auf Angebote, die durch die Vereinigung an die Bewerberinnen gelangen, muß umgehend geantwortet werden. Bei Nichtbewerbung um eine angebotene Stelle sind die Gründe für die Ablehnung anzugeben, damit wir ein klares Bild von den Wünschen und Neigungen der Bewerberinnen erlangen.

Judith Seger.

Kassenbericht 1918/19.

Einnahmen.		
Uebertrag 1917/18	1429,49	M.
Uebertrag von Kriegsanleihe	1000,—	„
Neue Kriegsanleihe	600,—	„
Mitgliederbeiträge:		
a) ordentl. Mitglieder	2044,25	„
b) außerordentl. Mitgl.	128,30	„
Erlös aus Vereinsdrucksachen	49,—	„
Unterstützungsfonds	473,50	„
Stellenvermittlungsgebühren	67,25	„
Zinsen	76,—	„
	5867,79	M.

Ausgaben.		
Porti und Fahrgelder	437,93	M.
Schreibmaterial	547,70	„
Miete und Trinkgelder	147,—	„
Drucksachen und Vervielfältigungen	989,60	„
Vereinsbeiträge	90,25	„
Gerichtskosten	11,80	„
Büchersammlung	7,45	„
Stellenvermittlung	94,07	„
Spenden an die Straßburger Flüchtlinge u. d. Dresdener Ortsgruppe	595,—	„
Zeichnung der 9. Kriegsanleihe	573,—	„
Kassenbestand	773,99	„
Vereinsvermögen i. Kriegsanleihe	1600,—	„
	5867,79	M.

J. Graffunder.

Vorstand und Arbeitsausschuß für das Geschäftsjahr 1919/20.

1. Vorsitzende: Martha Schwenke, Charlottenburg, Droysenstr. 17. Städt. Volksbücherei Charlottenburg.
2. „ Gertrud Glaeser, geb. Bernewitz, Neukölln, Berliner Str. 11. Städt. Volksbücherei Neukölln.
1. Schatzmeisterin: Elise Färber, Karlshorst, Treskow-Allee 57a. Stadtbibl. Berlin.
2. „ Martha Hachfeld, Berlin W 50, Schaperstr. 34. Stadtbibl. Berlin.
1. Stellenvermittlerin: Margarete Friederichs, Berlin W 30, Kyffhäuser Str. 21 bei v. Pirch. Bibl. d. Statistischen Landesamts.
2. „ Judith Seger, Berlin W 57, Pallasstr. 24. Bibl. des Reichstags.
1. Schriftführerin: Therese Krimmer, Berlin NW 21, Alt-Moabit 83c. 26. Volksbibl. u. 1. St. Kinderlh. Berlin.
2. „ Gertrud Richter, Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 7. Berliner Anthropologische Gesellschaft.
3. „ Margarethe Becker, Berlin-Steglitz, Lutherstr. 18. Städt. Volksbücherei Schöneberg.
1. Beisitzerin: Annemarie Floeter, Berlin-Schöneberg, Feurigstr. 58. Preuß. Staatsbibl.
2. „ Hildegard Stock, Berlin W 50, Ansbacher Str. 50 bei Schön. Preuß. Staatsbibl.

Auswärtige Ausschußmitglieder:
- Julie Hansen, Hamburg 24, Mühlendamm, Oberaltenstift 88e. Oeffentl. Bücherhalle D. 1. Vors. d. Ortsgruppe Hamburg.
- Johanna Roth, Dresden, Albrechtstr. 34. Gehe-Stiftung. 1. Vors. d. Ortsgruppe Dresden.
- Helene Schoett, Düsseldorf, Deichst. 14. St. Bücher- u. Lh. 1. Vors. d. Bezirksgr. f. d. Rh. Westf. Industriebez.

Es wird gebeten Anfragen möglichst nicht an die Vereinsadresse, sondern an eine der oben angegebenen persönlichen Anschriften zu richten, da dann eine schnellere Antwort möglich ist.

Anmeldungen neuer Mitglieder sind an die 1. Vorsitzende erbeten, ebenso Anfragen, die sich auf die Besoldungsreform beziehen.

Die 1. Schriftführerin beantwortet die Berufsauskunftsfragen. Von ihr kann auch der Literaturnachweis für die Vorbereitung zum Diplomexamen 2. Aufl. 1913 (Preis 20 Pfg.) bezogen werden. Adressenänderungen der Mitglieder (auch Veränderung der Behörde) sind ihr sofort mitzuteilen, da ein Neudruck des gänzlich veralteten und vergriffenen Mitgliederverzeichnisses geplant ist.

Der Jahresbeitrag für 1919/20 ist möglichst umgehend auf unser Postscheckkonto Berlin Nr. 47831 einzuzahlen. Er beträgt für auswärtige Mitglieder, die keiner Ortsgruppe angehören, 3 M. für ordentliche und 2 M. für außerordentliche Mitglieder, für Groß-Berliner 5 und 4 M. Dazu kommt laut Beschluß vom 4. 10. 19 ein freiwilliger Teuerungszuschlag

bei einem Jahreseinkommen von	3600—4200 M.	3 M.
„ „ „ bis	4800 „	6 „
„ „ „ „	5400 „	10 „
darüber		20 „

Höhere Beiträge werden mit Dank angenommen.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (S.).





